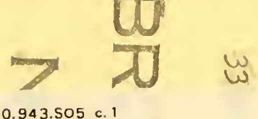
DIE DEUTSCHE VOLKSWIRTSCHAFT IM NEUNZEHNTEN JAHRHUNDERT

VON PROF. WERNER SOMBART







Werner Sombart

Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts

Von Georg Bondis Volksausgaben sind bisher erschienen:

Theobald Ziegler, Die geistigen und sozialen Strömungen Deutschlands im 19. und 20. Jahrhundert (Neue Auflage erscheint 1921)

Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts

Richard M. Meyer, Die deutsche Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts

Georg Kaufmann, Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert

Werner Sombart, Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert und im Anfang des 20. Jahrhunderts

Richard M. Meyer, Goethe (Biographie)

Gustav Ernest, Richard Wagner (Biographie)

Von Ernests „Richard Wagner" erschien auch eine bessere Ausgabe in größerm Format, ebenso ausgestattet wie die Beethovenbiographie desselben Verfassers

Die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert
und im Anfang des 20. Jahrhunderts

von

Werner Sombart



Volksausgabe: 21.—28. Tausend

Fünfte mit der vierten gleichlautende Auflage
Erschienen 1921 bei Georg Bondi in Berlin

DRUCK VON HESSE UND BECKER · LEIPZIG

Vorwort zur vierten Auflage

Zwischen dem Erscheinen der dritten und der vierten Auflage dieses Buches liegt der Weltkrieg, der mit einem Zusammenbruch der alten deutschen Volkswirtschaft geendet hat: der deutsche Wirtschaftskörper ist verstümmelt, der Geist des deutschen Wirtschaftslebens hat ein anderes Gepräge erhalten. Wie man sich auch die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft denken mag: daß die gerade Linie, die ihre Entwicklung darstellte, irgendwie gebrochen ist und in ihrer Richtung abgelenkt weiter verlaufen wird, dürfte nicht zweifelhaft sein. Die Aufgabe, die sich dieses Buch gestellt hatte: „zu zeigen, nicht nur woher die Fahrt kommt, sondern auch wohin sie geht", kann es in dem Umfange wie früher in Zukunft nicht mehr erfüllen. Sein Charakter hat sich mit den Veränderungen, die das Wirtschaftsleben erfahren hat, geändert: es ist jetzt ein rein historisches Werk geworden und hat dadurch an wissenschaftlicher Geltung jedenfalls insofern gewonnen, als es nun nicht mehr veralten kann: eine Gefahr, der es leicht ausgesetzt gewesen wäre, wenn es sich wie früher anheischig gemacht hätte, nicht nur das Vergangene, sondern auch die Entwicklungstendenzen des werdenden Neuen darzustellen. Das Buch ist jetzt eine Entwicklungsgeschichte der deutschen Volkswirtschaft, die ungefähr gerade mit dem Weltkriege abschließt, denn die meisten Ziffern sind über das 19. Jahrhundert hinaus bis zum Jahre 1910 oder 1912 geführt worden.

Aber hat ein solches rein historisches Werk in dieser Zeit der „grundstürzenden Neuerungen" überhaupt noch eine Daseinsberechtigung? Die lauten Stimmen, die heute in dem Lärm des Marktes den Ton angeben, verneinen es. „Los von der Vergangenheit", „los vom Historismus" ist das Schlagwort der Jüngsten und Lautesten. „Wir haben keine Ahnen, wir sind Ahnen", klingt es selbstbewußt aus ihren Reihen. Und gewiß ist der „Futurismus" eine starke, sehr heilsame, keineswegs auf den Bereich der Kunst beschränkte Bewegung, deren wir uns im Interesse unseres Volkstums und seiner Zukunft freuen wollen. Aber wir wollen uns auch der Begrenztheit und Einseitigkeit seiner Ideen bewußt sein. Wir wollen der simplen Wahrheit eingedenk bleiben und sie verkünden: daß auch der radikalste Revolutionär, will er im Gebiete der praktischen Gestaltung etwas Lebensfähiges schaffen, an die Vergangenheit in jedem Punkte anknüpfen muß. Wir wollen

eingedenk sein dessen, was die Einsicht in das Wesen der Kultur uns lehrt und was die geschichtliche Erfahrung uns bestätigt: daß politische Revolutionen insbesondere für den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung niemals viel bedeutet haben und niemals viel bedeuten werden; daß ein neues Wirtschaftssystem, wie ich es oft ausgesprochen habe, durch irgendeinen revolutionären Akt nicht eine Stunde früher zum Dasein gebracht wird als es auch ohne diesen, kraft der dem Wirtschaftsleben innewohnenden Triebkräfte und in dem Maße als seine Bedingungen erfüllt sind, gekommen wäre. Wir wollen immer wieder daran erinnern, daß es soziale Neubauten in einem alten Kulturlande niemals gegeben hat und niemals geben kann, daß es sich vielmehr immer nur um Umbauten handeln kann und daß die Zukunft immer nur eine veränderte Vergangenheit ist. Insbesondere wiederum im Gebiete der Wirtschaft sind selbst alle „revolutionären" Neuerungen stets nur allmähliche Umbildungen eines Stiles in den anderen: ich habe diese Zeiten der Umbildung die Spätepoche eines Wirtschaftssystems genannt, die mit der Frühepoche des nächstfolgenden zusammenfällt: in einer solchen Umwandlungsepoche haben wir vor dem Kriege gelebt und werden wir noch jahrzehntelang nach dem Kriege leben. Damals wie heute und in der nächsten und wahrscheinlich auch ferneren Zukunft herrschte und herrscht der Spätkapitalismus und Frühsozialismus, die dasselbe sind. Was sich verändert hat und vielleicht anders bleibt, ist die Gesamteinstellung: vor dem Kriege war die Grundeinstellung die kapitalistische und die Hälfte des Wirtschaftslebens war sozialistisch organisiert; in Zukunft wird — vielleicht — die Grundeinstellung die sozialistische sein und die Hälfte des Wirtschaftslebens wird kapitalistisch organisiert sein.

Wer aber diese Einsicht in die Kontinuität alles geschichtlichen Geschehens besitzt — und ich zweifele nicht, daß sie schon heute unter den denkenden Politikern verbreitet ist und daß sie bald wieder die Politik beherrschen wird —, dem muß auch daran gelegen sein, sich über den bisherigen Gang der Entwicklung zu unterrichten, der muß auch historisches Interesse haben. Ja, wenn ich recht sehe, wird gerade der Wirtschaftspolitiker und der, der es werden will, in der Zukunft sich mehr um die Vergangenheit kümmern müssen, als er es früher brauchte. „Früher" — das heißt: so lange die Leitung des Wirtschaftslebens der blind waltenden Interessenpolitik des einzelnen kapitalistischen Unternehmers überlassen war, hatte ja letzten Endes „das Spiel der wirtschaftlichen Kräfte" dafür Sorge zu tragen, daß alles ins

reine kam. Der Politiker hatte im Grunde nur die Schritte des Unternehmers zu verfolgen und etwa hier und da (meist nachträglich) leise Korrekturen anzubringen. Dazu bedurfte er keines weiten Überblicks und keines tieferen Einblicks in den Gang des Wirtschaftslebens, wie er allein aus einer Betrachtung geschichtlicher Abläufe erkannt werden kann. Anders werden die Dinge in Zukunft liegen. Wer aufbauen soll, wo nur Trümmer liegen, wer Wege einschlagen soll, wo bisher ungangbares Land lag, wer gar neuen Grundsätzen zum Leben verhelfen will, die die Volkswirtschaft beherrschen sollen: kurz wer wieder merkantilistische Politik, also wirkliche, das heißt schöpferische Wirtschaftspolitik treiben will, der kann nicht von Tag zu Tage leben, der muß wissen, wenn nicht gleich von dreitausend Jahren, so wenigstens von den letztverflossenen Zeitaltern sich Rechenschaft zu geben: sei es, um die Kräfte richtig abzuschätzen, mit denen er den Neubau ausführen will, sei es, um die Strukturverhältnisse und den Baugrund des Hauses kennen zu lernen, das er neu bauen will, um also die Schwächen und die Stärke der Lage richtig zu ermessen. Da in der Zukunft alles bedachter, alles bewußter, alles geplanter, alles gemachter in der „neuen Wirtschaft" sein wird, so wird man auch systematisch in der Vergangenheit nach Lehren für die Zukunft stöbern. Und darum — so paradox es klingt — wird die vergangenheitsverachtende Stimmung namentlich auch der studierenden Jugend bald wieder umschlagen in ein brennendes Interesse für geschichtliche Entwicklungsreihen — aus rein praktischen Erwägungen heraus.

Aber selbst das wage ich zu hoffen, daß es auch in dem neuen Zeitalter Leute geben wird, die eine reine, das heißt zwecklose Freude an der Erkenntnis haben werden. Und die deshalb die Darstellung einer abgelaufenen Geschichtsperiode wunschfrei auf sich wirken lassen werden, von der einzigen Absicht erfüllt, ein Bild von dieser Zeit in sich aufzunehmen: sei es, um (in philosophischer Betrachtung) zu erkennen, wie damals die ewigen, ehernen Gesetze, nach denen wir unseres Daseins Kreise vollenden, dieselben waren, wie heute; sei es, um (in historischer Betrachtung) des Unterschiedes inne zu werden, in denen das Gewand der früheren und der heutigen Zeit sich unseren Blicken darbietet. Denn diese Einsicht bleibt natürlich bestehen: daß jede Zeit wie jedes Land Sondergebilde hervorbringt, die nur ihnen angehören und die sich niemals in völliger Gleichheit wiederholen. Und welche Zeit wäre reicher an solchen Sondergebilden als das neunzehnte

Jahrhundert, zumal im Bereiche des Wirtschaftlichen! Ein Buch wie dieses, das die seltsamen Blüten, die das Wirtschaftsleben in dem vergangenen Jahrhundert getrieben hat, zu einem Strauße vereinigt, wird deshalb auch in der Zukunft vielleicht manchem willkommen sein, der gern Vergleiche anstellt zwischen dem früher und dem heute. Ihm wünsche ich, daß er dann nicht den Eindruck empfängt: die Deutschen seien von einem hohen glänzenden Gipfel in ein finsteres Tal hinabgestoßen, sondern daß er aus vollem Herzen überzeugt ist: wir seien aus dunkeln Tiefen in lichte Höhen emporgestiegen.

Mittel-Schreiberhau, 19. 9. 1919

Werner Sombart

Inhaltsverzeichnis



Erstes Buch: Vom deutschen Wirtschaftsleben vor hundert Jahren

Zweites Buch: Die Elemente des neuen deutschen Wirtschaftslebens

Drittes Buch: Die Genesis der modernen Volkswirtschaft

Anlagen

Erstes Buch: Vom deutschen Wirtschaftsleben vor hundert Jahren



Erstes Kapitel: Eine Reise durch Deutschland vor hundert Jahren

1. Wie man reiste

Das Reisen war Anno dazumal keine so einfache Sache wie heute. Wer nicht zu Fuß durch die Lande ziehen wollte, was der rüstige Wanderer, dem es nicht allzusehr auf die Zeit ankam, auch meistens vorzog, der mußte entweder bestiefelt und bespornt zu Pferde steigen oder er mußte den eigenen Klepper vor das Reisewägelchen spannen und selbst kutschieren oder endlich, wem alle diese Möglichkeiten der Translokation verschlossen waren, dem blieb das Äußerste: die Postkutsche. Und dieses Beförderungsmittel stellte wiederum nicht unerhebliche Anforderungen an die seelische und körperliche Beschaffenheit derer, die sich seiner bedienten. J. N. Hecht, der Bädeker jener Zeiten, rechnet zu den Erfordernissen eines „ordentlichen Passagiers" in erster Linie gute Leibeskonstitution und christliche Geduld. Namentlich galt es wohl diese zu üben. Und wer sie nicht hatte, konnte sie auf einer längeren Postfahrt nach Ansicht kompetenter Beurteiler recht wohl erwerben. „Wer keine Frau hat, folglich die Geduld weniger kennt," meinte einer der meistgereisten Männer jener Zeit (der Verfasser der „Papiere eines lachenden Philosophen"), „reise auf mein Wort nach dem Norden", nämlich von Deutschland, der bei den Reisenden besonders verrufen war. Etwas besser reiste man in Süddeutschland, und namentlich über die Zustände in den österreichischen Landen urteilte man weniger ungünstig. Insbesondere war der Postdienst exakter drüben an der Donau. Wie doch die Zeiten sich ändern!

Und die vielen Klagen über die Mühseligkeit des Reisens, die uns aus jedem Reisebericht der Zeit entgegentönen (und es gibt deren fast soviel in Buchform wie heute in feuilletonistischer Gestaltung „Reisebriefe"), erscheinen nur allzu begreiflich, wenn wir uns die Bedingungen anschauen, unter denen das Reisen vonstatten ging.

Die Wege! Du meine Zeit! War das eine Not! Nur auf ganz wenigen Strecken Chausseen oder gepflasterte Straßen. Im ganzen Königreich Preußen waren 1816 erst 523³/₈ Meilen Chausseen vorhanden (heute mehr als 10000 Meilen auf demselben Gebiet); davon drei Fünftel in Westfalen und Rheinland, während die Provinzen Pommern und Posen überhaupt

noch keine Chaussee hatten, Preußen immerhin schon 1 Meile. Die Regel also: Sand, Lehm, Rasennarbe, das heißt Staub im Sommer, Morast im Winter; tiefe Löcher; Stubben und Steine an allen Orten. Daher Berichte über Berichte von steckengebliebenen Wagen, gelegentlich sogar von Postknechten, die im Sumpfe erstickt waren. Oft genug wollte man die Wege gar nicht bessern. Die Posten und Frachtzüge sollten langsam durch ein Gebiet ziehen, damit Gastwirte und Handwerker recht viel an ihnen verdienten.

Und der Wege waren die Wagen würdig. Die Postkutschen waren eines der beliebtesten und ausgiebigsten Witzobjekte für den geistreichen Zeitungsschreiber jener Tage. Es lohnte wohl eine neugermanistische Doktorarbeit, in der die zahlreichen Stellen aus der zeitgenössischen Literatur zusammengetragen würden, die a) in witzighumorvoller, b) in gallig-ärgerlicher Weise von den Unzulänglichkeiten der Postwagen ihrer Zeit handeln. Ich erinnere nur an Lichtenberg: „Sie streichen die Postwagen (es waren offenbar die Taxisschen gemeint) rot an, als die Farbe des Schmerzes und der Marter, und bedecken sie mit Wachslinnen, nicht, wie man glaubt, um die Reisenden gegen Sonne und Regen zu schützen (denn die Reisenden haben ihren Feind unter sich, das sind die Wege und der Postwagen), sondern aus derselben Ursache, warum man denen, die gehenkt werden sollen, eine Mütze über das Gesicht zieht: damit nämlich die Umstehenden die gräßlichen Gesichter nicht sehen mögen, die jene schneiden." Ludwig Börne aber schrieb noch am Beginn des dritten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts seinen klassischen „Beitrag zur Naturgeschichte der Mollusken und Testaceen", die „Monographie der deutschen Postschnecke", worinnen er sagt: „Über Postwagen habe ich schon auf früheren Fahrten die besten satirischen Einfälle gefunden, doch sie alle wieder verloren. Mein Ideenmagazin ist zu klein und gibt mir keinen Platz, um Gedankenernten, die ich gleich verzehre und niederschreibend verarbeite, aufzuspeichern. Gedanken über Postwagen konnte ich aber nie gleich aufschreiben, da der Stoß dieser mit dem Anstoße zu jenen immer zusammenfiel."

Aber einen schier unerschöpflichen Born für allerhand Witz und Satire bildete das Tempo, in dem man mit der Post befördert wurde. Wer sich darüber unterrichten will, studiere die obgenannte Abhandlung Ludwig Börnes, in der sehr viele hübsche Geschichten erzählt sind. Die damaligen Journalisten trieben ihr Fach noch gründlich und mit vielem Eifer. So

fehlt es denn der „Monographie" unseres Gewährsmanns auch nicht an „statistischem Material"; der Autor selbst übersetzt Statistik des Postwagens mit „Stillstandslehre". Hier der Kursbericht einer Fahrt von Frankfurt nach Stuttgart. Die Fahrzeit betrug 40 Stunden; die Aufenthalte waren diese:

	Stunden	Minuten
In Sprendingen . .	—	12
„ Langen	—	50
„ Darmstadt . . .	—	45
„ Bickenbach . .	—	30
„ Heppenheim . .	1	15
„ Weinheim . . .	—	30
„ Heidelberg . . .	3	15
„ Nekargemünd . .	1	15
„ Wiesenbach . .	—	12
„ Sinzheim . . .	—	15
„ Fürfeld	—	30
„ Heilbronn . . .	3	10
„ Besigheim . . .	1	5
„ Ludwigsburg . .	1	—
Summa:	14 Stunden	44 Minuten.

Daß Börne nicht geflunkert hat, ersehen wir aus zahlreichen andern Berichten, die mit dem seinen übereinstimmen, und aus den Kursbüchern. Von Berlin nach Leipzig fuhr man anderthalb Tage, nach Breslau vier Tage, nach Königsberg eine Woche lang. Und daß alles in allem es von Berlin aus nicht anders sich reiste als von Frankfurt a. M. aus, ersieht man aus folgender Schilderung, die sich in den Jugenderinnerungen Ludwig Rellstabs findet:

„Man reiste in jener Zeit freilich etwas anders als jetzt. — Mit der ordinären Post (damals der gestempelte Ausdruck) fuhren wir von Berlin ab. Ein, was schon sybaritischer Luxus bei der ordinären Post war, bedeckter Wagen nahm uns auf. Die Sitze und Lehnen gepolstert, mit glattem Leder überzogen, der Wagen ohne Federn, zugleich in seinem Innern, im Hintergrunde, viele Gepäckstücke enthaltend, die mit zum Anlehnen benutzt wurden. (Auf Nebenstraßen gab es meist nur halb oder ganz unbedeckte Wagen.)

Man saß nicht allzu weich, doch für einen so jungen Reiselustigen, wie mich, wundervoll, und das starke Stoßen und Schütteln war mutmaßlich gesünder als die jetzige nervenbetäubende Zitterbewegung des Eisenbahncoupés. Einige Frist, Land und Leute kennen zu lernen, hatte man auch. Selten wurde im mäßigen Trabe gefahren, nur auf ganz ebener Chaussee; bei geringen Erhebungen der schwerfälligste Schritt. Die Fahrzeit bis Zehlendorf — wir nahmen unsern Weg über Potsdam nach Wittenberg — war drei Stunden; dort anderthalb Stunden Aufenthalt, weil auf jeder Station alles Gepäck gezählt und somit der ganze Postwagen umgeladen wurde. Daher gelangten wir denn, morgens um 8 oder 9 Uhr ausgefahren, auch am späten Abend schon wohlbehalten nach Belitz, dem Städtchen drei Meilen hinter Potsdam."

So konnte die Idee aufkommen, den Reisenden Wartegelder auszufolgen und nicht die Leidtragenden, sondern die Leichen selbst auf hochfürstlich Thurn- und Taxisschen fahrenden Postwagen zum Begräbnisse zu führen, „damit sie Zeit gewönnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Asche des Lebens nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müsse."

Was das Schneckentempo verschuldete, war nicht nur, wie Börne meinte, die Erwägung, daß der plötzliche Wechsel der Schritte von langsamen zu geschwinden und umgekehrt den Pferden schädlich sei, weshalb man, da man in Städten und Dörfern langsam zu fahren verpflichtet sei, auch auf der Landstraße den langsamen Schritt beibehalte. Es gab auch noch triftigere Gründe. Der unwegsamen Wege wurde schon gedacht. Dann aber mußten die unausgesetzten Zoll- und Oktroiplackereien viel Zeit wegnehmen. Ende des 18. Jahrhunderts wurden beispielsweise zwischen Dresden und Magdeburg noch 16, von Wertheim bis Mainz 7 Zölle erhoben, und ähnlich war es allerorten. Man wolle sich erinnern, daß bis 1803 sich noch über 300 Fürsten und Herren in die deutschen Lande teilten, die dann erst auf 38 zusammenschmolzen. Aber auch diese „achtunddreißig Monarchen" betrachteten Land oder Ländchen des Nachbarn noch (wie es in moderner Terminologie heißen würde) als „Zollausland", und der Schlagbäume gab es auf den deutschen Straßen fast so viele wie heute Telegraphenstangen. „Dagegen beschränken aber die Deutschen sich selbst um so mehr," klagt im Jahre 1819 Friedrich List. „Achtunddreißig Zoll- und Mautlinien in Deutschland lähmen den Verkehr im Innern, und bringen

ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie wenn jedes Glied des menschlichen Körpers unterbunden wird, damit das Blut ja nicht in ein anderes überfließe. Um von Hamburg nach Österreich, von Berlin in die Schweiz zu handeln, hat man zehn Staaten zu durchschneiden, zehn Zoll- und Mautordnungen zu studieren, zehnmal Durchgangszoll zu bezahlen. Wer aber das Unglück hat, auf einer Grenze zu wohnen, wo drei oder vier Staaten zusammenstoßen, der verlebt sein ganzes Leben mitten unter feindlich gesinnten Zöllnern und Mautnern; der hat kein Vaterland. Trostlos ist dieser Zustand für Männer, welche wirken und handeln möchten; mit neidischen Blicken sehen sie hinüber über den Rhein, wo ein großes Volk vom Kanal bis an das Mittelländische Meer, vom Rhein bis an die Pyrenäen, von der Grenze Hollands bis Italien auf freien Flüssen und offenen Landstraßen Handel treibt, ohne einem Mautner zu begegnen."

Und der geplagte Reisende, der mehrere dieser souveränen Reiche durchquerte, hatte nicht nur unausgesetzt sich mit den Zollwächtern herumzuschlagen: was ihn zur Verzweiflung bringen mußte, waren die Plackereien mit den hunderterlei Münzen, die es immerfort zu wechseln galt. Wer sich für die bunte Welt der deutschen Numismatik im Anfange des 19. Jahrhunderts interessiert und nicht irgendein langweiliges Fachbuch nachschlagen mag, den verweise ich auf die Kapitel in dem noch heute stellenweise lesbaren Buche des schon genannten „in Deutschland reisenden Deutschen". Sie finden sich im vierten Bande seiner gesammelten Werke. In Summa: Kein Wunder, wenn der nervöse Reisende à la Börne, der einige Tage solcherweise gemartert war, ausrief: „Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Öffnung groß genug, mich durchzulassen, da ich ganz geschwollen bin vor Wut."

Und auch wenn er ausruhte von den Strapazen und nicht gerade bei guten Freunden einkehrte, hatte er nicht viel Erfreuliches zu erfahren. Gasthäuser und Herbergen waren höchst dürftig. Ich erinnere mich aus der Reisebeschreibung eines braven Landpastors, der in Halle ein paar Tage blieb und aus dem Schimpfen über schlechte Verpflegung nicht herauskommt: wie er es besonders unangenehm empfindet, daß die Zimmer seines Gasthofs unmittelbar auf den Richtplatz hinausgehen, auf dem in Entfernung von wenigen Schritten die Letztgehenkten noch im Winde baumeln. So daß man es vielfach vorzog, nachts zu reisen; wohl mehr als heute, schon wegen der längeren Reisedauer.

„Wir fuhren allein im dunklen
Postwagen die ganze Nacht.“

Aber freilich: man erlebte auch mehr auf einer solchen Reise. Sie war selber ein Erlebnis. Man nahm langsam die Eindrücke auf; bewegte, was man beobachtete, in seinem Innern, und statt im Depeschenstil auf Ansichtspostkarten berichtete man an die Lieben daheim in ausführlichen Briefen; statt Dreispalten-Feuilletons im „Tag“, flüchtig im D-Zuge hingeworfen, legte man nach einigen Monaten der Sammlung seine Erfahrungen in einem stattlichen Bande nieder. Heute schreibt einer ein Buch höchstens über eine Reise durch Sibirien oder Afrika. Aus der damaligen Zeit haben wir ganze Reihen von Bänden mit Beschreibungen einer Reise nach Rügen; von Berlin nach Dresden; Wanderungen in Brandenburg oder sonst einem eng umschriebenen Fleckchen von Deutschland. Das brachte die Technik der Nachrichtenbeförderung und der Nachrichtenpublikation so mit sich.

Wie innig aber empfand der Reisende die Natur, durch die er fuhr oder ritt oder wanderte! Wie nahe war sein Verkehr mit Leuten aller Stände! Ein hübsches Stimmungsbild gibt eine Stelle in Johann Friedrich Zöllners „Reise durch Pommern“ (1797):

„Bis hierher fuhren wir die Nacht hindurch und wurden dicht vor dem Dorfe aus unserem Morgenschlummer sehr angenehm durch die Empfindsamkeit unseres Postknechts geweckt. (Empfindsamkeit: ein beliebtes Wort in jener Zeit, man erinnere sich des bekannten Buches Sternes, das 1768 übersetzt war und auf Anraten Lessings den Titel Yoriks empfindsame Reise erhalten hatte; 1776 Mosers Satire ‚Für die Empfindsamen‘; 1776 Goethes ‚Triumph der Empfindsamkeit‘ usw.) Neben dem Amtshause steht ein Turm mit einem Gemäuer von antikem Ansehen. Diesem gegenüber hielt der Ehrenmann still und blies ein hübsches Stückchen auf seinem Horn. Von dem Gemäuer her wiederholte das Echo jeden Satz seines Stückchens vollständig und deutlich. Er wechselte mit kürzeren und längeren Abschnitten und beobachtete die Zeit, welche der Widerhall nötig hatte, so richtig, daß wir die seltene Schönheit dieses Echos ganz genossen. Vorzüglich freut's mich, daß er bei dem allen kein Wort sprach, um sich unseres Beifalls zu versichern, sondern sich seinem Gefühle und uns dem unsrigen ganz überließ. Auch beobachtete er eine gewisse Steigerung, die mich überzeugte, daß er viele Versuche angestellt haben müsse, ehe er sich selbst genug tat; und nach etlichen Minuten fuhr er schweigend und langsam der aufgehenden

Sonne entgegen. Als wir ihm beim Abschied sein Trinkgeld für diese Szene erhöhten, sagte er mit einem zufriedenen Lächeln: ,Ja, es ist ein herrliches Echo!'"

* *

*

2. Was man auf einer Reise erlebte

Ich denke mir nun, liebe Leserin, daß wir zusammen zu wiederholten Malen in der geschilderten Weise durch die verschiedenen Gaue des deutschen Vaterlandes gewandert, geritten und gefahren sind: empfindsamen Gemütes und offenen Auges für alles, was sich dem Schauenden darbot. Nicht also wie Madame de Staël, die eigentlich nichts von Deutschland sah, desto mehr aber las und hörte, und darum natürlich die Hauptsache nicht erfuhr.

Ich stelle mir weiter vor, daß wir unsere Eindrücke zunächst einmal ganz oberflächlich durch eine Niederschrift festlegen, so wie sie uns gekommen sind, höchstens belebt und verstärkt durch einige Angaben, wie sie die üblichen geographischen Handbücher bieten; und daß wir erst, wenn wir zu Hause wieder hinter dem wärmenden Ofen sitzen, die Reiseeindrücke ordnen und durch ein gründliches Studium volkswirtschaftlicher Werke zu vertiefen suchen. Wir werden dann sehen, ob wir gut beobachtet haben.

Daß wir unsere Reise mit einem ausgesprochenen Interesse für die ökonomischen Dinge und was damit engstens zusammenhängt unternehmen, versteht sich wohl von selbst. Sonst müßten Sie sich schon einem Naturforscher oder Literaten oder einem Antiquar anvertrauen, was Sie aber gewiß nicht mögen.

Mochte das Reisen mühevoll sein: langweilig war es gewiß nicht. Und wenn man sich die Zeit durch Zeitunglesen wie heute nicht vertreiben konnte, so brauchte man's auch nicht. Denn schon auf der Landstraße spielte sich in halbwegs bevölkerten Gegenden ein buntes Leben ab.

Da hatte zunächst das Reisen selber eigenartige Industriezweige erzeugt; allen voran den Bettel, der namentlich nach den Feldzügen in den 1820er und 1830er Jahren sehr beträchtlich anwuchs. Bettel in allen Formen, oft auch mit allerhand Schaustellungen und Darbietungen durchsetzt. Etwa wie heute, wenn man von Neapel nach Pompeji fährt.

Aber auch so vieles Volk, das seinen Geschäften nachhängt, treffen wir auf der Landstraße an: „Hier geht

> Der sorgenvolle Kaufmann und der leicht
> Geschürzte Pilger — der andächt'ge Mönch,
> Der düstre Räuber und der heitre Spielmann,
> Der Säumer mit dem schwer beladnen Roß,
> Der ferne herkommt von der Menschen Ländern,
> Denn jede Straße führt ans End' der Welt!"

Und auf den Landstraßen vor allem die schweren Lastwagen, mit Planen bedeckt, oft in langen Zügen einer hinter dem andern. Zwischendurch den flinken Handwerksburschen und den von Dorf zu Dorf ziehenden Hausierer mit seinem Pack auf dem Rücken.

Sie fragen, was die eigentümlichen hölzernen Gestelle zu bedeuten haben, die neben der Landstraße aufragen und ihre Arme gespenstig in die Nebel emporstrecken. Es ist der optische Telegraph, den Sie beobachtet haben. Hier die näheren Angaben darüber nach Geistbeck: Erst dem französischen Ingenieur Claude Chappe (1792) gelang es nach mehrjährigen, von seinen Brüdern unterstützten Versuchen, brauchbare optische Telegraphen herzustellen. Ihr Wesen bestand darin, daß drei Balken an einem weithin sichtbaren Orte an ein Gestell derartig befestigt waren, daß sie, in vielfachen Kombinationen zusammengestellt, eine große Zahl bestimmter Zeichen geben konnten. Die Beobachtung und Nachbildung eines Zeichens erforderte unter günstigen Umständen 20 Sekunden. Von Toulon nach Paris (etwa 300 km) brauchte ein Zeichen 20 Minuten. Die erste derartige Linie wurde 1794 zwischen Paris und Lille vollendet. Nach und nach aber wurden in Frankreich Linien von 5000 km Länge hergestellt, die sämtlich in Paris zusammenliefen. Andere Länder folgten bald mit ähnlichen Einrichtungen, so England, Schweden, Dänemark, Preußen usw. Die bedeutendste derartige Telegraphenlinie in Deutschland war die von Berlin nach Köln.

Der optische Telegraph litt übrigens an dem Fehler so vieler Menschen: er versagte in dem entscheidenden Momente; bei Nacht und Nebel, Regen und Schnee war natürlich eine Beförderung von Nachrichten unmöglich.

Bunt wie das Bild, das sich auf der Landstraße selbst bot, war die Landschaft ringsumher, durch die die Reise ging. Und so ganz anders als heute. Noch, möchte ich sagen, naturwüchsig, zufällig entstanden, mit allen Unregelmäßigkeiten einer empirischen Kultur behaftet.

Noch führt der Weg zwischen unregelmäßig gepflanzten Baumreihen hindurch, durch malerische Hohlwege hin, in die der blühende Schlehdorn hineinragt; durch Bäche und Flüsse oder über halbzerfallene Brücken, aus deren

Quadern Moos und Gräser wachsen. Die Landschaft ist oft durchsetzt mit Sumpf und Moor, aus denen heraus die Frösche quaken oder die Rohrdommel ihren Ruf ertönen läßt. Oft genug unterbricht ein Steinbruch, eine Sandgrube das Einerlei; und am Rande des Weges steht ein Busch, in dessen Schatten der Wanderer rasten kann, oder mitten im Felde ein Hag, in dessen Sträuchern die Singvögel nisten. Die Heckenrose aber schlingt ihre Zweige um altes Gemäuer, von dessen Ursprung niemand weiß, und dessen Zweck von niemand gekannt wird. Es hat noch so vieles in der Landschaft „keinen rechten Zweck"!

Eine Eigenart, die dem Reisenden auffallen muß, ist der Reichtum an Heide- und Weideland und Herden. Nicht nur mächtige Schafherden begegnen dem Wanderer auf Schritt und Tritt: ebensooft stößt er auf Herden von Gänsen, Schweinen, Ziegen, auf weidende Pferde und Rinder.

Die Ackerflur sieht wie ein Schachbrett aus: in winzig kleinen Streifen liegt Ackerlos neben Ackerlos, nur daß alle aneinandergrenzenden Streifen die gleiche Frucht tragen oder gleicherweise unbestellt geblieben sind. Was das Bild der Feldflur in der Sommerszeit zu einem besonders bunten macht, sind die vielen blauen und gelben Flecke, mit denen die wogenden Kornfelder durchsetzt sind: die Flachsbeete und die Rapsfelder.

Und viel häufiger als heute nimmt ein Wald den Wanderer in seinen Schatten auf. Die uralten Baumriesen sind noch nicht gefällt; das Unterholz wächst noch wild durcheinander mit allerhand „nutzlosen" Sträuchern, den „Forstunkräutern", wie man die malerischen Schädlinge heute nennt. Der Wald spielt noch eine ganz andere Rolle im Leben des Volkes, das ihn mit seinen Sagen und Märchen bevölkert und ihn oft als einzige Quelle des Lebensunterhaltes betrachtet. Die alte deutsche Kultur, wie sie am Anfang des 19. Jahrhunderts noch in den Grundzügen erhalten ist, war recht eigentlich dem Walde entsprossen; der murmelnde Bach, der rauschende Eichbaum sind die Sinnbilder des deutschen Gemütslebens, das just in jenen Tagen, in denen wir im Geiste die deutschen Lande durchstreifen, die wundersame „blaue Blume" der Romantik trieb. Das Sinnige, das Zarte, das Schaudervolle, der tiefe Zug zur Sentimentalität und was sonst noch den Deutschen von allen anderen Nationen unterscheidet: im Walde hatte es seinen Urgrund, in dem ungepflegten, wildgewachsenen Walde, in dem die Vögel im Frühjahr in den Büschen sangen, in denen die Nebel im Herbste über die Lichtungen zogen.

Aber im Walde wurzelte auch die materielle Kultur der nordischen Länder, ehe denn das Eisen und andere unorganisierte Materie eine neue Kultur ins Leben riefen. Das mußte schon dem deutlich zum Bewußtsein kommen, der aufmerksam durch die Lande zog. Allerorts stieß er auf kleine Leute, die Reisig, Beeren, Streu und andere Erzeugnisse des Waldes sammelten. Die Schweine des kleinen Mannes suchen die Eicheln als Futter, seine Kuh und seine Ziegen grasen am Waldesrande. Aus den Holzbeständen aber nimmt er das Material für die gewerblichen Erzeugnisse, die er auf Messen und Märkten feil hält: allerlei Schaufeln und andere Geräte, Bütten, Pantinen, Schnitzwerk vielerlei Art. Und auch dem Handwerker in der Stadt liefert der Wald den meisten Rohstoff: die Lohe und das Holz. Hölzern war denn auch die Kultur unserer Vorfahren. Holz die Feuerung; aus Holz die Häuser, aus Holz die Brücken und Stege, aus Holz die tausend Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, bei deren Herstellung namentlich der Böttcher beteiligt war, und die wir heute oft nur dem Namen nach kennen: die hölzerne Badewanne, die hölzernen Milch- und Bierkannen, das hölzerne Waschfaß, der hölzerne Wassereimer, die hölzerne Feuertonne, die hölzernen Pökel- und Bierfässer. Viktor Hehn hat schon einmal in seiner geistreichen Art den Artunterschied zwischen Süden und Norden auf den Gegensatz von Stein und Holz zurückgeführt. Und sicherlich war dieser Gegensatz für die Zeit vor hundert Jahren noch mehr entscheidend als heute in einer Zeit, die alle nationalen und lokalen Unterschiede zu verwischen im Begriffe ist.

Wie sehr aber die ganze materielle Kultur damals auf dem Walde ruhte, das mußte sich dem Beobachter noch deutlicher einprägen, wenn er die Wahrnehmung machte, daß auch zahlreiche gewerbliche Erzeugnisse, die nicht aus Holz selbst hergestellt wurden, doch des Holzes zu ihrer Anfertigung benötigten; allen voran das Eisen, das man vermittels der Holzkohle aus den Erzen schmelzte und ebenso weiter verarbeitete, dann das Glas, das Porzellan u. a. Viel mehr als heute müssen wir uns industrielle Anlagen (kleinen Umfangs) über das Land zerstreut, aber namentlich inmitten des Waldes, am rauschenden Waldbach (dessen Kraft man nutzte, ehe der Dampf seine Alleinherrschaft errang) gelegen denken. Wir haben eine hübsche Schilderung eines solchen idyllischen Eisenwerks aus jener Zeit, die Sie, verehrte Freundin, sicherlich oft zitiert haben, ohne darauf zu achten, daß uns in ihr das typische Bild der alten Eisenindustrie überliefert ist:

„Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier;
Das Mühlrad, von der Flut gerafft,
Umwälzt sich für und für;
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hammer Schlag,
Und bildsam von den mächt'gen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen."

Aber auch wenn wir in ein Dorf einfahren, vernehmen wir von gewerblicher Tätigkeit noch mehr als heute: wir sehen die Bäuerin spinnen, hören das Weberschiffchen klappen, finden den Bauern hinter Hobelbank und Schraubstock oder an der Lohgrube beschäftigt und Schuster und Schneider bei den Bauern zu Gaste. Unsere Studien werden uns belehren, daß diese Wahrnehmungen nicht auf Täuschung beruhten, auch keine zufälligen gewesen waren.

Und die Dörfer selbst, wie schauten sie aus? Das wäre ein interessantes Kapitel für sich, davon zu erzählen, aber es würde doch wohl allzu lang ausfallen. Denn was das Eigenartige jener früheren Zeit ist, sind gerade die Unterschiedlichkeiten in der Anlage der Dörfer und in der Bauart der Häuser. Ein wenig ist ja davon auch heute noch erhalten: der Niedersachse und der Oberbayer siedelt in einzelnen Höfen, der Schwabe, der Thüringer, der Schlesier und andere Stämme wohnen in Dörfern zusammen, heute wie damals. Aber doch sind die charakteristischen Typen der Häuser mehr und mehr verschwunden: Stroh und Schindeln sind durch Ziegel und Schiefer verdrängt, und das Stadthaus erobert sich auch die Dörfer. Vor hundert Jahren können wir die Kulturzonen, die Stammesgebiete, die Siedelungsgrenzen scharf nach dem Typus der Bauernhäuser unterscheiden, die im niedersächsischen, im alemannischen und im thüringischen Hause ihre prägnantesten Formen aufweisen. Wer sich über diese Dinge näher unterrichten will, findet den erwünschten Aufschluß in einem Buche Friedrich von Hellwalds, Haus und Hof (1. Aufl. 1888). Und daß in diese lokal gefärbten Häusertypen der früheren Zeit die landschaftlich verschiedenen Volkstrachten gehören, versteht sich von selbst. Über sie wird der Leser schon mehr wissen, als ich ihm sagen könnte.

Kleinere Städte gab es eine ganze Menge; ich werde später einige Ziffern mitteilen. Aber was viele von ihnen von größeren Dörfern unterschied, war oft nur die andere Verwaltung. Wirtschaftlich trugen zumal die kleineren unter ihnen alle noch einen halb ländlichen Charakter; heißt:

die Bevölkerung lebte zum guten Teile von Landwirtschaft und Gartenbau. Wir würden heute sagen: die meisten waren Landstädtchen, etwa nach Art des Städtchens, in dem die Eltern Hermanns ihren Gasthof hielten. Sie erinnern sich gewiß der Schilderungen aus „Hermann und Dorothea" und nicht zuletzt der Verse:

„Heil dem Bürger des kleinen
Städtchens, welcher ländlich Gewerb und Bürgererwerb paart."

Da haben Sie den Typus der kleineren und wohl auch vieler mittleren Städte jener Zeit!

Meine Absicht ist, den Leser möglichst wenig mit Zahlen zu plagen. Trotzdem werden Sie hie und da einigen „statistischen Angaben", wie wir das in unserer geschraubten Amtssprache nennen, nicht entgehen können; ich will aber versuchen, immer nur Ziffern mitzuteilen, die auch dem nicht verbildeten Verstande auf den ersten Blick einleuchten. Also hören Sie: Im Anfang des Jahrhunderts (1802/1803) wurden in den Städten des preußischen Staates noch 63486 Scheunen (und Packhäuser) ermittelt. Sie sehen: das läßt auf ausgedehnten Landwirtschaftsbetrieb der Städter schließen. Ferner gab es in den damaligen Städten noch 14088 „wüste Stellen". Beispielsweise gab es in den Städten des Breslauer Departements noch 4400 Scheunen und 5492 Stallungen, in denen des Glogauer 1796 Scheunen und 4074 Stallungen usf. So darf es uns denn auch nicht in Erstaunen setzen, wenn wir erfahren, daß die Städte im preußischen Staate in den Jahren 1801/02 noch 10,5 Millionen Taler aus dem Ackerbau und beinahe 7 Millionen Taler aus der Viehzucht gewannen.

In den kleineren und mittleren Städten herrschte das Fachwerkhaus noch durchaus vor; im ganzen preußischen Staate gab es im Anfang des Jahrhunderts erst 24643 massive Häuser von insgesamt 1454475 Häusern oder Feuerstellen, d. h. etwa 17 vom Tausend. Aber auch das Stroh- und Schindeldach war, namentlich im Osten der Elbe, keineswegs schon in den Städten völlig ausgestorben. So wurden beispielsweise in den Städten des Posenschen Departements neben 1350 Häusern mit Ziegeldächern 20393 Häuser mit Stroh- und Schindeldächern gezählt; in den Städten des Breslauer Departements betrugen jene 7425, diese 20342, und selbst im Paderbornschen wiesen die Städte noch 1588 Stroh- und Schindeldächer neben 3443 Ziegel- und 204 Schieferdächern auf.

Weimar war zu Goethes späterer Zeit erst ein Städtchen von 8000 Ein-

wohnern, die in 800 Häusern wohnten. Die Häuser waren also klein: sie beherbergten höchstens zwei Familien. Einige Häuser waren noch mit Stroh abgedeckt, die meisten mit Schindeln. Meist waren es recht billige Bauten: 150 von ihnen kosteten rund je 200 Taler, andere 150 je 400 Taler. Einen Wert zwischen 10 und 20000 Talern hatten nur vier Privathäuser.

Aber auch in den größeren und größten Städten sah es noch viel weniger „städtisch" aus als heute. Die meisten deutschen Städte hatten sich im Anfang des Jahrhunderts über ihren Umfang, den sie im späteren Mittelalter erreicht hatten, kaum erweitert. Jedenfalls lagen außerhalb der alten Stadtmauern, die noch größtenteils standen, nur zerstreute Häuser inmitten von Gärten und Feldern. Ja, Gärten und Felder reichten häufig genug bis in die Mitte der Stadt hinein. Denken Sie sich also Breslau innerhalb des Stadtgrabens, der den Festungswall bildete. Als der General Tauentzien starb, bat er sich aus, fern von allem städtischen Getriebe, draußen vor den Toren der Stadt beigesetzt zu werden. Sie wissen: sein Monument steht jetzt inmitten der Stadt, umflutet von dem Getümmel regsten städtischen Verkehrs.

Und wie sah es selbst in der größten (im heutigen Sinne reichs-)deutschen Stadt — Berlin — aus, das im Jahre 1800 annähernd 200000 Einwohner zählte (1800 = 172023; 1804 = 182157)! Es wird Sie interessieren, den Bericht eines Zeitgenossen zu vernehmen, der Wien und Berlin miteinander vergleicht. Wien hatte schon damals eine ganz andere Kulturhöhe erreicht als Berlin, auch wenn es nach heutigem Maßstabe doch nur gering entwickelten Komfort aufwies. Der Berichtende ist der Kriegsrat von Cölln; sein Vergleich stammt aus dem Jahre 1800 und lautet in seinen charakteristischen Stellen also:

„Wien liegt in einem fruchtbaren Garten, von hohen Bergen umschlossen, unter denen der Schneeberg in Steiermark (6—8 Posten von Wien) sein stets beschneites Haupt majestätisch emporhebt.

Berlin liegt dagegen in den Sandwüsten Arabiens; man mag nun hineinkommen, von welcher Seite man will, aus Ost oder West, aus Süd oder Nord, so wird man von den keuchenden Postpferden in einem Sandmeer fortgeschleppt; im Sommer brennt die Sonne auf diesem Sande doppelt stark und einige von Raupen abgefressene Kiefernstämme geben den einzigen dürftigen Schatten, der zu finden ist. Von Bergen findet das Auge weit und breit keine Spur, und wo man etwa Wasser findet, da ist es ein Sumpf, um den eine Schar von Kiebitzen ihren angenehmen Gesang erhebt. Was

man auf den Feldern erblickt, sind einzelne Kornhalme, deren Samen hier die Vögel verloren zu haben scheinen.

Noch interessanter wird die Szene, wenn sich ein Sturm erhebt, denn da kann man ganze Felder mit Frucht und Samen in der Luft wirbeln und an einem anderen Orte wieder niederlegen sehen. Jetzt sind zwar Kunststraßen gebaut, aber ihre dürftige Nachbarschaft ist geblieben.

Man freut sich, wenn man endlich die Turmspitzen von Berlin erblickt; jetzt kommt aber nahe an der Barriere dem Reisenden ein pestilenzialischer Geruch entgegen, denn die Berliner laden allen ihren Unrat nahe vor den Toren ab; an der Straße von Frankfurt ist es auch damit noch nicht genug; sondern hier hat der Schinder selbst seine Werkstätte aufgeschlagen: Jeder kann sich also vorstellen, welch ein liebliches Gemisch von Gestank die Exkremente von Berlin und das Aas der krepierten Haustiere dem Reisenden hier entgegenduften.

Hat man im Tore die unleidliche Revision der Akzisebeamten überstanden und dem wachthabenden Offizier seine hundert Fragen beantwortet, damit er die öffentliche Neugierde befriedige (denn zu weiter dienen sie nichts), so sieht man sich in die Mitte ärmlicher Hütten, Wiesen und Felder versetzt (es wäre denn, man passierte in die Tore der Friedrichsstadt ein), oft sieht man aber nichts, denn der kleinste Zephir erregt einen so unerträglichen Staub, daß man die Augen fest zudrücken muß.

Wien hat keinen Palast oder ein öffentliches Gebäude aufzuweisen, welches man mit dem Schlosse, oder mit dem Opern- und Zeughause, mit dem Heinrichschen Palais und anderen in Berlin zusammenstellen könnte. Mit einem Wort: Wien ist in Rücksicht der Bauart, der Regularität und Breite der Straßen mit Berlin gar nicht zu vergleichen und wird dadurch weit übertroffen. Dennoch hat Wien einen Vorzug auch in dieser Hinsicht, den man in Berlin völlig vermißt. Das Pflaster ist in Wien aus Quadersteinen ausgeführt und man findet hier keine stinkenden und unreinen Rinnsteine, wie in Berlin, da diese dort sämtlich verdeckt sind. Es ist schändlich, wie wenig in diesem Punkte in Berlin von der Polizei geschieht. In die Rinnsteine leert man die Nachtstühle und allen Unrat der Küche aus und wirft krepierte Haustiere hinein, die einen unleidlichen Gestank verbreiten. In Wien sind die Straßen so rein, wie die Gänge eines weitläufigen Hauses. Unaufhörlich fahren Wagen umher, die allen Unrat aufladen, andere, auf denen sich große Wasserfässer befinden, um die Straßen zu bespritzen und

allen Staub zu löschen. Dagegen watet man in Berlin stets im Kot oder im Staube.

Wien hat durchaus unterirdische Kanäle, die sich in die Donau ergießen; dahin kommt aller Unrat. In die verschiedenen Gassen sind Tagelöhner verteilt, welche den Unrat zusammenkehren; hinter ihnen fährt ein Wasserbehälter, mit dessen Hilfe der Unrat in die nächste Kanalöffnung gebracht wird. In Berlin kannst du unaufhörlich deine Nase im Schnupftuch tragen, denn gegen Morgen duften noch die Ausbeuten der erst in die Rinnsteine geleerten Nachtstühle dir entgegen, oder ladet erst ein Dorfbewohner den gesammelten Mist eines Hauses auf, so ist die Luft der ganzen Straße verpestet.

Wenig sieht man darauf, tote Hunde und Katzen zu entfernen, und ich habe oft einen halben Tag tote Pferde in sehr lebhaften Straßen liegen sehen. Es gibt auch einige Örter, die man zum öffentlichen Abtritt gemacht hat, und wehe dem Fußgänger, der im Finstern sich hierher verirrt. Hat es geregnet, so werden die Kothaufen in den Straßen zusammengeworfen, und da diese oft Tag und Nacht auf den Abholer warten müssen, so kann man es im Finstern sehr leicht versehen, hinein zu geraten und bis an die Knie verunreinigt zu werden."

Über den Zustand Berlins im Jahre 1798 äußert sich der „Bericht eines offenherzigen Berliners" ähnlich:

„Unsere Straßen sind so irregulär schlecht gepflastert, daß jeder Fremde über Schmerzen in den Fußsohlen klagt. Berg und Tal wechseln besonders auf dem Bürgersteige miteinander ab und man läuft an dunkeln Abenden Gefahr, zu stürzen und ein Bein zu brechen. Die Brücken, die über die Rinnsteine führen, sind miserabel und es gibt sogar im Herzen von Cölln-Berlin ganze Gegenden, in denen keine Laterne brennt. Diebstähle und Überfälle auf offener Straße sind zur Abendzeit daher nichts Außergewöhnliches. Weder die Berliner Spree noch die Potsdamer Havel weisen sichere Brückengeländer auf. Ein neulich vorgekommener Unglücksfall an der Hundebrücke (der heutigen Schloßbrücke) hat abermals den Beweis geliefert, wie nötig eine solche Einrichtung ist, da ein hiesiger Kaufmann am dunkeln Abend vom Lustgarten aus direkt in die Spree hineinstürzte."

Worüber man immer wieder klagen hört, das ist die Unwegsamkeit in den Städten jener Zeit. Kein Pflaster oder schlechtes, kein Bürgersteig, daher Staub im Sommer, Morast im Winter. Aber man muß doch

auch bedenken, daß es damals noch an einem eigentlichen Verkehr im heutigen Sinne innerhalb der Stadt fehlte. Außer den paar Beamten, die zwischen Wohnung und Bureau hin und her gingen und den Bewohnern der Straße, die sie durchschritten, als lebendige Stundenzeiger dienten, den paar Laufburschen, Reisenden und sonst einigen Leuten müssen wir uns die Bevölkerung selbst einer größeren Stadt noch häuslich denken, nicht in so unausgesetzter Bewegung wie heute. Die Arbeiter brauchten nicht meilenweit zu ihrer Arbeitsstätte zu laufen, die vielmehr meist mit ihrer Wohnstätte zusammenfiel, die tausend Dinge des täglichen Gebrauchs wurden nicht in einem ewigen Herumgelaufe zusammengeholt, das Shopping war noch nicht zur süßen Gewohnheit der Damen aller Stände geworden, die vielmehr in Haus und Garten und in der Pflege ihrer Kinder noch überreichlich Arbeit fanden, und von einem Spazierengehen innerhalb der Stadt war gar erst nicht die Rede.

Man setzte sich am Abend vor das Haus, in die Laube oder ging Sonntags vor die Tore der Stadt, wieder in die eigenen Gärten, wie deren die besseren Familien alle noch hatten, oder in Feld und Wald hinaus. Was hätte man auch für einen Genuß gehabt, in der Stadt zu promenieren? In den Straßen gab es keine „glänzend ausgestatteten" Schaufenster; nur hier und da eine armselige Vitrine mit ein paar Atlasschuhen oder einigen Scheren und Messern oder einigen Pferdegeschirren: den Auslagen der Handwerker. Auch waren die meisten Straßen noch eng und winklig und keineswegs „begradigt", sondern die Fluchten der Häuser wurden von den steinernen Treppen, die zu den Hausfluren führten oder von den überladenden „Schaufenstern" der Handwerksmeister oder sonst einem architektonischen Hindernis unaufhörlich unterbrochen.

Und von den Verkehrsmitteln in den Städten gilt das Gleiche. Auch sie waren entweder gar nicht vorhanden oder aber, wenn vorhanden, höchst primitiv. In Berlin gab es noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts keine Fiaker; nur beim Ausgang der Oper oder des Schauspiels standen ein paar Wagen zur öffentlichen Benutzung bereit. Sonst mußte man sich einen Mietswagen in der Wohnung des Fuhrherrn bestellen: wie heute noch in kleineren Städten. In Breslau wurden 1814 die ersten städtischen Fiaker eingeführt, die am Salzringe und Neumarkt Aufstellung nahmen. Und gar das Kulturphänomen: der „Omnibus", dieses Wahrzeichen unserer aufgeklärten Zeit, in dem deren Eigenart wie kaum in einer anderen Einrichtung zum prä-

gnanten Ausdruck kommt, der „Omnibus" gehört einer viel späteren Zeit an: er taucht 1843 in Hamburg, 1846 in Berlin, 1854 in München, 1862 in Breslau auf. Aber was hatten denn auch die Leute von damals nötig, sich in einem Affenkasten täglich ein paarmal herumkarren zu lassen. Ich erinnerte eben schon daran, daß die Bevölkerung der Städte, namentlich auch deren schönere Hälfte, seßhafter war. Und dann waren doch auch die Entfernungen so kurz, und man hatte auch das Laufen noch nicht ganz verlernt.

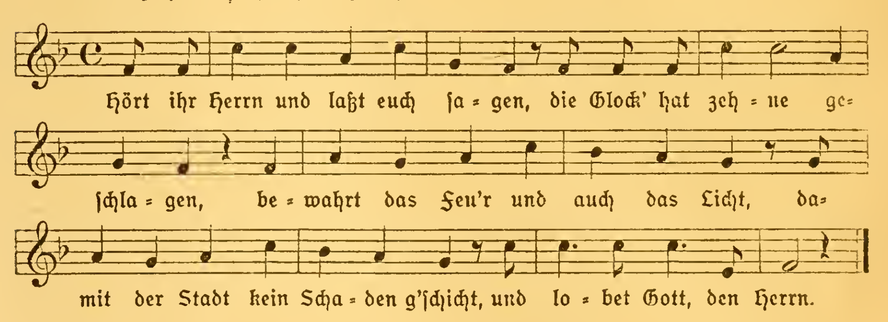
Zu den Wegen, die nicht wegsam, den Verkehrsmitteln, die nicht da waren, gesellte sich die Beleuchtung der Straßen, von der man nichts merkte. Nur in den größeren Städten gab es überhaupt so etwas, wie ein „öffentliches Beleuchtungswesen": in den Hauptstraßen alle paar hundert Schritt auf einem Holzpfahl oder an einer quer über die Straße gezogenen Kette eine trübe Öllampe, die nicht einmal angesteckt wurde, „wenn Mondschein im Kalender stand". Berlin besaß am Ende des 18. Jahrhunderts 2354 Laternen, die vom September bis Mai brannten. Wem das nicht genügte, der nahm sich, wenn er abends aus dem Hause ging, sein eigenes Laternchen mit oder er ließ den Diener (wenn er einen hatte) mit der Fackel sich oder seiner Sänfte vorausgehen ...

Welche Bilder steigen da vor unserem geistigen Auge auf! Die abends schon um neun oder zehn Uhr stille, ausgestorbene Stadt, mit den lauschigen Winkeln und Gäßchen, in die verstohlen der Mond hineinlugt, und wo im Schatten eines Brunnens, eines Erkers ein verspätetes Liebespaar sich scheu zusammenduckt und nur hier und da ein Nachtschwärmer mit seinem Lichtchen wie ein Irrwisch vorüberhuscht. Es waren große Ereignisse, wenn in diese Stille hoch vom Turm die große Glocke ihr dumpfes Feuersignal ertönen ließ und die schlaftrunkenen Bürger aus den Betten an die Wassertonnen und ungefügen Handfeuerspritzen rief. Für gewöhnlich störte den Frieden der ruhenden Stadt nichts als das Gestöhne verliebter Kater und der Ruf des Käuzchens, das um das Kirchengemäuer flatterte. Und dann freilich: von Stunde zu Stunde die getragene Weise, die der langsam daher wandelnde Hüter der nächtlichen Ordnung seinem Horne entlockte. Ich möchte sagen: wenn der Omnibus und heute elektrische Straßen-, Hoch- und Untergrundbahn Wahrzeichen der modernen Großstadt sind, so war eine Art von Symbol altstädtischen Wesens, wie es sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland erhielt: der Nachtwächter mit Spieß

und Horn. Ausdruck einer kindlichen Unbeholfenheit und Rückständigkeit in technischen Dingen. Aber dafür noch voller Ursprünglichkeit und Naturzugehörigkeit, wie wir sie heute nicht mehr kennen. Heute pfeift man auf einer schrillen Pfeife ein Signal, wo man ehedem sang! Begreifen Sie, was das bedeutet?!

Uns Älteren klingt das Horn des Nachtwächters noch deutlich in den Ohren. Sie, verehrte Leserin, haben vielleicht nie von einem solchen Wesen gehört. Es wird Sie deshalb wohl interessieren, wenn ich Ihnen, gleichsam als das Leitmotiv der deutschen Städtekultur im Anfang des 19. Jahrhunderts, Text und Melodie des bekannten Gesanges hersetze, wie er in fast allen deutschen Städten gleichmäßig Nacht für Nacht erklang. Ich finde sie in dem Büchelchen von Otto Bähr, Eine deutsche Stadt vor sechzig Jahren (2. Aufl. 1886), das ich bei dieser Gelegenheit Ihnen gleich zur Lektüre empfehlen will, wenn Sie über Sitten und Gebräuche jener Zeiten, von denen ich Ihnen nur einige flüchtige Skizzen entwerfen konnte, sich genauer unterrichten wollen.

Abends zehn Uhr sang er zuerst:



In den Zwischenstunden sang er nur die Strophe: „Die Glock' hat — geschlagen." Morgens um vier Uhr sang er zum letzten Male, und zwar, nachdem er die Stunde gesungen.



Zweites Kapitel: Die äußere Struktur des Wirtschaftslebens

1. Der Reichtumsgrad

Man möge mir nun gestatten, nachdem wir uns einige Anschauung von der Eigenart deutscher Kultur vor hundert Jahren verschafft haben, daß ich den Stoff unter Gesichtspunkte ordne, von denen aus man das Ganze besser zu überblicken vermag: es sind natürlich die Gesichtspunkte einer spezifisch nationalökonomischen Betrachtungsweise.

Da ist denn nun der erste Gedanke, den der Nationalökonom sicher haben wird, wenn er die Schilderung irgendeines wirtschaftlichen Zustandes vernimmt: ist die Gemeinschaft, die Nation, um die es sich handelt, reich oder arm? Das müssen wir denn auch zuerst fragen, wenn wir uns die ökonomische Situation Deutschlands am Anfang des 19. Jahrhunderts klar machen wollen. War es ein reiches oder ein armes Land, reich oder arm versteht sich an materiellen Gütern, die wir uns, wollen wir die Frage sachgemäß beurteilen, nicht in der Form des Geldes, sondern in ihrer natürlichen Gestalt, also als Nahrungsmittel, Kleidungsstücke, Wohnungseinrichtungen, Schmuckgegenstände usw. vorstellen müssen.

Da wird man mir nun mit Recht entgegenhalten, daß die Frage falsch gestellt sei; denn Reichtum und Armut seien ja relative Begriffe, man könne also niemals aussagen: diese Nation ist reich oder sie ist arm. Das ist gewiß ein richtiger Einwand. Aber was ich gegen ihn geltend machen kann, ist dieses: daß wir unwillkürlich bestimmte Zustände zum Maßstab zu nehmen pflegen und an diesen dann die andern messen. Also wenn wir etwa von dem heutigen Reichtumsgrade Deutschlands ausgehen, so können wir getrost sagen: verglichen damit war das Deutschland vor hundert Jahren ein armes Land. Und diese Armseligkeit hat unvermindert, vielleicht sogar hie und da noch verstärkt, angehalten bis fast um die Mitte des Jahrhunderts: erst seit den 1850er Jahren beginnt der Aufschwung. Vorher, kann man sagen, herrschten unter den Massen des Volkes in Stadt und Land Not und Elend, die öfters zur Hungersnot ausarteten und in den Hungerepidemien ihren ergreifenden Ausdruck fanden; in den Kreisen der größeren Bauern, der Handwerker und Krämer und was ihnen gleich steht, ging es ärmlich zu; in den höheren Schichten des Bürgertums war gerade

ein bescheidenes Auskommen möglich, und von Reichtum, von Luxus oder gar von Üppigkeit der Lebensführung konnte höchstens in einigen Familien des hohen Adels und bei vielleicht kaum einem Dutzend reicher Handelsherren oder Bankiers die Rede sein.

Der Leser wird nun vielleicht erwarten, daß ich ihm hierfür den ziffernmäßigen Beweis erbringe. Aber es wird nicht das letztemal sein, daß ich ihn in seinen Erwartungen enttäuschen muß, und wenn er erst einige Fortschritte in der merkwürdigen Wissenschaft der Nationalökonomie wird gemacht haben, wird es ihm klar werden, daß wir meistens gerade von den allerinteressantesten Dingen am wenigsten Zuverlässiges auszusagen vermögen. So gibt es wohl auch verschiedene Methoden, um den Reichtumsgrad einer Nation „wissenschaftlich" festzustellen. Ich will dem Leser aber schon jetzt verraten, daß sie alle gleich unzuverlässig sind. Und sicherlich vermag keine ihm ein deutliches Bild von dem Reichtumsniveau, das ein Volk in einer bestimmten Zeit erreicht hat, nun greifbar vor Augen zu stellen. Denn wenn man wirklich den „Wert" sämtlicher Grundstücke, Häuser, Straßen, Kanäle usw. ziffermäßig angibt, oder jemandem sagt, wieviel Ochsen, Schafe, Ziegen und Schweine in einem Lande gezählt wurden, wieviel Pfund Baumwolle versponnen und wieviel Zentner Guano man importierte, so ist er gerade so klug wie vorher, er weiß immer noch nicht, ob die Kanzleiratsgattin sich alle Jahre einen neuen Hut kaufen konnte, und ob Professors, ohne „über ihre Verhältnisse" zu leben, bei ihren Gesellschaften französischen statt deutschen Champagner geben konnten. Und das ist es doch, was ihn zu wissen interessiert. Da haben wir beispielsweise ein Buch, das mit unsäglichem Fleiße alle statistischen Daten zusammengetragen hat, die zur Messung des Reichtums Preußens im Anfang des 19. Jahrhunderts dienen können. Sein Verfasser war sogar „königlich preußischer geheimer Registrator"; er hieß Leopold Krug, und sein zweibändiges Werk betitelt sich „Betrachtungen über den Nationalreichtum des preußischen Staats und über den Wohlstand seiner Bewohner" (zwei Teile, Berlin 1805). Ich bin aber sicher, wenn Sie in diesem Werke einmal blättern werden, daß Sie auch nicht die leiseste Ahnung von dem bekommen, was der Titel zu schildern verspricht. Mir selbst geht es so. Ich lese das Buch etwa zum sechsten Male und es sagt mir immer noch nichts. Dabei ist es ein anerkannt gutes Buch.

Was hier vielmehr aushelfen muß, ist zunächst die eigene Anschauung

oder sind die Erzählungen von Zeitgenossen, die ein offenes Auge für die Zustände hatten, die sie umgaben. Wir selbst können noch viel Kenntnis von dem ärmlichen Zustande der früheren Zeit uns verschaffen, wenn wir uns der Lebensweise, der Zimmereinrichtung oder auch der Mitteilungen unserer Großeltern erinnern; wenn wir uns den Anblick vergegenwärtigen, den unsere Großstädte noch vor dreißig Jahren boten, wie kümmerlich die Schaufenster ausschauten, wie dürftig die Restaurants und Cafés, wenn wir daran denken, wie einfach noch in unserer Kindheit der ganze Zuschnitt des täglichen Lebens in Kleidung und Nahrung war, und was dergleichen mehr ist. Dann müssen wir uns vor allem auch, wie ich schon sagte, an die Erzählungen und Schilderungen halten, wie wir sie aus früherer Zeit in den Selbstbiographien und Erinnerungen der verstorbenen Generation besitzen oder in eigenen Darstellungen des damaligen Lebens, wie sie uns Otto Bähr in seiner schon gerühmten kleinen Schrift so anschaulich geboten hat. Ich will noch einmal die Lektüre dieses goldigen Büchleins anempfehlen und kann mir auf diese Weise Wiederholungen sparen. Es mag mir nur gestattet sein, zur Bekräftigung meiner eigenen Aufstellungen folgende Worte des ausgezeichneten Gewährsmannes anzuführen, in denen gleichsam die Grundstimmung des Schriftchens zum Ausdruck kommt.

„Der Hauptcharakterzug des wirtschaftlichen Lebens vor sechzig Jahren, meint Bähr, war eine an Dürftigkeit grenzende Einfachheit. Als reich im Sinne der heutigen Zeit konnte man damals in Deutschland überhaupt wohl nur wenige bezeichnen. Aber auch im Sinne der damaligen Zeit gab es wenig reiche Leute. Als der reichste Mann in Kassel galt bis in die 1850er Jahre ein Kaufmann, von dem man annahm, daß er eine halbe Million Taler im Vermögen habe. Auch die Gehalte der Beamten waren äußerst knapp und reichten nur zu einer bescheidenen Existenz aus. Dem entsprach auch die allgemeine Lebensweise. Wie in den einzelnen Familien gelebt wurde, war ja gewiß verschieden je nach der Größe des Einkommens, sowie nach den Ansprüchen des Eheherrn und der Geschicklichkeit der Hausfrau. Im allgemeinen aber wurde sehr einfach gelebt."

Nun gibt es aber doch noch andere Mittel und Wege, um sich eine deutliche Vorstellung von dem Reichtumsgrade einer Zeit zu bilden. Man kann an bedeutsamen Symptomen erkennen, ob ein Volk behäbig oder dürftig lebt, namentlich auch ob in den führenden Kreisen, in den herrschenden

Klassen, in denjenigen Schichten der Bevölkerung also, die für den Charakter der Kultur entscheidend sind, Reichtum oder Armut herrscht. Eins dieser Symptome, vielleicht das bedeutsamste, erblicke ich in der Eigenart der Bildung einer Zeit. Ich werde mich über diesen wichtigen Punkt noch öfters mit Ihnen, verehrter Leser, unterhalten. Hier einstweilen nur soviel, daß man ohne weiteres aus dem Charakter, den die geistige Kultur Deutschlands in der ganzen ersten Hälfte des Jahrhunderts trug, ohne weiteres auf einen sehr niedrigen Reichtumsgrad schließen darf. Diese Kultur war, wie man weiß, eine ausgesprochen literarisch-ästhetisch-philosophische; oder negativ ausgedrückt eine unkünstlerische, unsinnliche. Man hatte sich von der Welt des äußeren Scheines völlig abgekehrt und in seinem Innern eine Welt der Ideen aufgebaut. Man verachtete alles, was nach Körperlichkeit schmeckte. Man war empfindsam, rührselig, zart; man betrachtete und erbaute sich. Die Maler haßten die Farben: das war der Gipfelpunkt, zu dem diese Richtung zu führen vermochte. Alles wurde literarisch, blutleer, schemenhaft, geistig, ideel. Heinrich Heine, der an der Schwelle einer neuen künstlerischen Epoche des deutschen Lebens stand und das harte kommende Geschlecht im Geiste wenigstens voraussah, hat der Stimmung seiner Zeit in den klassischen Worten zum prägnanten Ausdruck verholfen: Man übte Entsagung und Bescheidenheit, man beugte sich vor dem Unsichtbaren, haschte nach Schattenküssen und blauen Blumengerüchen, entsagte und flennte. Der Gedanke, die Idee, die Gelehrsamkeit saßen als unumschränkte Herrscher auf dem Throne. Ihnen hatten die Künste, auch die bildende Kunst und die Musik untertan zu sein. Auch sie waren sinnig, nicht sinnlich. Und diese Grundstimmung war jahrzehntelang eine so allgemeine und verbreitete in Deutschland, diese sinnenweltflüchtige Grundstimmung war so selbstverständlich, daß man sie geradezu als eine dem deutschen Volkscharakter eigentümliche glaubte ansprechen zu sollen. „Das Geistig-Schöne," meinte der schon öfters genannte Julius Weber, „ist das Eigentum der Deutschen, wie das Sinnlich-Schöne das der Griechen." Während wir heute vielmehr den Zusammenhang begreifen, der zwischen einer dürftigen materiellen Kultur und einer vorwiegend literarisch-ästhetischen Bildung ebenso besteht wie zwischen Reichtum an äußerer Lebensgestaltung und einer künstlerisch-sinnlichen Kultur. Alle Kulturnationen haben ihre literarische Epoche — solange sie noch nicht zu Reichtum gelangt sind —, die von einer künstlerischen in dem Augen-

blicke abgelöst wird, als Wohlleben und materieller Genuß sich verbreiten, selbstverständlich im Rahmen des besonderen Volkstums, das seine Eigenart auch in der durch den Gang des Wirtschaftslebens geschaffenen Gleichförmigkeit sehr wohl zur Geltung zu bringen weiß. Wir werden, wie ich schon sagte, diesen Gedankengängen später noch einmal begegnen.

Nun dürfen wir aber nicht nur zurück von den Blüten, wie sie die Kultur eines Volkes in seiner Bildung treibt, auf die Beschaffenheit der Pflanze schließen, aus der sie hervorbrechen, sondern nicht minder sicheren Aufschluß über deren Wesen wird uns die Kenntnis des Erdreiches zu geben vermögen, in dem sie wurzelt, und des Samens, aus dem sie sprießt. Unbildlich gesprochen: wir werden auf dem Reichtumsgrad eines Volkes zu schließen vermögen auch aus den Existenzbedingungen seiner Wirtschaft, wie sie vornehmlich in dem Produktivitätsgrad seiner Arbeit zum Ausdruck kommen. Da diese Existenzbedingungen auch an und für sich Interesse bieten, weil sie für die gesamte Lebensweise einer Gemeinschaft bestimmend sind, so will ich über sie noch ein wenig mit Ihnen plaudern.

Ich sprach eben von Produktivität der nationalen Arbeit; wir können dafür auch Ergiebigkeit der Arbeit sagen. Darunter verstehe ich das Verhältnis, das zwischen einem bestimmten Aufwande von Arbeit, wie ihn eine Nation in allen ihren an der Güterherstellung unmittelbar beteiligten Personen etwa im Laufe eines Jahres macht, und dem sich als Resultat dieser Arbeit ergebenden Quantum von fertigen Gütern obwaltet. Also man denke etwa an die Erzeugung des Getreides: es wird eine Anzahl von Personen eine bestimmte Anzahl Tage im Jahre pflügen, eggen, ernten und dreschen müssen, um das fertige Getreide zu produzieren. Drücken wir jetzt diesen ganzen Arbeitsaufwand in einer Anzahl Arbeitsstunden und die Menge des erzeugten Getreides in einer Anzahl Hektoliter aus, so können wir die Produktivität der auf den Getreidebau verwandten Arbeit in dem Verhältnis der Zahl der Arbeitsstunden zur Zahl der Hektoliter ziffermäßig angeben. Wenn etwa zu einer andern Zeit doppelt so viel Hektoliter Getreide in einer gleichen Anzahl Arbeitsstunden erzeugt werden, so sagen wir: die Produktivität der Arbeit ist doppelt so groß wie früher.

Nun fragt es sich; wodurch wird der Produktivitätsgrad der Arbeit zu einer Zeit bestimmt? Offenbar durch zweierlei · Erstens durch die Ergiebigkeit der Natur, in der ein Volk wirtschaftet: ist ein Acker doppelt so frucht-

bar wie ein anderer, so liefert er bei gleichem Arbeitsaufwande den doppelten Ertrag, nicht wahr?

Zweitens aber durch menschliches Zutun. Nämlich durch die größere oder geringere Kunst, mit der die Menschen die Erzeugung der Güter betreiben: wenn eine vollkommenere Maschine erfunden wird, so kann auch (ohne daß die natürlichen Bedingungen sich verändern) in einer kürzeren Zeit die gleiche Produktenmenge erzeugt werden, d. h., wie Sie sehen, liebe Leserin, kann die Produktivität der Arbeit wachsen. Zweierlei ist es nun, wodurch es den Menschen gelingt, von sich aus die Produktivität ihrer Arbeit zu steigern.

Das erste ist die Vervollkommnung dessen, was man die Verfahrungsweisen oder auch die ökonomische Technik nennen kann. Der Mensch lernt immer mehr Stoffe und Kräfte der Natur für seine Zwecke gebrauchen (denken Sie an die Errungenschaften des letzten Jahrhunderts, an die Nutzbarmachung der Dampfkraft, der Elektrizität!) und er ersinnt immer kunstvollere Weisen, wie er der Stoffe und Kräfte nun auch wirklich Herr werden kann: er erfindet die Werkzeuge, die Maschinen und steigert damit unausgesetzt seine Kunstfertigkeit, seine Arbeitskraft.

Das andere ist die Verbesserung in der Art und Weise, wie er nun die Ausführung der Arbeit bewerkstelligt, d. h. also in der Organisation der Arbeit. Ich kann Ihnen hier alle diese Dinge nur andeuten, über die Sie näheren Aufschluß in meinem Kapitalismus finden. Es muß genügen, wenn ich feststelle, daß die Vervollkommnung der Organisation der Arbeit auf der immer geschickteren Anwendung zweier Prinzipien: der Kooperation, d. h. des Zusammenwirkens vieler zu einem einheitlichen Effekt, und der Spezialisation, d. h. der Beschränkung des einzelnen Arbeiters auf Teile einer früher komplexen Arbeit, beruht. Wenn es jemandem geläufiger ist, habe ich auch nichts dagegen, wenn er die Vervollkommnung der Arbeitsorganisation mit einer zunehmenden Differenziierung und Integrierung der einzelnen Funktionen der Arbeit gleichsetzt. Die Analogie aus der Naturwissenschaft paßt nicht völlig für das soziale Leben, aber doch soweit, als es für unsere Zwecke notwendig ist.

Kommen wir zurück auf unsern Ausgangspunkt: wir wollten Anhaltspunkte gewinnen für eine richtige Feststellung des Reichtumsniveaus Deutschlands vor hundert Jahren, und zwar durch Ermittelung der Bedingungen, von denen der Grad der Produktivität in jener Zeit bestimmt wird. Wir

erblickten diese in der natürlichen Beschaffenheit des Wirtschaftsgebiets und in der Pfiffigkeit der wirtschaftenden Menschen, die besten Arbeitsmethoden zu finden, durch Vervollkommnung sei es der Technik, sei es der Organisation der Arbeit. Nun werde ich in späteren Kapiteln Gelegenheit nehmen, mich über die Naturbedingungen Deutschlands, ebenso wie über den Entwicklungsgang der ökonomischen Technik im 19. Jahrhundert auszulassen. Bleibt mir deshalb hier nur übrig, einiges mitzuteilen über die Gestaltung, die die Organisation der Arbeit in Deutschland vor hundert Jahren aufwies, und zwar, wie ich gleich einschränkend hinzufügen will: zunächst derjenigen Organisation, die man wohl als die äußere bezeichnen kann. Während ich die innere Organisation der wirtschaftlichen Arbeit in jenem Zeitraume darzustellen mir für später vorbehalte. Die Art und Weise, wie äußerlich die Arbeit organisiert ist, bildet das, was ich die Wirtschaftsstufe eines Landes nenne, und kommt eben im wesentlichen zum Ausdruck in dem Grad von Differenziierung, den der wirtschaftliche Gesamtprozeß aufweist. Da diese ökonomische Differenziierung jedoch an und für sich gewürdigt sein will, so werde ich von ihr lieber in einem besonderen Abschnitte sprechen.

2. Die territoriale und berufliche Differenziierung

Was sich zunächst mit ziemlicher Sicherheit feststellen läßt, ist dies, daß der Grad der ökonomischen Differenziierung, von der ich sprechen will, in dem Deutschland jener Tage ein verhältnismäßig niedriger war.

Das dürfen wir schon schließen aus der geringen Bevölkerungsmenge, die Deutschlands Gaue damals umschlossen, und also der entsprechend geringen Dichtigkeit der Bevölkerung. Denn es ist doch ersichtlich, daß, je mehr Menschen auf einer bestimmten Fläche beieinander wohnen, um so größer wenigstens die Möglichkeit zu starker Differenziierung und Integrierung ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit ist.

Nun halte man für alle Zukunft im Gedächtnis fest — denn das ist eine entscheidend wichtige Tatsache! — daß in dem Gebiet des heutigen Deutschen Reichs vor hundert Jahren noch nicht halb so viel Menschen wohnten, wie heute, nämlich etwas über 24 Millionen gegen rund 65 Millionen im Jahre 1910. Das macht auf den Quadratkilometer berechnet 45 gegen 120 Menschen aus. Für einzelne Teile Deutschlands ist der Unterschied noch beträchtlicher zwischen damals und heute. So wohnten vor hundert Jahren

in der Provinz Schlesien auf dem Quadratkilometer 48, heute 130 Menschen; in der Rheinprovinz 70, heute 264; im Königreich Sachsen 78, heute 321 usw.

Nun aber der Grad der Differenziierung selber, soweit wir ihn zu erkennen vermögen. Da will ich gleich an die letzten Ziffern anknüpfen und Sie darauf hinweisen, daß wir aus ihnen den geringeren Grad derjenigen Differenziierung zu erkennen vermögen, die ich als territoriale bezeichne.

Wenn man nämlich die eben angeführten Zahlen aufmerksam betrachtet, so wird man daraus schließen müssen, daß die verschiedenen Gebiete des Deutschen Reichs in verschiedener Stärke während des 19. Jahrhunderts ihre Bevölkerung vermehrt haben. Denn wenn in ganz Deutschland die Bevölkerung im Verhältnis von 45 zu 120 angewachsen ist, d. h. sich etwa verdreifacht hat, in einigen Landesteilen aber eine Steigerung der Bevölkerungsziffer fast auf das Vierfache (Rheinprovinz) und mehr als das Vierfache (Königreich Sachsen) stattgefunden hat, so folgt wohl daraus, daß andere Gebiete hinter dem Reichsdurchschnitt in ihrer Bevölkerungszunahme zurückgeblieben sind. Das ist denn auch tatsächlich der Fall. So ist beispielsweise die Bevölkerung des rechtsrheinischen Bayern nur im Verhältnis von 46 zu 85, diejenige Badens wie 66 zu 142, diejenige Württembergs wie 72 zu 125 gestiegen. Ich will nun gleich hier die Gründe dieser Verschiedenheit angeben: es ist die verschiedene Stärke der industriellen Entwicklung. Einige Landesteile haben sich mehr und mehr zu vorwiegend industriellen Gebieten entwickelt, während andere ihren agrarischen oder gemischten Charakter bewahrt haben. Das bedeutet aber für die uns im Augenblick beschäftigende Frage folgendes: vor hundert Jahren war die industrielle Tätigkeit gleichmäßiger über die deutschen Lande verteilt als heute. Mit anderen Worten sie war weniger territorial differenziiert als jetzt.

Für die Richtigkeit dieser Behauptung sprechen auch noch andere Tatsachen, beispielsweise die Ziffern der Arbeiter in einzelnen wichtigen Industriezweigen, wie der Eisenindustrie: vor hundert Jahren betrug die Arbeiterschaft in der Eisenindustrie (ausschließlich Erzbergbau), die in den Hauptproduktionsgebieten Schlesien, Westfalen und Rheinland beschäftigt war, nur etwa zwei Drittel von der Gesamtheit, während heute fast die gesamte Eisenarbeiterschaft in den genannten drei Gebieten tätig ist. Wie-

der anders ausgedrückt: im Anfang des Jahrhunderts wurde Eisen gewonnen und verarbeitet an vielen Stellen, an denen heute diese Industrie ganz ausgestorben ist. Diese hat sich an einzelnen Punkten konzentriert: sie hat sich territorial differenziiert. Nun erinnern Sie sich auch der Beobachtung, die wir auf unserer Reise machten: daß wir nämlich so häufig auf industrielle Etablissements stießen, an Orten, in denen wir heute vergeblich nach solchen suchen würden.

Während nun aber diese Bemerkungen über „territoriale Differenziierung", wie ich mir denken kann, dem Leser nur wenig bedeuten, werden ihm die anderen Gesichtspunkte, unter denen wir die Differenziierung des Wirtschaftslebens nun noch betrachten wollen, erheblich mehr einleuchten. Allen voran stelle ich die Differenziierung von Produktions- und Konsumtionswirtschaft. Ich will sagen: vor hundert Jahren war in noch viel geringerem Umfange als heute eine Trennung eingetreten zwischen den Wirtschaften, in denen die Güter produziert, und jenen, in denen sie konsumiert wurden. Wir wissen es heute schon nicht anders, als daß wir alles, was wir für unseres Leibes Nahrung und Notdurft gebrauchen, draußen auf dem Markte kaufen. Das war nun vor hundert Jahren ganz anders. Damals wurde noch ein sehr erheblicher Teil der notwendigen Gebrauchsgüter — mochten sie dem Nahrungs-, Kleidungs- oder Wohnungsbedarf dienen — von denen selbst hergestellt oder wenigstens weiter verarbeitet, die sie bedurften. Ich habe in meinem Kapitalismus den quellenmäßigen Nachweis geführt für den weiten Umfang, den noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Eigenproduktion (so nenne ich die Produktion solcher Güter, die in derselben Wirtschaft, in der sie erzeugt werden, auch zum Verzehr gelangen) hatte. Weil es sich hier um die Schilderung von Zuständen handelt, deren Eigenart das frühere Wirtschaftsleben ganz besonders deutlich kennzeichnet, so will ich auch hier etwas genauer über Art und Weise eigenwirtschaftlicher Produktion in vergangenen Zeiten berichten. Der Leser wird abermals durch diese Schilderung erst den rechten Aufschluß erhalten über so manche Tatsache, die uns auf unserer Reise als merkwürdig aufgestoßen war: die Bauweise auf dem Lande, die Flachsfelder, die Webstühle in den Bauernhäusern und anderes mehr. Wenn einige Ausdrücke oder Begriffe in der folgenden Schilderung nicht völlig verständlich sind, so bitte ich, sich den Aufschluß aus dem nächsten Kapitel zu entnehmen.

Treten wir in eine Bauernwirtschaft ein, so finden wir naturgemäß zunächst den Nahrungsbedarf fast ausschließlich noch in eigener Wirtschaft gedeckt. Nur weniger gewerblicher Verrichtungen außer dem Hause benötigt es, um die Nahrungsmittel in genußreifen Zustand zu versetzen: hie und da funktioniert der Hausschlächter; doch ist er oft genug entbehrlich, und groß ist die Menge geschlachteten Viehs, zumal des Großviehs, das mehr Schlachtkunst erheischt, in der Wirtschaft des Bauern nicht. Das Getreide wird den über das ganze Land verstreuten Wasser- und Windmüllern zum Vermahlen und Verschroten übergeben. Gegen einen naturalen Anteil am vermahlenen Getreide — meist den 16. Scheffel —, selten gegen einen Mahllohn in bar, verrichtet der Müller seine Arbeit. Das Mehl wird entweder im eigenen Hausbackofen verbacken, oder der Brotteig wird daheim zubereitet und dem Bäcker im Dorf zur Fertigung übergeben, oder dieser erhält das Mehl, muß dafür eine bestimmte Anzahl Brote zurückliefern und bekommt für jedes Brot ein paar Pfennige Backgeld. Der Wohnungsbedarf ist gering. Noch dominieren das Lehm- und das Holzhaus neben dem Fachwerkhaus, mit dem Strohdach oder mit Schindeln gedeckt. Neubauten sind naturgemäß säkulare Ereignisse. Was an Rohmaterialien gebraucht wird, liefert die Dorfgemarkung: der Gemeindewald das Holz, der eigene Grund und Boden oder der des Nachbarn oder der Gemeinde Bruchsteine, Lehm und Sand, das Stroh die eigene Wirtschaft. Gebaut wird allein oder mit Hilfe einiger Dorfgenossen, denen gelegentlich ein Gegendienst geleistet wird. Nötigenfalls bietet ein Zimmerer oder Maurer oder Glaser, der von Dorf zu Dorf pilgert, seine Dienste gegen naturale Verpflegung und einen bestimmten Geldlohnsatz an. Eine bekannte Erscheinung vor allem im östlichen Deutschland ist der wandernde Strohdachdecker und Flicker, oft russischer Abkunft. Aber die eigene Wirtschaft und die Arbeit der Familie liefern dem Bauern auch noch den größten Teil der Kleidung, deren er bedarf. Ganz allgemein wird Flachs oder Hanf angebaut (daher die vielen blauen Felder, die wir auf unserer Reise beobachten konnten!), dazu wohl auch der zum Färben verwandte Krapp. Wo die Schafzucht dominiert, z. B. im Nordwesten Deutschlands, ist es üblich, die Wolle für die eigne Kleidung zu verwenden. Den Flachs bringt man zum Seiler, der das Hecheln gegen Lohn besorgt; andernfalls kommt der Weber ins Haus, um zu hecheln. Die Wolle wird dem Wollkämmer übergeben oder selbst zum Spinnen zubereitet. Nun geht es an die weitere Verarbeitung: die Spinnstube des

Dorfes, die oft besungene, oft geschmähte, ist der Ort, wo ein großer Teil des Flachses oder der Wolle seiner Bestimmung weiter zugeführt wird. Das Gespinst wandert auf den eigenen Webstuhl im Bauernhause; wo dieser fehlt, zum Dorfweber, der gegen den Webelohn seine Arbeit verrichtet. Im Jahre 1846 waren noch 12,6% aller Wollwebstühle und gar 86,1% aller Leinwandwebstühle solche, deren Inhaber die Weberei nur als Nebenbeschäftigung betrieb, d. h. also landwirtschaftender Lohnweber oder hausgewerblich tätiger Landwirt war. Hat der Bauer nicht eigene Färbevorrichtungen, so muß er zum Lohnfärber die fertig gewebten Stücke tragen, der in der nächsten kleinen Stadt sein Handwerk treibt und zum großen Teil seinen Lebensunterhalt aus dieser lohnfärbenden Tätigkeit zieht. Einen Teil der Kleidungsstücke — Wäsche selbstverständlich ganz — fertigt alsdann der weibliche Teil der Bauernfamilie. Wo deren Kunst versagt, erscheint auf der Stör der flinke Schneider — Typus Rosegger —, der ein paar Tage der Woche im Bauernhause ißt, schläft und hantiert und die Familie ausflickt, wo es not tut, oder mit neuen Gewändern versieht, ein Ereignis, das in Jahren einmal fällig wird.

Ebenso wie in der Bauernwirtschaft wird auch in der Gutswirtschaft der damaligen Zeit ein wesentlicher Teil des Bedarfs an gewerblichen Erzeugnissen noch im Rahmen der Eigenproduktion gedeckt. Für die Herstellung und namentlich Reparatur der Gebäude, Gerätschaften usw. auf dem Gutshof sorgt der im festen Kontraktsverhältnis stehende Gutshandwerker: der Gutsschmied, Gutsstellmacher, Gutssattler, Gutsmüller, Gutszieglermeister usw. Der letztgenannte Handwerker erinnert daran, daß auch das Baubedürfnis auf den Gütern, wie zum Teil heute noch, in eigener Wirtschaft befriedigt wurde. Dazu dienten die überall vorhandenen Ziegeleien und Kalkbrennereien, während die übrigen Materialien der land- oder forstwirtschaftliche Betrieb selber lieferte. Noch einfacher war die Eigenproduktion des Fachwerkhauses: Das Bauholz ist wohlfeil, man hat es großenteils in eigenen Forsten, und die übrigen Baumaterialien: Stroh und Lehm, überall. Die Tagelöhner des Guts verrichten die wenigen, dabei vorkommenden Maurerarbeiten, auch viele Zimmerarbeiten, ja oft wohnen gelernte Zimmerleute unter der Herrschaft im Dorf, die gegen Abrechnung billig arbeiten. Die meisten Wirtschaftsgebäude bestehen aus Fachwerk, gekleimten Lehmwänden und Strohdächern. Ähnlich wie die Gemeindehandwerker erhalten diese Gutshandwerker ein in Naturalien be-

stehendes Deputat und etwas Geldlohn, wofür sie zur Ausführung sämtlicher notwendig werdenden Arbeiten verpflichtet sind.

Aber auch der Nahrungs- und Kleidungsbedarf wenigstens der Gutsarbeiter, gering wie er ist, wird großenteils ohne Zuhilfenahme fremder, gewerblicher Arbeit gedeckt. Es wird gesponnen, gewebt und wohl auch noch geschneidert und geschustert; selbstverständlich gebacken und geschlachtet in eigener Regie.

Naturgemäß war in den städtischen Haushalten die eigenwirtschaftliche Produktion, namentlich was die Nahrungsmittel und die Beschaffung des Wohngebäudes anbelangt, erheblich mehr eingeschränkt. Trotzdem müssen wir uns den Umfang der Güter, die im Hause selbst erzeugt wurden, noch erheblich größer als heute vorstellen.

Das Brot und namentlich Kuchenteig wurde gewiß noch in zahlreichen Familien zu Hause hergestellt und nur dem Bäcker gegen Lohn zum Verbacken übergeben. Auch die Hausschlächterei war bis in die besser gestellten Kreise größerer Städte hinein durchaus noch nicht aus der Mode gekommen. „Für den wohlhabenden Mittelstand", erzählt uns Hoffmann noch für die 1830er Jahre, „ist die Teuerung des Fleisches in den Schlächterläden nur eine Veranlassung, für den eigenen Bedarf einzuschlachten und sich häufiger der gesalzenen und geräucherten Fleischspeisen zu bedienen."

Dann aber kam der große Kreis der Zuspeisen, die man in eigener Regie herstellte und in den Kellern und „Speisekammern" aufstapelte: das Eingepökelte füllte die großen Fässer in den Kellern, das Eingemachte die Kruken in den Kammern. Über die 1820er Jahre berichtet uns Otto Bähr, daß in Kassel viele Bewohner ein Gärtchen vor den Toren hatten, in denen der nötige Bedarf an Gemüsen, Früchten, Beeren selbst gezogen wurde. Noch hantiert auch die städtische Hausfrau in der Küche, um Seife zu kochen, Lichte zu ziehen, Hausmuff zu brauen. Aber auch die Kleidung und die Hausgeräte entstanden vor einem halben Jahrhundert noch zum großen Teil in der eigenen Wirtschaft. Bekannt ist die anschauliche Schilderung, die Kiesselbach in seinem Aufsatz „Drei Generationen" über das Treiben in einem „städtischen Bürger- oder Beamtenhause" der „guten, alten Zeit" entwirft. „Die Spindel", heißt es da, „war noch immer das Symbol der Hausfrau; selbstgesponnenes Linnen zu tragen, war Ehre und Stolz; eine heilsame Sitte war es, daß in allen Kreisen die Jungfrau nicht für eigentlich berechtigt galt, zur Ehe zu schreiten, ehe sie die Aussteuer aus selbst-

gesponnener Leinwand beschaffen konnte. Dem Weber des Hauses wurde das Garn überliefert, er hatte die Leinwand zu fertigen; für die Bleiche sorgte wiederum die Hausfrau. Aber nicht nur an Leinwand, auch an Tuch, selbst an Leder hielt man eigene, sorgfältig bereitete und gewählte Vorräte; die Schränke mußten vollgefüllt sein. Das Weißzeug, die Kleider, die Beschuhung(?) selbst wurden im Hause gefertigt; der Schneider, der Schuster kam dazu als technischer Gehilfe. Auch Polsterwaren und Betten entstanden in ähnlicher Weise. Von selbstgeschlachtetem Geflügel wurden die Federn durch eine Schar eigens sich hierzu vermietender Weiber ausgelesen; das Roßhaar wurde sorgfältig gereinigt; der Polsterarbeiter mehr als jeder andere mußte unter dem Auge der Hausfrau arbeiten, damit die Füllung der Bettsäcke, der Matratzen, der Sofas sicher mit dem gewählten Material und unter gewünschter Menge erfolgte."

Aber auch dort, wo eine wirtschaftliche Tätigkeit schon berufsmäßig für andere ausgeübt wurde, also in den für den Austausch produzierenden Wirtschaften, finden wir eine viel geringere Differenziierung als etwa heute. So begegnet uns häufig der Fall (das bestätigt wiederum die Richtigkeit einer Wahrnehmung auf unserer Reise), daß die Handwerker in den kleinen und mittleren Orten nebenbei Landwirtschaft treiben, was freilich heute auch noch häufig genug vorkommt. Eine Eigenart dagegen der früheren Zeit, die jetzt viel seltener geworden ist, war die Vereinigung der verschiedensten Berufe der Lohnarbeiter mit landwirtschaftlicher Tätigkeit. So waren beispielsweise die Schiffsleute fast durchgängig kleine Landwirte, die nur im Sommer auf See gingen, wie es der damals ja allein herrschenden Segelschiffahrt entsprach. Aber auch die Berg- und Hüttenarbeiter und die Arbeiter in Fabriken waren vielfach solche Zwitter von Landwirt und Lohnarbeiter, die oft nur einen Teil des Jahres sich ihrem gewerblichen Berufe widmeten. Wie sehr noch sämtliche Berufsarten mit der landwirtschaftlichen Tätigkeit verbunden waren, bezeugt eine Statistik des Kreises Solingen aus dem dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts, die bei näherem Hinsehen doch wohl verständlich sein wird. Damals lebten von 9718 Familien

von der Landwirtschaft allein	3055
von Handel, Krämerei, Wirtschaft, Handwerk im einzelnen .	1763
vom Tagelohn	1599
davon in Verbindung mit Ackerbau	933
	(also beinahe zwei Drittel!)

von mehreren solcher Gewerbe ohne Landbau 347
von solcher Verbindung mit Landbau 2167

Oft genug wurde auch der Handel noch nicht als selbständige berufsmäßige Tätigkeit ausgeübt, sondern wiederum in Verbindung mit der produktiven Tätigkeit; d. h. die Güterproduzenten (Landwirte, Gewerbetreibende) besorgten in eigener Person auch den Absatz ihrer Erzeugnisse. Endlich müssen wir uns vorstellen, daß die Verarbeitung der Rohstoffe zu Gebrauchsgegenständen — wir nennen diese Tätigkeit gemeinhin Gewerbe im Gegensatz zur Land- und Forstwirtschaft, die die Rohstoffe aus der Erde gewinnt, sowie dem Bergbau, der eine besondere Stellung einnimmt — eine viel weniger entwickelte und vervollkommnete, also im wesentlichen wiederum weniger differenziierte war, als sie es heutzutage ist. Heute haben wir von jeder Warengattung gleich immer ganze Kollektionen verschiedner Gegenstände, wo es früher nur einige wenige Arten gab. Unser Vorrat von gewerblich hergestellten Gebrauchsgütern ist mit anderen Worten ein unendlich viel reicherer als ehedem.

Alle diese Eigenarten der äußeren Organisation des Wirtschaftslebens in früherer Zeit sind nun aber deshalb von so hoher Bedeutung, weil sie für den gesamten äußeren Aufbau der damaligen Gesellschaft bestimmend wurden. Der Leser muß sich nämlich an den Gedanken gewöhnen, daß äußere und innere Struktur der Gesellschaft vor hundert Jahren eine völlig andere war, als er sie heute kennt (oder auch nicht kennt).

Zunächst machen wir die wichtige Beobachtung, wenn wir die Ziffernreihen durchmustern, die uns ein Bild der Verteilung der Bevölkerung nach Berufen geben, daß vor hundert Jahren viel mehr Menschen in der Landwirtschaft tätig waren als heute. Natürlich. Denn wir wissen ja, daß die Landwirte noch vielfach die gewerblichen Erzeugnisse in eigener Wirtschaft herstellten, die heute von selbständigen Gewerbetreibenden angefertigt werden, daß aber auch die Gewerbetreibenden, Lohnarbeiter usw. meist nebenher Landwirtschaft betrieben. Dazu kam noch (worüber ich mich gleich näher auslasse), daß das damalige Deutschland mit seinen Bodenerzeugnissen auch noch das Ausland zum Teil mit ernährte. So wird niemand erstaunen, wenn er erfährt, daß vor hundert Jahren von der Bevölkerung etwa zwei Drittel landwirtschaftlich tätig waren und nur ein Drittel im Gewerbe, im Handel und anderen Berufen, während jetzt das Verhältnis etwa das umgekehrte ist. Was sich auch so ausdrücken läßt: es gab vor

hundert Jahren im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung viel weniger Personen, die in der Sphäre der gewerblichen Produktion oder des Handels beschäftigt waren (dieses noch insbesondere deshalb, weil ja, wie wir sahen, die berufsmäßige Ausübung des Handels noch nicht so verbreitet war wie heute). Diese überragende Bedeutung des landwirtschaftlichen Berufes blieb unverändert bis in die Mitte des Jahrhunderts; erst seitdem wächst der Anteil rasch, den die gewerbliche und handeltreibende Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung nimmt. Ich will hier einstweilen nur ein paar Ziffern hersetzen, die den Unterschied zwischen damals und heute noch greifbarer vor Augen führen. So wurden beispielsweise im Königreiche Preußen Erwerbstätige im Handel (also Leute, die den Handel zum Beruf gemacht hatten) 1843 erst 97 auf je 10000 Einwohner gezählt, 1907 (dieses Jahr wird uns immer wieder begegnen, weil in ihm die letzte Berufs- und Gewerbezählung stattgefunden hat) dagegen 333. Und dasselbe gilt von der gewerblichen Tätigkeit. Noch im Jahre 1846 kamen 10 Gewerbtätige erst auf 122 Einwohner, jetzt schon auf 57 oder mit anderen Worten: noch vor 60 Jahren war noch nicht jeder zwölfte Deutsche einer, der sein ganzes Leben lang in der gewerblichen Produktion, d. h. also der Güterverarbeitung tätig war, heute ist es schon jeder sechste. Übrigens komme ich mehrfach in anderem Zusammenhange auf die Verschiebung in den Berufssphären zurück. Man wird in weiterem Verlauf der Darstellung die hier mitgeteilten Ziffern zu ergänzen vermögen.

Eine Erscheinung, die engstens mit den eben besprochenen Tatsachen zusammenhängt, ist nun aber das Überwiegen der ländlichen Bevölkerung im ganzen über die städtische. Begreiflicherweise wiederum. Denn wenn soviel mehr Personen in der Landwirtschaft tätig waren, so lebten auch soviel mehr auf dem Lande als in Städten. Wir dürfen annehmen, daß vor hundert Jahren ein knappes Viertel der Bevölkerung in Städten lebte, drei Viertel auf dem Lande. Daß aber auch die städtische Bevölkerung noch stark agrarisch durchsetzt war, hatte ich schon gezeigt. Hier will ich die Aufmerksamkeit nur noch auf die Größenverhältnisse der damaligen soi-disant Städte lenken. Man wird erstaunen, wie klein die meisten Städte waren, und wie wenig Großstädte oder auch nur große Städte im heutigen Sinne das damalige Deutschland aufwies. Später teile ich die Ziffern für die Gegenwart mit, die man dann mit den hier angeführten Zahlen vergleichen möge. Wir besitzen die genaueste Städtestatistik für Preußen, und

meine Ziffern beziehen sich auf das Königreich Preußen nach dem Bestand von etwa 1800 (damals gehörte Polen mit Warschau dazu). Wir dürfen aber als sicher annehmen, daß das übrige Deutschland kein wesentlich anderes Bild aufwies: erinnern wir uns doch der Tatsache, daß die meisten deutschen Staaten vor hundert Jahren eine geringere Bevölkerungsdichtigkeit aufwiesen als das Königreich Preußen im Durchschnitt. Also hören Sie! Im damaligen Preußen gab es im ganzen 1016 „Städte". Davon hatte eine (Berlin) über 100000 Einwohner (153128); über 50000 noch drei andere: Warschau 64421, Breslau 60950, Königsberg 56410; dann folgten weitere vierzehn, die mehr als 10000 Einwohner hatten, der Reihe nach: Danzig, Magdeburg, Elbing, Stettin, Potsdam, Erfurt, Posen, Halberstadt, Halle, Münster, Hildesheim, Emden, Brandenburg, Frankfurt. Alle übrigen also waren kleine Mittelstädte oder Kleinstädte, oder nicht einmal das im heutigen Sinne. Es hatten von den übrigen 998 Städten

zwischen	5 000	und	10 000	Einwohnern	37
„	3 000	„	5 000	„	65
„	1 000	„	3 000	„	500

Der Rest hatte weniger als 1000 Einwohner, 117 weniger als 500, 32 weniger als 300, die Stadt Belchatow aber hatte 59 Einwohner. Sie sehen: der Begriff „Stadt" ist in einem wesentlich anderen Sinne gebraucht, als wir ihn anwenden. Auch nur der Größe nach (noch gar nicht der inneren Struktur nach!) gab es kaum hundert Orte im damaligen Königreich Preußen, die den Namen Stadt verdienten; kaum drei oder vier Großstädte, selbst wenn wir mit der Vergabung dieser Bezeichnung schon recht lax verfahren.

3. Die nationale Differenziierung

Ich komme jetzt auf einen Punkt zu sprechen, dessen Erörterung einige Schwierigkeiten bietet. Es handelt sich sogar mehrfach um die richtige Würdigung von Ziffern, deren Aufführung in größerem Umfange ich dem Leser diesmal nicht ersparen kann, wenn ich sie auch größtenteils in die Anlagen verwiesen habe. Wovon ich mit ihm reden möchte, gehört noch zu dem, was der vorige Abschnitt enthält. Es ist das, was man die nationale Differenziierung unseres Wirtschaftsgebiets nennen kann, d. h.: Maß und Art,

wie Deutschlands Wirtschaftsleben vor hundert Jahren in Beziehung zum Ausland stand, in welchem Umfange die Bedarfsbefriedigung seiner Bewohner im Austausch mit den Leistungen fremder Nationen erfolgte, ist wenn man will, das Quantum und Quale von Verunselbständigung des deutschen Wirtschaftsgebietes in jener Zeit, dafern ja alle Differenziierung auf eine Verunselbständigung hinausläuft.

Was hier zunächst Schwierigkeiten bereitet, ist die Unfaßbarkeit, richtiger noch die Unauffindbarkeit eines einheitlichen deutschen Wirtschaftsgebietes, das man als abgeschlossenes Ganze dem Auslande gegenüberstellen könnte. Das erste Drittel des neunzehnten Jahrhunderts kennt ja, wie wir schon bei anderer Gelegenheit beobachten konnten, nur eine Vielheit voneinander durch Zollschranken getrennter einzelstaatlicher Wirtschaftsgebiete, die sich in jahrhundertelanger Sonderstellung, so gut es bei der Kleinheit anging, zu wirtschaftlichen Einheiten herausgebildet hatten. Preußen war gegen Sachsen, Bayern gegen Württemberg, Baden gegen Hessen und so fort Ausland geworden, und alle „nationale Differenziierung" war somit, da es keinerlei wirtschaftliches Band gab, das die sämtlichen Staaten ebenso umschlossen hätte wie jeden einzelnen, nur eine Differenziierung der einzelnen deutschen Gaue untereinander. Es ist nun wohl offensichtlich, daß wir einen solchen Zustand unserer Betrachtung, die uns eine Vorstellung von dem Grade der national-deutschen oder sagen wir mit moderner Terminologie reichsdeutschen Einbezogenheit in weltwirtschaftliche Beziehungen vor hundert Jahren verschaffen soll, nicht zugrunde legen können. Denn worauf es uns doch ankommt: unausgesetzt Vergleiche anzustellen zwischen dem Damals und Heute, würde ja uns unmöglich gemacht sein. Wir würden für die frühere Zeit nur „weltwirtschaftliche" Beziehungen einzelner der heutigen Bundesstaaten kennen, an denen uns nichts gelegen ist.

Diese Erwägungen führen uns schließlich dahin, den Zeitpunkt, für den wir die nationale Differenziierung des deutschen Wirtschaftsgebietes untersuchen wollen, zu verlegen: in eine Zeit nämlich, in der es schon ein einheitliches deutsches Wirtschaftsgebiet von annähernd dem Umfange des heutigen gab, das ist in die Zeit nach Begründung des deutschen Zollvereins. Über dessen Entstehung selbst weitschweifig zu berichten, ist nicht meine Absicht. Sie ist ein wesentlich politischer Vorgang und wird auch in den meisten allgemeinen Geschichtswerken dargestellt; am ausführlichsten

wohl in Treitschkes Deutscher Geschichte, wo man im Bedarfsfalle die einschlägigen Kapitel nachlesen mag. Hier interessiert uns nur die Tatsache, daß eines Tages die verschiedenen deutschen Staaten aus ihrer wirtschaftspolitischen Isoliertheit heraustraten, die Zollschranken zwischen sich aufhoben und eine gemeinsame Zollgrenze gegen das Ausland anerkannten. Damit war die Einheit Deutschlands, und zwar des Deutschen Reichs (Österreich bleibt von nun ab beiseite und folgt ganz anderen Gesetzen der Weiterbildung), soweit sie uns hier interessiert, vollzogen, ein reichsdeutsches Wirtschaftsgebiet unterschiedlich gegen die außerdeutschen Lande konstituiert, und zwar in annähernd derselben Zusammensetzung wie wir es noch heute finden. Von da ab lassen sich also auch Vergleiche anstellen. Dieser Zeitpunkt aber sind die Jahre 1834 bzw. 1835, in denen nacheinander zu einem deutschen Zollvereine sich zusammenschlossen: Preußen, Bayern, Württemberg, Sachsen, die beiden Hessen, Baden, Nassau, Thüringen und die Stadt Frankfurt a. M. Es fehlen freilich, wie ersichtlich, noch einige größere Gebiete, namentlich Hannover und Braunschweig, die erst in den 1840er bzw. 1850er Jahren (Hannover erst vom 1. Januar 1854 an) dem deutschen Zollvereine beitraten, ferner die Mecklenburgs (an denen uns jedoch wenig liegt), aber auch die beiden Hansestädte Bremen und Hamburg, die zuletzt — erst am 1. Oktober 1888 — den Anschluß an das deutsche Zollgebiet erreichten. Trotzdem will ich als Zeitpunkt für die folgenden Feststellungen die letzten Jahre des vierten Jahrzehnts, also die Zeit nach eben erfolgter Zusammenschließung der zuerst genannten Staatengruppe, wählen. Und zwar deshalb, weil nur bis in die 1840er Jahre hinein der Grundzug des deutschen Wirtschaftslebens, insbesondere aber die Beziehungen der deutschen Staaten zum Auslande in ihrer Eigenart dieselben wie im Anfang des Jahrhunderts bleiben, während dann die große Wandlung eintritt, in die also die Angliederung der norddeutschen Staaten mitten hineinfällt. Überdies sind die fehlenden Gebietsteile für den Gesamtcharakter des deutschen Wirtschaftslebens zu wenig ausschlaggebend, um sie allzusehr zu vermissen.

Die Frage ist somit die: welcher Art war die nationale Differenziierung, in die sich das Mitte der 1830er Jahre geeinte deutsche Zollgebiet hineingezogen sah? In vulgärer Ausdrucksweise: welches war der Charakter der deutschen Außenhandelsbeziehungen Ende der 1830er Jahre?

Da wäre denn zunächst der Grad der Differenziierung festzustellen, ich meine: wäre zu untersuchen, welchen quantitativen Anteil der Verkehr

mit dem Auslande an dem gesamten deutschen Wirtschaftsleben gehabt habe, etwa im Vergleich zu heute. Aber eine solche Feststellung zu machen, ist außerordentlich schwierig, weil uns zur bloßen Tatsachenermittelung die notwendigen Anhaltspunkte fehlen, geschweige denn zu einem Vergleiche der Vergangenheit mit der Gegenwart. Die gemeine Meinung ist die, daß die Verflechtung Deutschlands mit dem Weltmarkte im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts viel geringer, also der Grad der nationalen Differenziierung ein viel niedrigerer gewesen sei als heute. Das ist natürlich richtig, wenn wir nur die absoluten Aus- und Einfuhrziffern in Betracht ziehen. Nach einer Berechnung Raus soll der Wert der Einfuhr in die deutschen Staaten (1842) 188,67 Mill. Taler, also rund 566 Mill. Mark, der der Ausfuhr 162,9 Mill. Taler oder 488,7 Mill. Mark betragen haben. Heute erreicht der Wert der Einfuhr die zehnte Milliarde Mark, während der der Ausfuhr die achte überschreitet.

Auch wenn man die Werte des auswärtigen Handels auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, ergibt sich natürlich eine enorme Steigerung. Aber mit allen diesen Ziffern ist die Frage, von der wir ausgingen, gar nicht berührt: ob das deutsche Wirtschaftsleben früher oder jetzt mit einem größeren Teile in das Ausland hineinragte. Um diese Frage zu beantworten, müßte man nämlich offenbar die Ziffern der Gesamtproduktion bzw. des Gesamtverkehrs an Gütern kennen, um die Höhe des Anteiles zu bemessen, den daran die Werte des Aus- und Einfuhrhandels haben. Eine solche Statistik aber fehlt uns zumal für die Vergangenheit völlig. Die Ausfuhr hat sich verfünfzehnfacht, gut. Aber hat sich die Gesamtproduktion an Gütern nicht etwa verzwanzigfacht in demselben Zeitraum? Dann würde jetzt die Ausfuhr eine geringere Quote von der Gesamtproduktion ausmachen als früher: der Grad der nationalen Differenziierung wäre heute niedriger als ehedem. Ich sage: wir werden nicht zu entscheiden vermögen, ob dem so ist oder ob die gemeine Meinung das Richtige trifft.

Ich komme auf diese Frage in einem späteren Kapitel noch einmal zu sprechen.

Was wir dagegen mit Händen greifen können, ist der Wandel, den die qualitative Gestaltung der auswärtigen Handelsbeziehungen Deutschlands in dem neunzehnten Jahrhundert erfahren hat. Ich will versuchen, einen Überblick über den Artcharakter des deutschen Handels am Ende der 1830er Jahre zu geben, und verweise auf die Darstellung des

gegenwärtigen Zustandes im 14. Kapitel, die man mit der hier gegebenen Schilderung vergleichen möge.

Deutschlands Volkswirtschaft war während der ganzen ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zweifellos, verglichen mit den westeuropäischen Ländern, namentlich England, um viele Jahrzehnte rückständig; alles, was ich im vorigen Kapitel mitgeteilt habe, liefert dafür den Beweis, die geringe Bevölkerungsdichtigkeit, die mangelnde berufliche Differenziierung und anderes. Weiteres Beweismaterial wird das nächste Kapitel enthalten, in dem ich ein Bild von der inneren Organisation des deutschen Wirtschaftslebens zu entwerfen versuchen werde. Aus diesem niedrigen Stande volkswirtschaftlicher Entwicklung folgen nun aber mit Notwendigkeit einige Erscheinungen, die vor allem bestimmend für den Artcharakter des auswärtigen Handels eines Landes sind. Das sind billige Bodenpreise und darum niedrige Preise der Bodenerzeugnisse: der Nahrungsmittel und Rohstoffe auf der einen Seite, verhältnismäßig hohe Preise der gewerblichen Erzeugnisse andrerseits, deren Herstellung in fortgeschritteneren Ländern bereits mittels einer vollkommeneren Technik, z. B. unter Zuhilfenahme von Maschinen, erfolgt. Diese Zusammenhänge muß ich bitten als notwendige anzunehmen, ohne daß ich den Beweis dafür erbrächte. Ebenso nehme man gläubig von der Existenz eines allgemeinen volkswirtschaftlichen Gesetzes Kenntnis, wonach die Waren die Tendenz haben, sich aus einem Gebiete mit niedrigen Produktionskosten in ein solches mit hohen Preisen zu translozieren. Wenn eine Tonne Getreide an einem Orte 100 Mk., an einem andern 150 Mk. herzustellen kostet, so werden die Konsumenten an diesem Orte eine Anziehungskraft auf das Getreide ausüben, das an dem Orte erzeugt wird, wo sein Herstellungspreis nur 100 Mk. beträgt.

Aus diesen Prämissen kann nun ohne weiteres auf den Artcharakter des deutschen Außenhandels vor hundert oder vor siebzig Jahren geschlossen werden; statistische Ziffern braucht es dazu gar nicht; sie dienen höchstens dazu, die Richtigkeit der theoretischen Schlüsse zu bestätigen. Es wird, denke ich, genügen, wenn wir im folgenden unser Augenmerk richten auf diejenigen Warenwerte, die einen Überschuß der Einfuhr oder der Ausfuhr darstellen; denn offenbar kommt in ihnen die Eigenart der weltwirtschaftlichen Verknüpfung eines Landes am deutlichsten zum Ausdruck. Der Leser möge jetzt die Anlagen zum vierzehnten Kapitel zu Rate ziehen.

Die Ziffern der Anlage 34 stellen den Durchschnitt der Jahre 1837—1839

dar. Ich beginne mit einer Übersicht über die Ausfuhr. Da ergibt sich, daß rund ein Viertel der Ausfuhr von Nahrungsmitteln und Rohstoffen gebildet wird. Speziell an Getreide konnte das damalige Deutschland noch beträchtliche Mengen an das Ausland abgeben. Wenn wir die preußischen Verhältnisse, was angängig ist, auf die des zollgeeinten Deutschlands übertragen, so würden nach den Berechnungen zuverlässiger Statistiker damals noch etwa ein Fünftel bis ein Viertel der gesamten Weizenernte und etwa 6 %, also etwa ein Siebzehntel der Roggenernte mehr ausgeführt, also über den Bedarf der eigenen Bevölkerung hinaus produziert worden sein: ein Zustand, der übrigens noch mehrere Jahrzehnte fast unverändert gedauert hat. An anderen Bodenerzeugnissen gab das Deutschland der 1830er Jahre noch in größeren Mengen Holz und Holzborke (Lohe) an das Ausland ab, während es eben angefangen hatte, Holzkohle mehr ein- als auszuführen. Daß ein Einfuhrüberschuß an Vieh statthat, beruht auf besonderen, hier nicht näher zu erörternden Ursachen; er wird durch den Ausfuhrüberschuß, den die Schafwolle lieferte, zur Hälfte etwa ausgeglichen. Also auch Wolle wurde noch über den eigenen Bedarf hinaus produziert, ein äußerst charakteristisches Zeichen für den Stand der industriellen Entwicklung des Landes. Übrigens hatte die Wollausfuhr Ende der 1830er Jahre schon ihre Blütezeit überschritten, teils weil England, der Hauptabnehmer, angefangen hatte, die billigeren australischen und südafrikanischen Wollen zu importieren, teils weil die Nachfrage nach Wolle im eigenen Lande stieg.

Was Deutschland am Ende der 1830er Jahre sonst an Waren dem Auslande zu bieten hatte, waren Fertigfabrikate der verschiedenen Industrien: der Baumwoll-, Woll-, Leinwand- und Seidenweberei, der Kleineisenindustrie, der Holzwaren-, Kurzwaren-, Töpferwarenindustrie u. a. Es sind im wesentlichen solche Erzeugnisse, deren Rohstoffe in Deutschland gewonnen wurden, bei denen aber die technischen Umwälzungen die Preise noch nicht wesentlich beeinflußt hatten, bei deren Herstellung also die billigeren Arbeitslöhne, wie sie das damalige Deutschland, verglichen mit fortgeschritteneren Ländern, naturgemäß aufwies, von ausschlaggebender Bedeutung zugunsten der deutschen Industrie wurden.

Das gerade Gegenteil mußte der Fall sein bei denjenigen Industrieprodukten, die wir Halbfabrikate nennen und unter denen den Garnen und dem Roh- bzw. Schmiedeeisen eine besondere Wichtigkeit zukommt. Hier hatten die ersten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts, namentlich

in England, eine vollständige Neugestaltung der Herstellungsweise und damit eine mächtige Preissenkung gebracht, der Deutschland noch nicht gefolgt war. Deshalb bezog es in großen Mengen diese Halbfabrikate vom Auslande, namentlich von England: das ist ein weiteres wichtiges Charakteristikum des damaligen Standes der Dinge. Beinahe ein Viertel der gesamten Mehreinfuhr entfällt auf baumwollene Garne, die Halbfabrikate zusammen machen ihrem Werte nach beinahe ein Drittel der gesamten Mehreinfuhr aus. Der Emanzipationskampf der Spinnerei und der Eisenindustrie, den ich in seinen einzelnen Phasen nicht schildern kann, füllt einen großen Teil der wirtschaftlichen Entwicklung der nächsten Jahrzehnte aus und beeinflußt auf das deutlichste die gesamte Wirtschafts-, insonderheit Zollpolitik. Denn naturgemäß erstrebten die nach Emanzipation vom Auslande trachtenden Spinner und Eisenleute vor allem Schutz gegen die auswärtige Konkurrenz, mit andern Worten Schutzzölle auf Garn und Eisen. Und noch heute wird unsere zollpolitische Lage durch diese eigentümliche Situation der genannten beiden großen Industrien, die Schritt für Schritt sich vom Auslande den Boden haben erobern müssen, auf dem sie stehen, wesentlich beeinflußt. Bis heutigentags sind die Träger der industriellen Schutzzollpolitik in Deutschland die Garn- und Eisenmänner geblieben.

Was sonst Deutschland an Waren vom Auslande bezog, waren, wie man zusammenfassend sagen kann, Kolonialprodukte, unter denen damals der Zucker noch eine entscheidende Rolle spielte. Etwa ein Siebentel der gesamten Mehreinfuhr entfällt auf Zucker. Heute, werden wir sehen, liegen die Dinge wesentlich anders: der Rübenzucker hat den Rohrzucker aus dem Felde geschlagen, und Deutschland ist eines der größten Zuckerexportländer geworden. Auch diese Wandlung findet ihren markanten Ausdruck in der deutschen Zoll- und namentlich Steuergeschichte.

Haben diese Andeutungen hingereicht, um dem Leser ein einigermaßen deutliches Bild von der Stellung des deutschen Wirtschaftslebens zum Auslande zu geben? Ich hoffe doch. Und der weitere Verlauf unserer Unterhaltung wird, denke ich, noch manches klarer hervortreten lassen, was einstweilen nur verschwommen erscheint. Die beiden wichtigsten Tatsachen will ich aber doch noch einmal wiederholen:

Erstens: Deutschland gewinnt aus seinem Boden noch mehr Erzeugnisse (Nahrungsmittel und Rohstoffe), als es selbst verzehrt.

Zweitens: Deutschland ist in zwei der bedeutendsten Industriezweige (Garn- und Eisengewinnung) noch durchaus vom Auslande abhängig.

Zum Schlusse will ich auch nicht unerwähnt lassen, daß man ein Land, dessen Stellung zum Auslande eine solche ist, wie sie Deutschland in den 1830er Jahren noch einnahm, dessen landwirtschaftliche Bevölkerung einen so starken Bruchteil ausmacht, wie diejenige im damaligen Deutschland, als „Agrarstaat" zu bezeichnen pflegt. Der Ausdruck ist nicht sehr treffend, wie das bei solchen Schlagworten häufig der Fall ist. Da wir aber keinen besseren dafür haben, um den Charakter der gekennzeichneten Wirtschaftsstufe in einem Worte zu bestimmen, so mag er passieren. Andere sagen statt Agrarstaat „Nahrungsstaat", was noch weniger die Sache trifft. Die Pointe bleibt ja, daß wir den Sachverhalt richtig erfassen. Nenn' es dann, wie du willst . . .

Drittes Kapitel: Die innere Organisation des Wirtschaftslebens

1. Die Agrarverfassung

Was ich in diesem Kapitel schildern will, ist die innere Struktur des deutschen Wirtschaftslebens vor hundert Jahren, wie sie in dem Wirtschaftssysteme, wie ich es nenne, zum Ausdruck kommt. Ich meine damit vor allem den Geist, der das Wirtschaftsleben beherrscht, die Eigenart der Willensrichtung, der Gedanken- und Empfindungswelt der die wirtschaftlichen Verhältnisse beeinflussenden Personen. Ich denke aber auch an alle die Tausende von Beziehungen, die sich zwischen den Angehörigen eines Staates knüpfen, wenn sie ihre wirtschaftlichen Zwecke verfolgen, also an das, was man die Ordnung des Wirtschaftslebens nennen kann. Ich habe über alle diese Dinge in theoretischer Betrachtungsweise ausführlich in meinem Kapitalismus mich ausgelassen und muß wiederum bitten, jenes Werk zur Hand zu nehmen, wem an einer systematischen Erfassung jener Erscheinungen gelegen ist. Hier soll der Leser mit spitzfindigen Erörterungen nicht gequält werden. Ich will wieder nur schlicht erzählen, wie es in der bezeichneten Richtung in Deutschland vor hundert Jahren aussah, will dem Leser wiederum vor allem die Anschauung von den Dingen zu verschaffen suchen.

Wollen wir einen einheitlichen Grundzug in der wirtschaftlichen Organisation jener Zeit ausfindig machen, der diese von der unserigen, wie wir sie noch kennen lernen werden, unterscheidet, so wird dies, scheint mir, die Gruppierung aller wirtschaftlichen Vornahmen um die lebendige Persönlichkeit des bedürfenden und handelnden Menschen sein. Das Wirtschaftsleben ist noch nicht ein nach sachlich-rationalen Gesichtspunkten kunstvoll aufgebauter Mechanismus, sondern im wesentlichen ein unreflektierter Ausfluß natürlich empfindender Menschen. Was ich damit meine, wird erst verständlich werden, wenn ich nun die einzelnen Sphären des Wirtschaftslebens in ihrer eigenartigen Organisation vorüberführen werde. Der Leser wird erstaunen über die vielfach bizarren Formen, in denen sich uns das Wirtschaftsgebäude vor hundert Jahren noch darstellt. Es ist in den Grundzügen noch immer der Bau, den auf dem Lande die germanischen Stämme in der Hof- und Dorfverfassung bei ihrer Seßhaftwerdung anderthalb Jahrtausende früher aufgeführt, den dann der Feudalismus

und in den letzten Jahrhunderten die aufkommende Gutswirtschaft abgeändert, ausgebaut, aber doch nicht umgestürzt hatten; in den Städten diejenige Ordnung der Dinge, die man gewöhnlich als Zunftordnung bezeichnet: auch sie in fast tausendjährigem Wachstum langsam, stückweise entstanden, ergänzt, abgeändert, aber im Wesen erhalten: ein imposantes Denkmal einer starren, unbeweglichen, konservativen Epoche der Geschichte.

Ich beginne mit der Darstellung der ländlichen Verhältnisse, und zwar zunächst mit einer Schilderung der Bauernwirtschaft alten Stils. Ich bitte nicht zu erschrecken, wenn ich dabei etwas weit aushole: ich springe dann schon! Aber ein Verständnis für die Eigenart des Wirtschaftslebens vor hundert Jahren läßt sich nicht gewinnen, ohne daß man seine Wurzeln bloßlegt. Und diese Wurzeln liegen bei der Agrarverfassung, wie ich schon andeutete, in der Zeit, als die germanischen Stämme seßhaft wurden. Ehe dies eintrat, so müssen wir annehmen, wurden größere, mehrere Quadratmeilen umfassende Gebiete von Gruppen blutsverwandter Familien in nomadenhafter Weise gemeinschaftlich als Weide- und gelegentliches Ackerland genutzt. Diese für mehrere tausend Personen als Unterhaltsstätte dienenden Gründe leben später als gemeine Marken oder Holzmarken fort, nachdem auf einem Teile von ihnen kleinere Verbände zur Seßhaftigkeit gelangt waren. Diese zusammenbleibenden Gruppen von Familien bilden die Dorfgemeinschaften in den Gegenden, wo eine Siedelung in Dörfern erfolgt, das ist dem größten Teile von Deutschland; während an einzelnen Stellen, namentlich in Niedersachsen, die einzelnen Bauern sich isoliert niederlassen, im sogenannten Hofsiedelungssystem. Da aber die Eigenarten der urwüchsigen Bauernwirtschaft sich vereinigt finden bei der dorfartigen Siedelungsweise, so werde ich diese schildern. Man kann dann leicht selbst feststellen, welche Erscheinungen bei einer Siedelung in Einzelhöfen wegfallen.

Also auch, nachdem sich die kleinen Gruppen von Familien in den einzelnen Dörfern verselbständigt hatten, blieb ein Zusammenhang der benachbarten Dörfer untereinander insofern bestehen, als diese gemeinsam das zwischen den Dorffluren gelegene Gebiet, ursprünglich meist Heide, Moor, Sumpf und Wald besaßen und nutzten, als Markgenossen, Mitmärker, Consortes. Diese Tatsache ist wichtig. Sie erklärt die zahlreichen Nutzungsrechte, die noch zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die einzelnen Bauernfamilien vielfach auf fremdem Grund und Boden, meist Herrenland, ausübten. Denn als im Laufe der Jahrhunderte die Großen das unbesiedelte

Land mit Beschlag belegt hatten (das ursprünglich Eigentum der Markgenossen gewesen war), blieben die Ansprüche der ehemaligen Besitzer teilweise in Form von Nutzungsrechten (zum Holzlesen, Streuholen, Weidegang für die Kuh usw.) fortbestehen.

Innerhalb einer Mark lagen nun also die verschiedenen Dorffluren, deren einzelne etwa drei- bis vierhundert Hektar groß war. Sie umfaßten das in Kultur genommene Gebiet und hatten im einzelnen folgende Bestandteile:

1. das Dorf selbst, vom „Etter" umgeben, Flüsse, Weiher, Wege;
2. das Ackerland;
3. Weide und Land.

Die Verteilung der Dorfflur unter die einzelnen Genossen, deren es nach Meitzen, dem vorzüglichsten Kenner dieser Materie, ursprünglich zehn bis dreißig gab, erfolgte nun nach einem bestimmten, für die gesamte ländliche Wirtschaftsverfassung außerordentlich folgenschweren Prinzip, dem der ideellen Anteilnahme, wie sie in der Hufenverfassung zum Ausdruck kommt. Die ideellen Anteile der einzelnen Bauernfamilien an sämtlichen Bestandteilen der Dorfflur hießen nämlich Hufen. Sie waren ursprünglich nach Qualität und Quantität so groß bemessen, daß eine Familie darauf eine normale Bauernwirtschaft führen und von den Erträgnissen auskömmlich leben konnte. Wir begegnen hier zum ersten Male der „Idee der Nahrung", die während des ganzen Mittelalters hindurch das Wirtschaftsleben in Stadt und Land beherrscht und die auch zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts durchaus noch das regulierende Prinzip der Produktion bildet: jedem Wirtschaftssubjekt soll ein solcherart abgegrenzter Komplex wirtschaftlicher Tätigkeiten gesichert sein, daß es seine Arbeitskraft voll ausnutzen und sich und die Seinen von seiner Hände Arbeit ernähren kann. Ursprünglich waren also die Hufen alle gleich groß. Im Laufe der Jahrhunderte differenziierten sie sich in doppelt oder mehrfach so große Anteile einerseits, in halbe, drittel, viertel Hufen andrerseits.

Die Bestandteile einer Hufe waren aber folgende:

1. Die Hofstätte, d. h. das Wohnhaus, die Ställe, Scheunen, Gärten, sogenannte Wurten, die von vornherein zu vollem Privateigentum dem einzelnen übergeben wurden;

2. das Ackerland im Felde. Mit diesem hatte es seine besondere Bewandtnis. Es lag nicht an einer Stelle in einer zusammenhängenden Fläche,

sondern war nach einem sehr ingeniösen Plane über die ganze Flur zerstreut. Diese wurde gleich bei der Besiedelung in eine Anzahl gleich großer Teile, die sogenannten Gewanne oder Kämpe zerlegt, die aus Bodenstücken annähernd gleicher Qualität bestanden, in der Zahl von dreißig oder vierzig. In jedem dieser Kämpe erhielt nun die einzelne Bauernfamilie eine gleich große Parzelle angewiesen, so viel wie ein Joch Ochsen an einem Morgen pflügen konnte: daher „Morgen" genannt, in Österreich „Joch". Ursprünglich wurden diese Anteile wahrscheinlich von Zeit zu Zeit unter die Dorfgenossen von neuem verlost: daher Ackerlose; schon früh aber entwickelte sich ein ständiger Besitz wenigstens auf Lebzeiten, und bald blieben die einzelnen Streifen erblich zu vollem Privateigentum in einer und derselben Familie. Mit der Zeit, müssen wir uns nun denken, wurden diese Parzellen geteilt, getauscht, zusammengelegt usw. Das Ergebnis war ein unglaublich buntscheckiges Bild. Eine Dorfflur zerfiel in hunderte, ja tausende solcher Parzellen, von denen der einzelne Wirt also auch oft hunderte über die ganze Flur verteilt besaß. Erinnern wir uns, was wir auf unserer Reise beobachteten: daß die Felder schachbrettartig, in winzige Streifchen zerstückelt erschienen. Die Wahrnehmung war richtig: wir haben jetzt den Grund für diese eigentümliche Erscheinung kennen gelernt.

3. bestand die Hufe aus den Nutzungsrechten der einzelnen Bauernwirtschaft an dem nicht aufgeteilten Areal der Dorfgemarkung, der sogenannten Allmende. Diese wurde gebildet aus dem Wald- und Weideland und blieb, wie gesagt, im Eigentum der Gemeinde, die den Genossen nur das Recht des Viehauftriebs, der Holzlese usw. gewährte.

Diese eigentümliche Eigentumsverfassung, wie sie sich fast übereinstimmend in Deutschland auf dem Lande entwickelte, hatte nun ganz bestimmte Konsequenzen für die Gestaltung des landwirtschaftlichen Betriebes selbst. Es war natürlich unmöglich bei der Durcheinanderwürfelung der einzelnen Besitzstücke jeder Bauernfamilie, der technische Ausdruck dafür ist „Gemengelage", daß der einzelne Bauer seine Wirtschaft einrichtete, wie es ihm gutdünkte. Denn Wege gab es auf der Dorfflur noch nicht. Der Besitzer einer entfernten Parzelle konnte also nur zu ihr gelangen, wenn er über die Besitzstreifen anderer wegfuhr. Also war es ausgeschlossen, daß der eine Bauer noch die Ernte auf dem Halm stehen hatte, während der andere sie einfahren wollte, daß der eine sein Feld zu bestellen anfing, während der andere schon eingesät hatte, und so fort. Mit einem Worte:

es folgte aus der gekennzeichneten Situation, der sogenannten Gemengelage, mit Notwendigkeit eine Wirtschaft nach einheitlichem Plan, den die Ältesten der Dorfgemeinde feststellten. Nach diesem Plane war vorgeschrieben, was für eine Frucht der einzelne Genosse anbauen mußte, wann er seinen Acker zu bestellen hatte, wann er mit der Ernte fertig sein mußte; das war der sogenannte Flurzwang. Ferner enthielt der einheitliche Wirtschaftsplan Bestimmungen über den gemeinsamen Weidegang des Viehs, d. h. den Auftrieb der zu den Dorfherden vereinigten Kühe, Schweine, Gänse usw., sei es in den Wald, auf die als ewige Weide genutzte Allmende, sei es auf die Stoppel- oder Brachweide. Es lag nämlich auch in der Anlage des dorflichen Wirtschaftsplanes, daß das Ackerland von Zeit zu Zeit nicht bestellt wurde, sondern als Brache liegen blieb, um es sich wieder erholen, neue Kräfte sammeln zu lassen. Das war bei der geringen Düngerproduktion, die wiederum eine Folge der übermäßigen Bevorzugung des Getreidebaues war, sowie bei dem niedrigen Stande der Kenntnisse von den Bedingungen des Pflanzenwachstums durchaus erforderlich, wollte man nicht Gefahr laufen, daß der Boden sich ganz und gar erschöpfte. Ich bemerke in Parenthese, daß in dieser agronomischen Konstellation ein deutliches Symptom sehr geringer Produktivität der Landwirtschaft zutage tritt, dank eben der unentwickelten agrarischen Technik jener Zeit. Die Perioden aber, in denen das Ackerland brach liegen mußte, waren in der Mehrzahl der Fälle dreijährige. In den beiden anderen Jahren baute man auf dem Acker hintereinander Winterkorn (Roggen oder Weizen) und Sommerkorn (Gerste, Hafer, Sommerroggen oder Sommerweizen). Folglich mußte in einem Jahre von der ganzen Flur ein Drittel mit Winterkorn, ein Drittel mit Sommerkorn angebaut sein, während das dritte Drittel brach lag und als Weide genutzt wurde. Wegen dieser räumlichen Dreiteilung des Ackerareals, oder (zeitlich) des dreijährigen Turnus der Fruchtfolge nannte man diese Wirtschaftsweise Dreifelderwirtschaft. Es war am Beginne des neunzehnten Jahrhunderts, auch in den gleich zu besprechenden Gutswirtschaften, noch durchaus das in Deutschland vorherrschende Anbausystem, nur hie und da dadurch verbessert (daher „verbesserte Dreifelderwirtschaft"), daß man im dritten Jahre, dem Brachjahre, in das Feld eine Futterpflanze, insonderheit Klee einsäte; d. h. die Brache besömmerte. Dieses Verfahren hatte den großen Vorzug, eine ausgedehntere Viehhaltung und damit vermehrte Düngerproduktion und also eine Hebung der Bodenkräfte zu ermöglichen.

Nun deutete ich aber schon an, daß an dieser dorfwirtschaftlichen Verfassung Feudalismus und Gutswirtschaft mancherlei geändert hatten. Wie diese Mächte, im Laufe des Mittelalters jene, beim Beginn der neuen Zeit seit dem sechzehnten Jahrhundert diese, entstanden und zur Entfaltung gelangt sind, kann ich natürlich hier nicht auch noch erzählen. Uns genügt zu wissen, daß sie beide im Effekt darauf hinausliefen, den Bauern in Abhängigkeit vom großen Grundbesitzer zu bringen, ihn zu Abgaben oder Leistungen zu verpflichten und dadurch eine teilweise neue Form landwirtschaftlichen Betriebes neben die Bauernwirtschaften zu setzen. Die Abhängigkeitsverhältnisse, in denen wir die deutschen Bauern (bis auf ganz wenig davon freigebliebene Gebiete) zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts finden, sind entweder sogenannte grundherrliche oder sogenannte gutsherrliche.

Jene bestanden in der Verpflichtung der einzelnen Bauernwirtschaft, dem Grundherrn des Bezirks Abgaben in Geld oder Natura zu leisten. Diese grundherrlichen Lasten ändern an der Gestaltung der Agrarverfassung selbst gar nichts. Sie sind deshalb auch für uns ohne weiteres Interesse. Ökonomische Bedeutung hätten sie höchstens dadurch gewonnen, daß sie die Bauernwirtschaft übermäßig gedrückt und etwa die natürliche Reproduktion des nationalen Reichtums verhindert hätten. Ganz anders diejenigen Abgaben oder richtiger Lasten, die man als gutsherrliche bezeichnet, Lasten, wie sie in einzelnen Teilen namentlich des östlichen Deutschlands eine Rolle spielten. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie die Unterlage für eine völlige Neuordnung der landwirtschaftlichen Produktion bildeten, sofern sich auf ihnen eine neue Wirtschaftsform: die Gutswirtschaft aufbaute.

Der Leser muß nämlich wissen, daß es bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein in Deutschland keine Großgutswirtschaft, wie er sie vielleicht aus eigener Anschauung kennt, gegeben hat, d. h. eine Wirtschaft mit einem größeren Bestand von eigentlichen, und zwar freien Lohnarbeitern, Leuten also, deren Hauptberuf das Arbeiten auf dem Gute eines Herrn ist und die sich diese Arbeit statt irgendeiner beliebigen anderen frei gewählt haben. Ein solcher berufsmäßiger Landarbeiterstand fehlte in der früheren Zeit. Der Großgrundbesitzer, der sein Land angebaut sehen wollte, mußte sich also anderer Arbeitskräfte bedienen, und dies waren eben die Bauern der benachbarten Dörfer. Diese waren — meist erst seit dem Ausgange des Mittelalters, denn seitdem datiert erst recht eine Gutswirtschaft in Deutschland — gegen ihren Willen zu Arbeiten auf dem Gutslande herangezogen

worden; sei es, daß sie Zwangsgesindedienst auf dem Hofe zu verrichten hatten (die Söhne und Töchter der Bauern), sei es, daß sie mit ihrem Gespann zu pflügen, die Ernte einzufahren und andere Fuhren auszuführen hatten (das waren die sogenannten Spanndienste), sei es endlich, daß sie ihrer Hände Arbeit auf dem Felde oder im Hofe dem Gutsherrn zur Verfügung stellen mußten (was man Handdienste nannte). Alle Verpflichtungen zusammen hießen Frondienste. Selbstverständlich war das notwendige Korrelat einer solchen Arbeitsverfassung eine Beschränkung der Freizügigkeit: die Bauern waren schollenpflichtig. Und der ganze Status, an dem die solcherart an die Scholle gefesselte und zu Frondiensten verpflichtete Bauernschaft sich befand, hieß man die Erbuntertänigkeit.

Abgesehen davon nun, daß die Gutswirtschaft größer war als die Bauernwirtschaft und auf Unfreiheit statt auf Freiheit ruhte, war ihr inneres Wesen kaum verschieden von dem Wesen bäuerlicher Wirtschaft.

Auch die Ideenwelt des Gutsherrn ist in den weitaus meisten Fällen von dem Gedanken erfüllt: daß seine Wirtschaft ihm den standesgemäßen Unterhalt verschaffen müsse. Einen Unterhalt groß genug, um seigneurialement zu leben, nicht üppig, nicht ausschweifend prächtig, aber doch so, daß es reicht, um im Sommer und Herbst sich den Freuden der Jagd hinzugeben, im Winter etwa in der Provinzialhauptstadt mit der Familie ein paar Monate zu verbringen, die Tochter mit einer soliden Aussteuer zu versehen und den Sohn in einem Regiment Seiner Majestät Offizier werden zu lassen. Es war die Ideenwelt, wie sie noch heute den ostelbischen Junker beherrscht, eine ins Große übertragene echt bäuerliche Auffassung von Wirtschaft und Leben. Ich komme darauf zurück, wo ich von den sozialen Klassen sprechen werde.

Und ebensowenig unterschieden sich die Wirtschaftsführung selbst, die Art die Felder zu bestellen, das Vieh zu warten, auf den größeren Gütern von demjenigen, was in Bauernwirtschaften üblich war. Das ergab sich schon aus der Tatsache, daß das Gutsland nicht in einem einzigen Komplexe wohlarrondiert sich von dem Bauernland abhob, sondern mit diesem unentwirrbar verfilzt war, weil es streifenweise zwischen den Parzellen der Bauern in sämtlichen Gewannen gleichwie diese verteilt lag. Dadurch war die Gutswirtschaft in ihrem ganzen Gebaren notwendig an die Ordnung der Bauernwirtschaften gebunden, mit denen zusammen sie die noch immer einheitliche Dorfwirtschaft bildete.

Ich lasse, um das Gesagte mehr zu verdeutlichen, noch unsern besten Gewährsmann in diesen Dingen, Georg Friedrich Knapp, zu Worte kommen, der das Getriebe in einer Gutswirtschaft alten Stils wie folgt schildert:

„Der herrschaftliche Hof ist der Mittelpunkt eines großen landwirtschaftlichen Betriebes; neben dem Haus oder Schloß, in welchem der Gutsherr — oder auch der Domänenpächter — wohnt, befinden sich weitläufige Wirtschaftsgebäude, große Scheunen und Speicher, Stallungen für das Nutzvieh, besonders für Kühe und Schafe; was aber zu unserer Überraschung fehlt, das sind die Ställe für das Zugvieh; höchstens findet man einige Pferde für den herrschaftlichen Wagen, aber der Bestand an Ackerpferden oder Zugochsen ist sehr gering oder fehlt sogar ganz. Der zugehörige Ackerbesitz ist groß, aber er bildet keine zusammenhängende Fläche; die Äcker liegen vielmehr auf der Flur zerstreut, und auf derselben Flur liegen die Äcker der Bauern, die in einem nahen Dorfe wohnen; herrschaftliche Äcker und Bauernäcker liegen im Gemenge; sie werden nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft bestellt, und deshalb ist die Flur in drei örtlich festliegende Teile — die drei Felder — geteilt, und jeder Bauer, wie auch der Gutsherr, hat Äcker in jedem der drei Felder liegen. Der Wald gehört dem Gutsherrn, der Bauer hat aber gewisse Berechtigungen zum Bezug von Bauholz und Brennholz. Noch fehlt die Separation, welche später die Gemengelage der Äcker beseitigt; noch fehlt die Gemeinheitsteilung, welche den Wald von Nutzungsrechten der Bauern befreit, noch werden weitgehende Berechtigungen auf fremden Äckern ausgeübt: z. B. so, daß der Gutsherr auf dem Brachfelde im Frühjahr und auf den Stoppelfeldern im Herbst seine Schafherde weiden läßt, nicht etwa bloß auf seinen Äckern, sondern auf allen Äckern: auch auf denen der Bauern. Wie werden nun die gutsherrlichen Äcker bestellt, da man auf dem herrschaftlichen Hofe kein Zugvieh hat? Das geschieht durch die Frondienste der Bauern. Der Inspektor — wie wir heute sagen würden — sagt den Bauern am Abend vorher an, wo sie sich mit bespannten Pflug oder mit bespannter Egge morgen früh einzufinden haben. Dann geht es aufs Feld hinaus, und unter Zanken und Fluchen wird der träge Gaul und der widerwillige Mann zu seiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit angehalten. Kommt die Zeit der Ernte heran, so werden, neben den Spanndiensten, die Handdienste der kleinen Leute wichtig; es versteht sich durchaus von selbst, daß der Herrendienst allem andern vorgeht. Im

Winter müssen die kleinen Leute das Getreide ausdreschen und der Bauer muß das Getreide auf den nächsten Marktplatz fahren, wieder mit seinem Gespann, viele Meilen weit. So ist alles, was an Arbeit für den Gutsherrn nötig ist, auf die Bauern verteilt oder, richtiger gesagt, auf die Einwohner des Dorfes, mögen sie eigentliche Bauern sein oder nicht, das heißt: mögen sie einen Bauernhof bewirtschaften oder nicht. Und daraus ergibt sich, daß der Gutsherr, ebenso wie er kein Zugvieh auf seinem Hofe hält, auch keine Arbeiterwohnungen in der Nähe seines Hofes braucht; denn er hat keine besondern Landarbeiter; die Arbeit wird ja von den Einwohnern seines Dorfes verrichtet, sie ist auf diese Einwohnerschaft je nach deren Kräften, sei es als Spanndienst oder als Handdienst, verteilt; sie ist vielleicht sehr drückend, aber sie ist doch in gewissem Sinne Nebenbeschäftigung, nämlich in dem Sinne, daß weitaus die meisten Einwohner des Dorfes auch eine eigene Wirtschaft führen, sei es als Bauern oder als Kossäten oder als Büdner, Häusler, Kätner. So sah es zur Zeit der Frondienste aus."

Gern würde ich nun auch noch einiges darüber mitteilen, wie sich denn Bauernwirtschaft und Gutswirtschaft in das Deutschland vor hundert Jahren teilten, wenn ich nur selber Genaueres darüber wüßte. Natürlich fehlt eine allgemeine Eigentums- oder Betriebsstatistik für die damalige Zeit. Wir sind deshalb darauf angewiesen, aus einzelnen Überlieferungen auf die gesamte Gestaltung zu schließen. Da ergibt sich denn wohl, daß übermäßig große Veränderungen in dem Besitzstande der einen oder der andern Wirtschaftsform während des neunzehnten Jahrhunderts kaum irgendwo eingetreten sind. Mit Bestimmtheit läßt sich nur soviel sagen, daß der Bestand an bäuerlichen Wirten sich jedenfalls im Laufe des Jahrhunderts verringert hat auf Kosten der Gutswirtschaften. Und zwar vollzieht sich diese Verschiebung wesentlich in dem Preußen östlich der Elbe, jenem Landesteil, den man neuerdings in der Sprache der Zeitungsschreiber „Ostelbien" nennt. Denn hier allein hat die Gutswirtschaft eine größere räumliche Ausdehnung erlangt und, wie gesagt, bis heute bewahrt, wie ich später noch einmal genauer durch einige Ziffern dartun werde. Doch handelt es sich immer nur um ganz geringe Verschiebungen: nach Max Serings Berechnungen beträgt für das umschriebene Gebiet der Nettoverlust der Bauernschaft an dem Großgrundbesitz von 1816—1859 1,6%. Und seitdem sind die Verluste eher geringer geworden und in neuer Zeit durch die systematische Kolonisierung der östlichen Provinzen Preußens sogar zum Teil schon wieder wett

gemacht. So daß wir getrost sagen können: das Bild der Verteilung des Grund und Bodens in Deutschland zwischen Bauer und Gutsherr war vor hundert Jahren annähernd das gleiche wie das heutige, das ich, wie gesagt, bei einer späteren Gelegenheit zeichnen werde.

So etwa sah es auf dem Lande vor hundert Jahren in Deutschland aus. Nun will ich im nächsten Abschnitt die entsprechende Schilderung der Wirtschaftsorganisation für die Städte entwerfen. Richtiger: ich will versuchen, die alte gewerbliche Verfassung dem Leser ebenso in ihren Grundzügen vor Augen zu führen, wie ich ihm die wesentlichen Punkte der Agrarverfassung angedeutet habe.

2. Das Handwerk in Gewerbe und Handel

Diejenige Organisation, die das gewerbliche Leben in Deutschland zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts noch fast ausschließlich beherrschte, ist die handwerksmäßige. Sie war, wie ich schon sagte, zwar nicht in ganz so langem Wachstum wie die Dorfwirtschaft entstanden, trug aber doch eine beinahe tausendjährige Vergangenheit auf ihrem Rücken. Sie hatte ihre Blütezeit gehabt, als das deutsche Bürgertum im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sich seine Selbständigkeit den feudalen Gewalten gegenüber erkämpfte, sie hatte die deutsche Kultur auf ihrem Werdegang durch die glanzvollen Zeiten der Renaissance begleitet, hatte die Meistersänger, Meistermaler und Meisterbildhauer hervorgebracht, die den Ruhm des deutschen Wesens der Welt verkündeten, und war nun allmählich einer greisenhaften Verknöcherung und Verkümmerung verfallen. Die Ordnung, in der sich ihr Geist in ihren besten Zeiten verkörpert hatte, die Zunftverfassung, war in einem öden Formalismus verkommen, und wo einst das Interesse der Stadtgemeinde die Normen vorgeschrieben hatte, thronte nun das geängstigte Selbstinteresse einer privilegierten Kaste, der zünftigen Meister. Worin aber beruhte das Wesen dieser handwerksmäßigen Organisation und der sog. Zunftverfassung?

Wenn die folgende Skizze hie und da unvollständig bleibt, so findet man näheren Aufschluß in meinem Kapitalismus, wo ich in breiter Ausführung vom Wesen der handwerksmäßigen Organisation handle.

Was seiner innersten Natur nach „ein Handwerker" sei, werden wir, scheint mir, am sichersten zum Ausdruck bringen können, wenn wir zunächst

unsere Aussage negativ dahin zusammenfassen, daß wir einen „Handwerker" (im engeren Sinne) denjenigen gewerblichen Arbeiter nennen, dem keine für die Gütererzeugung und den Güterabsatz erforderliche Bedingung fehlt, sei sie persönlicher, sei sie sachlicher Natur, in dessen Persönlichkeit somit alle Eigenschaften eines gewerblichen Produzenten eingeschlossen sind. Da nun zur Produktion stets eine Vereinigung von Sachvermögen und persönlichen Fähigkeiten erfolgen muß, so ergibt sich aus dem Gesagten zunächst, daß der Handwerker außer den persönlichen Qualitäten die Verfügungsgewalt über alle zur Produktion erforderlichen Sachgüter, d. h. über die Produktionsmittel besitzt, was wir auch so ausdrücken können: im Handwerker hat noch keine Differenzierung von Personal- und Sachvermögen stattgefunden; oder in anderer Wendung mit gleichem Sinne: das Sachvermögen des Handwerkers hat noch nicht die Eigenschaft des Kapitals angenommen.

Aber wovon wir ausgingen: der Handwerker besitzt nicht nur das für die Ausübung seines Gewerbes notwendige Sachvermögen, er besitzt auch alle dazu erforderlichen persönlichen Eigenschaften: er ist eine Art von gewerblichem „Herrn Mikrokosmos". Was später sich in zahlreichen Individuen zu besonderen Veranlagungen auswächst: das alles vereinigt der Handwerker auf seinem „Ehrenscheitel". Selbstverständlich alles in einem en-miniature-Ausmaße. Seiner Universalität entspricht mit Notwendigkeit seine Mittelmäßigkeit. Man kann eine handwerksmäßige Organisation auch als eine solche bezeichnen, in der die Mittelmäßigkeit das die Produktion regelnde Prinzip ist.

Der Kern des Handwerkertums ist seine Qualifikation als gewerblicher Arbeiter, in dem Sinne, daß er die technischen Fähigkeiten besitzt, die zur Herstellung eines Gebrauchsgegenstandes an einem Rohstoff vorzunehmenden Handgriffe auszuführen. Aber mit dieser, sagen wir technischen, Veranlagung vereinigt er: die etwa erforderliche künstlerische Konzeption, das künstlerische Empfinden, die für die Produktion, insbesondere auch für die Tradition des produktiven Könnens erforderlichen Kenntnisse, um nicht den irreführenden Ausdruck zu gebrauchen: wissenschaftliche Qualifikation. Daneben funktioniert er als Organisator ebensowohl wie als Leiter der Produktion. Er ist Generaldirektor, Werkmeister und Handlanger in einer Person. Er ist aber auch Kaufmann. Alle Einkaufs- und Verkaufstätigkeit, alle Absatzorganisation, kurz alles, was später als spekulative Begabung

sich in einigen überdurchschnittlichen Persönlichkeiten absondert, umfaßt sein persönliches Vermögen.

Mir scheint, als ob es zwei Punkte vor allem seien, auf die das Streben des Handwerkers gerichtet ist: ein standesgemäßes Auskommen und Selbständigkeit. Ein standesgemäßes Auskommen strebt er an, nicht weniger, aber vor allem auch nicht mehr. Seine gewerbliche Arbeit soll ihm gerade wie dem Bauern die materielle Basis für seine Existenz: seine „Nahrung" verschaffen, das Handwerk soll seinen Mann „nähren". Das ist der Grundton, der durch alle Äußerungen des Handwerks seit seinem Bestehen hindurchklingt. Ursprünglich ist dieses Streben der Ausfluß naiven Menschentums, erst allmählich wird man sich seiner bewußt, formuliert es theoretisch und macht es zur Basis des Handwerks, wo man dessen Wesen ausdrücken will. Dort vor allem wird es mit Entschiedenheit betont, wo feindliche Mächte diesen Grundpfeiler handwerksmäßiger Existenz, die „Nahrung" zu erschüttern drohen.

Aber der Handwerker will sein Auskommen haben und dabei ein freier Mann sein, d. h. als selbständiger Produzent bestehen können. Diese Selbständigkeit ist es erst, die den Handwerker im eigentlichen Sinne von ebenfalls gewerblichen Arbeiten anderen ökonomischen Charakters unterscheidet.

Um jene Zwecke zu erreichen, die dem Streben des Handwerkers zugrunde liegen, setzt er nun sein ganzes Können ein. Dieses aber ist, wie wir wissen, doch immer vorwiegend eine technische Fähigkeit: durch eigenhändige Arbeit also muß er seinen Zielen zuzustreben suchen. Was seiner Hände Geschicklichkeit zu leisten, was seiner Arme Spannweite zu umschließen vermag, das ist die Sphäre seines Wirkens, das also als ein unmittelbarer Ausfluß seiner Persönlichkeit erscheint. In diesem Sinne hat man das „Handwerk" sehr treffend bezeichnet als den „Ausdruck einer zum Lebensberuf ausgeprägten bestimmten Tätigkeit des Individuums, die sich sozusagen soweit ausdehnt, als die Kraft der einzelnen Hand zu herrschen und zu schaffen vermag." Dieser Idee der Arbeit als einer Betätigung der Gesamtpersönlichkeit entspricht die dem Handwerk eigentümliche Berufsgliederung. Diese ist eine solche, daß die Individualität eines Menschen seine Kräfte über einen gewissen Kreis von Tätigkeiten erstrecken kann und soll, die durch ein geistiges Band, durch die Idee eines Ganzen zusammengehalten werden; daß eine Ausweitung dieses Kreises seine Kräfte zersplittern muß, während andererseits, wenn diese Kräfte in zu engem Kreise oder wohl gar nur in

einer Richtung hin betätigt werden, der Arbeiter in die Stumpfheit des rein mechanischen Betriebes versinkt. Was gleichsam die qualitative Abgrenzung der einzelnen Handwerke charakterisiert, während die quantitative Zuteilung des Wirkungskreises deutlichst unter dem Einfluß des Leitsatzes von der „Nahrung" stets gestanden hat. Nach beiden Richtungen hin — das wollen wir festhalten — sind also für die Abgrenzung der einzelnen Handwerke (deren lange Reihe jedermann aus eigener Anschauung kennt) subjektive, in der Persönlichkeit des Handwerkers begründete Momente maßgebend gewesen.

Die der handwerksmäßigen Organisation der Produktion innerlich entsprechende Form der Betriebsgestaltung ist der Individualbetrieb in allen seinen Abarten; als Alleinbetrieb, Familienbetrieb, Gehilfenbetrieb, also der sogenannte Kleinbetrieb. Jedoch ist eine handwerksmäßige Organisation auch in der Form des Großbetriebes gelegentlich vorgekommen.

Was wiederum ein dem Handwerk spezifischer Zug ist, ist die Art und Weise, wie die in den verschiedenen Betriebsformen zu einheitlichem Wirken zusammengefaßten Personen rechtlich und ökonomisch zueinander in ein Verhältnis gebracht werden, ist dasjenige, was man die innere Gliederung des Handwerks nennen kann. Denn ihre Eigenart folgt aus dem obersten Prinzipe handwerksmäßiger Organisation, wie es in der Zwecksetzung ihrer Träger zum Ausdruck gelangt.

Das Verhältnis des Leiters handwerksmäßiger Produktion — des „Meisters" — zu seinen Hilfspersonen — den Gesellen, Knechten, Knappen, Knaben, Dienern, Helfern, Gehilfen, und wie die Bezeichnungen sonst noch lauten mögen, sowie den Lehrlingen — und dieser zu ihm, wird man nur dann richtig verstehen, wenn man sich den familienhaften Charakter vergegenwärtigt, den alles Handwerk ursprünglich trägt: die Familiengemeinschaft ist der älteste Träger dieser Wirtschaftsform, und sie bleibt es auch dann noch, als schon fremde Personen zur Mitwirkung herangezogen werden. Geselle und Lehrling treten in den Familienverband ein mit ihrer ganzen Persönlichkeit und werden von ihm umschlossen, zunächst in der gesamten Betätigung ihres Daseins. Die Familie samt Gesellen und Lehrlingen ist Produktions- und Haushaltungseinheit. Alle ihre Glieder sind Schutzangehörige des Meisters, sie bilden mit ihm ein organisches Ganzes, ebenso wie es die Kinder mit ihren Eltern tun. Wie nun aber gar nie die

Vorstellung aufkommen kann, daß die Eltern der Kinder, oder die Kinder der Eltern wegen da seien, ebenso wie es töricht wäre, zu denken, daß das Herz um des Kopfes oder dieser um jenes willen da sei, so folgt auch für das Verhältnis von Meister zu Gesellen und Lehrlingen, daß keiner der Mitwirkenden als um des andern willen wirkend gedacht werden darf, sondern daß sämtliche Personenkategorien, also auch die Hilfspersonen — Geselle und Lehrling — als Selbstzweck erscheinen, oder was dasselbe ist, als Organ im Dienste eines gemeinsamen Ganzen. Der Lehrling ist angehender Geselle, der Geselle zukünftiger Meister, der Meister ehemaliger Geselle, der Geselle ehemaliger Lehrling.

Und nun ein Wort über das, was man die Zunftordnung nennt. Sie ist, wie man sagen kann, eine Handwerkerschutzgesetzgebung, deren Grundzüge durch folgende Erwägungen verständlich werden.

Ist alles Streben des Handwerkers seinem Grundgedanken nach auf die auskömmliche Nahrung und die selbständige Produzentenstellung gerichtet, so muß aller Inhalt einer Handwerkerschutzordnung auf das Bemühen hinauslaufen, Nahrung und Selbständigkeit zu sichern. Wie es denn auch in Wirklichkeit der Fall ist. Deshalb kann man den Grundgedanken aller Zunftgesetzgebung auch negativ dahin formulieren, daß sie eine Ausschließung der Konkurrenz um die Kundschaft anstrebte.

Zu diesem Zweck muß zunächst dafür Sorge getragen werden, daß dem Handwerk als Ganzem in einem umgrenzten Gebiet, der Stadt oder einem Landbezirk, ein genügendes Absatzgebiet für seine Arbeit oder seine Erzeugnisse gesichert sei. Was man auf zweifache Weise zu erreichen trachtete. Dadurch zunächst, daß man, wo irgend möglich, den Absatz für das Handwerk einer bestimmten Stadt, sei es in dieser Stadt selbst, sei es auf fremden Plätzen, monopolisierte, und ferner dadurch, daß man, wo das Monopol nicht völlig durchgeführt werden konnte, das Eindringen Fremder in das eigene Absatzgebiet tunlichst zu erschweren suchte. Daher die zahlreichen, immer wiederkehrenden scharfen Bestimmungen des Gästerechtes, der Markt- und Meßvorschriften usw., wodurch den Nichtheimischen prinzipiell ungünstigere oder wenigstens doch nur gleichgünstige Bedingungen des Absatzes gewährt werden sollten.

Der Gedanke des Produktionsmonopols, der ursprünglich nur für das Handwerk als solches ohne Rücksicht auf die jeweils das Handwerk bildenden Personen gedacht war, wurde dann mit der Zeit dahin nüanciert, daß sich

das Vorrecht auf eine bestimmte Anzahl von Meistern zu beschränken habe: ein Gedanke, der in der allmählich allgemeiner werdenden „Schließung" des Handwerks, wie sie in seinen letzten Stadien, also zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ganz allgemein war, seinen folgerichtigen Ausdruck findet.

Und dem Streben nach einem Verwertungsmonopol entsprach das Streben nach Monopolisierung des Rohstoffbezuges. Daher die zahlreichen Bestimmungen, welche die Ausfuhr der Rohstoffe oder auch der Halbfabrikate aus dem „natürlichen" Bezugsgebiet eines Handwerks zu verhindern suchten.

Aber worauf es fast noch mehr ankam, als auf die Sicherung des Gesamtproduktionsgebietes für das Gesamthandwerk, war der Schutz des einzelnen Handwerkers gegen Übergriffe seiner Kollegen. Sollte das Ziel erreicht werden, daß jeder Handwerker sein gutes Auskommen durch seiner Hände Arbeit finde, so mußte ihm das Quantum Arbeit gesichert werden, dessen Verwertung er seinen Unterhalt verdiente. War also die Gesamtproduktionsmenge für ein ganzes Handwerk fest umschrieben, so galt es, Fürsorge zu treffen, daß nicht der einzelne Meister soviel davon an sich risse, daß dem andern nicht genug zur Fristung seines Daseins verbliebe.

Der Erreichung dieses Zweckes dienten:

1. Vorschriften, die die Bedingungen des Rohstoffbezuges für alle Handwerker gleich gestalten sollten, sei es, daß sie bestimmten: kein Meister dürfe anders als am Markttage, am angezeigten und bestimmten Orte und nirgends anderswo einkaufen, sei es, daß die Preise des Rohstoffes amtlich festgesetzt und von jedermann eingehalten werden mußten, sei es, daß das Quantum der von einer Person einzukaufenden Menge beschränkt wurde, sei es, daß ganz allgemein jederart „Vorkauf" verboten wurde, sei es, daß jedem Handwerker das Recht eingeräumt wurde, an dem Einkaufe eines andern teilzunehmen.

2. Bestimmungen, in denen die Ausdehnung des Betriebes oder die Menge der Produktion Beschränkungen unterworfen wurden. Hierher gehört die fast überall wiederkehrende Festsetzung der Höchstzahl der Gesellen und Lehrlinge, die ein Meister beschäftigen durfte. Sie schwankte zwar in den verschiedenen Zünften; geht aber sehr selten über vier hinaus, unter denen meist noch ein oder zwei Lehrlinge sein mußten. Wo eine solche Beschränkung durch die Natur des Gewerbes untunlich oder sonst unausführbar schien, hatten sich andere Mittel entwickelt, um das Produktionsquantum des ein-

zelnen nicht zu stark werden zu lassen und die Entwicklung zum Großbetriebe zu verhindern. Oder es wurde ohne Umschweife die zulässige Produktionsmenge direkt festgesetzt, die der einzelne während einer bestimmten Zeit erzeugen durfte. Das war namentlich dort der Fall, wo die Produkte wesentlich gleicher Art waren, also vor allem in der Weberei, dann aber auch in der Kürschnerei, Gerberei u. a.

3. Bestimmungen, die ein möglichst gleichzeitiges, wie gleichartiges Angebot herbeizuführen bezweckten. Hierher gehören die mannigfachen Vorschriften über die Art, den Ort und die Zeit des Verkaufs, die vielen Verbote, dem Zunftgenossen dessen Kunden oder Käufer abspenstig zu machen oder ihm ein Stück Arbeit fortzunehmen, hierher gehört auch das häufig wiederkehrende Verbot, das von einem Zunftgenossen begonnene Werk weiterzuführen, und manches andere.

Was ich hier in wenigen Sätzen zu skizzieren versucht habe, ist der Geist des Handwerks und seiner alten Ordnung, der Zunftverfassung. Selbstverständlich war im Verlauf der Jahrhunderte die Entwicklung in den verschiedenen Orten, an den verschiedenen Staaten verschieden verlaufen. Hier war diese, dort jene Bestimmung hinzugetreten, beseitigt, verändert. Insbesondere war durch die Ausbildung größerer Wirtschaftsgebiete in den deutschen Territorien, durch das Emporkommen einer fürstlichen Zentralgewalt vielerlei von dem weggefallen, was während der früheren Jahrhunderte die Exklusivität der städtischen Politik an Vorschriften und Verboten erzeugt hatte. Aber doch, dürfen wir sagen, stand zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts der Bau der alten Zunftverfassung noch in seiner alten Gestalt unerschüttert da. Die aus der Idee der Nahrung folgende Monopolisierung und Reglementierung der gewerblichen Arbeit beherrschte durchaus noch das gesamte Gewerberecht.

In dieses Gefüge handwerksmäßiger Organisation war nun auch zu Beginn unseres Jahrhunderts noch alles eingegliedert, was Deutschland etwa an sogenannter Großindustrie besaß. Auch die von kapitalistischen Unternehmern (über deren Wesenheit ich später erst Auskunft geben kann) geleiteten Wirtschaften tragen die Eierschalen der Handwerksmäßigkeit an sich. Die Betriebe, in denen produziert wird, sind klein; Fabriken großen Stiles fehlen fast völlig. In sehr vielen Fällen ist sogar die alte handwerksmäßige Betriebsorganisation ganz unverändert geblieben, und der Unternehmer hat lediglich dasjenige übernommen, was man nicht ganz genau die

kaufmännische Organisation des Warenvertriebes nennt. Das trifft z. B. für einen großen Teil der Textilindustrie zu, in der auch in der sogenannten großindustriellen Organisation die einzelnen Arbeiter noch daheim in ihrer Behausung beschäftigt werden: das ist die sogenannte hausindustrielle Organisation, von der ich später auch noch mehr erzähle. Außer der Textilindustrie (Spinnerei und Weberei) war es eigentlich nur noch die Montanindustrie (Bergbau und Eisengewinnung), waren es einige Luxusindustrien, in denen auf etwas größerer Stufenleiter produziert wurde. Aber überall — das wolle man bedenken! — noch mit ungefähr derselben Technik, wie sie der kleine Handwerker anwandte. Kaum eine einzige Dampfmaschine in Tätigkeit! Von modernem wissenschaftlichem Verfahren noch keine Spur! Kurz: Handwerk im großen. Mehr war auch die „Industrie" noch nicht.

Und was sich von der Organisation der Gewerbe sagen läßt, gilt im wesentlichen auch von der Organisation des Handels: auch diese war von den Grundgedanken des Handwerks erfüllt. Am deutlichsten trat dies zutage natürlich bei den kleinen Krämern in Stadt und Land, die den Detailvertrieb an die Kundschaft besorgten. Aber auch die „Großhändler" dürfen wir uns nicht nach modernem Muster vorstellen. Auch sie waren noch von handwerksmäßigem Geiste erfüllt, und der Umfang ihrer Geschäfte ging meist über handwerksmäßigen Rahmen nicht hinaus. Eine Eigenart des Handels in früherer Zeit war seine Wanderhaftigkeit. Der Meßverkehr, der sich namentlich auf die Orte Frankfurt a. O. und Frankfurt a. M., Naumburg a. S. und Leipzig konzentrierte, hatte für den Engrosverkehr dieselbe grundlegende Bedeutung wie der Marktbesuch und die Hausiererei für den Detailhandel. Über den Umfang des Meßverkehrs während der ersten Jahre des Zollvereins geben einige Tabellen Aufschluß, die man in der Anlage 10 abgedruckt findet. Genaueres über die Organisation des alten Handels teile ich zweckmäßiger dort mit, wo ich seine Wandlungen während des neunzehnten Jahrhunderts skizziere: des Zusammenhangs wegen. Wie denn alle diese Schilderungen der volkswirtschaftlichen Zustände Deutschlands vor hundert Jahren erst rechtes Leben gewinnen werden, wenn wir in dem wichtigsten Buche dieses Werkes, dem dritten, die Umgestaltungen kennen lernen, die die einzelnen Wirtschaftsgebiete während des verflossenen Jahrhunderts erfahren haben.

Zweites Buch: Die Elemente des neuen deutschen Wirtschaftslebens



Viertes Kapitel: Die treibenden Kräfte

1. Alte und neue Triebkräfte des Wirtschaftslebens

So — nun hoffe ich, hat der verständige Leser eine annähernd deutliche Vorstellung von der wirtschaftlichen Kultur Deutschlands vor hundert Jahren. Und wer auch nur einige Kenntnis von den gegenwärtigen Zuständen besitzt, ja auf Grund der Anschauungen, die jeder, der offenen Auges durch die Lande geht, sich bilden kann, muß jetzt schon die Einsicht gewonnen haben: daß sich sehr viel im letzten Jahrhundert bei uns geändert hat. Aus einem mit kleinen Ansiedelungen spärlich durchsetzten Lande ist ein Land reich an großen Städten geworden; wo ehedem der Pflug ging, steigen mächtige Fabrikgebäude mit qualmenden Schloten in die Höhe; auf demselben Gebiete, das vor hundert Jahren 25 Millionen Menschen kümmerlich nährte, leben jetzt (1910) 65 Millionen in viel größerer Wohlhäbigkeit als ihre Vorfahren von Anno dazumal; ein immer dichter gespanntes Netz von Eisenbahnen und Telegraphendrähten vermittelt einen rastlosen Verkehr; wo das Posthorn durch den blühenden Hag tönte, klappert die Dreschmaschine ihr monotones Lied und wo sich ein breiter, blau durchwirkter Teppich kleiner Ackerparzellen vor dem Auge ausbreitete, dehnt sich die endlos einfarbige Fläche der Rübenfelder. Ich meine: soviel weiß ein Kind. Und ich darf also schon jetzt voraussetzen, daß jedermann die Mächtigkeit des Wandels vor Augen steht, den unser Wirtschaftsleben im letzten Jahrhundert erfahren hat, nachdem er mit mir die Kreise der deutschen Volkswirtschaft im Anfang des Jahrhunderts durchschritten hat.

Was hat diesen Szenenwechsel herbeigeführt? das ist die Frage, die ich jetzt aufwerfen will; welches sind die Faktoren, aus deren Wirksamkeit die wirtschaftliche Revolution (denn um eine solche handelt es sich im eminenten Sinne), die Deutschland während des neunzehnten Jahrhunderts erlebt hat, sich ableiten läßt? Es ist die bedeutsame Frage nach den treibenden Kräften der Volkswirtschaft, die ich damit stelle und die ich hier wiederum nur soweit beantworten kann, als es für das Verständnis des wirtschaftlichen Kulturverlaufs in der von uns betrachteten Zeitspanne unerläßlich ist.

Ich weiß nicht, ob Sie, mein lieber Leser, einige Kenntnisse von der allgemeinen Geschichte der Zeit besitzen, die das Mittelalter mit dem neunzehnten Jahrhundert verbindet. Wenn ja, dann wird Ihnen nicht unbekannt sein,

daß es die Zeit war, in der das moderne Fürstentum sich gegen die lokalen und territorialen Gewalten zur Herrschaft durchkämpfte, in der also die modernen Staaten entstanden. In Deutschland zwar in einem en miniature Ausmaße (von Preußen etwa abgesehen); immerhin doch aber auch in Deutschland. Und Sie werden dann auch wissen, daß dieses moderne Fürstentum, um sich durchzusetzen, einen ungeheuren Apparat kunstvoller, bis ins kleinste das Leben regelnder Verwaltungsmaßnahmen geschaffen hat; daß es, wie man zu sagen pflegt, die Zeit der staatlichen Vielregiererei war, die zwischen dem Mittelalter und unserem Jahrhundert lag. Diese Vielregiererei erstreckte sich nun nicht zum wenigsten auf die Vorgänge des wirtschaftlichen Lebens. Als eine Erbschaft der städtischen Wirtschaftspolitik übernahm das moderne Fürstentum die Auffassung: es dürfe im Lande kein Paar Stiefel angefertigt werden, ohne daß die hohe Regierung davon geziemend in Kenntnis gesetzt sei und ihren Segen dazu gegeben habe. Und aus dieser Auffassung erwuchs mit Notwendigkeit das Bestreben, nach besten Kräften fördernd und helfend in die Vorgänge des Wirtschaftslebens einzugreifen. Mit offenem Blick für die Anforderungen der Zeit (die sich naturgemäß in der Vorstellungswelt des Fürsten und seiner Beamtenwelt mit den eigenen Interessen deckten), haben die Regierungen des sogenannten Polizeistaats denn auch in der Tat diejenigen Elemente jederzeit unterstützt oder angetrieben, von denen ein wirtschaftlicher „Fortschritt“ zu erwarten war. Was insbesondere an „Industrie“ bis zum neunzehnten Jahrhundert in den europäischen Staaten sich entwickelt hatte (und in ihr ruhte doch im wesentlichen die neue wirtschaftliche Kultur), das ist ohne Zweifel zum überwiegenden Teile dem planmäßigen Handeln, der tatkräftigen Initiative der Bureaukratie zu danken. Ein kompliziertes (hier nicht näher zu erörterndes) System von ermunternden Maßregeln — Prämiierungen, Privilegisierungen, Herbeiholung Fremder, handelspolitische Vergünstigungen und dergleichen — hat die Grundlage für eine Neugestaltung des Wirtschaftslebens nicht nur abgegeben, sondern hat auch die Triebkräfte in den interessierten Wirtschaftssubjekten erzeugt, aus denen die neuen Formen der wirtschaftlichen Tätigkeit erwuchsen.

Also, so dürfen wir vielleicht schließen, sind auch die grundstürzenden Änderungen, die das deutsche Wirtschaftsleben im neunzehnten Jahrhundert erfahren hat, auf die Initiative der Fürsten und ihrer Beamten zurückzuführen? Das ist nun keineswegs der Fall; kann nicht der Fall sein.

weil sich just um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts eine Wandlung in der Stellung der Regierungen zu den Vorgängen des Wirtschaftslebens vollzogen hat, die für die kommende Zeit, die Zeit gerade, die wir im Auge haben, einen solchen Einfluß unmöglich machte.

Was ich meine, ist das Eindringen der sogenannten liberalen Ideen, des Glaubens an die segensreichen Wirkungen einer unbehinderten Tätigkeit der privaten Wirtschaftssubjekte, sind die Grundsätze einer laissez-faire- und laissez-aller-Politik.

Nach einem jahrhundertelangen Werdeprozesse hatten sich diese Ideen kurz vor Anbruch des neunzehnten Jahrhunderts in den Lehren der französischen Nationalökonomen, die man Physiokraten nennt, namentlich aber in dem volkswirtschaftlichen System eines Schotten, namens Adam Smith, zu einem klar umschriebenen wirtschaftspolitischen Programm verdichtet. Danach sollte es ein Ende mit der Vielregiererei haben, die Schranken, die dem wirtschaftlichen Verhalten des einzelnen gezogen waren, sollten fallen, der freien Initiative der Privaten sollte alle, aber auch alle wirtschaftliche Tätigkeit überlassen bleiben. Diese Auffassung, die uns heute nur noch als Karikatur in dem Glaubensbekenntnis einiger abgelegter Stadträte entgegentritt, ergriff damals mit der ganzen Sieghaftigkeit einer neuen und „fortschrittlichen" Idee die gesamte maßgebende Welt in Sturmeseile. Mit der Wucht des Dogmas setzte sie sich durch, nicht zuletzt auch in den Regierungsstuben der deutschen Staaten, namentlich Preußens. Wenn hier der Antrieb der Volksbewegung, der in Frankreich die liberalen Ideen zu so raschem Siege führte, fehlte, so trat dafür an die Stelle der philosophische Doktrinarismus, der im Bunde mit dem bureaukratischen Schematismus eine durchaus sieghafte Macht darstellte. „Wir müssen dasselbe von oben her machen, Majestät, was die Franzosen von unten auf gemacht haben" — dieses war das Wort Hardenbergs, mit dem er das liberale Reformwerk in Preußen begründet, auf das ich noch öfters die Aufmerksamkeit werde lenken müssen.

„Wir, Friedrich Wilhelm usw. usw. tun kund und fügen hiermit zu wissen. Nach eingetretenem Frieden hat uns die Vorsorge für den gesunkenen Wohlstand Unserer getreuen Untertanen, dessen baldigste Wiederherstellung und möglichste Erhöhung vor allem beschäftigt. Wir haben hierbei erwogen, daß es bei der allgemeinen Not die Uns zu Gebote stehenden Mittel übersteige, jedem einzelnen Hilfe zu verschaffen, ohne den Zweck

erfüllen zu können, und daß es ebensowohl den unerläßlichen Forderungen der Gerechtigkeit, als den Grundsätzen einer wohlgeordneten Staatswirtschaft gemäß sei, alles zu entfernen, was den einzelnen bisher hinderte, den Wohlstand zu erlangen, den er nach dem Maße seiner Kräfte zu erreichen fähig war."

Mit diesen Worten leiteten die preußischen Bureaukraten das berühmte Edikt vom 9. Oktober 1807 ein, betreffend den erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner.

Was uns hier einstweilen interessiert, ist die Tatsache, daß in dieser Annahme der modernen, liberalen Ideen nicht mehr und nicht minder als eine Abdankung des alten, fürsorgenden Fürstentums enthalten war, der Verzicht, fürderhin regulierend, also auch fördernd, treibend auf das Wirtschaftsleben einzuwirken. Es war wie eine Art Erbgang. Die ganze Fülle ökonomischer Initiative, die sich in den Regierungsstuben konzentriert hatte, wird gleichsam abgegeben; sie bekommt einen neuen Herrn: das einzelne, private Wirtschaftssubjekt. Dem wird nun überlassen, die Karre allein weiterzuschieben, vor der bis dahin die Gäule des Bureaukratismus Vorspann geleistet hatten.

Also — so recht man daran tut, als treibende Kraft des Wirtschaftslebens vor dem neunzehnten Jahrhundert die Bureaukratie in Berücksichtigung zu ziehen, so falsch wäre es, sie für das neunzehnte Jahrhundert noch als einen die ökonomische Entwicklung wesentlich bestimmenden Faktor anzusehen. Wollen wir erfahren, auf wessen Wirksamkeit die wirtschaftliche Neugestaltung, wie sie sich in den letzten Menschenaltern vollzogen hat, ausschließlich oder doch vornehmlich zurückzuführen ist, so werden wir vielmehr unter den privaten Wirtschaftssubjekten Umschau halten müssen.

Da wird man denn zunächst an die unterdrückten Klassen, an die auf die Schattenseite des Lebens verschlagenen Elemente der Bevölkerung denken müssen. Das wären also etwa die Gesellen, denen die engherzige Zunftpolitik es unmöglich machte, Meister zu werden; die fron- und abgabepflichtigen Bauern und ähnliches. Aber ich glaube, man wird doch sehr bald wahrnehmen, daß in diesen Kreisen sehr wenig revolutionäre Energie und vor allem gar kein Wille zu einer auf völlig neuen Fundamenten aufgebauten Wirtschaftsweise steckte. Der Deutsche hat im allgemeinen kein Talent zur Revolution, das werden wir noch öfters spüren.

Die genannten Klassen gar erst haben sich niemals zu irgendwelchen großen Aktionen aufzuschwingen vermocht. Wäre ihr Interesse allein in Frage gekommen, so darf man also schließen, dann wäre wohl kaum eine erhebliche Änderung in der Gestaltung des Wirtschaftslebens eingetreten. Aber wenn wir auch annehmen wollen, jene Klassen hätten aus eigener Kraft zu erkämpfen vermocht, was ihren Interessen entsprochen hätte: Aufhebung der Zunftordnung, Aufhebung der Erbuntertänigkeit, Ablösung der Dienste und Abgaben usw., so müssen wir uns doch auf der Stelle sagen, daß damit noch kein Schritt zu der Neuordnung aller Dinge getan gewesen wäre, wie sie das deutsche Wirtschaftsleben im neunzehnten Jahrhundert erlebt hat. Unzufriedene, von der Meisterschaft ausgeschlossene Gesellen erkämpfen doch höchstens eine handwerksmäßige Organisation des Gewerbes ohne Zunftzwang; hörige Bauern eine freie Bauernwirtschaft. Nun weiß doch aber jedermann, daß es sich um ganz andere Umwälzungen handelt als die ebengenannten, die also auf andere treibende Kräfte zurückzuführen sind.

Ich will des Lesers Geduld nicht länger auf die Probe stellen und lieber gleich sagen, wo ich diese treibende Kräfte erblicke: in den sogenannten kapitalistischen Interessen. Das kapitalistische Unternehmertum ist die revolutionäre Kraft, der wir das neue Deutschland verdanken. Das kapitalistische Unternehmertum, das sich bei uns zunächst in der Sphäre der Landwirtschaft zu beträchtlicher Stärke entwickelt, später erst in Industrie und Handel eine entscheidende Rolle spielt.

Mit der Erwähnung dieser Kategorie von Wirtschaftssubjekten, aus deren Geiste Neudeutschland geboren ist, habe ich dem Leser nun aber auch den Einblick in eine Welt eröffnet, von der wir bisher noch keine Kunde hatten: deshalb wird es nötig sein, wenn wir die Wirksamkeit dieser Elemente richtig verstehen wollen, uns über ihre Beschaffenheit selber erst die nötigen Kenntnisse zu verschaffen. Damit gewinnen wir dann gleichzeitig das Verständnis für das, was neu, was revolutionär in der wirtschaftlichen Entwicklung Neudeutschlands ist. Ich gebe also erst einmal eine kurze Analyse des Begriffes Kapitalismus, bzw. kapitalistische Unternehmung, die der Träger des kapitalistischen Interesses ist.

Kapitalismus heißen wir eine Wirtschaftsweise*), in der die spezifische

*) Eine genaue Analyse des Begriffs „Kapitalismus" sowie eine Darlegung der Bedeutung des kapitalistischen Unternehmers findet der Leser in meinem Aufsatze „Der

Wirtschaftsform die kapitalistische Unternehmung ist. Kapitalistische Unternehmung aber nenne ich diejenige Wirtschaftsform, deren Zweck es ist, durch ein Summe von Vertragsabschlüssen über geldwerte Leistungen und Gegenleistungen ein Sachvermögen zu verwerten, d. h. mit einem Aufschlag (Profit) dem Eigentümer zu reproduzieren. Ein Sachvermögen, das solcherart genutzt wird, heißt Kapital. Die konstitutiven Merkmale des Begriffs unserer Wirtschaftsform finden wir zunächst in der Eigenart der Zwecksetzung. Es fällt auf, daß der gesetzte Zweck nicht durch irgendwelche Beziehung auf eine lebendige Persönlichkeit bestimmt wird. Vielmehr rückt ein Abstraktum: das Sachvermögen von vornherein in den Mittelpunkt der Betrachtung. Diese Loslösung der Zwecke unserer Wirtschaftsform von der leiblich-individuellen Persönlichkeit des Wirtschaftssubjektes ist wohlbedacht. In ihr soll die Abstraktheit des Zweckes selbst und damit seine Unbegrenztheit sofort als das entscheidende Merkmal der kapitalistischen Unternehmung zum Ausdruck gebracht werden.

Es ist vor allem wichtig, zu erkennen, daß für jegliche in ihr entfaltete Tätigkeit nicht mehr der quantitativ und qualitativ fest umschriebene Bedarf einer Person oder einer Mehrheit von Menschen richtunggebend wirkt, daß vielmehr Quantum und Quale der Leistungen einer kapitalistischen Unternehmung nur noch unter dem unpersönlichen Gesichtspunkt einer Verwertung des Kapitales betrachtet werden dürfen. In der Überwindung der Konkretheit der Zwecke liegt die Überwindung ihrer Beschränktheit eingeschlossen. Die Zwecke der kapitalistischen Unternehmung sind abstrakt und darum unbegrenzt. An diese elementare Einsicht ist jedes Verständnis für kapitalistische Organisation (und damit moderne Wirtschaft) gebunden. Indem wir diese fundamentale Eigenart der kapitalistischen Unternehmung feststellen, wird ersichtlich, daß wir sie als den vollendetsten Typus einer Erwerbswirtschaft charakterisieren.

Wie entscheidend wichtig aber die in der Zwecksetzung der kapitalistischen Unternehmung vorgenommene Verselbständigung des Sachvermögens ist, geht von vornherein aus der damit bezeichneten Tatsache hervor, daß in ihr die Möglichkeit einer Emanzipation auch von den Schranken des indi-

---

kapitalistische Unternehmer" im Archiv für Sozialwissenschaft, Bd. 29 und in dem Abschnitte über die kapitalistische Wirtschaft, den ich in dem „Handbuch für Sozialökonomik" geschrieben habe.

viduellen und damit zufälligen Könnens und Wissens überhaupt eingeschlossen liegt.

Dafern das Wirtschaftssubjekt — der kapitalistische Unternehmer — gleichsam nur der Repräsentant seines Sachvermögens ist, so ist es auch vertretbar. Nicht sein individuelles Können allein entscheidet über die im Rahmen der kapitilistischen Unternehmung vollzogene Tätigkeit (wie etwa im Handwerk), sondern die durch Nutzung des Sachvermögens ausgelösten Kräfte und Fähigkeiten beliebiger anderer talentierter Personen. In diesem Umstande liegt die Erklärung für die ungeheure Energie, die alle kapitalistische Wirtschaft zu entfalten vermag.

Und wie das Ausmaß des Vollbringens im Rahmen der kapitalistischen Unternehmung ins schrankenlose geweitet wird, so wird auch in ihr die Energie der Zwecksetzung gleichsam objektiviert, d. h. abermals von den Zufälligkeiten der Individuen unabhängig gemacht. Durch einen komplizierten psychologischen Prozeß erscheint die Verwertung des Kapitals — das ist also der Zweck jeder kapitalistischen Unternehmung — schließlich dem Eigentümer eines Sachvermögens, das das dingliche Substrat einer solchen bildet, als eine sich ihm in ihrer zwingenden Gewalt aufdrängende objektive Notwendigkeit. Das Gewinnstreben oder der Erwerbstrieb, die gewiß ursprünglich höchst persönliche Seelenstimmungen waren, werden damit objektiviert.

Der Eigenart des Zwecks entspricht die Eigenart der Mittel, deren sich die kapitalistische Unternehmung bedient. Stets und überall läßt sich die in ihr entfaltete Tätigkeit zurückführen auf eine Summe von Vertragsabschlüssen über geldwerte Leistung und Gegenleistung, auf deren geschickte Bewerkstelligung am letzten Ende die Kunst des Wirtschaftsleiters hinausläuft und deren Inhalt entscheidend ist für die Frage, ob die Zwecke der Unternehmung erreicht sind. Mögen Arbeitsleistungen gegen Sachgüter oder Sachgüter gegen Sachgüter eingetauscht werden: immer kommt es darauf allein an, daß dabei am letzten Ende jenes Plus an Sachvermögen in den Händen des kapitalistischen Unternehmers zurückbleibt, um dessen Erlangung sich seine ganze Tätigkeit dreht. In der Beziehung auf das allgemeine Warenäquivalent, auf die Verkörperung des Tauschwertes im Gelde wird aller Inhalt der Verträge über Lieferung von Waren oder Arbeitsleistungen jeglicher qualitativen Unterschiedlichkeit beraubt und nur noch quantitativ vorgestellt, so daß nun eine Aufrechnung in dem zahlenmäßigen Debet und

Kredit möglich ist. Daß das Soll und Haben des Hauptbuchs mit einem Saldo zugunsten des kapitalistischen Unternehmens abschließe: in diesem Effekt liegen alle Erfolge wie aller Inhalt der in der kapitalistischen Organisation unternommenen Handlungen eingeschlossen.

Daraus ergeben sich nun aber im einzelnen Wesen und Art der Tätigkeit des kapitalistischen Unternehmers (oder seines Remplaçant). Diese ist nämlich stets wie ersichtlich eine disponierend-organisierende. Damit ist gemeint, daß sie im wesentlichen gerichtet ist auf die Inbeziehungsetzung anderer Personen. Dem Wesen kapitalistischer Organisation völlig fremd ist die höchst persönliche, individuell-isolierte Werkschöpfung des einsamen Arbeiters. Es ist die Eigenart künstlerischen oder wissenschaftlichen Vollbringens, daß es die Menschen flieht. Und von diesem Hang alles Schöpferischen zur Einsamkeit hat sich der Handwerker noch ein gut Teil bewahrt: am letzten Ende beruht sein bestes Vollbringen in der Mitteilung seiner Persönlichkeit an den toten Stoff. Während hingegen der kapitalistische Unternehmer in der Einsamkeit notwendig verkümmern müßte, weil er vom Kommerzium lebt. In diesem Angewiesensein auf die unausgesetzte Verknüpfung von Menschen untereinander liegt die spezifisch gesellschaftsbildende Kraft der kapitalistischen Unternehmung. Man kann sie daher auch als Verkehrsunternehmung, die von ihr beherrschte Wirtschaftsweise füglich als Verkehrswirtschaft bezeichnen.

Die Tätigkeit des kapitalistischen Unternehmers ist aber weiter rationalistisch. Die Rationalisierung der Wirtschaft erfolgt nach drei verschiedenen Richtungen hin und stellt sich damit in einem dreifach verschiedenen Geschäftsverfahren dar; wie es der entwickelten kapitalistischen Unternehmung dreifach eigen ist. Der ökonomische Rationalismus äußert sich:

1. in der Planmäßigkeit der Wirtschaftsführung,
2. in der Zweckmäßigkeit,
3. in der Rechnungsmäßigkeit. Diese erfordert eine kalkulatorisch-spekulative Tätigkeit. Das Symbol dieser Wirtschaftsform ist das Hauptbuch: ihr Lebensnerv liegt in dem Gewinn- und Verlustkonto. Im Konto: im Rechnen. In der Übersetzung jedes Phänomens in das Ziffernmäßige, im Aufrechnen und Gegenrechnen, in der nackten Geldwertung jeder Leistung. Die Idee einer notwendigen Kongruenz zwischen Leistung und Gegenleistung ist damit in die Welt gekommen. Wir können diese Seelenveranlagung, die solchem Verhalten zugrunde liegt, die Rechenhaftigkeit nennen. Aber das

Rechnen des kapitalistischen Unternehmers ist bei der Mannigfaltigkeit der Beziehungen, die er in seinem Geschäftsinteresse knüpfen muß, oft genug ein Rechnen mit unbekannten Größen. Das macht seine kalkulatorische Tätigkeit zu einer spekulativen. Es ist eine ganz eigenartige psychologische Mischung, die durch das Nebeneinander von Kalkulation und Spekulation, von Verstandesschärfe und Phantasiefülle oft genug in einem und demselben Individuum entsteht. Der schöpferische Unternehmer ist der spekulative Kopf: der Synthetiker, der sich zum Durchschnittsunternehmer, dem bloßen Kalkulator, wie der geniale Denker zum gelehrten Routinier verhält. Einseitige spekulative Veranlagung erzeugt dann die John Law, Pereire und Lesseps: die Byron unter den kapitalistischen Unternehmern. Die höchste Blüte des Unternehmertypus stellen solche Persönlichkeiten dar, in denen die Genialität der Spekulation mit der Nüchternheit des rechnerischen Sinnes die Wage hält: H. H. Meier, Alfred Krupp, Werner Siemens.

Dieser Spiritus capitalisticus ist natürlich nicht ausschließlich deutschen Gepräges: er gehört dem westeuropäisch-amerikanischen Kulturkreise als Ganzem an. Hier mußte ich ihn zunächst einmal, ich möchte sagen in seiner abstrakten Reinheit, aufdecken, ohne nationale und bis zu einem gewissen Grade ohne historische Färbung. In dem nächsten Abschnitt werden wir nun seine Menschwerdung in dem Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts verfolgen: wann, wie und wo hier seine Erdenlaufbahn begann. Wir gewinnen damit zugleich einen Überblick über die Perioden der deutschen Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert; oder wenn man ein musikalisches Bild vorzieht: von deren Rhythmus.

2. Der Rhythmus der kapitalistischen Entwicklung

Ein uralter Fluch lastet auf dem Menschengeschlechte: der Fluch des Goldes. Seit Menschen auf der Erde leben, so scheint es, ist ihnen eingeboren ein unerklärliches, unwiderstehliches, dämonisches Sehnen nach dem gelben, glänzenden Metall. Man kennt die Sagen vom Argonautenzug, von Midas, von Dorado, vom Ring des Nibelungen. In ihnen allen hat jenes unheimliche Begehren des Menschengeschlechts mit seinen furchtbar verheerenden Folgen poetischen Ausdruck gefunden. Und die Geschichte berichtet uns von den Fahrten, die die Menschen unternahmen, um in das Heimatland des Goldes zu gelangen; von den Geschlechtern von Schatzgräbern, von Gold-

suchern; aber auch von jenen seltsamen Versuchen, das Gold künstlich zu erzeugen, von den Experimenten der Adepten, der suggestiven Gewalt jener geheimnisvollen Lehren der Alchemie.

Den Jahrhunderten, die wir die neue Zeit nennen, ist nun eine neue Form der Goldsucht eigentümlich: diejenige, die ihren Zweck — den Goldbesitz — erstrebt durch Vornahme wirtschaftlicher Handlungen. Es ist einer der wundersamsten Vorgänge im menschlichen Geiste, dessen Entstehung ich an dieser Stelle nicht näher darlegen kann, daß sich die beiden weit voneinander abliegenden Zweckreihen — jenes Verlangen nach dem Golde und die Verrichtung wirtschaftlicher Tätigkeit — zu einem einzigen verschmolzen und nun jener eigentümliche Grundzug das Wirtschaftsleben zu beherrschen anfing, den ich vorhin als eines der wesentlichen Elemente kapitalistischen Geistes aufgedeckt habe: das Gewinnstreben, der Erwerbstrieb.

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, einmal zu verfolgen, auf welche Weise diese seltsame Seelenstimmung, die uns heute ja so sehr vertraut ist, allmählich Besitz von der Kulturmenschheit ergriffen hat. Man würde dann, glaube ich, finden, daß das Vordringen des Erwerbstriebes sprungweise erfolgt. Wie auch in früheren Zeiten, als die Goldsucht noch nicht die wirtschaftliche Einkleidung erfahren hatte, die Menschheit zeitenweise von einer Art akuten Goldfiebers befallen wurde, so nehmen wir wahr, daß heutzutage ebenfalls von Zeit zu Zeit das Gewinnstreben zunächst kleinerer Kreise einen übernormalen Grad von Intensität erreicht, zur Gewinnsucht ausartet, die wie eine fiebrige Krankheit rasch und reißend um sich greift. In solchen Zeiten dringt der ansteckende Stoff in weitere Volksschichten hinein, die dann dauernd von ihm behaftet bleiben, bis schließlich — nach immer wiederholtem Fieberanfall — der ganze Volkskörper infiziert ist; falls nicht etwa Reaktionserscheinungen auftreten, die uns hier aber nicht interessieren.

Welches aber sind in dem modernen Wirtschaftsleben die Perioden des Erwerbsparoxysmus? Nun, naturgemäß diejenigen Zeiten, in denen eine starke Möglichkeit geboten wird, schnell zu Reichtum zu gelangen. Denn dadurch wird die heutigentags latent immer vorhandene Geneigtheit zur Bereicherung erst in einzelnen besonders anfälligen Konstitutionen, dann durch den Antrieb der Nacheiferung, des Neides und tausend anderer Seelenstimmungen in immer mehr Individuen zur freien Entfaltung gebracht. Solche Zeiten sind aber gegeben, wenn (aus irgendeinem Grunde)

rasch und anhaltend die Preise der Produkte steigen und gleichzeitig die Fonds, die dem modernen Wirtschaftsleben die ursprünglichen Mittel zur Ausübung erwerbender Tätigkeit liefern — die Edelmetallvorräte — eine große und konstante Vermehrung erfahren.

Steigende Preise geben einen doppelten Anreiz: zum Ankauf von Waren, mit dem Zwecke vorteilhafter Weiterveräußerung und zur Produktion von Gütern selbst. Es ist nur eine Kombination dieser beiden Bereicherungsmöglichkeiten, wenn man zu gewinnen sucht durch den Handel mit Aktien und ähnlichen Werten, die Anteilsberechtigungen an gewinnbringenden Unternehmungen sind. Es ist weiterhin klar, daß diese Betätigung im Handel mit Waren oder Effekten und Begründung neuer Produktions- oder Verkehrsunternehmungen um so größeren Spielraum findet, je mehr Mittel an barem Gelde dafür flüssig gemacht werden. Es werden aber solche Mittel um so reichlicher zur Verfügung stehen, je größer der Zufluß von Edelmetall in einem Lande ist. Denn dieser wirkt aus naheliegenden Gründen (von denen ich einige noch genauer darlegen werde) vermögenbildend, d. h. häuft in einzelnen Händen größere Summen von Barmitteln an, die nun nach Verwertung drängen. Diese plötzliche Vermehrung kapitalfähiger Sachvermögen wird nun, je vollkommener die moderne Wirtschaft ihre Eigenarten ausbildet, noch um ein beträchtliches gesteigert durch die Ausweitung der Barvorräte auf dem Wege des Kredits. Der Kredit, der, wie der Name es ausdrückt, stets ein Vertrauen zur Unterlage hat, erfährt in jenen Zeiten steigender Preise ebenfalls eine starke Belebung. Reelle und fiktive Aussicht auf steigende Gewinne muß selbstverständlich das Vertrauen in die Realisierung kreditierter Forderungen erhöhen.

Alle diese Vorgänge nun, die eine rasche Preissteigerung und plötzliche Vermehrung des Kapitalfonds im Gefolge haben, faßt man unter der Bezeichnung der *wirtschaftlichen Hausse* zusammen. Sie spielen sich, wie ich noch hinzufügen will, in wachsendem Umfange an der Börse ab, die dadurch in jenen Zeiten aufwärtsstrebenden Wirtschaftslebens eine besondere Bedeutung, eine erhöhte Machtstellung bekommt. Sie ist es auch vor allem, die durch eine Reihe von Maßregeln (Ausbildung bestimmter Börsengeschäfte, Entwicklung der Kapitalassoziation im Aktienwesen usw.) für eine Heranziehung größerer Kreise zu den gewinnversprechenden Machenschaften des Wirtschaftslebens sorgt.

Für die Entfaltung kapitalistischen Wesens haben nun aber diese

Hausseperioden, wie wir sie nennen, nicht nur die Bedeutung, auf die ich bisher allein hinwies: den Erwerbstrieb intensiver zu gestalten und ihn in weitere Schichten der Bevölkerung zu übertragen. Vor allem äußert sich ihre Kraft zur Neugestaltung in der Entwicklung derjenigen Fähigkeiten in den führenden Wirtschaftssubjekten, die wir als spekulative in einem prägnanten Sinne kennen lernten. Es sind die eigentlichen schöpferischen Perioden im Ablauf der wirtschaftlichen Vorgänge. Neue Handelsbeziehungen werden angeknüpft, neue Gebiete der Produktion dem Unternehmungsgeiste erschlossen. Das Wirtschaftsleben bekommt einen größeren Zug, es erhält Schwung, es bekommt Fahrt. Optimismus, Schaffensfreudigkeit bemächtigen sich der weitesten Kreise. Keine Vornahme erscheint zu kühn, um nicht in Angriff genommen zu werden. An allen Ecken und Enden keimen neue Unternehmungen, eine immer gewagter wie die andere, hervor. Es sind die lyrisch-dramatischen Zeiten moderner Wirtschaft. Und die führenden Geister sind die spekulativen Köpfe. Menschen mit Ideen, mit Wagemut, ohne allzuviel Skrupel und Bedachtsamkeit. Es sind die Zeiten, in denen das Wirtschaftsleben vom französischen Geiste seinen Stempel erhält. Der Elan ist der Grundzug aller wirtschaftlichen Vornahmen. Der Typus derjenigen Männer, die in jenen spekulativen Perioden den Ton angeben, ist Saccard, der Held in Zolas L'Argent. Wie für so viele Gebiete unseres gesellschaftlichen Lebens hat der große Schauer in diesem Roman auch für die Seite wirtschaftlicher Vorgänge, die wir eben betrachten, die klassische, unübertreffliche Schilderung gegeben. Es ist alles Stümperei, was die Signatur der großen Hausseperioden des Wirtschaftslebens zu charakterisieren unternimmt, verglichen mit der Darstellung Zolas. Man sollte nur immer wieder Zola lesen, um Nationalökonomie zu lernen. Wir alle sind ja in dieser Wissenschaft Dilettanten, wenn wir uns mit ihm zu messen versuchen.

Auf die Haussezeiten folgten die Baisseperioden: auf die lyrisch-dramatische die skeptisch-kritische Gemütsverfassung; auf die französischen die englischen Epochen; auf die spekulativen die kalkulativen Zeiten; auf die extensiv-kapitalistische die intensiv-kapitalistische Entwicklung; auf die Expansion die Kontraktion; auf die Fundierung die Konsolidierung; auf die laut jubelnde Verkündigung die stille Sammlung; auf den Karneval die Fastenzeit; auf die Brautnacht die Schwangerschaft.

Ökonomisch gesprochen: auf Zeiten mit steigenden Preisen und rasch wach-

sender Nachfrage kommen solche mit sinkenden Preisen und schwierigem Absatz. Weshalb, brauchen wir hier nicht zu untersuchen, wo nicht ökonomische Theorie getrieben wird. Es genügt vielmehr, die Bedeutung dieses Szenenwechsels für die Genesis kapitalistischen Wesens zu begreifen. Und da ist zu bemerken, daß in diesen nüchternen Zeiten dessen zweite Seite recht eigentlich zur Entfaltung kommt: ich meine die rechnerisch-kalkulative, weshalb ich auch diese Perioden mit diesem Beiwort belegte. Jene Zeiten des Überschwangs hinterlassen als Erbschaft einen mächtig erweiterten Wirksamkeitskreis für den kapitalistischen Unternehmer: neue Gründungen, erweiterte Betriebe, vervielfachte Handelsbeziehungen. Das alles soll nun unter ungünstigeren Bedingungen erhalten werden. Da gilt es zu rechnen, auf vorteilhafteste Organisation bei Tag und Nacht zu sinnen. Wo man ehedem des Talers nicht achtete, muß man des Pfennigs jetzt gedenken, um den eine Ware billiger oder teurer werden kann. Die Schwierigkeit des Marktes drängt zur Ökonomisierung aller wirtschaftlichen Vornahmen, zur Anwendung der vorteilhaftesten Technik. Daher diese stillen Zeiten, Zeiten der inneren Vervollkommnung des kapitalistischen Wirtschaftssystems, Zeiten technischer Evolutionen in der Industrie zu sein pflegen. Den großen Eroberern folgen die stillen Ordner.

Das alles erzähle ich Ihnen, lieber Leser, nur, um Ihren Sinn zu schärfen für den Rhythmus, in dem sich das deutsche Wirtschaftsleben im neunzehnten Jahrhundert bewegt, und von dem ich nun sprechen will.

Wie das so zu geschehen pflegt: die Vorgänge des Lebens richten ihren Ablauf nicht immer streng nach den Abschnitten des gregorianischen Kalenders. Auch das Wirtschaftsleben beginnt nicht gerade im Jahre 1800 eine neue Epoche. Vielmehr bilden die ersten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland wie allerwärts die Fortsetzung einer Wirtschaftsperiode, die einige Zeit früher einsetzt: man kann sagen im siebenten Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts für eine Reihe von Erscheinungen, für Deutschland insbesondere mit dem Beginn des letzten Jahrzehnts jenes Jahrhunderts, d. h. mit dem Ausbruch der französischen Revolution. Die entscheidenden Tatsachen, die eine neue Epoche des deutschen Wirtschaftslebens einleiten, waren zunächst die revolutionären Vorgänge in der englischen Industrie seit etwa 1750 oder 1760, wodurch eine beträchtliche Steigerung der gewerblichen Produktion und eine entsprechende Vermehrung der industriellen bzw. städtischen Bevölkerung in England, dadurch aber ein

rasches Anwachsen der Nachfrage nach Rohstoffen und Nahrungsmitteln, also eine Preishausse für diese Produkte bewirkt worden war. Da England den Bedarf an Agrarerzeugnissen nicht mehr allein zu decken vermochte, entstand eine wachsende Nachfrage nach ihnen in den wirtschaftlich rückständigen Ländern, nicht zuletzt in den Küstengebieten Deutschlands, das heißt also eine günstige Konjunktur für das landwirtschaftliche Exportgewerbe. Gleichzeitig damit erlebt nun aber Deutschland seit dem Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts eine sehr beträchtliche Vermehrung seines Vorrats an Edelmetallen, wodurch abermals zunächst eine preissteigernde Wirkung erzielt werden mußte.

Jene Vermehrung war erstens die selbstverständliche Folge einer zunehmend aktiven Handelsbilanz in jenen Jahren: d. h. eines starken Überwiegens des Wertes der Ausfuhr über den der Einfuhr. Sie werden wissen, daß bei einer derartigen Konstellation das Land mit der sogenannten günstigen Handelsbilanz Bargeld als Bezahlung für seine Mehrausfuhr vom Auslande erhält.

Zweitens war es die Steigerung der Silberproduktion in Deutschland selbst, wodurch der Vorrat an Edelmetallen in jenem Zeitraum eine Vermehrung erfuhr. So betrug beispielsweise die Silbergewinnung von 1767 bis 1771 in den Gruben bei Freiberg 131 205 Silber-Mark (zu etwa 40 Mark heutiger Währung), in allen übrigen sächsischen Gruben 21 624 Mark; dagegen von 1796—1801 jene 241 297 Mark, diese 36 397 Mark.

Drittens traf eine Reihe von Umständen zusammen, die auf direktem Wege die Zuführung erheblicher Geldsummen nach Deutschland bewirkten.

Just wie ein paar Menschenalter später, ist es großenteils französisches Geld gewesen, mit dem Deutschlands Volkswirtschaft belebt wurde. Erst sind es die Emigranten, die in Scharen nach Deutschland strömten und die, wie man weiß, nicht mit leeren Händen kamen. In Hamburg ließen sich acht- bis zehntausend Franzosen, in Altona viertausend Franzosen nieder. Ihnen gesellten sich dann zahlreiche reiche Holländer zu. Nach Beendigung der Kriege kommen beträchtliche Summen, die als Kriegsentschädigung von Frankreich zu zahlen sind, nach Deutschland. Preußen empfing 1815 allein hundert Millionen Franken, einen Betrag also, der für das damalige Wirtschaftsleben fast dasselbe bedeutete wie die Milliarden 1871.

Aber auch auf andern Wegen erhielten die deutschen Lande direkte Zu-

fuhr von Edelmetallen. Ich erinnere an die Gelder, die beispielsweise im Jahre 1796 die englischen Truppen und deren Verbündete in Niedersachsen ließen und ähnliche Anlässe. Endlich aber müssen wir der Subsidien gedenken, die verschiedene deutsche Staaten während der ganzen zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts vom Auslande bezogen. Ein guter Kenner (Gustav von Gülich) berechnet, daß seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts als Subsidien und Bestechungsgelder von Frankreich an deutsche Fürsten, deutsche Staatsmänner und Gelehrte 137 226 152 Livres, von England als Subsidien 46 696 576 £ gezahlt worden seien. Das wäre in unserm heutigen Gelde mehr als eine Milliarde Mark; ein für die damalige Zeit enormer Betrag, dessen relative Höhe wir aus dem Umstande zu ermessen vermögen, daß er (nach Ansicht desselben Gewährsmannes) nicht erheblich hinter dem Werte des gesamten Exports zurückstand. So daß wir dem Urteil Gülichs werden zustimmen müssen: „überhaupt nahmen die Geldmassen in Norddeutschland ungeheuer zu."

Gleichen Schritt mit dieser Vermehrung der Edelmetalle hielt nun aber die Bildung größerer Vermögen. Daß jene Emigrantenfamilien schon mit erheblichen Vermögen in Deutschland erschienen, erwähnte ich bereits. Aber auch in den Händen deutscher Besitzer sammelten sich große Vermögen an, die teils der Kriegslieferung, teils der Bewerkstelligung von Finanzoperationen, teils der Handelstätigkeit, die infolge der durch die Kriegswirren und namentlich die Kontinentalsperre geschaffenen Monopolstellung der deutschen Seeplätze äußerst lukrativ geworden war, teils den Gewinnen aus der Landwirtschaft, die für den Export arbeitet, ihre rasche Entstehung verdankten.

Es erwachte nun in den Trägern jener Vermögen angesichts der allgemeinen günstigen Konjunktur die Lust am Gewinn, das Streben, ihre Gelder durch glückliche Spekulation zu vergrößern. Wir beobachten seit den Zeiten der Fugger zum ersten Male wieder in Deutschland ein Hasten und Drängen nach Erwerb auf kapitalistischem Wege. Aber wir können doch auch ganz deutlich die Eigenart dieser ersten — sagen wir einmal — Gründerperiode erkennen, die sie von allen späteren spekulativen Zeiten während des neunzehnten Jahrhunderts unterscheidet. Es ist wie eine Art Vorfrühling. Wie die ersten warmen Tage im März, wenn noch nicht der Frühling, sondern erst noch eine recht empfindliche Nachwinterperiode folgt. Es war der Boden noch nicht bereitet, in dem jene nach Verwertung streben-

den Vermögen hätten Wurzel schlagen können. Unbildlich: es bot sich — außer dem Handel mit Staatspapieren, der allerdings recht sehr blühte — noch keine andere gewinnversprechende Anlagemöglichkeit dar als der Ankauf von Grund und Boden. Zu industriellen Unternehmungen fehlten noch wesentliche Vorbedingungen: vor allem die nötigen Arbeitskräfte und der entsprechende Markt. Denn dieser war (wie ich an anderer Stelle schon zeigte) für alle kapitalistische Industrie vorwiegend noch das Ausland. Und dieses erwies sich in der damaligen Zeit für Erzeugnisse des deutschen Gewerbefleißes eher ablehnend.

Was wir also als hauptsächliche Wirkung der raschen Geldakkumulation und der aufsteigenden Preisbewegung im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland wahrnehmen, ist eine starke Spekulation in landwirtschaftlich genutzten Grundstücken. Die Grundstückspreise schnellen in die Höhe, sei es infolge schon gesteigerten Ertrages, sei es erst in Erwartung eines solchen, und dann natürlich wirken die gesteigerten Güterpreise auf eine weitere Steigerung der Intensität des Bodenanbaus hin.

Daß durch die Kriege, die über die deutschen Lande hereinbrachen, in dieser Spekulations- und Haussestimmung häufig unliebsame Unterbrechungen bewirkt wurden, bedarf erst keiner besonderen Hervorkehrung. Im allgemeinen hielt doch aber die Aufwärtsbewegung während der ganzen Napoleonschen Epoche an und erlebte, wie ich schon erwähnte, infolge der nach Deutschland fließenden Kriegsentschädigungsgelder nach 1815 sogar noch eine Nachblüte, die bis zum Jahre 1819 währte. Dann erlebte Deutschland den ersten großen „Krach" im neunzehnten Jahrhundert, der der ganzen Bewegung entsprechend im wesentlichen im Gebiete der Landwirtschaft sich abspielte, weshalb man auch von einer Agrarkrisis während der 1820er Jahre spricht.

Fragen wir, was für die Entfaltung kapitalistischen Wesens von dieser ersten spekulativen Epoche in Deutschland an dauernden Wirkungen zurückblieb, so muß, wie ich schon sagte, die Antwort lauten: wenig. An ständigen Einrichtungen wären etwa die Organisationen für den Hypothekenkredit zu nennen, deren mehrere während der Zeit von 1770—1820 ins Leben traten. Die Landwirtschaft hatte die ersten Anläufe zu einer Modernisierung der Technik und der Betriebsorganisationen genommen, von denen ich später noch ausführlich berichten werde.

Vor allem bedeutsam scheint mir aber, daß ein Hauch echt kapitalistischen

Spekulationsgeistes zum ersten Male seit jahrhundertelanger Ruhe Deutschland wieder gestreift hatte und gerade von Kreisen gespürt war, die modernem Geschäftsgeist am fernsten standen: von den größeren Grundbesitzern.

Aber im großen ganzen verwehte doch dieser Hauch bald wieder. Es waren nur ganz vereinzelte Schichten in einzelnen Teilen Norddeutschlands gewesen, die überhaupt von der Bewegung erfaßt wurden. Im Beginne der 1820er Jahre war an der Gesamtstruktur der deutschen Volkswirtschaft kaum etwas Wesentliches geändert; sie war dieselbe noch wie sie 1750 oder 1800 gewesen war, deren Grundzüge ich im ersten Buche gezeichnet habe.

Das Menschengeschlecht, das zwischen dem Ende der Napoleonischen Ära und der Mitte des Jahrhunderts in Deutschland lebte, hat zur unmittelbaren Entfaltung kapitalistischen Geistes wenig beigetragen. Freilich: es bereitete die kapitalistische Entwickelung, die mit den Reaktionsjahren einsetzt, vor, dadurch, daß während jener Zeit wesentliche Bedingungen dieser Entwickelung erfüllt wurden — es entstand der Zollverein und eine mächtige Überschußbevölkerung — aber die Generation selbst blieb doch von dem Hauche kapitalistischen Wesens so gut wie unberührt. Es war eine Zeit schleppender Wirtschaftsführung, eine müde Zeit. Die Preise fast aller Artikel sanken oder hielten sich doch höchstens auf ihrem früheren Niveau, wie aus den Preistabellen ersichtlich ist, die ich in der Anlage mitteile. Allenthalben hörte man über Geldmangel klagen. Die Edelmetallvorräte strömten wieder aus Deutschland fort: die Handelsbilanz wurde passiv, da die Ausfuhr von Agrarerzeugnissen, wie wir schon sahen, abnahm, die Industrie aber ebenfalls ihre Märkte hart bedroht sah durch die verschärfte französische und englische Konkurrenz, die nach dem Ende der Kriege mit aller Energie einsetzt. Dafür überflutete England die deutschen Lande, die bis in die 1840er Jahre hinein eines einheitlichen hinreichenden Zollschutzes entbehrten, mit seinen eigenen Waren, für die es sich in barem Gelde bezahlen ließ. Besonderen Einfluß auf die Gestaltung des Geldmarktes übte die Wiederaufnahme der Barzahlungen englischer Banken aus. Allein in den Jahren 1821/22 führte die Bank von England aus dem europäischen Festlande 30 Millionen £ Bargeld aus. Also förmliche Blutentziehungen! So verfiel denn die deutsche Volkswirtschaft begreiflicherweise in einen Zustand von Anämie.

Daraus nun befreiten sie die großen welthistorischen Ereignisse des

Jahres 1848. Durch ein wunderbares Zusammentreffen fielen in dieses eine denkwürdige Jahr drei Entdeckungen, die bestimmt sein sollten, eine neue Epoche der Weltgeschichte einzuleiten: die Entdeckung der reichen Goldschätze in den Gebirgen Kaliforniens und in Australien, sowie die Entdeckung der ergiebigsten Quecksilberminen in Mexiko, was einer entsprechenden Hebung der Silberproduktion gleichkam.

Die gewaltigen Mengen von Edelmetallen, die dadurch dem Weltmarkte zugeführt wurden, strömten zunächst nach den Vereinigten Staaten und England ab; von hier gelangten sie dann auf dem Wege des Handels — aus einer Reihe von Gründen, deren Erörterung hier nicht hergehört, überstiegen die Ausfuhrwerte des deutschen Handels diejenigen der Einfuhr in den Jahren 1848—1850 um ein beträchtliches — zu uns. Zunächst noch ohne genutzt zu werden. Vielmehr sorgte das Mißtrauen, das als Folge der politischen Wirren der vergangenen Jahre noch in der Geschäftswelt zurückgeblieben war, dafür, daß sie in Kellern und Truhen eingeschlossen wurden. Sie wagten sich anfangs sogar noch nicht einmal in die Banken. Erst im Jahre 1851 begannen sie diesen zuzuströmen, dann freilich so plötzlich, daß sie die Tresors der Banken förmlich überfluteten. Allein bei der preußischen Bank stiegen die freiwilligen Privatdepositen von Januar bis August 1851 von 4¾ auf 9⅓ Millionen Taler, so daß die Bank, die nicht wußte, was sie mit dem Gelde anfangen sollte, sich am 1. Oktober 1851 zu der im Bankgeschäft beispiellosen Maßregel gezwungen sah, die bereits längere Zeit bei ihr ruhenden Privatdepositen zu kündigen. Die Metallvorräte der preußischen Bank aber betrugen am 1. Januar 1851 10,8 Millionen Taler, am 31. Oktober desselben Jahres jedoch 23,7 Millionen Taler.

Endlich war die Zeit wieder gekommen für das Erwachen des Erwerbsstrebens, der Gewinnsucht, des Unternehmungsgeistes. In einer Weise, wie noch nie, ergriff der Taumel die gesamte Kulturwelt Europas. Was die Furcht vor politischen Unruhen an kapitalistischer Energie während der letzten Jahre zurückgehalten hatte, brach jetzt mit einem mächtigen Getöse hervor, seit insbesondere durch den Staatsstreich Napoleons und den Sieg der Reaktion in Deutschland die Gewähr für ein ungestörtes Erwerbsleben im Innern auf Jahre hinaus geschaffen worden war.

Die ersten Jahre nach großen politischen Ereignissen, die ein Volk fesseln, sind häufig an und für sich Zeiten flotten Erwerbslebens. Ausgaben wer-

den gemacht, die lange zurückgehalten wurden; dadurch belebt sich der Markt, das große Schwungrad der Warenzirkulation kommt in Bewegung, die Preise steigen, die Möglichkeit rascher Gewinne wird eröffnet. Aber auch die Neigung dazu ist besonders rege. Der politischen Interessiertheit folgt die Freude am materiellen Wohlleben, die wiederum den Wunsch erzeugt, recht reich mit den Gütern dieser Welt gesegnet zu sein. Daher die Hausseperioden im europäischen speziell dem deutschen Wirtschaftsleben nach der französischen Revolution, nach den Napoleonischen Kriegen, nach der Julirevolution (in Frankreich), nach den Unruhen des Jahres 1848, nach dem Deutsch-Französischen Kriege (in Deutschland). Kommt nun noch eine rasche Vermehrung der Edelmetalle dieser allgemeinen gewinnfrohen Stimmung zu Hilfe, so ist das Ergebnis dann eine solche lebendige Zeit, wie die der 1850er Jahre, in der die Lust zu erwerben die weitesten Volkskreise erfaßte, in der die Spekulation mit einer früher nie gekannten Mächtigkeit die deutsche Geschäftswelt ergriff und nun erst recht eigentlich mit dem echten und unverfälschten kapitalistischen Geiste nicht vorübergehend, sondern für alle künftige Zeit erfüllte. In diese politisch ruhigen Jahre fällt die Geburtsstunde des neuen Deutschlands.

Was der Zeit nach 1851 den Stempel aufdrückt und ihr einen schon völlig modernen Charakter im Vergleich zu der Hausseperiode im Anfang des Jahrhunderts verleiht, ist der Umstand, daß sich die Spekulationswut — die Gewinnsucht — ein neues Feld der Betätigung sucht: die Gründung gewinnversprechender Unternehmungen. Damit wird recht eigentlich erst das kapitalistische Interesse gefördert. Denn ein großer Teil wenigstens der in den spekulativen Zeiten ins Leben gerufenen Gründungen besteht ja dauernd weiter als Organisationen kapitalistischen Wesens, dem sie damit zur Ausbreitung verhelfen.

Eine rechte „Gründerzeit" sind also die 1850er Jahre. Gegründet werden vor allem Bankinstitute, dann aber auch industrielle Etablissements, Bergwerke und — nicht zuletzt! — Eisenbahnunternehmungen. Dabei kam eine neue Form der Kapitalbeschaffung zu allgemeiner Anerkenntnis: die Aktiengesellschaft und ihr verwandte Gebilde. Das Prinzip der Aktiengesellschaft beruht, wie jedermann weiß, auf der Zusammenfügung kleinerer Geldbeträge zu größeren Vermögen in der Weise, daß die Besitzer der einzelnen Anteile lediglich in der Höhe ihres eingeschossenen Betrages an der Unternehmung beteiligt, also auch für etwaige Verpflichtungen haft-

bar sind. Die Aktiengesellschaften sind nun recht eigentlich das Mittel, kapitalistisches Wesen allgemein zu machen. Sie bedeuten eine Demokratisierung und endgültige Stabilisierung des Kapitalismus, nicht etwa, wie man irrtümlich annimmt, dessen Überwindung. Denn mit Hilfe des Aktienanteils, den im Notfall auch der mäßig wohlhabende Mann erwerben kann, ziehe ich die breiten Massen in das Getriebe der kapitalistischen Wirtschaft hinein, fessele sie an das Interesse kapitalistischer Organisation, verbreite vor allem jene Grundstimmung, die ich als kapitalistischen Geist bezeichne, über die Zeiten der Ekstase hinaus dauernd in alle Poren des Volkskörpers.

Die spekulative Periode der 1850er Jahre führte aber noch eine andere Neuerung als dauernde Institution in das deutsche Wirtschaftsleben ein, deren Existenz für die Entfaltung kapitalistischen Wesens ebenfalls von entscheidender Bedeutung geworden ist: das ist die Kombinierung bankähnlicher und industrieller Unternehmungen, anders ausgedrückt: die Finanzierung von Produktions- oder Verkehrsunternehmungen durch Bankinstitute. Um was es sich dabei handelt, ist dieses: es werden bestimmte Unternehmungen in der Form von Aktiengesellschaften ins Leben gerufen, deren Zweck es ist, lediglich die Mittel zusammenzubringen zur Begründung oder Unterstützung anderer schon bestehender oder selbst erst zu schaffender gewinnbringender Unternehmungen irgendwelcher Art. Es liegt darin also, wie man es zutreffend genannt hat, eine Spekulation auf die Spekulation. Derartige Institute bedeuten eine ungeheure Steigerung der kapitalistischen Energie. Denn da sie von der unausgesetzten Neubelebung irgendwelcher produktiven Tätigkeit ihr eigenes Dasein fristen, so liegt es in ihrem Wesen begründet, daß sie stets treiben, stimulieren, drängen. Sie sind gleichsam eine Gründungsmaschinerie; eine dauernde Einrichtung zur Anstachelung des Unternehmungsgeistes. Es ist daher auch begreiflich, wenn sie ihre erste und bedeutsamste Entwicklung dem spekulativen Volke par excellence, den Juden verdanken. Jenes Riesenunternehmen, dessen Gründung Zola in dem schon erwähnten Romane als das Werk Saccards schildert, ist der Crédit mobilier, der 1852 ins Leben trat und vorbildlich für alle späteren Geschäfte mit ähnlichen Tendenzen wurde. Die Zwecke dieser großartigen Anstalt waren: Unterstützung bestehender und Gründung neuer Unternehmungen durch Kreditgewährung, Kreditvermittlung, Kreation von Aktien- und Kommanditbeteiligung, Handel mit Rententiteln und Aktien, Unterstützung der Haussespekulation durch Reportierungen. Um eine Vorstellung

von der schon vor einem halben Jahrhundert gewaltigen Tätigkeit dieses Riesenunternehmens zu geben, registriere ich die Vornahmen des Crédit mobilier in den Jahren 1854 und 1855: Der Crédit mobilier unternahm in dem einzigen Jahre 1854 die Fusion der Gas- und der Omnibusgesellschaften in Paris; die Bildung der Eisenbahngesellschaft St. Rambert-Grenoble; ein Anlehen an die Eisenbahngesellschaft der Ardennen; die Konzession zu einer Verlängerung der Eisenbahn Paris-Soissons bis an die belgische Grenze, um die dortigen reichen Kohlengruben aufzuschließen; die Teilnahme an dem pyrenäischen Eisenbahnnetz und der Schweizer West- und Zentralbahn; die Kanalisation des Ebro von Saragossa bis zur Mündung; die Errichtung der Compagnie maritime, die Submission der transatlantischen Paketbootlinie und namentlich die Bildung der Gesellschaft der österreichischen Staatsbahnen, deren Aktien bald bedeutend in die Höhe gingen und sich trotz der Ungunst der Zeit, verhältnismäßig hoch erhielten. Außer der Gründung der Gesellschaft der Hotels und der Immobilien der Rivolistraße in Paris, der Patronisierung der West- und Süd- und der Franz-Josefsbahn, sowie der Gründung der spanischen Kreditanstalt hat die Gesellschaft im Jahre 1855 allein noch folgende Geldoperationen geleitet: Vor allem die Nationalanleihe von 780 Millionen Franken; die Gesellschaft subskribierte im ganzen für eigene und fremde Rechnung 625 Millionen Franken, erhielt jedoch infolge der Reduktion für eigene Rechnung nur 1280920 Franken; sodann den Austausch der Obligationen der alten Gesellschaften, welche sich zu der neuen Gesellschaft der Westbahn fusionierten, gegen die neuen, der Crédit mobilier erwarb selbst 65000 Obligationen, welche 18 Millionen repräsentierten; die Unterbringung einer Anleihe von 28 Millionen Franken seitens der Gesellschaft der Eisenbahnen des Südens; Vorschüsse der Aktionäre der Eisenbahnen von Paris-Caen, Paris-Cherbourg, der Ostbahn und anderer Bahnen; die Emission der Prioritätsanleihe der österreichischen Staats-Eisenbahn-Gesellschaft, in 300000 Obligationen à 275 Franken geteilt und eine Summe von 82500000 Franken darstellend. In der Tat: es mutet uns an, als ob wir einen Jahresbericht der Deutschen Bank aus der allerneuesten Zeit lesen!

In Deutschland war dasjenige Institut, das zuerst seiner ganzen Anlage nach dem Crédit mobilier am nächsten kam, die 1853 gegründete Bank für Handel und Industrie zu Darmstadt, die noch heute mit dem Sitz in Berlin als mächtige Zentrale kapitalistischen Unternehmertums weiter be-

6*

steht. Aber die 1850er Jahre erlebten noch zahlreiche andere Gründungen ähnlicher Art, denen sich reine Bankinstitute in großer Menge anschlossen. Das gesamte moderne Bankwesen ist in Deutschland ebenfalls in dem ereignisreichen sechsten Jahrzehnte geschaffen worden und damit die Grundlage für eine hochkapitalistische Organisation der Volkswirtschaft überhaupt. Soweit es sich um die innere Neubildung unserer wirtschaftlichen Organisation und die endgültige Etablierung der kapitalistischen Wirtschaftsweise handelt, komme ich in anderem Zusammenhange auf diese Dinge zurück. Hier wollte ich nur einen Einblick geben in den Werdegang des kapitalistischen Geistes, dessen Ausbreitung wir an den geschilderten Symptomen glaubten verfolgen zu können. Ich fasse noch einmal zusammen: die 1850er Jahre sind die erste große spekulative Periode, die Deutschland erlebt hat. In ihnen wird der moderne Kapitalismus definitiv zur Grundlage der Volkswirtschaft gemacht. Dies geschieht durch eine allgemeine Befruchtung aller Wirtschaftsgebiete mit Kapital, das sich durch die plötzliche Vermehrung der Edelmetallvorräte und die damit im Zusammenhang stehende Preishausse rasch in den Händen einzelner Personen ansammelt, noch rascher aber durch die Entwicklung des Aktienwesens und der Bankorganisation sich zu größeren Summen zusammenballt, die nunmehr nach intensiver Verwertung streben. Damit ist ein Fonds von kapitalistischer Energie geschaffen und gleichsam objektiviert, der sich aus sich selbst immerfort erneuernd und vermehrend zu einer ungeheuren Triebkraft von revolutionärer Wirkung wird.

Sich eine quantitativ bestimmte Vorstellung von der schöpferischen Leistung jener Jahre zu bilden, ist unmöglich. Nur an einigen Symptomen vermögen wir die enorme Zeugungskraft jener Zeit zu ermessen. Vor allem an den uns bekannten Ziffern der neu angelegten Aktienkapitalien. Im Königreich Bayern beispielsweise wurden in dem Jahrzehnt von 1837 bis 1848 insgesamt 6 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von nicht ganz 4 Mill. Mark (3,99) gegründet; im folgenden Jahrzehnt (1849—1858) dagegen deren 44 mit einem Kapital von mehr als 145 Mill. Mark. Im Bergbau und Hüttenbetriebe des Königsreichs Preußen betrug die Zahl der gegründeten Aktiengesellschaften in den achtzehn Jahren von 1834 bis 1851 14, ihr Kapital 23,29 Mill. Taler; dagegen in den sechs Jahren von 1852—1857 die Zahl 59, das Kapital 70,69 Millionen Taler. Nach den Angaben Max Wirths bezifferte sich für ganz Deutschland das Aktien-

kapital der von 1853—1857 neu begründeten Banken allein auf 200 Mill. Taler, das auf neue Eisenbahnen eingezahlte Aktienkapital in demselben Zeitraum betrug über 140 Mill. Taler, während die verschiedenen von Eisenbahnen und anderen industriellen Gesellschaften in dem Zeitraum von zehn Jahren aufgenommenen Prioritäts-Anleihen 206 Mill. Taler überschritten. Von 50 Versicherungsgesellschaften mit einem Kapital von mehr als 60 Mill. Taler und von 259 Bergwerk-, Hütten-, Dampfschiffahrt- und Maschinenbau-Gesellschaften, von Zuckersiedereien und Spinnereien mit einem Kapital von mehr als 260 Mill. Taler ist die größere Hälfte in jenen Jahren entstanden. In Preußen wurden im Jahre 1856 allein für etwa 150 Mill. Taler neue Gesellschaften konzessioniert, während Österreich in diesem einzigen Jahre für mehr als 100 Millionen neue Eisenbahnen unternahm. Aber ich fürchte, die Geduld des Lesers mit diesen Zahlenangaben schon über Gebühr in Anspruch genommen zu haben, so daß ich einstweilen darauf verzichte, etwa noch die Ziffern anzuführen, die die Produktionssteigerung während jenes Zeitraums zum Ausdruck bringen und die ebenfalls von symptomatischer Bedeutung für die Stärke kapitalistischer Expansion sind. Vielleicht bietet sich noch einmal eine Gelegenheit, darauf zurückzukommen. Was über die späteren Epochen des deutschen Wirtschaftslebens und ihre Bedeutung für die Entfaltung des kapitalistischen Geistes zu sagen ist, kann in weniger Worten geschehen. Denn es handelt sich von nun ab nur um Wiederholungen bereits bekannter Vorgänge.

Zunächst die Jahre vom Ende des sechsten Jahrzehnts bis nach dem Deutsch-Französischen Kriege sind Jahre ruhiger Sammlung, stiller Beschaulichkeit, emsiger Arbeit, in denen das gefestigt wird, was die stürmischen letzten Jahre geschaffen hatten. Es sind die 1850er und 1860er Jahre die Zeit, in der sich die moderne rationelle Landwirtschaft ihre Stellung in Deutschland erobert, in der die großen Standardindustrien: Montan- und Textilindustrie ebenfalls ihren modernen Charakter annehmen, in der endlich das Eisenbahnnetz in Deutschland in seinen Hauptlinien wenigstens ausgebaut wird.

Dann kommen die Jubeljahre nach den siegreichen Kriegen mit ihrem Gründerrausche als einer Folge der enormen Zuflüsse von Bargeld aus Frankreich, des „Milliardensegens". Es wiederholen sich genau dieselben Erscheinungen, nur großartiger, mächtiger wie in den 1850er Jahren: Friedensstimmung, Preishausse, rasche Vermögensbildung, Entfachung

der Gewinnsucht, Hereinbrechen eines Spekulations- und Gründungsfiebers: heißen doch die Jahre von 1872—1874 im Volksmunde die „Gründerjahre" schlechthin. Zu welchen Dimensionen sich die Gründertätigkeit in jenen Jahren auswuchs, zeigen die folgenden Ziffern: während in dem zwanzigjährigen Zeitraume von 1851—1870 (1. Hälfte) 295 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 2404 Mill. Mark gegründet worden waren, traten deren neu ins Leben von 1870 (2. Hälfte) bis 1874 857 mit 3306 Mill. Mark Kapital.

Dann kommt eine lange Periode der Ernüchterung, die für alle Zweige des deutschen Wirtschaftslebens zu einer rechten Prüfungszeit wird: die beiden Jahrzehnte von Mitte der 1870er bis Mitte der 1890er Jahre, die mit Ausnahme einiger Monate während der Jahre 1889 und 1890 ohne Enthusiasmus, ohne lyrischen Schwung, ohne einen spekulativen Rausch verlaufen, in denen aber wiederum um so mehr gerechnet und gearbeitet wird und in denen die Technik die größte Vervollkommnung erfährt. Von den Leistungen auf den verschiedenen Gebieten, in Landwirtschaft und Industrie, Verkehr und Handel erzähle ich dann. Hier nur die Feststellung, daß in den genannten beiden Jahrzehnten das kapitalistische Wirtschaftssystem zu allgemeinster Verbreitung in Deutschland gelangt und namentlich auch Gebiete erobert, die bis in die 1870er Jahre der handwerksmäßigen Organisation so gut wie ausschließlich verblieben waren. Es ist die Zeit, in der sich auch auf dem Gebiete der Produktion ein großkapitalistisches Unternehmertum entwickelt, das vordem überwiegend nur im Handel und als Hochfinanz existiert hatte.

Aber das Jahrhundert sollte nicht zu Ende gehen, ohne noch einmal eine Periode stärkster spekulativer Färbung erlebt zu haben. Das letzte Jahrfünft bringt auch und gerade für Deutschland zu guter Letzt eine Zeit blühender Hausse auf dem Gebiete des Wirtschaftslebens, ausgenommen die Landwirtschaft, die an der allgemeinen Jubelstimmung aus Gründen, die wir noch kennen lernen werden, nicht teilzunehmen vermag.

Seit Beginn der 1890er Jahre beginnt die Goldproduktion stark zu steigen. 1890 hatte sie noch 464 Millionen Mark betragen, das heißt nicht mehr oder sogar weniger als all die Jahre hindurch seit der Mitte des Jahrhunderts. Im Durchschnitt der Jahrfünfte seit 1851 hatte sich die Goldproduktion der Erde beziffert auf 557, 564, 516, 544, 485, 481, 404, 447 Millionen Mark. Nun aber schnellte sie, dank vor allem der Erschließung

neuer Goldfelder in Transvaal und Kanada, aber auch infolge gesteigerter Produktion in Australien, plötzlich in die Höhe. Sie belief sich

1891 auf	521	Millionen	Mark
1892 „	581	„	„
1893 „	632	„	„
1894 „	720	„	„

Gerade wie in den Jahren 1848—1851 sammelte sich das frisch gewonnene Gold zunächst, ohne zu neuen Taten anzuregen, in den Tresors der europäischen Banken an. Die Goldzufuhr wurde noch gesteigert durch eine Reihe zufälliger Umstände. So fand im Beginn der 1890er Jahre ein ununterbrochener Goldabfluß aus den Vereinigten Staaten statt, als Folge teilweise der starken Silberankäufe des amerikanischen Staatsschatzes und der entsprechenden Ausgabe von Silberzertifikaten, welche das Gold aus der Zirkulation verdrängten, teilweise hervorgerufen durch das wachsende Mißtrauen in die amerikanische Währung, das zu großen Rücksendungen amerikanischer Papiere führte. Die Mehrausfuhr von Gold aus den Vereinigten Staaten betrug 1891 68 Millionen $, 1893 gar 87 Millionen $. So stieg in den Kammern der Deutschen Reichsbank der Goldvorrat von Jahr zu Jahr beträchtlich. War er im Durchschnitt des Jahres 1890 auf 519 Millionen Mark gesunken, so übertraf er bereits im Jahre 1892 mit 616 Millionen Mark den höchsten bisherigen durchschnittlichen Stand (im Jahre 1888) und nach einem vorübergehenden Rückgang im Jahre 1893 stieg er bis auf 705 Millionen Mark im Durchschnitt des Jahres 1895. Seinen höchsten Stand erreichte der Goldvorrat der Reichsbank am 7. Februar 1895 mit 799,6 Millionen Mark, während der gesamte Barvorrat am 15. Februar 1895 seinen höchsten Stand mit 1148 Millionen Mark erklomm. Diese Geldplethora fand natürlich in einer entsprechenden „Geldflüssigkeit", daß heißt in einem niedrigen Diskontsatze ihren Ausdruck. Der Durchschnitt des offiziellen Diskontsatzes der Reichsbank ging von 4,52% im Jahre 1890 auf 3,12% im Jahre 1894 und 3,14% im Jahre 1895 zurück. Aber weit unter diesem offiziellen Satze hielt sich der „Privatdiskont" der Reichsbank, in dem ja der Stand des Geldmarktes erst zum richtigen Ausdruck kommt. Das Jahr 1894 hatte an 346 Tagen Privatdiskont, dessen durchschnittliche Höhe 2,064% war: der niedrigste Stand während des Bestehens der Reichsbank. Diese exorbitante Niedrigkeit des

Diskontsatzes hielt dann bis zur Mitte des Jahres 1895 an: noch bis August schwankte der Marktdiskont in Berlin zwischen 1½ und 1⅝% und die Reichsbank diskontierte während des ganzen Monats zu einem Privatsatze von 2%.

So war alles vorbereitet, um bei dem leisesten Anstoße den zurückgedämmten Unternehmungsgeist zu machtvollem Hervorbrechen zu bringen. Der Anstoß ging aus von den Wandlungen auf dem Gebiete der Elektrotechnik: durch Übergang zu elektrischem Antrieb in den Fabriken, zu elektrischer Beleuchtung und elektrischen Straßenbahnen in den Städten entstand eine rasch steigende Nachfrage nach Artikeln der elektrischen Industrie, die bald ihre Kreise in die Maschinen- und Montanindustrie hinüberzog, um von hier aus das ganze Wirtschaftsleben in Bewegung zu setzen. Der Hausse zu Hilfe kam die auch nach 1894 bis zum Ende des Jahrzehnts noch anhaltende Steigerung der Goldproduktion. Diese betrug

1895 . .	817	Millionen Mark
1896 . .	836	" "
1897 . .	985	" "
1898 . .	1140	" "
1899 . .	1225	" "

Wenn trotzdem sich die Kammern der großen Zentralbanken leerten (der Barvorrat der Reichsbank erreichte seinen tiefsten Stand mit 718 Millionen Mark am 30. September 1899) und trotz erheblicher Steigerung des Notenumlaufs (von 1000,4 Millionen Mark im Jahre 1894 auf 1141,8 Millionen Mark im Jahre 1899) der Diskont eine nie dagewesene Höhe erreichte (der Privatdiskont an der Berliner Börse betrug im Durchschnitt der Jahre 1896 3,038, 1897 3,084, 1898 3,548, 1899 4,450, stieg aber in den letzten drei Monaten des Jahres 1899 auf bzw. 5¼, 6, 6⅜%, während die Reichsbank ihren Diskont am 19. Dezember 1899 auf 7% erhöhte, einen Satz, der seit dem Kriegsjahre 1870 nicht erreicht worden war), so beweist dies nur die ungeheure Ausweitung und Anspannung, die die Unternehmungslust in diesem für das deutsche Wirtschaftsleben einzig bedeutsamen Jahrfünft erfuhr. Dafür reden wiederum eine deutliche Sprache die folgenden Gründungsziffern. Während im Jahre 1894 nur 92 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 88 Millionen Mark ins Leben traten, wurden gegründet, *1895* 161, *1896* 182, *1897* 254, *1898* 329, *1899* 364.

Während das in diesen Neugründungen investierte Aktienkapital sich in den genannten fünf Jahren belief auf bzw. 251, 269, 380, 464 und 544 Millionen Mark, in allen fünf Jahren zusammen also auf 1908 Millionen Mark. Die Emission von Industrieaktien überhaupt (durch die Gründung neuer und die Kapitalvermehrung bestehender Gesellschaften) wird nach ihrem Kurswert veranschlagt auf 79 Millionen Mark für 1894, auf 861 Millionen Mark für 1899. Und während dieser ganzen Zeit beobachteten die Preise der wichtigsten Industrieartikel, namentlich der Montanindustrie eine stark steigende Tendenz. Deutsches Gießereiroheisen kostete pro 1000 kg ab Werk in Breslau 1894 50,3 Mark, 1899 75,5, desgleichen Puddeleisen bzw. 49,3 und 72,1 Mark, Bessemer Roheisen in Dortmund bzw. 52,0 und 65,4 Mark; Zink pro dz 1894 29,9, 1899 48,1; Steinkohlen, pro 1000 kg, in den verschiedenen Sorten bzw. 12,6 und 13,7, 9,0 und 10,0, 9,0 und 9,8, 6,9 und 9,0, 9,7 und 10,5, 8,2 und 9,7.

Überall sind es im wesentlichen wiederum dieselben Erscheinungen, nur abermals dimensional vergrößert, die uns in den 1850er und 1870er Jahren entgegentreten. An neuen Formen, die sich der Kapitalismus schafft, um sich auszuleben, hat uns die Aufschwungsperiode die Industriekartelle hinterlassen, die freilich schon in der voraufgehenden Epoche sich zu entwickeln begonnen hatten, wenn sie auch in den letzten Jahren erst zu voller Entfaltung gekommen sind.

Seitdem hat die deutsche Volkswirtschaft wohl einige kleine Rückschläge erlebt (1901 ff., 1906), ist aber im Grunde bis heute (1912) in einem Zustande dauernder Erregtheit geblieben, wie ihn die kapitalistische Welt im letzten Jahrzehnt ganz allgemein erlebt hat. Es ist zu bedenken, daß die Goldproduktion der Erde von 392705 kg (im Werte von 1096 Milliarden Mark) im Jahre 1901 ununterbrochen auf 703441 kg (im Werte von 1963 Milliarden Mark) im Jahre 1911 gestiegen ist.

* *
*

So — damit hätte ich einen ungefähren Überblick über die Etappen gegeben, in denen der Kapitalismus während des neunzehnten Jahrhunderts Deutschlands Wirtschaftsleben erobert. Viel G'scheidtes weiß der unbefangene Leser damit noch nicht. Es wird ihm vieles einstweilen nur verschwommen vor Augen stehen, was nun durch die folgende Darstellung erst greifbare Gestalt annehmen soll.

Was wir bisher einigermaßen genau kennen, ist der Baumeister, der den Bau des neudeutschen Wirtschaftslebens entworfen hat, und ist sein Plan.

Da es in meiner Absicht liegt, das Werden des Baues selber — das Herauswachsen der kapitalistischen Wirtschaft aus der vorkapitalistischen Organisation — zu schildern, den Leser gleichsam erleben zu lassen, so möchte ich ihm jetzt erst, um sein Verständnis für die Eigenart des neuen Werkes noch mehr zu wecken, zunächst einmal eine Einsicht verschaffen in die Baumaterialien, mit denen das Gebäude aufgeführt ist. Das heißt: wir wollen die Frage nach den Bedingungen aufwerfen, deren Erfüllung die notwendige Voraussetzung für das sieghafte Vordringen kapitalistischer Wirtschaft war; anders ausgedrückt: wir wollen nach den Faktoren Umschau halten, die außer dem Zweckstreben kapitalistischer Unternehmer zusammenwirken mußten, um die Umgestaltung der deutschen Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert herbeizuführen. Dabei werden wir offenbar ganz von selbst zwei Gesichtspunkte im Auge behalten müssen: den der Allgemeinheit und den der Besonderheit. Ich meine: wir werden stets zu fragen haben: was war es, das der kapitalistischen Entwicklung auch in Deutschland zum Durchbruch verhalf, und was hinwiederum, das dieser Entwicklung in Deutschland eigentümliche Züge aufprägte.

Ich will solcher Entwicklungsbedingungen vier verschiedene Gruppen unterscheiden, ohne mich damit gerade einer übermäßig korrekten Systematik zu befleißigen; nur weil sich der Stoff so am besten ordnen läßt; das sind: Land, Leute, Recht, Technik.

Fünftes Kapitel: Das Land

Das Landgebiet des Deutschen Reichs in seiner Bedeutung für Deutschlands wirtschaftlichen, sagen wir einmal Aufschwung im neunzehnten Jahrhundert darzustellen, ist keine so ganz leichte Aufgabe. Denn was sich dem aufmerksamen Beobachter zunächst darbietet, wenn er seinen Blick über die Landkarte schweifen läßt oder wenn ihn seine Reisen oder sein Wohnsitz in die verschiedenen Teile des großen Reiches verschlagen, ist die außerordentliche Mannigfaltigkeit der geographischen Gestaltung unseres Vaterlands.

Vor allem ist es der große Gegensatz von Niederland und Hochland, der Deutschland vor allen Ländern auszeichnet. In keinem andern Völker- und Staatengebiete Europas, bemerkt darüber ein so ausgezeichneter Kenner des deutschen Landes wie Kutzen mit Recht, findet eine so eigentümliche senkrechte Gliederung statt, in keinem ein solcher Gegensatz massenhafter Trennung und massenhaften Nebeneinanderliegens einer fast völlig flachen und einer fast durchgängig mit Gebirgen und Hochebenen gefüllten Hälfte. Rußland mit Polen besteht aus einer einzigen ungeheuren Ebene von Feldern, Wäldern und Steppen, die im Innern an mehreren Stellen nur durch einige Hügelreihen und Landrücken eine Unterbrechung erleidet und erst an den weit entlegenen Grenzen teilweise von hohen Gebirgszügen umschlossen wird. Auch in dem schachbrettartig gegliederten Frankreich hat die Ebene wenigstens einiges Übergewicht, obwohl es an Gebirgslandschaften nicht fehlt; aber nur eine (die der Cevennen) befindet sich in seinem Innern, die übrigen liegen gegen die Grenzen hin. In Spanien herrscht das von Gebirgsketten durchzogene und umrandete Hochland, das für weite Ebenen fast keinen Raum läßt. Die Balkanhalbinsel ist von mächtigen Gebirgen erfüllt, die mit viel größeren und kleineren Armen nach allen Seiten ausgreifen und dadurch ein Gitterwerk zahlloser kleiner Gebirge und Ebenen gestalten. Ebenso durchzieht Italien der lange Gebirgszug der Apenninen, links und rechts viele Äste aussendend, die sich wiederum vielfach verzweigen, und nur im Norden weitet es sich zu einer größeren Ebene. Die gewaltige, vielfach zerklüftete Felsmasse von Skandinavien ist gebirgig im Norden wie im Süden, mit wenig Spielraum für umfassende Ebenen. Und endlich England hat zwar im Westen weit mehr das Gepräge eines Gebirgslandes als in dem östlichen Teile, aber auch dieser ist fast durchweg Hügelland. Die Verglei-

chung Deutschlands mit den übrigen Ländern Europas belehrt uns zugleich, daß in allen diesen mehr oder weniger eine gewisse Naturform der Oberflächenbildung, in Deutschland dagegen die größte Mannigfaltigkeit vorwaltet. Wir treffen hier einen reichen Wechsel harmonisch geordneter Hochgebirgsländer, Hochflächen und Stufenländer mit den verschiedenartigsten Stromnetzen, ferner Mittelgebirge aller Art und weite Flach- und Tiefländer. Wir finden hier das Tiefland des slawischen Ostens, den eigentümlichen Wechsel zwischen Bergland und welliger Ebene der britischen Inseln, die überraschende Mannigfaltigkeit der griechischen, die Regelmäßigkeit der italienischen und die Hochlandbildung der spanischen Halbinsel. Deutschland ist also vor allen übrigen Ländern mit dem Charakter Europas überhaupt ausgestattet, welches nicht wie andere Erdteile eine bestimmte herrschende Eigenart in sich trägt, sondern eine Vereinigung aller Oberflächenformen und diese in der größten Mannigfaltigkeit auf seinem Raume darbietet.

Aber man wird doch, um Deutschland vollständig zu charakterisieren, hinzufügen müssen: allerdings enthält es von allem etwas; aber alles in einem bescheidenen Mittelmaße. Man wird das zugeben können, ohne darum aufzuhören, das Land als Heimat zu lieben. Der Samojede liebt seinen von Eis und Kieseln bedeckten Erdrücken, auf dem er Lieb und Leid erfahren, auf dem er seine Brut großgezogen hat, nicht weniger, ja vielleicht noch wärmer und inniger als der Schweizer seine schönen Berge oder der Campane sein Liristal. Aber, es bleibt doch zu Recht bestehen, wenn es sich um so dürftige Strecken Landes handelt, wie sie das Deutsche Reich umspannt: man muß dort geboren sein, um sie lieben zu können. Es fehlt das volle Schöne nicht minder wie das grandios Öde oder Schreckliche in unsern Landen. Nichts von der monotonen Endlosigkeit der russischen Steppen, über denen Sommer und Winter ein gleich starres Despotenregiment führen; nichts von der Majestät nordländischer Fjorde; nichts von der Sonnigkeit und dem warmen Duft französischer Lande; nichts von der Mannigfaltigkeit und der meist unbeschreiblichen Anmut der österreichischen Kronländer; nichts von der satten, ruhigen Schönheit des blauen Südens. Nur wo das Meer braust, auf den endlosen Dünen und im Abendscheine auf der blühenden Heide steigt ein Zug von Großartigkeit in unser Vaterland hernieder: aber dies macht doch nicht dessen Eigenart aus.

Und wie das Land, so die Luft, die darin weht. Alle Darsteller der klimatischen Verhältnisse Deutschlands kommen darin überein, daß auch

sein Klima sich auszeichne durch eine gesunde Mittelmäßigkeit, die sich fern hält von allerhand Extremen nordischer Winter- oder südlicher Sommerlaunen. Ein „Mittelklima", um den Ausdruck Kutzens zu gebrauchen, dessen Eigenarten dem Leser ja nicht unbekannt sein werden. Ziffern mitzuteilen über Durchschnittstemperaturen, Niederschlagsmengen und dergleichen hat wenig Zweck. Denn was nützt es einem, wenn er weiß, daß die durchschnittliche Jahrestemperatur in Breslau 8,3 und in Frankfurt a. M. 9,7 Grad Celsius, oder daß die mittlere Januartemperatur in Dresden —0,2 Grad, die mittlere Julitemperatur dagegen ebenda 18 Grad beträgt. Halte man fest, daß es auch in Deutschland im allgemeinen im Winter kälter ist wie im Sommer, im Norden kälter wie im Süden, und daß die Abstände zwischen den Temperaturextremen um so größer sind, je weiter der Ort vom Meere entfernt ist. Auch Ziffern über die Sonnenscheindauer nützen wenig. Oder kann man etwas damit anfangen, wenn ich feststelle, daß in Marggrabowa die Sonne im Jahre 1742 Stunden, dagegen in Poppelsdorf bei Bonn nur 1618 Stunden scheint. Etwas mehr bedeuten wohl schon die Verhältnisziffern: jene 1742 Stunden sind 39 von 100, diese 1618 dagegen 36 von 100 Stunden möglichen Sonnenscheins. Nirgends in Deutschland scheint uns die Sonne auch nur die Hälfte der Zeit, während der sie am Himmel steht; in den meisten Gegenden nur den dritten Teil dieser Zeit. Also meistens grau erscheint dem Deutschen die Welt; voller Wolken und Nebel. Und dazu der Regen, der sich ja bei uns ebenfalls über das ganze Jahr verteilt; mit Bevorzugung jedoch des Sommers: im Juli regnet es in fast allen Gegenden Deutschlands doppelt und dreifach so viel wie in den Winter-, Frühjahrs- oder Herbstmonaten.

Aber, so wird man vielleicht fragen: was hat dieses alles mit dem wirtschaftlichen Leben eines Landes zu tun? Mehr doch, als es auf den ersten Blick den Anschein hat. Landschaft und Klima sind zunächst dadurch bedeutsam, daß sie von bestimmendem Einfluß auf die Gestaltung der ökonomischen Energie, wie man es nennen könnte, sind.

Das rauhe Klima erzeugt den Bedarf nach einer größeren Menge wirtschaftlicher Güter und damit die Notwendigkeit, sich um ihre Beschaffung zu mühen. Den göttlichen Lazzaroni, der, in ein paar Lumpen gehüllt, sich auf den Steinplatten der Chiaia behaglich sonnt, und dessen Tagesration eine Handvoll Kastanien, eine Zwiebel, eine Melone sind, ficht natürlich der bittere Kampf ums Dasein viel weniger an, als den Nordlandssohn,

der für warme Kleidung, wetterfeste Wohnung und kompaktere Nahrung Sorge tragen muß. Der Gedanke, daß der Mensch arbeiten, schuften müsse, ja daß er zu nichts anderem auf der Welt sei, setzt sich unendlich viel schwerer in dem Hirn eines sorglosen Südländers als in dem eines von Sorgen um das tägliche Brot schwer geplagten Hyperboräers fest. Aber diesem wird es auch viel leichter gemacht als jenem, sich in das Joch der Arbeit zu gewöhnen. Was soll man denn den größten Teil des Jahres in einem Lande wie Deutschland anfangen, wenn man nicht arbeitet? Die Natur zwingt einen ja förmlich dazu, sich mit irgend etwas zu beschäftigen. Während im lachenden Süden die Sonne unaufhörlich zum süßen Nichtstun lockt. Nur wo der Himmel blaut, gibt es ein dolce far niente. Weiter: der gemäßigte Norden wirkt energiesteigernd dadurch, daß er die ununterbrochene Tätigkeit leichter macht. Und auf dieser ruht ein großer Teil des wirtschaftlichen Erfolges: allzu große Kälte ebenso wie allzu große Hitze bilden ein schwer zu überwindendes Hindernis für einen stetigen Arbeitsprozeß. Aber das Klima bestimmt die Vorgänge des Wirtschaftslebens noch viel unmittelbarer durch seine Schranken setzende Kraft. Es bezirkt, wie jedermann weiß, den Kreis von Produkten, den namentlich die Landwirtschaft erzeugen kann, und wird damit natürlich wiederum bestimmend für das Ausmaß ebenso wie für die Eigenart der Ernährungsmöglichkeit einer Bewohnerschaft.

Neben dem Klima kommt hierfür die Beschaffenheit des Bodens in Betracht. Auch sie ist nun fast nirgends eine solche in Deutschland, daß man sagen könnte, das Mittelmaß sei erheblich überschritten. Kein Wein-, Gemüse- und Obstland, das sich über ganze Provinzen erstreckte, wie in Frankreich oder Italien, sondern nur kleine Endchen davon im Rheintal und einigen Teilen Südwestdeutschlands; kein Wiesenland in erheblicher Ausdehnung mit feuchtem Klima, das der Viehzucht leichten Stand gewährte — denn die Marschen im Nordwesten Deutschlands mit ihren insgesamt 81 Quadratmeilen sind doch nicht zu vergleichen mit den entsprechenden Gebieten Frankreichs oder Englands; keine unabsehbaren Strecken fruchtbaren Schwemmlandes, das in üppiger Fülle Getreide zu tragen vermöchte, wie etwa die Schwarzerdegebiete Rußlands, Ungarns oder gar Amerikas. Dafür aber einen Posten sterilen Ton- und Sandbodens von solcher Ausdehnung, daß er genügt, die natürliche Durchschnittsergiebigkeit der deutschen Landwirtschaft unter diejenige der meisten Kulturstaaten zu senken. Zumal gilt dies von demjenigen deutschen Bundesstaate, der

den größten Teil von Norddeutschland umfaßt: dem Königreich Preußen. Etwas günstiger mag das Gesamtbild des ganzen Deutschen Reiches sich gestalten; viel günstiger auch wohl kaum. Für Preußen aber haben wir die gewissenhaften Zusammenstellungen August Meitzens und seiner Mitarbeiter in dem großen Werke: Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preußischen Staats. Danach betrug in dem Preußen alten Bestandes (vor der Eroberung Hannovers, Hessen-Nassaus und Schleswig-Holsteins) der Anteil sterilen Bodens an der Gesamtfläche über zwei Fünftel; die „ungünstigen Tonböden und Sand- und Moorböden" machten 42,9 % aus. In dem „gesegneten" Rheinland sogar 46,6 %, beinahe soviel wie in der Provinz Brandenburg, wo über die Hälfte des Bodens (52,6 %) der gekennzeichneten Kategorie minderwertigen Landes angehörte. Ein Drittel etwa (34,4 %) des Kulturbodens in der preußischen Monarchie wurde als Mittelboden („gemischte sandige Lehm- und lehmige Sandböden") charakterisiert, und nur ein Fünftel galt als guter Boden („günstige Lehm- und Tonböden"). Teilt man aber das ganze Ackerland in acht Klassen ein nach dem Reinertrag, den es liefert, so ergibt sich, daß beinahe die Hälfte (46,1 %) des gesamten Kulturbodens (und zwar in der preußischen Monarchie heutigen Bestandes) den beiden letzten Klassen angehört, d. h. weniger als 3 Mk. Reinertrag vom Morgen abwirft und fast drei Viertel (73,8 %) den drei letzten Klassen (weniger als 6 Mk. Reinertrag) zuzurechnen sind. Unterscheidet man die einzelnen Bodenkategorien des preußischen Staats nach ihrer für den Fruchtbarkeitsgrad bedeutsamen geologischen Natur, so findet man, daß „Vorland" und Marschen, also im wesentlichen das Alluvialland noch nicht ein Zehntel der Gesamtfläche ausmachen (7,5 %), daß ein knappes Viertel (24,4 %) Gebirgsland ist, etwas mehr als ein Viertel (27,9 %) diluviale Hügellandschaft, dagegen zwei Fünftel (40,2 %) aus Sandebenen und Moor bestehen. Man denke: zwei Fünftel des ganzen Landes!

Wenn in solchem armen Lande nun die Bevölkerung anwächst — und wir werden noch sehen, daß die Rassen, die Deutschland bewohnen, eine recht gesegnete Fruchtbarkeit aufweisen — so bleibt außer einer Verbesserung der landwirtschaftlichen Technik nichts anderes übrig, falls das Volk seine Heimat nicht verlassen und fremde Länder kolonisieren will (was ja allerdings die Deutschen in großem Maßstabe getan haben), als einen wachsenden Teil der nationalen Produktivkraft so zu verwenden, daß jene Mängel

der natürlichen Ausstattung einigermaßen ausgeglichen werden. Das geschieht aber durch eine entsprechende Ausbildung der gewerblichen, d. h. stoffverarbeitenden Tätigkeit, durch die man die fehlenden Erzeugnisse des Bodens entweder entbehrlich macht oder von andern Ländern bezieht. Meist hat man nur diese Eventualität, und zwar in der Regel nur in der Gestalt des Warenaustausches im Auge; man hat das Wort geprägt: Deutschland muß entweder Menschen oder Waren ausführen. Das ist zu eng gefaßt! Ein Land kann zunächst auch aus fremden Ländern Erzeugnisse beziehen ohne Waren dorthin zu senden: indem es sich diese Länder auf irgendeine Weise, heute wesentlich mittels Kreditgewährung, tributpflichtig macht. Ein Land kann aber auch seinen Mangel an natürlicher Fruchtbarkeit zum Teil wenigstens dadurch ersetzen, daß es, wo dieses angängig ist, seinen Bedarf an Gütern deckt, ohne an die Freigebigkeit der Natur, soweit sie sich in der Hervorbringung von Pflanzen äußert, zu appellieren, und zwar durch eine entsprechende Entwicklung der Technik: wenn ich statt Pferdebahnen elektrische Bahnen einrichte, so spare ich Pferde, kann also das Land, das ihre Aufzucht und ihre Erhaltung ermöglichte, anders (zur Hervorbringung von Nahrungsmitteln) verwenden; das gleiche gilt, wenn ich eiserne Schiffe statt hölzerne baue, wenn ich zur Herstellung von Farben Teer statt Pflanzen verwende usw.

Es fragt sich nun: Ist Deutschland seiner natürlichen Beschaffenheit nach günstig oder ungünstig bedingt, um eine Entwicklung in der angedeuteten Richtung — sagen wir also der Verlegung des Schwergewichts seiner produktiven Tätigkeit auf das gewerbliche Gebiet — zu vollziehen? Die Antwort muß lauten: günstig. Die Natur, die es so stiefmütterlich mit Boden- und Klimagaben bedacht hat, hat ihm dafür in der Tat eine Reihe von Vorzügen anderer Art verliehen, die für die Gegenwart und die nächste Zukunft ihm reichen Ersatz für die Dürftigkeit seiner Landschaft zu bieten vermögen. Solange nämlich als die gewerbliche Technik (wie es heute der Fall ist) auf der Verwendung von Kohle und Eisen ihre spezifische Leistungsfähigkeit basiert, d. h. also in einer Periode, in der der Dampf die beliebteste motorische Kraft und das Eisen das praktikabelste Baumaterial ist. In diese seit einem halben Jahrhundert laufende Zeitepoche muß Deutschlands wirtschaftliche Hochblüte fallen, die ihr Ende erreichen würde, wenn etwa die Elektrizität sich ähnlich wie jetzt der Dampf eine herrschende Stellung erränge und damit diejenigen Länder in den Vordergrund der Völkerbühne

treten würden, die die meisten und stärksten natürlichen Wasserkräfte haben, wie etwa Schweden. Aber das steht einstweilen noch nicht in Frage. Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Kohle und des Eisens, und jedenfalls war es diejenige Periode deutschen Lebens, die wir hier überblicken. Und für diese Zeit also weist Deutschland natürliche Bedingungen auf, die es andern Ländern gegenüber bevorzugen.

Was ich meine, sind natürlich vor allem die reichen Schätze an Steinkohlen und Eisenerzen, die Deutschlands Boden in seinem Schoße birgt und von denen sich eine Flut von Reichtum während des letzten Menschenalters über uns ergossen hat. Ich will den Leser nicht mit einer detaillierten Aufzählung und Beschreibung der einzelnen Lagerstätten langweilen; nur soviel muß er wissen, daß die wichtigsten Kohlengebiete Deutschlands folgende sind:

1. das oberschlesische, hervorragend durch die Mächtigkeit (bis zu 15 m) seiner dicht beieinander liegenden Flötze und sehr reich an Flötzen;
2. das rheinisch-westfälische oder Ruhrgebiet, das zurzeit ausgiebigste; es liefert etwa die Hälfte der in Deutschland produzierten Steinkohle;
3. das Saargebiet.

Die übrigen Gewinnungsorte — es wird Steinkohle noch gefördert in der Umgegend von Aachen, im Königreich Sachsen, im Waldenburger Gebirge und an einigen anderen Orten — stehen den drei erstgenannten an Bedeutung nach.

Ich brauche nun wohl nicht des näheren auseinanderzusetzen, weshalb diese natürliche geologische Konstellation, wie sie sich in mehreren Gebieten Deutschlands findet, diesem Lande von ungeheurem Vorteil für die Entfaltung der Industrie werden muß. Nicht nur, daß es überhaupt Kohle und Eisen produziert: es kommt naturgemäß auch billiger in ihren Besitz als ein Land wie etwa Italien, das diese wichtigen Roh- und Hilfsstoffe moderner Industrie für teures Geld von weither herbeischleppen muß.

In den Kohlen- und Eisenlägern Deutschlands liegt also die Erklärung, weshalb die deutsche Volkswirtschaft eine so entschiedene Schwenkung zur gewerblichen Tätigkeit während des letzten halben Jahrhunderts unternommen hat, nicht minder aber auch für die Intensität seiner kapitalistischen Entwicklung. Denn die Montanindustrie ist recht eigentlich, ich möchte sagen, die Brut- oder Pflanzstätte des modernen Kapitalismus, der aus ihr seine größten Kräfte zieht. Ein Land, daß diese mächtige Standardindustrie nicht

oder nur kümmerlich zu entwickeln vermag, wird im ganzen viel langsamer auf der Bahn des Kapitalismus voranschreiten.

Außer mit Kohle- und Eisenerzlagern ist aber Deutschlands Boden noch mit anderen Mineralien gesegnet, auf denen sich gerade im neunzehnten Jahrhundert zahlreiche wichtige Verfahrungsweisen aufgebaut haben. So wurde 1852 in dem pommerschen Septarienton, der zu beiden Seiten der Oder lagert, ein zur Portland-Zement-Fabrikation sehr geeignetes Material entdeckt, das gegenwärtig 140 Zementfabriken mit einer Jahresproduktion von 30 Millionen Fässern den Rohstoff liefert. Nicht minder wichtig sind die reichen Kalisalzlagerstätten bei Staßfurt, von denen noch die Rede sein wird (siehe Kapitel 8).

Nun sind aber die im Schoße der Erde aufgespeicherten Schätze nicht das einzige, womit die Natur über die Qualifikation eines Landes zum Industrialismus entscheidet; nicht minder wichtig ist eine andere Seite seiner natürlichen Gestaltung: was man zusammenfassend seine *Wegsamkeit* nennen kann. Denn offenbar: Entwicklung der Industrie hat zur notwendigen Voraussetzung erst berufliche, dann meist auch territoriale und nationale Differenzierung des Wirtschaftslebens. Es fragt sich: wie hat die Natur hierfür Deutschland ausgestattet?

Die Antwort wird verschieden ausfallen, je nachdem wir an eine territoriale oder eine nationale Differenzierung denken. Die Vorbedingungen für jene erfüllt das deutsche Land in recht beträchtlichem Maße. Zumal wiederum seit Einbürgerung der Dampftechnik (in das Verkehrswesen durch die Eisenbahn) ist Deutschland, zumal der Norden mit seinem vorwaltenden Flachlandscharakter, geradezu das Muster eines wohlqualifizierten Verkehrsgebietes geworden. Wenn in den letzten Menschenaltern mehr und mehr der Schwerpunkt des deutschen Wirtschaftslebens aus dem Süden nach dem Norden verlegt wird, so hat dessen ideale Wegsamkeit ihr gut Teil daran. Aber auch die natürlichen Verkehrsstraßen, wie sie die Flüsse darbieten, sind nicht ungünstig in Deutschland gestaltet und lassen sich zu einem Systeme durch eine künstliche Querverbindung ausbauen.

Verglichen mit Italien, Frankreich, England ist Deutschland dank seiner reichen Stromentfaltung von der Natur viel eher als *Binnenland* gedacht. Darauf weist auch seine geringe Küstenentwicklung hin. Diese im Verein mit der für die Schiffahrt ganz besonders ungünstigen Küstenformation (Doppelküste! fast gar keine guten Häfen!) machen Deutschland zum

seegewandten Verkehr denkbar ungeeignet. Von der Natur hingewiesen scheint dagegen Deutschland auf einen Landverkehr mit den übrigen europäischen Staaten: Deutschlands Zukunft liegt auf dem Lande! Man hat es nicht ohne Berechtigung das Reich der Mitte genannt. Denn in der Tat bildet es geographisch eine Art von Herz des europäischen Länderkomplexes, durch das der natürliche Weg aller Waren- und Menschenströme zwischen den verschiedenen Ländern hindurchführen muß. Ob man eine Linie von Stockholm nach Rom oder von London nach Konstantinopel oder von Petersburg nach Paris oder Madrid zieht: alle schneiden sie das Deutsche Reich, das dadurch noch einmal seine „Mittelmäßigkeit" zu erkennen gibt.

Also die landgewandte Wegsamkeit entschädigt reichlich für die Unwegsamkeit seiner Küstenseite, obwohl ja auch diese, wie man weiß, die rege Entwicklung eines Seeverkehrs in unserer Zeit keineswegs zu verhindern vermocht hat. Diese Erwägung wird, wie so manche andere, denke ich, die Überzeugungen in uns wachrufen: daß die natürlichen Bedingungen eines Landes doch nur in beschränktem Umfange dessen Volkswirtschaft zu beeinflussen vermögen, daß vielmehr andere, wichtigere Faktoren als die recht eigentlich bestimmenden anzusprechen seien. Ist es denn nicht in der Tat erstaunlich, daß aus solchem armseligen Lande, wie es unsere liebe Heimat trotz der paar Kohlen-, Eisen- und Kalisalzlager doch bleibt, ein so mächtiger Staat entstanden ist, dessen Stellung im Rate der Nationen angesehen, dessen Reichtumsentfaltung während der letzten Menschenalter beneidet ist? Daß inmitten jener Sandwüste, von der wir schon mehrere Proben bekommen haben, sich eine Stadt erhebt, die zwar nicht an Schönheit und Kultur, aber doch an Reichtum und Lebendigkeit die alten Großstädte Europas zu verdunkeln beginnt? Es hat etwas Ergreifendes, so Mächtiges aus so unvollkommener Natur erstehen zu sehen. Als Symbol dieses neuen, kraftvollen Deutschlands und seiner Entfaltung möchte ich ein bekanntes Plakat betrachten: die nervige Riesenfaust, die aus der Sandwüste hervorbricht und einen Riesenhammer gen Himmel schwingt. Also die Menschenfaust ist es, die gleichsam aus dem Nichts ein großes Reich geschaffen hat: die vom Menschengeist geleitete Faust, wollen wir hinzufügen. Das führt uns aber zu der Frage: welches denn die Eigenarten der Menschen sind, die Deutschland bewohnen, und inwieweit dessen volkliche Beschaffenheit von bestimmendem Einfluß auf den Gang seines Wirtschaftslebens im neunzehnten Jahrhundert geworden ist.

Sechstes Kapitel: Das Volk

Wenn ich in diesem Kapitel die Beziehungen zwischen Deutschlands Wirtschaftsleben und seinem Volke wenigstens in ihren Grundlinien aufzudecken unternehme, so wird es doch nötig sein, einige orientierende Bemerkungen allgemeinen Inhalts voraufzuschicken.

Zunächst die Frage: was denn eigentlich aus bestimmten Eigenarten des Volkscharakters erklärt werden soll? Denn der Begriff „Wirtschaftsleben" ist doch allzu unbestimmt, um ihn zum Mittelpunkt dieser Betrachtungen zu wählen. Da müßte man denn die Aufgabe wohl genauer dahin umschreiben: daß wir prüfen sollen, welchen Anteil die volkliche Beschaffenheit der Deutschen an dem raschen wirtschaftlichen Aufschwung, das heißt also an der bedeutenden Entfaltung produktiver Kräfte des Landes während des neunzehnten Jahrhunderts hat. Als welche Aufgabe sich aber alsobald in einer noch größeren Bestimmtheit darstellt, sobald wir in Rücksicht ziehen, daß diese Entfaltung der produktiven Kräfte doch im Rahmen eines ganz bestimmten Wirtschaftssystems, das kapitalistischen, sich vollzogen hat. Alsdann nämlich löst sich unsere Frage in die andere auf: in welchem Umfange erfüllt das deutsche Volkstum die Bedingungen, die das kapitalistische Wirtschaftssystem stellt? Da dieses nun aber als eine hervorstechende Eigenart die scharfe Trennung in eine Klasse leitender Wirtschaftssubjekte, der Unternehmer, und eine Klasse abhängiger Personen, der Lohnarbeiter aufweist, so wird sich unser Problem in die zwei Fragen auflösen: genügt das Volkstum — und wenn ja, in welchem Umfange, und wodurch — den Anforderungen, die an ein kapitalistisches Unternehmertum und denjenigen, die an eine in dessen Dienst tretende Lohnarbeiterschaft gestellt werden müssen?

Ein anderer Punkt, über den wir uns Klarheit verschaffen müssen, ist die Tatsache, daß die Bedingungen, die das deutsche Volk durch seine Eigenart erfüllt, damit sein Wirtschaftsleben einen bestimmten Verlauf nähme, dem deutschen Volke mehr oder weniger eigentümliche sind. Denn offenbar spielen sich gewisse wirtschaftliche Vorgänge in Deutschland in einer bestimmten Form ab (entwickelt sich z. B. Kapitalismus), weil die Deutschen Europäer und keine Türken sind: hier sind also Eigenarten entscheidend, die allen europäischen Völkern gemeisam sind. In anderen Fällen teilt das deutsche Volk wichtige Züge, die von Einfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens

sind, mit allen Nord- und Osteuropäern, Germanen, Kelten und Slawen; in noch anderen Fällen erweist sich die spezifische Eigenart als ein gemeinsames Erbteil nur der germanischen Rassen im engeren Verstande; und endlich lassen sich charakteristische Eigenschaften feststellen, die auf das deutsche Volk beschränkt sind.

Diese Erwägungen führen uns nun aber zu der Einsicht: daß die Gründe der volklichen Eigenarten außerordentlich mannigfaltige sein müssen, daß man sich vor allem hüten muß, allzu ausschließlich mit der Kategorie des Rassenmerkmals zu operieren. Welchen Anteil an einem bestimmten Zuge des Volkscharakters die ursprünglich physiologische Rassenveranlagung, welchen das Klima, welchen die gemeinsamen Schicksale in historischer Zeit haben, das sind so unendlich komplizierte und bis heute noch so wenig geklärte Fragen, daß wir gut tun werden, sie in diesem Zusammenhange nur ganz gelegentlich in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen. Es genügt ja auch für unsere Zwecke vollständig, wenn wir uns einen Überblick über diejenigen Eigenarten des deutschen Volkstums verschaffen, die wir als bestimmende für das Wirtschaftsleben in der letzten historischen Vergangenheit zu erkennen vermögen. Vielleicht daß diese Zusammenstellung selbst dann wieder Anregung bietet für die Völkerpsychologen, auf den Bahnen weiter zu schreiten, die so geistvolle Männer wie Taine, Brandes, Hehn, Gobineau, Ferrero, Blondel, Chamberlain gerade im letzten Menschenalter mit schönem Erfolge betreten haben.

Gemeinsam mit allen Europäern haben die Deutschen jene Veranlagung, die man als **Fähigkeit zum Kapitalismus** bezeichnen könnte. Will sagen die Fähigkeit, die schrankenlose Bahn des Gelderwerbes zu betreten, die wirtschaftliche Tätigkeit ihrer Beschränktheit als einer bloßen Maßregel zur Fristung des Daseins zu entkleiden, den sicheren Frieden handwerkerhaften Wirtschaftens zu verlassen, und die aufreibende und prekäre Lage des spekulativen Unternehmers dafür einzutauschen, das Wirtschaftsleben selbst in einen rationell eingerichteten Geschäftsmechanismus umzuwandeln: kurz eben sich mit jenem Geiste zu erfüllen, den wir als den spezifisch kapitalistischen kennen gelernt haben und den wir vergebens in Kulturen wie der altindischen, der altamerikanischen, ja wohl auch der chinesischen oder der türkischen, soweit wir sie kennen, suchen würden. Den Völkern jedoch, die seit einigen Jahrtausenden Europa bewohnen, eignet er durchgehends. Und es ist sicher falsch, wie man wohl behauptet hat, zu sagen:

der moderne Kapitalismus sei eine Schöpfung nur der germanischen Rasse und sei von den Romanen nur übernommen. Eine solche Behauptung kann man nur aufstellen, wenn man den modernen Kapitalismus im achtzehnten Jahrhundert in England anfangen läßt, während er tatsächlich sechshundert Jahre früher in Italien zur Welt gekommen ist. Will man schon in der Genesis des modernen Kapitalismus die Rollen zwischen Norden und Süden verteilen, so wird man sagen müssen: die Romanen haben ihn geschaffen, die Germanen haben ihn von diesen übernommen und zu höheren Formen weitergebildet, haben dabei freilich ihre ehemaligen Lehrmeister um ein Beträchtliches überholt. Daß sie dieses konnten, dazu mußten sie allerdings wohl Eigenschaften entwickeln, die die Romanen nicht besaßen oder doch nicht in gleichem Maße. Welche waren dies?

Alle nordischen Nationen, Germanen wie Slawen, bei denen sich offenbar der Kapitalismus jetzt ebenfalls in einem raschen Tempo auszudehnen beginnt, sind nun den südländischen, also wesentlich romanischen Rassen bedeutend überlegen an physiologischer Frische. Und auf diesen Umstand glaube ich, müssen wir in der Tat ein gut Teil des wirtschaftlichen Aufschwungs zurückführen, dessen ethnischen Ursachen wir in Deutschland nachspüren.

Diese größere physiologische Frische bringt zunächst eine größere körperliche Leistungsfähigkeit mit sich. Der Deutsche wird hierin etwa die Mitte halten zwischen Angelsachsen und Slawen, sicher aber die romanischen Rassen namentlich an Ausdauer übertreffen. Wie wichtig gerade die Ausdauer für die erfolgreiche Tätigkeit ist, sofern sie die Stetigkeit des Arbeitsprozesses verbürgt, erkannten wir schon, als wir die Bedeutung des Klimas für die Gestaltung des Wirtschaftslebens würdigten. Daß übrigens diese Vis durans, die schon Tacitus den Germanen seiner Zeit zuschreibt, auch mit der psychischen Veranlagung unserer Rasse im Zusammenhange steht, werden wir noch zu beobachten Gelegenheit haben. Ist nun aber ein Volk körperlich leistungsfähiger als ein anderes, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß unter sonst gleichen Bedingungen es rascher zu Reichtum gelangen wird als jenes.

Bedeutsamer insonderheit für die modern-kapitalistische Entwicklung ist nun aber ein weiteres Moment, das aus der physiologischen Frische einer Nation wie der deutschen folgt: der hohe Fruchtbarkeitsgrad. Deutschland hat von jeher zu den kinderreichen Ländern gehört. Schon der alte

Sebastian Franck machte im sechzehnten Jahrhundert die Beobachtung: „es ist nichts denn Kind über Kind in Deutschland, sonderlich in Schwaben; Schwäbinnen kommen zweimal im Jahre nieder." Und dabei ist es bis heute geblieben. Nächst Rußland ist in Deutschland der Kindersegen am größten. Auf 10000 Bewohner entfallen bei uns jährlich 363 Lebendgeborene, dagegen in Frankreich beispielsweise nur 226. Daher denn auch die Bevölkerungszunahme in Deutschland eine entsprechend große ist. Während des neunzehnten Jahrhunderts hat sich, wie wir schon wissen, die Bevölkerung auf dem heutigen Reichsgebiet weit mehr als verdoppelt, trotz der ganz erheblichen Mengen Deutscher, die während dieser Zeit ausgewandert sind. Im Jahre 1816 lebten im Gebiet des heutigen Deutschen Reichs 24,8 Millionen Menschen, heute (1910) 65 Millionen, was einem jährlichen Zuwachs von durchschnittlich 1 % entspricht, während etwa 5 Millionen Deutsche während des neunzehnten Jahrhunderts aus ihrer Heimat ausgewandert sind. Um recht eigentlich zu ermessen, was diese Ziffern besagen, muß man sie mit den entsprechenden eines Landes vergleichen wie Frankreich, das jetzt in seiner Bevölkerung wesentlich stabil ist. Noch in der Mitte des Jahrhunderts lebten in Frankreich ebensoviel Menschen wie in Deutschland: 1845/46 in Deutschland 34,4, in Frankreich 34,5 Millionen (während 1820 in Frankreich noch beinahe 4 Millionen mehr als in Deutschland gelebt hatten!). Heute dahingegen ist die französische Bevölkerung auf nur 39 Millionen gestiegen, ist also hinter der deutschen um 26 Millionen zurückgeblieben.

Zweifellos besteht nun aber in unserer Zeit ein enger Zusammenhang zwischen intensiver Bevölkerungszunahme und intensiver Entfaltung kapitalistischen Wesens in einem Lande.

Wenn man einen großen Teil des wirtschaftlichen Aufschwungs Deutschlands im letzten Menschenalter auf seine starke Auswanderung zurückgeführt hat (das ist zum Beispiel die Meinung eines so ausgezeichneten Kenners deutscher Wirtschaftsverhältnisse wie Georges Blondels), so liegt dem sicherlich ein richtiger Gedanke zugrunde. Ganz gewiß bedeutet zunächst jeder Auswanderer einen Verlust für ein Land und insbesondere für den Kapitalismus; aber es ist gewiß richtig beobachtet, daß im Laufe der Zeit aus den Auswanderern Kunden für die Exportwaren des Heimatlandes werden, und daß dadurch sich unter Umständen rascher die Ausfuhr eines Landes entwickelt, als sie es ohne den Stützpunkt vermocht hätte, den ihr

die über den Erdball verstreuten früheren Landeskinder gewähren. Und sofern jede Ausdehnung des Marktes — ob im Inlande oder im Auslande — belebend auf die kapitalistische Industrie einwirkt, kann man wohl sagen, daß die Auswanderung ein Beförderungsmittel kapitalistischer Entwicklung wird. Aber ich möchte doch diesem Momente keine übermäßig große Bedeutung beimessen. Erstens deshalb nicht, weil die ausgewanderten Söhne keineswegs immer sichere Abnehmer der Waren ihres Mutterlandes werden, häufig genug sich vielmehr in erbitterte Konkurrenten der einheimischen Industrie oder Landwirtschaft verwandeln; zweitens darum nicht, weil, wie mir scheint, die anreizende Wirkung der Bevölkerungsüberschüsse, die einem Lande durch Auswanderung verloren gehen, noch viel größer gewesen sein würde, wenn sie in der Heimat verblieben wären und hier ihren Erwerb gesucht hätten.

Nein, was die rasche Bevölkerungszunahme zu einem so mächtigen Beförderungsmittel des Kapitalismus werden läßt, ist vielmehr folgendes: Sie bewirkt zunächst, daß in den wohlhabenden Schichten der Bevölkerung die Neigung zum Erwerb und die wirtschaftliche Spannkraft rege erhalten werden, und nicht ein sattes Rentnertum an die Stelle eines tatkräftigen Unternehmerstandes tritt. Sie liefert also einen unausgesetzten Nachwuchs an gewinnstrebenden, wagenden Persönlichkeiten, mit anderen Worten, Schöpfern kapitalistischer Organisationen. Denn es ist klar, daß die Söhne eines wohlhabenden Mannes ganz anders dem Erwerbsleben gegenüberstehen, wenn sie viele als wenn sie wenige sind. Bei gleichem Vermögen entfällt auf den einzelnen im ersteren Falle eine kleinere Portion, und die Nötigung für ihn, selbst wieder durch wirtschaftliche Tätigkeit sich auf dem sozialen Niveau seiner Eltern zu erhalten, wird größer, als wenn dies Erbe nur auf einen oder zwei sich verteilt. Es wird durch den stärkeren Nachwuchs auch schon eine ganz andere Stimmung selbst bei wohlhabenden Eltern ihren Kindern gegenüber erzeugt. Sie werden es vielmehr darauf absehen, ihre Kinder „etwas Tüchtiges lernen zu lassen", als sie in den untätigen Besitz einer Rente zu setzen. Es scheint mir nicht unberechtigt, wenn man zwischen Frankreich und Deutschland diesen Unterschied gemacht hat: das höchste Streben der französischen Eltern sei, ihren Kindern eine sorgenfreie Existenz zu schaffen, der deutschen, sie für den Kampf ums Dasein möglichst gut auszurüsten. Daher jene für ihre Kinder soviel als möglich sparen, diese ihnen eine gute Ausbildung zuteil werden lassen. Das soziale

Ideal aller südlichen Nationen — spielt hier der Klimaunterschied wieder hinein? — ist ein behagliches Rentnertum, nötigenfalls auch in ganz bescheidenen Grenzen; das der Nordländer vielmehr, die eigene Stellung und die der Kinder durch rastlosen Erwerb zu verbessern. Der Südländer will etwas sein oder bleiben; der Nordländer etwas werden. Und daß dieser Unterschied zum großen Teil sich aus dem reicheren Kindersegen dieser Völker erklärt, dürfte nicht zweifelhaft sein.

Aber nicht nur die Subjekte kapitalistischer Unternehmungen schafft die raschere Bevölkerungszunahme: vor allem auch sorgt sie für das, was man die Objekte kapitalistischer Organisation nennen kann. Ich meine für das Vorhandensein solcher Personen, die von dem Unternehmer in seinen Dienst genommen werden können, und an deren Existenz kapitalistische Wirtschaft nicht minder geknüpft ist als an das Vorhandensein einer geeigneten Unternehmerklasse. Denn man darf nie vergessen, daß es so lange keinen Kapitalismus geben kann, als jedermann im Lande Unterkunft findet in der Stellung eines selbständigen Produzenten (eines Bauern oder Handwerkers) oder eines Krämers oder eines Beamten oder eines Rentners oder was sonst noch den Mann zu ernähren vermag. Erst muß es besitzlose Massen geben, die unter jeder Bedingung Unterhalt annehmen, wo sie ihn finden, also auch als unselbständige Lohnarbeiter, ehe Kapitalismus möglich ist.

Nun werden aber solche Massen — ich nenne sie die Überschußbevölkerung — um so eher entstehen, je rascher die Bevölkerung anwächst. Den nächstliegenden Fall bildet die bäuerliche Bevölkerung. Wenn diese in einem Tempo wie in Frankreich — Zweikindersystem! — sich vermehrt, so wird sie sich als solche Generationen hindurch erhalten können, ohne einen einzigen Kandidaten für den Kapitalismus zu liefern. Die vorhandenen bäuerlichen Nahrungen werden genügen, um den gesamten Nachwuchs aufzunehmen und wieder Bauern werden zu lassen. Hat aber eine Bauernfamilie statt zwei durchschnittlich vier oder fünf Kinder, so ist ersichtlich, daß mit der Zeit ein immer größerer Prozentsatz dieses Nachwuchses vor die Notwendigkeit gestellt wird, sich außerhalb des Rahmens bäuerlicher Wirtschaften sein Brot zu suchen. Findet er nun nicht in der Fremde eine neue Bauernstelle, kann er nicht Handwerker oder Beamter werden, so bleibt ihm schließlich nichts übrig, als einem kapitalistischen Unternehmer seine Dienste anzubieten: sei es als höherer Funktionär, als Ingenieur oder Chemiker, als Kontorist oder

Werkmeister, wenn seine Eltern noch genug besaßen, ihn etwas lernen zu lassen; sei es als gewöhnlicher Lohnarbeiter, wenn er gar keine höhere Ausbildung erfahren hat. Es ist nun aber ferner auch klar, daß die hierdurch für den Unternehmer geschaffene günstige Konstellation für diesen sich um so besser gestaltet, je stärker der Nachwuchs ist. Denn um so größer ist die Konkurrenz der Stellensuchenden untereinander; um so mehr wird der Preis der Arbeitskraft gedrückt; um so größere Gewinnchancen erwachsen für den Unternehmer, oder aber Möglichkeiten, durch niedrige Preise seine Produkte einzuführen; beides wirkt natürlich gleichzeitig als Anreiz für die Ausdehnung des Kapitalismus, der somit gleichsam wie von selbst aus einem starken Bevölkerungsüberschuß herauswächst.

Soviel über die Bedeutung der Bevölkerungsquantitäten für die Entfaltung des Kapitalismus. Und nun noch ein Wort über die qualitative Seite des Bevölkerungsproblems. Ich wies schon darauf hin, daß offenbar alle Europäer im Gegensatz zu anderen Rassen eine Generalqualifikation zum Kapitalismus besitzen. Unzweifelhaft aber haben einige der europäischen Nationen diese Qualifikation in höherem Maße als andre. Und unter diesen ragt wiederum das deutsche Volk hervor. Woher kommt das, müssen wir fragen. Was macht uns so ganz besonders geeignet, gerade während der Herrschaft des kapitalistischen Wirtschaftssystems zu Macht und Reichtum zu gelangen? Was begründet mit andern Worten unser spezifisches Talent zum Kapitalismus?

Es ist, soviel ich sehe, vor allem ein Grundzug unseres Volkscharakters, von dem ich nicht entscheiden will, ob er allen Nordländern eigentümlich ist — sei es wiederum aus Gründen ihrer größern Jugend, ihrer engeren Rassenzusammengehörigkeit oder ihres unmöglichen Klimas — der sich aber jedenfalls in besonderer Prägnanz bei den germanischen Rassen findet; ein Zug, für den es schwer ist, den rechten Namen zu finden, den ich daher auch nur umschreiben kann. Was ich meine, ist der ausgesprochene Mangel an sinnlich-künstlerischer Veranlagung, der das deutsche Volk so deutlich kennzeichnet und von allen romanischen Nationen so scharf unterscheidet. Wie bedeutsam diese Charaktereigenschaft für den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung ist, ist nicht schwer zu zeigen, wenn man die einzelnen Symptome untersucht, in denen jenes spezifisch unkünstlerische Wesen zutage tritt.

Da ist zunächst die starke ethische Veranlagung, die gleichsam der ins Po-

sitive übersetzte Mangel an Ästhetismus ist. Der künstlerisch veranlagte Mensch sieht die Welt unter dem Gesichtspunkt des schönen Scheins, der harmonischen Gestaltung, des Insichselbstruhens aller Dinge; der unkünstlerische Mensch unter dem Gesichtspunkt der Zwecke. Für jenen ist jede Erscheinung der Außenwelt wie des Innenlebens Selbstzweck, für diesen Mittel zum Zweck. Jener kennt daher als höchstes Ziel nur ein Sichselbstgenügen, dieser ein Aufgehen in Strebungen, eine Hingabe an Aufgaben. Jener lebt der Person, dieser der Sache. Mittelpunkt aller Interessen ist für jenen das Piacere, ein Begriff, für den wir nicht einmal ein Wort haben, denn „Vergnügen" oder „Lust" (wie man den Titel des bekannten Romans D'Annunzios ganz verkehrt übersetzt hat), sagen keineswegs dasselbe; für diesen die Pflicht, ein Wort, das wiederum der Romane nicht übersetzen kann; devoir, dovere treffen nicht den Sinn dieses spitzen, eindringlichen Wortes „Pflicht".

Woher wir Deutschen dieses starke Pflichtbewußtsein haben? Wer vermöchte es zu sagen? Vielleicht steckt in der Hypothese Ferreros ein richtiger Kern: weil wir keine Erotiker wie die Südländer und darum weniger sensitiv, weniger ablenkbar von äußeren Sinnenreizen sind. Vielleicht hat auch wieder das Klima seinen Anteil. Ich deutete früher einmal schon darauf hin. Wenn Madame Girardin in bitterem Hohne von ihren Landsleuten gesagt hat: en France, on a toujours mieux à faire que son devoir, so muß man doch entschuldigend hinzufügen: das sei kein Wunder in einem so schönen Lande oder gar in Italien oder im Süden von Spanien. Bei uns Hyperboreern, wo den größten Teil des Jahres die Nebel brauen, wo es regnet, wenn es warm ist, und kalt ist, wenn es nicht regnet; in einem solchen Lande hat man, weiß Gott, nichts Besseres zu tun als seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit. Aber wie gesagt: ich will dem Ursprung des kategorischen Imperativs, der bezeichnenderweise in Königsberg (!) liegt — man vergleiche die Persönlichkeit des Mannes, der dieses Schlagwort geprägt hat, etwa mit Leonardo da Vinci, und man wird den Unterschied zwischen Norden und Süden zum Greifen deutlich vor sich sehen! — nicht nachspüren. Genug: er ist da, und beherrscht unser Volkstum. Nun ist es auch klar, daß er auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens um so größeren Einfluß ausüben muß, je strengere Formen, möchte ich sagen, dieses annimmt. Jetzt geht es an ein Schädelspalten. Die Zeiten des behaglichen, gesicherten Handwerkertums,

in denen sich gesättigte Existenzen unbehindert ausleben konnten, sind auf Nimmerwiedersehen vorüber. In dem harten Kampfe ums Dasein, den unser heutiges Wirtschaftsleben darstellt, bedeutet es aber für ein Volk offenbar einen ungeheuren Vorzug, wenn seine Angehörigen in ihrer großen Mehrzahl gelernt haben, eine Sache ernst zu nehmen, sich einer Aufgabe, sie mag klein oder groß sein, ganz und gar hinzugeben. Dem Südländer, der die Gebiete nordischer und insonderheit deutscher Kultur bereist, fällt nichts so sehr auf, wie diese unverdrossene Pflichterfüllung in allen Schichten der Bevölkerung, dieses selbstverständliche Abarbeiten des vorgeschriebenen Pensums, diese Tüchtigkeit zu allen und in allen Dingen, diese durch nichts von ihrem Ziele abzubringende Gewissenhaftigkeit: die Coscienziosità, die den größten Unternehmer wie den letzten Tagelöhner in gleichem Maße erfüllt und die vielleicht ihren prägnantesten Ausdruck gerade in Deutschland in seinem Beamtentum findet.

Wenn man darum vielleicht mit Recht sagen kann: wir sind geborene Beamte — die Menschen sind entweder Künstler oder Beamte —, so gewinnt diese Bezeichnung noch einen tieferen Sinn, wenn wir ein anderes Merkmal unseres Volkscharakters, das ebenfalls aus unserm Mangel an künstlerischer Veranlagung entspringt, auch noch in Betracht ziehen. Das ist das, was ich das Talent zum Teilmenschen, zum Spezialistentum nennen will, ein Talent, das dem Südländer völlig abgeht. Dieser mit seiner sinnlich-künstlerisch-unethischen Natur hat die Tendenz, die Welt um sich, um seine Persönlichkeit zu gruppieren und darum diese als Ganzheit sich zu erhalten. Wir dagegen lösen die Individualität auf in eine Anzahl Teile, die wir den objektiven Zwecken anpassen und unterordnen. Da wir nur geringen Sinn für die Form haben, so auch nur wenig Empfinden für das Organische einer lebendigen, in sich ruhenden Persönlichkeit: äußerlich nicht, aber auch nicht innerlich. Und damit erlangen wir die wichtige Fähigkeit, uns beliebig in nur einer Richtung zu betätigen, Partikelchen unseres Wesens allein zur Entfaltung zu bringen und unterstützt von der schon erwähnten Perseveranza uns zu virtuosen Teilmenschen zu entwickeln. Das zeigt sich ganz besonders deutlich an unserer Stellung zur Wissenschaft. So lange es diese aus dem Nichts zu gestalten galt, mittels schöpferischer Intuition, genialer Kombination: so lange waren uns die romanischen Nationen auf allen Gebieten, wenn nicht überlegen, so doch zum mindesten ebenbürtig: unter den großen Begründern der Naturwissen-

schaften sind ebensoviel Romanen wie Germanen zu finden. Heute dagegen, wo es gilt, auf der einmal gelegten Basis systematisch, „methodisch" weiterzubauen, wo den Sieg ein fleißiges und gewissenhaftes Spezialistentum, ein gelehrtes Forschertum davonträgt: heute ist die Zeit für deutsches oder überhaupt germanisches Wesen erfüllt, und wir sind die „führenden" Nationen in vielen Wissenschaften geworden. Diese überragende Stellung namentlich in den Naturwissenschaften und den damit verwandten technologischen Fächern hat nun aber wiederum einen äußerst fördersamen Einfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens ausgeübt. Wir haben heute die besten Chemiker, die besten Ingenieure, was ersichtlich uns einen gewaltigen Vorsprung auf industriellem Gebiete verschafft. Wenn heute die glücklichste deutsche Industrie die chemische ist, mit der wir den Weltmarkt beherrschen wie mit keiner andern, so ist das sicherlich überwiegend der hohen Vollendung zu danken, die unsere wissenschaftliche Chemie und chemische Technologie sich errungen haben.

Und wie uns auf wissenschaftlichem Gebiete unser geniales Teilmenschentum zum Siege verholfen hat, so bewährt es seine überwindende Kraft auch auf eigentlich sozialem Gebiete: dem wissenschaftlichen Teilmenschen steht ein sozialer Teilmensch als Typus deutschen Wesens zur Seite. Dabei denke ich an unsere Fähigkeit, uns in ein großes Ganze, eine mächtige Organisation so einzuordnen, daß wir wie ein Rädchen in einem Mechanismus funktionieren, und daß aus dem Zusammenwirken vieler eine gewaltige Steigerung des Krafteffektes entspringt. Man könnte diese Fähigkeit auch als Talent zur Kooperation (diese in einem weiteren Sinne gefaßt) bezeichnen. Zu ihr gehört, genauer zugesehen, vor allem wieder ein Verzicht auf Persönlichkeit, auf Ganzheit und Eigenartigkeit der Individualität, gehört wiederum die Hingabe an einen objektiven Zweck, die wir hier, ich möchte sagen, von ihrer mehr äußerlichen, physiologischen Seite her kennen lernen. Das Pflichtgefühl erscheint hier als Disziplin. Zur Disziplin aber gehört nicht minder die Kunst zum Befehlen, wie die Kunst zum Gehorchen; die Kunst zum Ordnen nicht minder, wie die Kunst des Sichunterordnens. Und beide Seiten enthält der deutsche Volkscharakter in sich. Darum sind wir die besten Schulmeister der Welt geworden, haben aber auch das bestgeordnete Staatswesen und die beste Armee der Welt.

Es ist nun aber wiederum mit Händen zu greifen, welche ungeheure Bedeutung eine solche Veranlagung heutzutage für die Entwicklung des Wirt-

schaftslebens haben muß, zu einer Zeit, da diese sich in immer komplizierteren Organisationsformen vollzieht. Jede größere kapitalistische Unternehmung ist ein wahres Wunderwerk von Beziehungen unter- und übergeordneter Menschen untereinander, jedes Verkehrsunternehmen, jede Fabrik ein kunstvolles Gebilde aus Teilmenschen, die zu einem großen einheitlichen Ganzen durch das Kommandowort eines Direktors zusammengeschlossen sind. Und wenn auch schließlich die Not den Arbeiter eines südlichen Volkes dazu zwingt, seine Persönlichkeit in einem solchen Mechanismus zu Grabe zu tragen: schwer wird's ihm und recht lernt er's nie, nie so recht von Grund auf, wie der Nordländer, den die Natur schon zum Teilmenschen geschaffen hat. Liegt hier einer der Gründe, weshalb wir germanischen Nationen den Kapitalismus so viel rascher ausgebildet haben, in der Eigenart unseres Arbeitermaterials, so kommt doch derselbe Zug uns auch zugute, wo er sich in den Unternehmern äußert, und zwar nicht nur, soweit diese herrschen, sondern auch wo sie sich einmal unterordnen müssen. Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß die rasche Ausdehnung des Kartellwesens in den Ländern mit germanischer Kultur gewiß auch in der größern Disziplin unseres Unternehmertums mitbegründet sei.

Wenn aber gerade wir Deutsche so Hervorragendes auf dem Gebiete der industriellen Disziplin leisten, so möchte ich schließlich doch auch noch daran erinnern, daß wir dazu in einem langen Werdegange künstlich erzogen sind durch die Eigenart unserer staatlichen Verhältnisse, die zumal in Preußen seit Jahrhunderten auf eine strenge Zucht des einzelnen hingewirkt haben. Insonderheit ist es der militärische Drill, der uns in Fleisch und Blut übergegangen ist und der sich nun als industriefördernder Faktor erweist! Damit habe ich aber schon meine Ausführungen auf ein Feld hinübergespielt, wo uns neue Perspektiven eröffnet werden. Denn offenbar: mit dem letzten Gedanken habe ich schon der Einwirkung gedacht, die die gemeinsame Geschichte eines Volkes auf dessen Charakter (und damit indirekt wieder auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens) ausübt.

Fragen wir, wodurch ein Staat Einfluß auf die Eigenart der in seinen Grenzen lebenden Bevölkerung gewinnen kann, so muß die erste Antwort lauten: durch die bloße Tatsache, daß er sie einschließt und zu einer Einheit zusammenfügt. Denn da heute fast überall auf der Erde ein buntes Gemisch der verschiedensten Rassen oder doch wenigstens Kreuzungen von Unterarten derselben Rasse durcheinander wohnen, so ergibt sich bei der

beliebigen Absteckung staatlicher Grenzen, wie sie der blinde Zufall im Laufe der Jahrtausende bewirkt hat, eine ganz bestimmte Zusammensetzung der verschiedensten ethnischen Elemente. Ein historisches Staatsgebilde stellt also gleichsam ein Rezept dar: rec. so und so viel Germanen, Slawen, Kelten, Juden usw. Und ich brauche den verehrten Leser nur daran zu erinnern, wie schon ganz kleine Veränderungen in der Quantität und Qualität der einzelnen Ingredienzien einer Speise zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen führen können, hier zu einem Plumpudding und dort zu einem deutschen Rosinenkuchen, um ihm den nötigen Respekt vor der Bedeutung historischer Rassenkomposita zu verschaffen.

Gerade Deutschlands Bevölkerung stellt nun aber ein außerordentlich kompliziertes Gemisch von allerhand Völkern dar, und mir scheint, daß in der volklichen Mischung, wie sie durch die Abgrenzung des Zollvereins und danach des Deutschen Reichs herbeigeführt ist, eine wesentliche Erklärung für sein rasches wirtschaftliches Emporblühen im neunzehnten Jahrhundert zu finden ist.

Zunächst ist, wie bekannt, in keinem Lande eine so starke Vermischung von Germanen, Kelten und Slawen, also der drei verwandten indoeuropäischen Stämme erfolgt, wie in Deutschland. Und das war gut. Denn soviel wir zu erkennen vermögen, ist keiner der drei Stämme in seiner Reinheit so entwicklungsfähig, wie eine richtige Mischung der drei. Für das moderne Wirtschaftsleben bedeuten jedenfalls die volklichen Gegensätze, wie sie das heutige Deutschland enthält, eine wesentliche Förderung. Schwaben und Sachsen stellen gleichsam die beiden Seiten der kapitalistischen Organisation: Spekulation und Kalkulation, Initiative und Ausführung, Synthese und Analyse dar.

Nun dürfte es aber wohl keinem Zweifel unterliegen, daß die genannten Stämme, wenn auch Kelten und Slawen in etwas geringerem Maße als die Germanen, wo sie rein auftreten, also wie etwa in den Niederungsgebieten zwischen Weser und Elbe, im Laufe der Jahrhunderte eine Völkermasse geworden sind, die der rechten Beweglichkeit entbehrt. Um das beliebte Bild zu gebrauchen: Mehl ohne Sauerteig. Damit ein recht schöner Kuchen daraus werde, bedarf es solchen volklichen Sauerteigs. Und es scheint mir nun abermals eine wichtige Eigenart des deutschen Volkstums, daß es diesen während der letzten Jahrhunderte im rechten Mengenverhältnis erhalten hat.

Was in früherer Zeit zur Heranbildung eines intelligenten, umsichtigen, industriellen Unternehmertums, dessen wir uns im neunzehnten Jahrhundert zu erfreuen hatten, gewiß mit beigetragen hat, scheint mir das französische Emigrantentum zu sein. Es ist bekannt, daß viele der tüchtigsten Fabrikanten Frankreich aus religiösen Gründen verlassen mußten, und daß ein großer Teil davon in deutschen Landen sich angesiedelt hat. Von der Industrie der Rheinprovinz, Berlins und anderer Gebiete geht ein nicht unbeträchtlicher Prozentsatz auf französischen Ursprung zurück. Und ich glaube, es heißt nicht zuviel behaupten, wenn man feststellt, daß Frankreichs Volkswirtschaft noch heute den Verlust jener Elite von Unternehmern empfindlich verspürt.

Aber diese Einsprengung romanischer Elemente in die germanisch-keltisch-slawische Bevölkerung Deutschlands tritt doch an Bedeutung für den Gang der wirtschaftlichen Entwicklung ganz erheblich zurück, wenn wir sie in Vergleich stellen mit einem andern Einschlag eines lebendigeren Volksstammes, der wie mir scheint einen Einfluß von ganz ungeheurer Tragweite auf die Gestaltung unseres Wirtschaftslebens ausgeübt hat; ich meine natürlich den Einschlag jüdischer Elemente. Wenn man auch in der Abschätzung dieses Einflusses nicht so weit zu gehen braucht, wie einer der größten Juden, die das neunzehnte Jahrhundert hervorgebracht hat, Karl Marx, der schlechthin meint, daß „der praktische Judengeist zum praktischen Geist der christlichen Völker geworden" sei und „die Juden sich insoweit emanzipiert haben, als die Christen zu Juden geworden sind", daß „das reale Wesen des Juden sich in der bürgerlichen Gesellschaft verwirklicht", daß mit anderen Worten moderne, kapitalistische und jüdische Wirtschaft identische Begriffe seien, so wird man doch zugeben müssen, daß unser Wirtschaftsleben, wie es sich im neunzehnten Jahrhundert gestaltet hat, ganz undenkbar wäre ohne die Mitwirkung der Juden. Stellt man sich auf den Standpunkt der neuzeitlichen Entwicklung des Wirtschaftslebens, betrachtet man die Entfaltung kapitalistischen Wesens und damit die Freisetzung starker produktiver Kräfte als einen Fortschritt, legt man Wert auf den Rang, den ein Land heute auf dem Weltmarkte einnimmt, so kann man gar nicht umhin, die Existenz jüdischer Wirtschaftssubjekte als einen der größten Vorzüge anzuerkennen, über die dieses Land in ethnischer Hinsicht verfügt: si le juif n'existait pas, il faudrait l'inventer. Das werde ich wohl, umstritten wie diese wichtige Frage ist, etwas eingehender be-

gründen müssen*), so schwer es hält, in völlig einwandfreier Weise hier die Zusammenhänge klarzustellen.

Ist es schon in jedem Falle ein gewagtes Beginnen, von einem Volke oder einer Rasse bestimmte Eigenschaften auszusagen, so erscheint dies bei dem jüdischen Volke ganz besonders bedenklich. Denn kein Volk ist so voller Gegensätze wie diese wundersame Rasse in ihrer bunten Mischung aus allerhand disparaten Elementen. Immerhin wird man doch, denke ich, wenn man (um wieder mit Marx zu reden) nicht den „Sabbatjuden", sondern den „wirklichen, weltlichen Juden, den Alltagsjuden" betrachtet, wie er doch allein für die wirtschaftlichen Verhältnisse in Betracht kommt, einige typische Charakterzüge feststellen können, die in ihrer Bedeutung für das Wirtschaftsleben leicht zu ermessen sind. Wiederum scheint mir die Zeichnung des jüdischen Nationalcharakters, wie sie der eigene große Stammesgenosse vornimmt, nicht völlig getreu, wenn er schreibt: „Welches ist der weltliche Zug des Judentums? Das praktische Bedürfnis, der Eigennutz. Welches ist der weltliche Kultus der Juden? Der Schacher. Welches ist sein weltlicher Gott? Das Geld." Aber ich denke doch, daß wesentliche Seiten des jüdischen Wesens, wenn auch stark stilisiert, in diesen Sätzen richtig bestimmt sind. Ich möchte in etwas anderer Fassung drei Seiten des jüdischen Nationalcharakters als besonders bedeutsam für die Rolle betrachten, die die Juden im modernen Wirtschaftsleben spielen: das Vorwalten des Willens, den Eigennutz und die Abstraktheit ihrer Geistesbeschaffenheit.

Daß in der jüdischen Rasse die hervorstechende Eigenschaft ein durch nichts von seinem Ziele abzubringender Wille ist, darin stimmen alle aufmerksamen Beobachter überein. Die Zähigkeit, mit der der Jude einen Vorsatz ausführt, befähigt ihn aber in eminentem Maße dazu, im Wirtschaftsleben, ich möchte sagen, eine große dynamische Wirkung auszuüben: Schritt für Schritt, unentwegt zieht er seine Straße; aus meist kleinsten Anfängen, wie wir alle wissen, durch alle Stufen der wirtschaftlichen Tätigkeiten hindurch, sie alle einzeln durchmessend, vom Nächstliegenden zum Naheliegenden schreitend, ohne sich durch noch so viele Widerwärtigkeiten irremachen oder abschrecken zu lassen, die kleinsten Vorteile wahrnehmend, klettert er

*) Ich habe jetzt das Problem ausführlich abgehandelt in meinem Buche „Die Juden und das Wirtschaftsleben", Leipzig, Duncker & Humblot, 1911. Dieses Buch ist überhaupt vielfach als Ergänzung zu dem Werke, das der Leser in der Hand hat, zu betrachten.

in die Höhe. So oft ihn Mißgeschick ereilt, immer wieder rappelt er sich auf; wie die Katze fällt er immer auf die Beine. Der starke Familiensinn, die große Nüchternheit der Lebensführung (solange er noch nicht am Ziele ist) befördern seine Strebungen: was er selbst nicht erreicht hat, wird der Sohn, wird der Enkel erreichen. Immer unverdrossen weiter! Immer betriebsam! Immer treibend! Ein rechter Sauerteig!

Eng im Zusammenhange mit diesem starken Willen steht die unzweifelhafte Veranlagung der jüdischen Rasse zum Eigennutz, oder wie es Marx nennt, zum praktischen Bedürfnis. Wenn wir so viel Juden mit gerade entgegengesetzter Denkweise finden, mit einem, fast kann man sagen, überspannt altruistischen Sinne, einer rigorosen Selbstlosigkeit und einem zelotischen Eifer gegen alles eigensüchtige Wesen, so dürfen wir gerade aus diesen Reaktionserscheinungen auf die Existenz des gekennzeichneten Nationalcharakterzuges schließen. Man hat oft und mit Recht hervorgehoben, wie gerade das wahrhaft heroische Prophetentum, das einzelne Angehörige der jüdischen Rasse auszeichnet, eine volkliche Veranlagung voraussetzt, die in ganz besonders hohem Grade das Bußepredigen herausfordern mußte. Hier interessiert uns nur der Zusammenhang zwischen diesem eigennützigen Grundzuge und der Bedeutung der Juden für das Wirtschaftsleben. In dem Maße, wie in diesem die reine Geschäftsmoral zur ausschließlichen Geltung gelangt, der Grundsatz als selbstverständlich anerkannt wird, daß man alles darf, was man kann (innerhalb der manchmal sehr dehnbaren strafrechtlichen Schranken) — und das gilt im wesentlichen heute — müssen, das ist wiederum klar, sich Vorteile für eine Rasse ergeben, die in besonders hohem Grade eigennütziger Gesinnung fähig ist. Hiermit hängt wohl auch das zusammen, was man als Skrupellosigkeit im jüdischen Wesen bezeichnet. Der Jude pflegt weniger peinlich in der Wahl der Mittel zu sein, die ihn zum Ziele führen. Daher ist er auch ein Virtuose der Reklame. Auf deren richtiger und ausgiebiger Anwendung beruht nun aber wiederum heutigentags ein großer Teil des wirtschaftlichen Erfolges, weil eine Hauptkunst darin besteht, die Kundschaft zu sich heranzuziehen.

Das alles aber würde noch nicht genügen, um die gewichtige Rolle zu erklären, die der Jude im modernen Wirtschaftsleben spielt. Was vielmehr noch in besonders hohem Maße ihn zu dieser Führerrolle befähigt, ist die genannte dritte Eigenschaft: seine abstrakte Veranlagung. Daß diese ihn in der Tat auszeichnet, ist niemals bestritten worden; die jüdische Re-

ligion ist der schlagende Beweis dafür. Diese abstrakte Denkart, die gleichbedeutend ist mit Indifferenz gegenüber Qualitätswerten, mit der Unfähigkeit, das Konkrete, Individuelle, Persönliche, Lebendige zu würdigen, mußte in ihrer Anwendung auf die Welt der materiellen Kultur wie von selbst ihr Symbol in dem Gelde finden. Im Gelde sind alle Qualitäten der Gebrauchsgüter ausgelöscht; in ihm erscheinen sie nur noch in quantitativer Bestimmtheit. Nicht welchen persönlichen Wert ein Ding besitzt, was es wert ist, sondern wieviel es wert ist, kommt in dem Gelde zum Ausdruck. Es ist daher mehr als historischer Zufall (der selbstverständlich stark mitgespielt hat), wenn wir in jüdischen Kreisen noch heute eine starke Überwertung gerade des Geldes und seines Besitzes finden. Es kommt darin eben (um noch einmal in der bildlichen Sprache zu reden, deren sich Marx bedient) das Bekenntnis zu dem der jüdischen Art adäquaten weltlichen Gott zum prägnanten Ausdruck. Andre Umstände haben diese Geldidolatrie noch befördert. Vor allem ihre Zurücksetzung in rechtlicher Beziehung, ihre Ausschließung von Ämtern und Würden der christlichen Gesellschaft, ihre Ausschließung vom Grundbesitz. Da lernten sie denn im Gelde ein Mittel kennen, das ihnen zum großen Teil ersetzte, was sie durch Machtspruch der Gesetzgebung entbehren mußten: Geltung und Ansehen. Und daraus ergab sich natürlich abermals eine gesteigerte Wertung dieses Stillers aller Schmerzen, dieses Heilers aller Wunden, dieses wundersamen Trösters in allen Leiden: des Geldes.

Die rastlose Energie der jüdischen Rasse, ihre nie ruhende Betriebsamkeit. sie fand nun also das natürliche Feld ihrer Betätigung in dem Streben nach Geldbesitz. Und der schon geschilderte praktische Sinn verlegte dieses Streben alsobald in die Sphäre wirtschaftlicher Tätigkeit: das Streben nach Geldbesitz wird zum intensiven Gewinnstreben, zum Erwerbstrieb, der zwar keineswegs eine auf die jüdische Rasse beschränkte Gemütsverfassung ist, der aber doch in ihr aus den angeführten Gründen begreiflicherweise zu stärkster Entfaltung kommen mußte. Nun ist aber wohl auch schon ersichtlich, was es bewirkt, daß die Juden gerade in unserer Zeit eine so große Bedeutung für das Wirtschaftsleben erlangt haben. Dieses wird ja, wie wir wissen in der modernen kapitalistischen Organisation ganz und gar auf den Gelderwerb ausgerichtet. Alle wirtschaftlichen Funktionen werden ihrer qualitativen Konkretheit entkleidet, um nur noch in ihrer Beziehung auf das Geld, d. h. also in abstrakt-quantitativer Bestimmtheit zu erscheinen.

Alles Wirtschaften wird zu einem Erwerben; alle ökonomischen Vornahmen werden zum Geschäft. Ich verwies auch schon darauf, wie alle Sphären wirtschaftlicher Tätigkeit von rationalistischem Geiste durchtränkt werden, wie das eminent Praktische, das schlechthin Zweckmäßige entscheidend über den wirtschaftlichen Erfolg wird. Sind das alles nicht Vorgänge, Wandlungen in Anschauungen und Praktiken, die dem spezifisch jüdischen Geiste zugute kommen, die ihm ein immer weiteres Feld der Betätigung einräumen müssen?

Wie sehr gerade diese spezifisch kapitalistischen Züge des Wirtschaftslebens dem jüdischen Charakter adäquat sind, vermögen wir am deutlichsten an der Tatsache zu ermessen, daß wir am meisten die Juden in denjenigen Sphären wirtschaftlicher Tätigkeit zu Hause finden, in denen das reine, qualitätslose, abstrakte Geldverhältnis am ausschließlichsten herrscht: das sind der Geld- und nach ihm der Warenhandel, und zwar in diesem wiederum der Zwischen- oder der Detailhandel, während in der Produktionssphäre, zumal in der Landwirtschaft, längst die Beteiligung der Juden nicht in gleichem Maße stattfindet. Von 10000 erwerbstätigen Juden in Deutschland entfallen (1907) nur 198 auf die Landwirtschaft (gegenüber 3166 Christen), 2150 auf die Industrie (davon aber fast die Hälfte auf Bekleidung und Reinigung, d. h. wesentlich auf die halb zum Handelsgeschäft gewordene Konfektionsindustrie) — gegenüber 3527 Christen —, dagegen 4972 (gegenüber 1068 Christen!) auf Handel und Verkehr! Und das trotzdem ihnen seit mehreren Menschenaltern die Wirksamkeit auf allen Gebieten des Wirtschaftslebens völlig freigegeben ist. Aber es ist ersichtlich, daß in Landwirtschaft und Industrie, auch wo sie schon kapitalistisch organisiert sind, doch noch in weiterem Umfange eine Beziehung zu den konkreten Gütern, die erzeugt werden sowie zu den lebendigen Menschen, die sie erzeugen, bestehen bleibt, während im Geldhandel ausschließlich, aber auch im Warenhandel diese konkrete Bestimmtheit entfällt. Ich sagte: was diesen angeht, namentlich im Zwischenhandel, der von Händler zu Händler die Waren umsetzt oder im Detailhandel. Während beispielsweise im Einfuhrhandel, sofern er die Erzeugnisse der fremden Länder direkt herbeischafft, wiederum eine stärkere konkrete Färbung der Beziehungen zu den eigenartig gestalteten Kulturen der Bezugsgebiete stattfindet: weshalb wir in diesen Branchen des Handels abermals eine geringere Beteiligung der Juden finden.

Je reiner also kapitalistisches Wesen im Wirtschaftsleben sich durchsetzt,

desto mehr Spielraum erhält die jüdische Eigenart. Was man dann auch so ausdrücken kann: je mehr sich jüdisches Wesen durchsetzt, desto ausschließlicher kommt die kapitalistische Organisation zur Anwendung. Und nun wird niemand länger im unklaren sein, worin die eminente Bedeutung des Judentums für die modernen Volkswirtschaften liegt: es beschleunigt deren Umbildung in die kapitalistische Organisation, die heute wirtschaftlich die schlechthin vollkommene ist. Ganz besonders deutlich kommt diese jüdische Mission — den Übergang zum Kapitalismus zu befördern — dort zum Ausdruck, wo es gilt, die heute noch konservierten Reste vorkapitalistischer Organisation aus der Welt zu schaffen: in der Zersetzung der letzten Handwerke und der handwerksmäßigen Krämerei. Man kann getrost sagen, daß beispielsweise Schneiderei, Schuhmacherei, Tischlerei, Bauhandwerk zum großen Teile der rastlosen Tätigkeit jüdischer Geschäftsmänner ihren Untergang verdanken. Weshalb denn sich gerade in jenen Kreisen des sinkenden Handwerks ein durchaus naturwüchsiger Antisemitismus entwickelt hat, der sich, wie es solchen blinden Volksbewegungen eigen zu sein pflegt, an die greifbare Form (das Judentum) statt an den inneren Kern (den Kapitalismus) hält.

Erinnere man sich nun, bitte, was den Anlaß zu diesen Auseinandersetzungen über die ökonomische Veranlagung des Judentums und seiner Funktion im modernen Wirtschaftslebens gegeben hatte: es war die Feststellung gewesen, daß Deutschland seinen wirtschaftlichen Aufschwung während des neunzehnten Jahrhunderts (soweit er durch die Eigenart seiner Bevölkerung bedingt ist) unter anderem dem Vorhandensein seiner jüdischen Einwohner verdankt, weil sie ihrer Blutsveranlagung wie ihrer allgemeinen Geschichte nach die geborenen Förderer des Kapitalismus sind.

Für Deutschlands Juden kommt aber noch ein besonderer Umstand in Betracht, der ihnen für unser Wirtschaftsleben eine so überragend große Bedeutung verleiht: ich meine ihre immer erst halb durchgeführte Gleichberechtigung im Staatsleben. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Jude heute bei uns noch immer auf Schranken bei der Wahl seines Berufes stößt: Armee und Verwaltung sind ihnen gänzlich verschlossen, der Lehrerstand, die Justiz und andere Berufssphären noch keineswegs völlig freigegeben. Dadurch wird bewirkt, daß viele gerade der intelligentesten Juden im Wirtschaftsleben festgehalten werden. Während beispielsweise die wenigen Juden, die Frankreich hat, im Staatsdienst, in der Armee und Zivilverwal-

tung größtenteils aufgegangen sind, so daß nun das Mehl der französischen Volkswirtschaft doppelt empfindlichen Mangel an dem Sauerteige leidet, den die jüdischen Elemente mit ihren geschilderten aufreizenden Eigenschaften heutigentags darstellen.

Dadurch, daß ein Staat ein bestimmtes Mischungsverhältnis seiner Bevölkerungselemente herbeiführt, wirkt er auf die Eigenart seiner Bewohner durch die bloße Tatsache seiner Existenz. Ich möchte nun noch die Aufmerksamkeit auf diejenige Wirkung lenken, die im Gegensatz zu der ersteren gerade durch das umgekehrte Verhältnis erzielt wird: dadurch nämlich, und zwar einzig und allein dadurch, daß der Staat nicht da ist. Genauer ausgedrückt: es scheint mir die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert, insonderheit wiederum sofern es sich um den raschen ökonomischen Aufschwung handelt, ihre Begründung zum Teil in der Tatsache zu finden, daß sich ein machtvolles Staatswesen, das seinen Angehörigen Rückhalt und Selbstbewußtsein verschafft, erst während des letzten Drittels des Jahrhunderts entwickelt hat. Gerade wie das deutsche Volk die schönsten Blüten seiner geistigen Kultur, die wertvollsten Seiten seines Nationalcharakters der jahrhundertelangen Staatenlosigkeit verdankt: so auch zum großen Teil die Eigenschaften, die es am Ende des neunzehnten Jahrhunderts zu einem der mächtigsten und reichsten Wirtschaftsgebiete der Erde gemacht haben.

Zu diesen rechne ich in erster Linie die Anpassungsfähigkeit, durch die wir uns vor allem unsere Stellung auf dem Weltmarkte erobert haben, die uns aber auch in der Entwicklung unserer nationalen Volkswirtschaft von vielfach großem Nutzen gewesen ist. Weil wir keinen Staat hatten, der uns mit Stolz zu erfüllen vermocht hätte, weil das „civis germanus sum" mit dem Stigma der Lächerlichkeit behaftet war, lernten wir Demut und Bescheidenheit, lernten wir Verständnis und Empfänglichkeit für fremde Eigenart, waren wir ohne Mühe bereit, die eigene Art den Bedürfnissen anderer anzupassen. Ich weiß nicht, ob die Sprachen anderer großer Völker auch so reich an Denksprüchen sind, die zur Bescheidenheit und Unterwürfigkeit mahnen, wie die unsrige?

„Gebückt, gebückt mit dem Hut in der Hand,
Kommt man bequem durchs ganze Land";
„Schick dich in die Welt hinein,
Denn dein Kopf ist viel zu klein,
Daß sich schick' die Welt hinein." —

Ich erinnere mich, daß diese und ähnliche Lehren und Weisungen die Grundstimmung abgaben, auf die die Erziehungskunst meines Vaters abgestimmt war.

Heute mögen wir uns empören über solchen Sklavensinn; aber vergessen sollen wir nicht, daß er uns in wirtschaftlicher Hinsicht viel genützt hat. Wenn wir jetzt die Engländer auf dem Weltmarkte, ja sogar im eigenen Lande, aus dem Felde schlagen, so ist daran nicht zuletzt jene Unterwürfigkeit schuld, die uns zur Aufgabe unserer Eigenart brachte, während der Engländer immer nur bestrebt gewesen ist, seine Art den andern aufzuzwingen. Solange er der übermächtige Ältestgeborene unter den Europäern war, glückte ihm das meist. Jetzt muß er erfahren, wie wir ihm durch unsere größere Anpassungsfähigkeit an Wünsche und Eigenarten fremder Nationen das Wasser abgraben. Blondel hat in seinem lesenswerten Buche über den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands eine Reihe von Fällen zusammengestellt, in denen jenes Talent der Deutschen, dem Bedarf eines fremden Volkes sich besser zu akkommodieren, deutlich zum Ausdruck kommt. Beispiel: In Brasilien kauft man nicht gern Waren, an denen etwas Schwarzes ist. Die Engländer exportieren in dieses Land vorzügliche Nähnadeln, aber sie waren verpackt in schwarzes Papier. Sächsische Fabrikanten erhalten von der Marotte der Brasilianer Kunde, schicken viel schlechtere Nähnadeln hinüber, aber verpacken sie in rosa Papier und erobern auf diese Weise den Markt. Oder: nach Trinidad lieferten die Engländer Schuhwerk; da die Eingeborenen jedoch Plattfüße haben, so paßten ihnen die englischen Fassons nicht. Die englischen Importeure bestanden trotzdem darauf, diese dort einzuführen. Da kamen die Deutschen und beeilten sich, möglichst den Fußformen der Einheimischen konformes Schuhzeug zu liefern, und bald verkauften die Engländer keine Socke mehr nach drüben. Gewiß handelt es sich in allen diesen Fällen um Kleinigkeiten; aber sie scheinen mir trotzdem außerordentlich lehrreich durch ihre symptomatische Bedeutung.

Aber die Staatenlosigkeit hat uns noch mehr Vorteile verschafft. Nicht nur daß sie in uns jene Leichtigkeit, anderer Wünsche zu befriedigen, jenen Mangel an Nationalstolz oder wenn man will Nationaldünkel erzeugte: sie zwang uns auch dazu, unsere Energie stärker anzuspannen, unsere ökonomischen Talente kräftiger zu entfalten. Die hohe Schule war wieder der Weltmarkt. Eine Nation, die im Auslande eine kraftvolle Vertretung

hat, wird diese leicht dazu benutzen können, ihre Kaufleute mit dem Nachdruck, den die brutale Gewalt verleiht, bei fremden Völkern einzuführen. Zumal wenn sie sich im Besitze ausgedehnter Kolonien befindet, so kann sie für den Bezug ausländischer Waren ebenso wie für den Vertrieb der eigenen meist andere Empfehlungsmittel ins Feld führen als die rein wirtschaftliche Überlegenheit. Während die Kaufleute und Industriellen eines Volkes, denen diese äußere ökonomische Unterstützung nicht zuteil wird, allein durch Anspannung ihrer ökonomischen Kräfte sich einen „Platz an der Sonne" zu verschaffen vermögen. Ich glaube, es ist kein Paradoxon, wenn man sagt: das große englische Kolonialreich habe dazu gedient, die englischen Unternehmer bequem und — einseitig zu machen. Das rächt sich jetzt. Während uns prachtvolle Resultate jetzt jene Energie zeitigt, die wir notgedrungen im Konkurrenzkampfe mit den politisch mächtigeren Nationen erzeugen mußten, ehe wir ein kraftvoll im Ausland vertretenes Reich waren. Daß uns heute des Reiches Macht und Ansehen Vorteile gewähren, die uns jene in der Zeit der politischen Zersplitterung angesammelten wirtschaftlichen Kräfte mit noch größerem Erfolge ausnutzen lassen, steht mit jener Tatsache in keinerlei Widerspruch.

Und nun noch ein Letztes, was mir hierher zu gehören scheint.

Die Eigenart unseres Volkstums ist nicht zum wenigsten bestimmt durch die innerpolitische Verfassung, in der sich die deutsche Nation heute befindet. Wir sind noch heute ein halb absolut regiertes Land. Es gibt bei uns zumal für die bürgerlichen Kreise noch immer nicht das, was konstitutionelle Länder haben: eine politische Laufbahn. Dadurch ist, soviel ich sehe, abermals ein für das Wirtschaftsleben günstiger Effekt erzielt worden. Es findet nämlich bei uns nicht wie in andern Ländern eine starke Ablenkung leistungsfähiger Elemente durch die Politik statt. Weder werden die reichen Leute bürgerlicher Herkunft in irgendwie beträchtlichem Maße dem Wirtschaftsleben entfremdet dadurch, daß sie sich der Politik widmen, noch, was besonders wichtig ist, die talentvollen Persönlichkeiten. Letztere bleiben also frei, ihre Fähigkeiten als Direktoren, Ingenieure, Chemiker usw. in den Dienst des Wirtschaftslebens zu stellen. Ich glaube bestimmt, so wenig sich so etwas ziffermäßig nachweisen läßt, daß beispielsweise in Frankreich und Italien eine andere Verteilung der geistigen Elite zwischen Wirtschaft und Politik stattfindet als bei uns. Dort wird sicher ein großer Teil der Intelligenzen durch die politische Karriere absorbiert, der in Deutschland der

Industrie und dem Handel nutzbar gemacht wird. Mag nun auch dieser Umstand für den ökonomischen Gesamterfolg nicht allzu schwer ins Gewicht fallen: erwähnen mußte ich ihn der Vollständigkeit halber doch.

Damit aber sei es genug der Feststellung solcher Zusammenhänge zwischen volklicher Eigenart und wirtschaftlicher Entwicklung, denen immer ein Zug der Willkür anhaftet. Denn naturgemäß ist hierbei dem persönlichen Empfinden des einzelnen ein besonders weiter Spielraum gelassen und eine zwingende Beweisführung erscheint ausgeschlossen. Immerhin, wenn der Leser auch manche meiner Ausführungen mit einem Fragezeichen versehen hat: in einigen Punkten hoffe ich doch seine Zustimmung zu finden.

Leichter verständigen werden wir uns über diejenigen Zusammenhänge, die ich nun im folgenden festzustellen versuchen will: unmittelbare Zusammenhänge zwischen dem Gang des Wirtschaftslebens und den positiven Staatseinrichtungen, wie sie in Gesetzgebung und Verwaltung in die Erscheinung treten.

Siebentes Kapitel: Das Recht

Ich beginne dieses Kapitel mit einer Warnung: man möchte sich davor hüten, wie es fast immer geschieht, den Einfluß zu überschätzen, den Gesetzgebung und Verwaltung auf das Wirtschaftsleben auszuüben imstande sind und speziell im neunzehnten Jahrhundert ausgeübt haben. Wenn man unsere Kompendien der Agrar-, Gewerbe- oder Handelsgeschichte durchliest, so gewinnt es den Anschein, als ob es ebensoviele Etappen in der wirtschaftlichen Entwicklung, ebensoviel entscheidend wichtige Ereignisse für deren Gestaltung gäbe, als neue Gesetze oder Verordnungen erlassen worden sind. Während in Wirklichkeit der jeweilige Rechtszustand in einem Lande für außerordentlich viele Gebiete des Wirtschaftslebens ganz und gar belanglos, für andere nur von sekundärer Wichtigkeit ist. Ob beispielsweise in einem der deutschen Staaten während des neunzehnten Jahrhunderts die Zunftordnung früher oder später formell aufgehoben worden ist, hat für den Fortschritt des gewerblichen Kapitalismus, wie ich ziffermäßig in meinem Hauptwerke nachgewiesen habe, nur verhältnismäßig geringe Bedeutung gehabt.

Man wird also gut tun, wenn man die Wandlungen in Gesetzgebung und Verwaltung in ihrem Einfluß auf das Wirtschaftsleben zu würdigen unternimmt, nicht wahllos die einzelnen legislatorischen Daten einfach zu registrieren, sondern vor allem zu unterscheiden zwischen Bedeutungsvollem und mehr oder weniger Belanglosem.

Wenden wir nun aber dieses kritische Verfahren auf die deutschen Verhältnisse an während des neunzehnten Jahrhunderts, so scheinen mir zwei Reihen von Maßnahmen hervorzuragen, die von wahrhaft grundlegender Bedeutung, von einschneidender Wirkung auf die Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse gewesen sind. Die eine davon haben wir schon kennen gelernt: es ist die Beseitigung der Binnenzollschranken durch die Begründung des Zollvereins. Die andere Reihe von Maßnahmen, die ich im Sinne habe, wird unter der Bezeichnung der Agrarreform zusammengefaßt und betrifft die Herauslösung der einzelnen ländlichen Wirtschaft aus dem alten Guts- oder Dorfverbande.

Was die Schaffung eines großen deutschen Wirtschaftsgebiets für die Ausgestaltung unserer Volkswirtschaft bedeuten mußte, liegt auf der Hand. Friedrich List verglich die Binnenzollschranken mit Bändern, die

die einzelnen Glieder eines lebendigen Organismus umschnürten und die freie Blutzirkulation hemmten. Das Bild ist sehr glücklich gewählt. Denn in der Tat kam die Beseitigung jener Schranken der Herstellung normaler Lebensbedingungen für einen Organismus gleich. Es wurde nun erst in weiterem Umfange möglich, nachdem ein entsprechend großer Markt gesichert war, die territoriale und berufliche Differenzierung der einzelnen wirtschaftlichen Funktionen durchzuführen. Das bedeutet aber natürlich eine mächtige Förderung aller Lebenskräfte des wirtschaftlichen Körpers, bedeutet die Möglichkeit zur Durchführung großer kapitalistischer Organisationen auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und des Verkehrs. Nun erst waren die Bedingungen für eine großzügige Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens geschaffen, was wiederum auch auf die gesamte Auffassung von den Aufgaben wirtschaftlicher Tätigkeit seine belebende, aufrüttelnde Wirkung ausüben mußte.

So einfach und leichtverständlich die eben geschilderte Maßregel: Herstellung eines einheitlichen deutschen Verkehrsgebiets durch Aufhebung der Binnenzollschranken erscheint, so verschlungen ist jener andere Komplex legislativer und administrativer Maßnahmen, dessen ich eingangs Erwähnung tat: die sogenannte Agrarreform. Wollte ich diese auch nur in den Grundzügen darstellen und nur für die wichtigsten deutschen Bundesstaaten (denn in jedem einzelnen nimmt das Reformwerk naturgemäß einen verschiedenen Verlauf, insofern die „einschlägigen" Gesetze und Verordnungen ein anderes Datum tragen, bald in Paragraphen, bald in Artikel eingeteilt sind, und was dergleichen Abweichungen mehr sein können), so müßte ich ein eigenes Buch schreiben, das nicht einmal den Vorzug hätte, kurzweilig zu sein. Aber Gott sei Dank ist wiederum einmal für das Verständnis der großen, prinzipiellen wirtschaftlichen Zusammenhänge (und darum ist uns doch hier allein zu tun) eine eingehende Kenntnis jener Dinge eher nachteilig als förderſam. Der Leser weiß deshalb vollkommen genügend Bescheid und vermag zu erkennen, um was es sich im Grunde handelt, wenn ich ihm einen kurzen Abriß der einzelnen in Frage kommenden Maßregeln gebe und dazu in diskreter Weise einige Hauptgesetzesdaten mitteile.

Üblicher- und füglicherweise unterscheidet man innerhalb der sogenannten Agrarreformen zwei Gruppen von Maßnahmen; die eine faßt man unter dem Namen der Regulierungs- oder Ablösungsgesetzgebung zusammen, während man die andere als Landeskulturgesetzgebung bezeichnet.

Abgelöst werden die Lasten und Abgaben, die aus der Grundherrlichkeit oder dem Lehnsverbande her auf den einzelnen namentlich bäuerlichen Besitzungen ruhten, Abgaben in Naturalien oder in Geld. Abgelöst werden sodann, was uns hier vornehmlich interessiert, die Dienste oder Fronden, zu denen die bäuerlichen Wirtschaften, wie wir sahen, dank ihrer Gutsuntertänigkeit verpflichtet waren. Gleichzeitig werden die Bauern aus diesem guts- oder erbuntertänigen Verhältnis befreit, sie hören auf, „schollenpflichtig" zu sein, und erhalten das Recht der Freizügigkeit, weshalb man auch von dem „Befreiungswerke" spricht. Die Ablösung erfolgte nur in seltenen Fällen ohne Entgelt, meist ließen sich die „berechtigten" Grund- oder Gutsherren recht ansehnliche Entschädigungen, sei es in Geld, sei es in Getreide oder Land, dafür zahlen, daß sie den Bauern die Freiheit zurückgaben, die diesen ihre Vorfahren vor ein paar hundert Jahren „ohne Entgelt" geraubt hatten. Der bedeutsamste Effekt, der durch diese sogenannte Regulierungsgesetzgebung erzielt wurde, war die Schaffung eines neuen Arbeitsverhältnisses auf den großen Gütern: an Stelle unfreier, fronpflichtiger Bauern treten rechtlich freie Lohnarbeiter, von denen ich gelegentlich noch mehr erzählen werde.

Ganz andere Ziele waren der Landeskulturgesetzgebung gesteckt worden. Sie sollte auch ein „Befreiungswerk" vollbringen, aber nicht die Befreiung der Bauern von grund- oder gutsherrlichen Lasten bewirken, sondern die Befreiung aller ländlichen Wirtschaften, der bäuerlichen wie der Gutswirtschaften aus dem Dorfverbande, in dem wir sie im Anfang des Jahrhunderts noch eingegliedert fanden. Um dieses Ziel zu erreichen, mußte zweierlei geleistet werden: erstens mußten alle Gemeineigentumsverhältnisse gelöst, zweitens mußten die einzelnen Äcker aus der Gemengelage, die den Flurzwang im Gefolge hatte, genommen und zu besser arrondierten Komplexen „zusammengelegt" werden. Gemeineigentumsverhältnisse bestanden, wie wir uns erinnern, an Weide und Wald, den sogenannten Almenden. Diese wurden jetzt, wenigstens in vielen Gegenden Deutschlands, namentlich in Norddeutschland, „aufgeteilt", d. h. den Anteilsberechtigten wurden die entsprechenden Quoten des Gemeindebesitzes zu Privateigentum überliefert; wo nur Nutzungsrechte bestanden, wurden diese ebenfalls abgelöst, also daß ein möglichst unbelastetes, „reines" Eigentumsverhältnis für jeden einzelnen Besitzer sich ergab. Wie man in dem anderen Falle verfuhr, wo es galt, die Gemengelage zu beseitigen, deutete ich schon an: man

ermittelte nach Größe und Güte, was der einzelne in der Flur an zerstreuten Parzellen besaß und wies ihm ein entsprechendes Areal an einer anderen Stelle an: was er in Hunderten von Streifen über die ganze Feldmark zerstreut besessen hatte, erhielt er nun in drei oder vier größeren Stücken zurück. Gleichzeitig sorgte man für die Anlage von Wegen, die den separaten Zugang zu jeder einzelnen Besitzung ermöglichten. Das ganze Verfahren nennt man Zusammenlegung oder Separation oder Verkoppelung oder Flurbereinigung; die Namen wechseln je nach den Landesteilen. Was es bewirkte, ist ersichtlich: es schuf klare Eigentumsverhältnisse und auf sich gestellte, voneinander unabhängige Wirtschaften.

Diese Reformen sind nun wie gesagt in allen deutschen Landen, hier früher, dort später, hier radikaler, dort weniger durchgreifend während des neunzehnten Jahrhunderts durchgeführt worden, so zwar, daß allerdings die meisten Gesetze und Verordnungen, die die Umgestaltung der agrarischen Rechtsverhältnisse vorschreiben, aus den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts datieren, die endgültige Ausführung aber meist erst in die zweite Hälfte des Jahrhunderts fällt, nachdem in der 1848er Bewegung die Begehren der Massen deutlicher zum Ausdruck gekommen waren, vor allem aber die wirtschaftliche Entwicklung die Beseitigung der alten Schranken gebieterischer forderte.

Vorbildlich ist in vieler Hinsicht Preußens Gesetzgebung geworden. Hier wurde in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung, von 1807—1821 unter der Führung einer Anzahl fortschrittlich, ja man darf sagen teilweise radikal gesinnter Bureaukraten, in einer Reihe durchgreifender Gesetze die alte Agrarverfassung von Grund auf — wenn auch noch nicht beseitigt, so doch — zu beseitigen versucht. Die Maßnahmen sind unter dem nicht völlig genauen Sammelbegriff der Stein-Hardenbergschen Reformen bekannt. Der Widerstand der Junker verhinderte dann die Durchführung des geplanten Werkes, das erst im Jahre 1850 wieder energisch gefördert und zum Abschluß gebracht wurde. Die berühmten Edikte, in denen die Reformen zuerst angekündigt wurden, sind das schon erwähnte Edikt vom 7. Oktober 1807, betreffend den erleichterten Besitz und freien Gebrauch des Grundeigentums, sowie die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner: es hob die Erbuntertänigkeit auf. Ferner zwei Edikte vom 14. September 1811: das sogenannte Regulierungsedikt und das Landeskulturedikt. Endlich die Gemeinheitsteilungsordnung vom 7. Juli 1821. Während dasjenige

Gesetz, das das ins Stocken geratene Reformwerk von neuem in Gang brachte, das Gesetz vom 2. März 1850 betreffend die Ablösung der Reallasten und die Regulierung der gutsherrlichen und bäuerlichen Verhältnisse ist.

Damit habe ich eigentlich schon zu viel Daten gebracht. Denn jedes Eingehen auf die positive Gesetzgebung in diesem Zusammenhange läßt sofort die komplette Unzulänglichkeit derartiger Erörterungen handgreiflich werden. Was nützen diese paar Angaben, was würden selbst noch ein paar mehr nützen? Einblick in die verwickelten Vorgänge gewährt auch eine drei- oder viermal so genaue Darstellung, wie ich sie gegeben habe, nicht. Also ziehe ich es vor, auf die Fachliteratur zu verweisen — am besten orientiert man sich in Schönbergs Handbuch der politischen Ökonomie, im zweiten Bande, wo die einschlägigen Kapitel von der Meisterhand August Meitzens behandelt sind — und beschränke mich auf die wenigen Hinweise.

Ein Wort gestatte ich mir aber noch zur Erläuterung, weshalb ich unter all den zahlreichen gesetzlichen Maßnahmen des neunzehnten Jahrhunderts gerade dem eben besprochenen Agrarreformwerk neben der Gründung des Zollvereins so hohe Bedeutung beilege. Um dieses zu verstehen, genügt es, sich die Wirkungen zu vergegenwärtigen, die die Agrarreformen im Gefolge haben mußten. Sie allein sind es offenbar, die die Entstehung der modernen rationellen Landwirtschaft ermöglicht haben. So lange der landwirtschaftliche Betrieb noch auf der Arbeit unfreier Bauern ruhte und die einzelne Wirtschaft in den Dorfverband eingeschlossen war, standen der Einführung einer intensiven Betriebsweise, vollkommenerer Fruchtfolgen usw., wie wir sie im Verlaufe des neunzehnten Jahrhunderts sich entwickeln sehen werden, unübersteigbare Hindernisse im Wege, Hindernisse, die auch nicht durch eine laxe Handhabung der Gesetzgebung (wie zum Beispiel auf dem Gebiete der gewerblichen Produktion) beseitigt werden konnten. Die Zunftordnung konnte man einfach umgehen, und gewerbliche Unternehmungen auf kapitalistischer Basis konnten sich sehr wohl neben den alten zünftigen Handwerken entwickeln. Eine gleiche Möglichkeit bestand für die landwirtschaftliche Unternehmung nicht, so lange nur fronpflichtige Bauern das einzige Arbeitermaterial bildeten und die Äcker im Gemenge lagen. Wir sahen, daß diese Gemengelage für sämtliche Dorfbewohner die Verpflichtung zu gleicher Wirtschaftsweise mit sich brachte, daß die primitive Dreifelderwirtschaft die fast unvermeidliche Bewirtschaftungsweise darstellte: wie sollte

also der strebsame Unternehmer im Rahmen einer solchen Zwangsorganisation, die auf das Mittelmaß bäuerlicher Intelligenzen zugeschnitten war, Reformen im Betriebe durchführen?

Aber die Bedeutung der Agrarreform ist damit, daß sie die Möglichkeit moderner Landwirtschaft begründet, noch nicht erschöpft. Sie hatte vielmehr noch eine andere Wirkung im Gefolge, die zwar von den Gesetzgebern keineswegs in ihrer ganzen Tragweite vorausgesehen worden ist, die aber darum doch auf ihr Konto gesetzt werden muß. Sowohl die Regulierung der gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse wie auch die Landeskulturgesetzgebung hat in hohem Maße dazu beigetragen, die ländliche Bevölkerung wie man es ausdrücken kann, zu entwurzeln und dadurch zu mobilisieren. Bei der „Regulierung" ist es geschehen, daß fast alle nur handdienstpflichtigen Bauern aufhörten, selbständige Landwirte zu sein, daß sie zu besitzlosen Lohnarbeitern wurden: das war ein erster Schritt, sie dem Lande vollständig zu entfremden, sie zu Proselyten des Städtetums und der Industrie zu machen und dadurch die grundlegende Umgestaltung unserer Siedelungsverhältnisse einzuleiten, von der ich dem Leser später eine genaue Vorstellung verschaffen werde. Gleiche Wirkung übten alle jene Maßregeln der Gesetzgebung aus, die den alten Dorfverband zertrümmerten, die Nutzungsrechte (Weidegang, Holzleserecht und dergl.), namentlich der kleineren Land- und Viehwirte beseitigten und die Almende auflösten. Dadurch ist abermals — wie ich in meinem Kapitalismus ausführlich dargetan habe — vielen schwachen Existenzen, die als kleine selbständige Wirte wenigstens ihr Dasein auf dem Lande gefristet haben, der Lebensodem ausgeblasen worden. Und endlich ist auch die Großbauernwirtschaft, die wir noch im Anfang des Jahrhunderts als wesentlich auf sich gestellten autonomen Wirtschaftsorganismus kennen lernten, durch die Agrarreform in ihrem Bestande erschüttert worden, insoweit die Verpflichtung zur Zahlung der Ablösungssummen die Notwenigdkeit im Gefolge hatte, mehr als bisher für den Markt zu produzieren, die gewerbliche Produktion für den Eigenbedarf einzuschränken, was abermals eine starke Abstoßung ländlicher Arbeitskräfte naturgemäß herbeiführen mußte. So kann man getrost sagen, ohne sich der Übertreibung schuldig zu machen, daß die Abwanderung der Bevölkerung vom Lande, die eines der bedeutungsvollsten Ereignisse des neunzehnten Jahrhunderts ist, zwar nicht durch die Agrarreform ausschließlich bewirkt (vielmehr hat die Ausbildung der modernen Landwirtschaft ebenfalls das

ihrige dazu beigetragen), aber doch stark befördert und durchgehends vorbereitet worden ist.

Die übrigen Maßregeln auf dem Gebiete der Gesetzgebung und Verwaltung, die das Wirtschaftsleben während des neunzehnten Jahrhunderts auf eine neue Rechtsgrundlage gestellt haben, kann ich kürzer erledigen, teils weil sie allgemein bekannt sind, teils weil ich (wie bereits ausgeführt) ihre Bedeutung geringer einschätze. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß sie ohne jede Bedeutung für den Verlauf des Wirtschaftslebens seien. Vielmehr hat selbstverständlich jede einzelne Maßnahme das ihrige dazu beigetragen, diesem seine bestimmte Richtung zu geben, das heißt also wesentlich die Entfaltung des Kapitalismus zu befördern. Ich will nur sagen, daß keiner von ihnen jene grundlegende Bedeutung wie den beiden geschilderten Komplexen von Reformen zukommt.

Was wir zunächst ins Auge zu fassen haben, sind Maßregeln, die bezwecken, ein auch formell einheitliches deutsches Verkehrsgebiet herzustellen. Dahin gehören also die Reformen des öffentlichen Rechts und der Verwaltung, die ein einheitliches Münz-, Maß- und Gewichtssystem, sowie ein einheitliches Verkehrsrecht für das Gebiet des Deutschen Reiches schaffen.

Zur Herbeiführung eines einheitlichen Maß-, Münz- und Gewichtssystems waren schon im Zollvereinsvertrag vom 22. März 1833 die ersten Schritte getan worden, sofern nach Art. 14 dieses Vertrages die beteiligten Regierungen dahin wirken sollten, daß in ihren Ländern ein solches in Anwendung komme, und bald darauf auch die erforderlichen Verhandlungen eingeleitet wurden. Eine durchgreifende Reform kam jedoch erst nach Begründung des Norddeutschen Bundes bzw. des Deutschen Reichs zustande: am 17. August 1868 wurde eine Maß- und Gewichtsordnung erlassen, die das metrische System sofort fakultativ und vom 1. Januar 1872 an obligatorisch einführte. Das Bundesgesetz wurde nachher auf sämtliche Staaten, zuletzt durch Gesetz vom 19. Dezember 1874 auf Elsaß-Lothringen ausgedehnt. Ebenso hat erst die politische Einigung Deutschlands uns ein einheitliches Münzsystem durch die Gesetze vom 4. Dezember 1871 und 9. Juli 1873 gebracht. Durch diese Gesetze sind der Markfuß und (im Prinzip) die Goldwährung bei uns eingeführt worden. Bald darauf (durch Gesetz vom 14. März 1875) wurde das Zettelbankwesen für das Reichsgebiet einheitlich geordnet und in der Reichsbank ein mustergültiges Zentralkreditinstitut geschaffen.

Auch auf anderen Gebieten des Verkehrswesens brachte erst die politische Einigung Deutschlands die völlige Rechts- und Verwaltungseinheit, wohlgemerkt: sofern diese, was in mehrfacher Hinsicht der Fall, nicht auch heute noch auf sich warten läßt. Was für die Post die Frankfurter Reichsverfassung vorgesehen hatte: der Zentralgewalt die Oberaufsicht über das Postwesen und die Befugnis zuzuerkennen, das deutsche Postwesen für Rechnung des Reichs vorbehaltlich der Berechtigten zu übernehmen, ging erst mit der Begründung des Norddeutschen Bundes bzw. des Deutschen Reichs in Erfüllung. Im Norddeutschen Bunde ist die Post vom 1. Januar 1868 ab als einheitliche Staatsverkehrsanstalt eingerichtet und verwaltet worden, während im Gebiet des Deutschen Reichs Bayern und Württemberg von der nachmaligen Reichspostverwaltung ausgeschlossen blieben. Doch hat diese Sonderstellung der beiden süddeutschen Staaten die Vereinheitlichung des Postwesens in den für den Verkehr entscheidenden Punkten des Tarifwesens und des Postrechts nicht hintanzuhalten vermocht. Durch das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reichs vom 28. Oktober 1871 ist für das ganze Reich ein die wichtigsten Verhältnisse der Post umfassendes einheitliches Postrecht und durch Gesetz vom 28. Oktober 1871 und die dazu ergangenen Novellen von 1873 und 1874 auf dem Gebiete des Posttaxwesens in den wesentlichen Punkten Einheitliches geschaffen worden.

Nicht ein gleich günstiges Schicksal wie die Post (und die seit 1875 mit ihr vereinigte Telegraphie) haben die Eisenbahnen gehabt. Sie sind bis heute (ausgenommen die Bahnen Elsaß-Lothringens) in einzelstaatlicher Verwaltung geblieben. Doch hat die Reichsverfassung in Art. 41 und folgenden eine Reihe von Bestimmungen getroffen, die auch für die Eisenbahnen innerhalb des Deutschen Reichs ein gewisses Maß von einheitlicher Gestaltung verbürgen: so bezüglich der Bahnpolizei, bezüglich des durchgehenden Verkehrs, der einheitlichen Anlage des Netzes, der übereinstimmenden Formen der Betriebsmittel usw. Während auf dem wichtigen Gebiete der Tarifpolitik bis heute die Vielgestaltigkeit erhalten geblieben ist. Erwähnt mag bei dieser Gelegenheit werden, daß innerhalb der einzelnen Bundesstaaten die Eisenbahnen zum bei weitem größten Teile vom Staate betrieben werden. Während bei der Anlage der Bahnen Privat- und Staatsbetrieb miteinander wechselten, so daß noch 1875 44½ % der damaligen Eisenbahnlänge in Privatverwaltung sich befand, ist seitdem die Verstaatlichung wie gesagt fast allgemein durchgeführt worden. Heute sind von den vollspurigen Eisen-

bahnen Deutschlands nur noch etwa 7% Privatbahnen, von den Hauptlinien sogar nur noch 4%.

Endlich muß von den Zweigen des öffentlichen Rechts, die erst spät einer einheitlichen Regelung unterzogen worden, das *Gewerberecht* im engeren Sinne genannt werden. Dies blieb ganz buntgestaltet — hier zünftig, dort gewerbefreiheitlich — in den verschiedenen deutschen Staaten, bis die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 die Rechtseinheit für den gesamten Umfang des Norddeutschen Bundes bzw. des Deutschen Reichs herstellte.

Auf dem Gebiete des *Privatrechts* interessierte die kapitalistische nach Einheit strebende Welt im wesentlichen nur das Handelsrecht, das denn auch längst vor Gründung des Deutschen Reichs eine einheitliche Fassung erhielt. Im Jahre 1847 wurde die Allgemeine Deutsche Wechselordnung erlassen, zu der die ergänzenden und modifizierenden sogenannten Nürnberger Novellen 1861 hinzutraten; 1857—1861 wurde das Allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch verfaßt und zunächst landesstaatlich eingeführt. Zum Bundes- bzw. Reichsrecht erhoben es die Gesetze vom 5. Juni und 12. Juni 1869, während die einheitliche Gestaltung des bürgerlichen Rechtes erst den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts vorbehalten geblieben ist.

Damit genug der trockenen Aufzählung von Gesetzesdaten, die leider nicht völlig zu vermeiden war. Worauf ich nun noch mit ein paar Worten zu sprechen komme, betrifft die *innerliche Wandlung, die das Rechtssystem während des neunzehnten Jahrhunderts erfahren hat.* Denn offenbar hat allen Neuerungen, wie sie Gesetzgebung und Verwaltung herbeigeführt haben, ein einheitlicher Gedanke zugrunde gelegen, der recht eigentlich das Leitmotiv der neueren Zeit geworden ist: der Gedanke der „freien Konkurrenz“ oder einer wie man auch sagt individualistischen Wirtschaftsordnung. In der Tat: wenn wir von den paar großen Verkehrsinstituten, der Post und der Eisenbahn absehen, so ist geradezu die Mission des neunzehnten Jahrhunderts es gewesen, die Rechtsordnung so zu gestalten, daß der Initiative des einzelnen Wirtschaftssubjektes möglichster Spielraum gelassen werde. Das wenigstens ist der Grundzug, ist das Prinzip der Gesetzesreformen gewesen, die der Zeit ihren Stempel aufdrücken.

Das moderne Wirtschaftsrecht stellt, wie ich es an anderer Stelle ausgedrückt habe, ein *System individueller Freiheitsrechte* dar, womit gesagt sein soll, daß es die das willkürliche Verhalten, den freien Entschluß

der einzelnen Wirtschaftssubjekte einengenden und beschränkenden Normen an die äußerste Peripherie der individuellen Interessensphäre gesetzt hat. Im wesentlichen können diese sich bis an die Grenzen ausdehnen, die das Strafrecht zieht. In dieser Anerkennung eines umfassenden Selbstbestimmungsrechts der Wirtschaftssubjekte liegen nun im einzelnen folgende „Freiheitsrechte" eingeschlossen:

1. Die Freiheit des Erwerbes; auch als „Gewerbefreiheit" im engeren Sinne bezeichnet. Jedermann darf grundsätzlich frei darüber entscheiden, wie, wo, wann er seine wirtschaftliche Tätigkeit ausüben wolle. Den strikten Gegensatz zu diesem Zustande bildet das System des Gewerbemonopols, die Zunftordnung, die mittelalterliche Gesetzgebung über das Stapel-, Straßen-, Meilen-, Vorkaufsrecht usw.

2. Die Freiheit kontraktlicher Vereinbarung, auch als Vertragsfreiheit bezeichnet. Sie besagt, daß jedes Wirtschaftssubjekt in freier Willenseinigung mit einem andern die Bedingungen der Überlassung von Gütern oder Diensten selbstherrisch festsetzen kann. Dieses Freiheitsrecht enthält somit die Gewährleistung des freien Kaufs und Verkaufs, des freien Miet-, Pacht-, Leihvertrages, sowie vor allem auch des freien Lohnvertrages. Den Gegensatz bilden: Taxordnungen, Beschränkungen in der Zahl von Hilfspersonen, die ein Arbeitgeber beschäftigen darf, Erbuntertänigkeit usw.

3. Die Freiheit des Eigentums, sei es an Konsumtionsgütern, sei es an Produktionsmitteln, sei es an Mobilien, sei es an Immobilien. Den schroffsten Gegensatz würde eine sozialistische Wirtschaftsordnung bilden; aber auch die vorkapitalistische Rechtsordnung mit ihrer „Bindung" des Eigentums, der Anerkenntnis einer „Amtsqualität" des Eigentums fußte auf einer grundsätzlich verschiedenen Basis. Die Freiheit des Eigentums enthält aber im einzelnen folgende Freiheitsrechte:

a) die Freiheit der Verwendung des Eigentums, die dem Eigentümer einer Sache die Ermächtigung gibt, diese so zu nützen, wie es seinen Wünschen entspricht; das Eigentum ist mit keinerlei Pflichten belastet. Das bedeutet also im Leben vor allem, daß der Eigentümer einer Sache diese nach Belieben als Konsumtionsgut oder als Produktionsmittel anwenden kann: daß ein Grundbesitzer sein Land als Park oder Rennplatz oder Jagdrevier statt als Ackerland verwenden darf, daß der Inhaber von städtischem Bauterrain nicht gezwungen werden kann, seinen Grundbesitz der Bebauung zu überlassen usw.;

b) die Freiheit der Veräußerung;

c) die Freiheit der Verschuldung.

Diese beiden Freiheitsrechte sind von besonderer Bedeutung, wie wir sehen werden, für die Entwicklung des Immobilieneigentums geworden.

4. Die Freiheit der Vererbung. Die Verfügungsgewalt des Eigentümers erstreckt sich über seinen Tod hinaus: damit wird die Kontinuität der Individualinteressen gewährleistet, die höchstpersönliche Natur der Rechtsordnung recht eigentlich erst zum vollen Ausdruck gebracht, die dann ihre letzte Weihe erhält durch

5. den Schutz der „wohlerworbenen" Privatrechte immerdar. Hiermit wird das Reich der individuellen Wirtschaftsinteressen gleichsam verewigt: dem persönlichen Interesse wird die Unsterblichkeit zugesichert; die Überlegenheit des Einzelwillens über den Willen der Gesamtheit ist endgültig anerkannt.

Es ist bekannt, daß von den Grundsätzen dieses „individualistischen", „liberalen" oder wie sonst immer benannten freiwirtschaftlichen Systems schon ein beträchtlicher Teil in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts namentlich auf dem Gebiete des Arbeitsrechts außer Geltung gekommen ist. Diese Beobachtung darf uns aber nicht hindern, zunächst einmal den prinzipiellen Gedankeninhalt des neuen Wirtschaftsrechts in seiner Reinheit zu erfassen. Nur dann gewinnen wir den klaren Blick für das, was Reaktion oder Weiterbildung ist.

So — und nun will ich diesen Abschnitt, der von den Elementen „Staat und Recht" handelte, schließen, so kurz er ist und obwohl sich noch manches Wörtlein zu dem Thema sagen ließe. Ich könnte vor allem noch von den positiv fördernden Maßnahmen erzählen, die der Staat im Interesse „wirtschaftlichen Fortschritts" doch auch noch in einer prinzipiell „individualistischen" Wirtschaftsordnung zu ergreifen pflegt. Aber wohin käme ich da? Wenn ich vom gewerblichen Bildungswesen und staatlichen Körordnungen, von Zollpolitik und Ausfuhrprämien, von Landwirtschafts-, Gewerbe- und Handelskammern, vom Ausstellungs- und Konsulatswesen, vom Marken-, Patent- und Musterschutz und tausend ähnlichen Dingen auch nur andeutungsweise berichten wollte. Es würde Bogen über Bogen füllen, der Leser würde sich sträflich langweilen, und es hätte doch keinen Zweck. Er würde dadurch für die wesentlichen Züge des deutschen Wirtschaftslebens kein tieferes Verständnis bekommen; im Gegenteil. Sein Blick würde

sich im Vielerlei, im bunten Kleinkram verlieren. Deshalb ist es besser, ich verzichte überhaupt auf ein Eingehen in die Details und begnüge mich mit dem summarischen Überblick über die Hauptereignisse, den ich in diesen paar Bemerkungen zu geben versucht habe. Zu verschiedenen Malen wird sich übrigens im weiteren Verlauf der Darstellung noch die Gelegenheit ergeben, etwas Genaueres über diese oder jene Rechtsgestaltung, diese oder jene Verwaltungseinrichtung auszusagen.

Achtes Kapitel: Die Technik

1. Die Prinzipien der modernen ökonomischen Technik

Das ist ein großes Kapitel, das wir heute beginnen, ein ebenso reizvolles wie schwieriges Thema: die Darstellung der technischen Errungenschaften, oder gleich in richtiger Abgrenzung: des Entwicklungsganges der ökonomischen Technik im neunzehnten Jahrhundert und ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben. Denn wenn man auch nicht so weit zu gehen braucht wie manche Schriftsteller, namentlich natürlich die Vertreter der technischen Wissenschaften, die ohne weiteres technische und wirtschaftliche Entwicklung gleichsetzen, so wird man doch nicht verkennen dürfen, daß die ökonomische Revolution, die sich während des vergangenen Jahrhunderts vollzogen hat, nicht zuletzt technischen Veränderungen ihr Dasein verdankt. Und man braucht kein blinder Verherrlicher des technischen Fortschritts zu sein, kann sehr wohl einsehen, daß Technik und innere Kultur oder gar Menschenglück nur wenig miteinander zu tun haben, daß die Menschheit inmitten unermeßlicher technischer Leistungen in völlige Barbarei zurücksinken und in ihren einzelnen Individuen elender denn je sein kann: bewundern wird man die gewaltigen Leistungen immer müssen, die der Menschengeist in unserm Jahrhundert auf technischem Gebiete vollbracht hat. Es ist unerhört in der Weltgeschichte. Niemals ist auch nur annähernd in gleicher Zeit die Herrschaft des Menschen über die äußere Natur dermaßen erweitert worden; niemals, soviel wir wissen, sind in so wenigen Menschenaltern die Grundlagen, auf denen das technische Vollbringen ruhte, so vollständig umgestürzt worden. Und wer irgendeine Erscheinung des gesellschaftlichen Lebens in Europa während des neunzehnten Jahrhunderts, es sei welche es wolle, verstehen lernen will, wird seinen Geist mit Andacht versenken müssen in diese Welt von tausend und abertausend Erfindungen und Entdeckungen, aus denen die moderne Technik auferbaut ist.

Alles dies braucht man ja heutigentags niemand mehr in langatmiger Auseinandersetzung zu beweisen; es ist Gemeingut aller Gebildeten. Aber wenn auch damit die rechte Stimmung für die Wertung der Technik erzeugt ist, so ist diese Wertung selbst keineswegs schon vollbracht. Und wer wie ich hier in knappen Worten sagen soll, worin denn nun die Bedeutung der Technik für die Wandlungen des Wirtschaftslebens in unserm Jahrhundert

tatsächlich begründet sei, der fühlt sich in nicht geringe Verlegenheit versetzt. Am einfachsten wäre es ja für ihn, wenn er einen Überblick über die technischen Errungenschaften auf allen in Frage kommenden Gebieten geben könnte. Aber es ist offensichtlich, daß er diesen Ausweg nicht beschreiten kann. Er schriebe dann ein „Buch der Erfindungen" — ab, das in konzisester Fassung 729 enggedruckte Seiten Lexikonformat Text beansprucht, während ihm im Rahmen seines Gesamtwerkes höchstens der zwanzigste Raumteil zur Verfügung steht. So kann er sich, wird man meinen, dadurch helfen, daß er eine passende Auswahl trifft, d. h. die „wichtigsten" Entdeckungen und Neuerungen seinem Leser zur Lektüre darbietet. Das ist die übliche Methode, sie findet sich fast in allen den hundertundein Übersichten angewandt, die jetzt am Jahrhundertschluß erschienen sind. Aber ich halte dieses Verfahren schlechterdings für gefährlich. Es verführt dazu, an einzelnen Punkten haften zu bleiben, einzelne Erfindungen in ihrer Tragweite zu überschätzen und dadurch das Urteil über den Gesamteffekt der Technik zu trüben. Worauf es vor allem ankommt, ist die Einsicht in den n o t w e n d i g e n Z u s a m m e n h a n g sämtlicher, kleiner wie großer, E r f i n d u n g e n u n d E n t d e c k u n g e n. Und dieser Einsicht versperre ich den Weg, wenn ich etwa die Einführung der Dampfkraft oder die Erfindung der Spinnmaschine oder die Anwendung der Elektrizität oder die Eisenbahnen oder sonst etwas aus der Gesamtheit der technischen Neuerungen herausgreife. Ganz abgesehen davon, daß jede solche Auswahl willkürlich ist. Gerade die am meisten in die Augen springenden Erfindungen sind keineswegs immer auch die „wichtigsten", wenn man schon diesen Begriff anwenden will. Mir erscheint beispielsweise die Begründung der modernen maschinellen Eisenbearbeitung durch Maudslay, von der man selten etwas in den Übersichten erfährt, ebenso wichtig wie die Erfindung des mechanischen Spinnstuhls; die Verwendung künstlichen Düngers erachte ich für epochaler als die Benutzung der Dampfkraft; den Erfindungen von Cort, Bessemer und Thomas möchte ich mindestens die gleiche praktische Bedeutung beimessen wie denen der Fulton und Stephenson; die Entdeckung Runges ist vielleicht von prinzipiell größerer Tragweite als die Erfindung der Reis und Bell. Und so fort ins Unendliche. Das einzige, was wir mit Sicherheit auszusagen vermögen, ist nur dieses: daß keine der abertausend Entdeckungen annähernd die gleiche Bedeutung für die Praxis hätte, die ihr zukommt, wenn sie nicht von allen übrigen Erfindungen und Entdeckungen begleitet gewesen wäre.

Womit wir denn wieder bei der Erkenntnis des innerlichen Zusammenhangs aller Erscheinungen der modernen Technik angelangt wären, von der wir ausgingen. Damit aber auch wieder bei der Notwendigkeit, alle aufzuzählen, die für uns sich als Unmöglichkeit erwies.

Aus diesem Widerspruch vermögen wir uns nur auf eine Weise zu befreien: wenn es uns nämlich gelingt, das unterschiedliche Prinzip zu entdecken, das allen technischen Errungenschaften der neueren Zeit gleichermaßen zugrunde liegt, und wenn wir aus diesem Prinzip mit einiger Zuverlässigkeit die Sieghaftigkeit der modernen Technik abzuleiten vermögen. Mit dieser Problemstellung tue ich einen Schritt hinaus auch über meine eigenen früheren Bearbeitungen des Gegenstandes, die man zusammengefaßt in meinem Kapitalismus findet; ich versuche damit den letzten Rest von Kasuistik zu beseitigen, der in meinen bisherigen Darstellungen zurückgeblieben war, und glaube nun erst in den Grundzügen eine einwandfreie Prinzipienlehre der modernen Technik bieten zu können. Indem ich die Behandlung solcherart vertiefe, erfährt die Darstellung, wie das nicht anders zu erwarten ist, eine erhebliche Vereinfachung.

Das erste Prinzip, auf dem die moderne Technik aufgebaut ist, ist formaler Natur: es beruht in der Anwendung der Naturwissenschaften auf die Technik und die dadurch bewirkte Umwandlung des empirischen in das wissenschaftliche oder rationelle Verfahren. Alle frühere Technik, so Wunderbares sie auch geleistet hatte, war empirisch gewesen, d. h. hatte auf der persönlichen Erfahrung beruht, die von Meister zu Meister, von Geschlecht zu Geschlecht durch die ebenso persönliche Lehre übertragen worden war. Von den Göttern, so glaubte man, war die als ein wunderbares Geheimnis erscheinende Kunst den ersten Menschen überliefert worden, die sie nun als kostbares Vermächtnis ihren Söhnen weitergaben. Dankbar nahm man hin, was die Natur in unerforschlichem Wirken den arbeitenden Menschen darbot; in ihre Mysterien einzudringen, lag allen früheren Kulturen fern. Man wußte, welche Handgriffe man anzuwenden hatte, um die Wolle zu verspinnen, die Brücken zu bauen, das Eisenerz zu schmelzen; damit begnügte man sich. Als besondere glückliche Fügung, als Segnung des Himmels pries man es, wenn jemandem der Zufall ein Verfahren wies, das rascher und vollkommener zum Ziele führte. Man nahm es hin und hütete es und gab es dem Nachkommen weiter, wie man einen Schatz vererbt, den man bei Lebzeiten geschenkt erhalten hat. Danach konnte

auch alle Lehre nur eine Regellehre sein: Nachweis der Handgriffe, die anzuwenden seien, um einen bestimmten Erfolg zu erzielen, einen bestimmten technischen Zweck zu erreichen.

In dieses Halbdunkel frommen Wirkens fällt nun der grelle Schein naturwissenschaftlicher Erkenntnis. Das kühn herausfordernde: „ich weiß" tritt an die Stelle des bescheiden-stolzen: „ich kann". Ich weiß, warum die hölzernen Brückenpfeiler nicht faulen, wenn sie im Wasser stehen; ich weiß, warum das Wasser dem Kolben einer Pumpe folgt; ich weiß, weshalb das Eisen schmilzt, wenn ich ihm Luft zuführe; ich weiß, weshalb die Pflanze besser wächst, wenn ich den Acker dünge; ich weiß, ich weiß, ich weiß: das ist die Devise der neuen Zeit, mit der sie das technische Verfahren von Grund aus ändert. Nun wird nichts mehr vollbracht, weil ein Meister sich im Besitze eines persönlichen Könnens befindet, sondern weil jedermann, der sich mit dem Gegenstande beschäftigt, die Gesetze kennt, die dem technischen Vorgang zugrunde liegen und deren korrekte Befolgung auch jedermann den Erfolg verbürgt. War früher gearbeitet worden nach Regeln, so vollzieht sich jetzt die Tätigkeit nach Gesetzen, deren Ergründung und Anwendung als die eigentliche Aufgabe des rationellen Verfahrens erscheint. Die Technik tritt damit in eine bedingungslose Abhängigkeit von den theoretischen Naturwissenschaften, deren Fortschritte allein noch über das Ausmaß ihrer eigenen Leistungsfähigkeit entscheiden. Man kann deshalb auch deutlich wahrnehmen, wie die Etappen der modernen Technik bestimmt werden durch die großen epochemachenden Ereignisse im Gebiete der naturwissenschaftlichen Erkenntnis. Die erste Station bilden die Gesetze der Mechanik, die durch Newton ihre vorläufig definitive Feststellung erfahren; dann möchte ich einen zweiten Markstein setzen in die 1780er Jahre, in welchen Lavoisier die Theorie der Verbrennung begründet; das dritte große Ereignis, das für die Entwicklung der Technik bestimmend wird, fällt in das Jahr 1828 (Synthese des Harnstoffs durch Wöhler); während endlich die letzte besonders fruchtbare Epoche der modernen Technik eingeleitet wird durch die Aufstellung des Gesetzes von der Erhaltung der Energie durch Robert Mayer im Jahre 1841. Weshalb gerade diese Entdeckungen epochemachend für die Technik geworden sind, werden erst die folgenden Auseinandersetzungen deutlich erkennen lassen.

Hier wollen wir uns erst noch einmal vergegenwärtigen, daß der Zeitpunkt, seit dem die Naturwissenschaften die Technik zu beeinflussen be-

ginnen, nicht viel früher als in die letzten Jahrzehnte des achtzehnten Jahrhunderts zu verlegen ist, daß es also in der Tat wesentlich das neunzehnte Jahrhundert ist, in dem das wissenschaftliche Verfahren in die technische Praxis eindringt. Das zeigt sich in Deutschland, das uns hier allein interessiert, ganz besonders deutlich.

Die Erfindung der Dampfmaschine, die ja unzweifelhaft schon ein Kind naturwissenschaftlichen Denkens ist, gehört allerdings ganz dem achtzehnten Jahrhundert an. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß, wenn auch die Idee der Dampfmaschine, die aus naturwissenschaftlich-modernem Geiste geboren war, im achtzehnten Jahrhundert sich entfaltet, ihre Verwirklichung doch noch bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein an die Schranken der alten empirischen Technik gebunden blieb, und das waren sehr enge Schranken: mit Meißel, Hammer und ganz einfachen Borvorrichtungen wurde im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts der Maschinenbau betrieben; noch hatte der Zimmermann mehr dabei zu tun als der Schlosser, denn das Eisen ward ebenfalls noch in überkommener, altfränkischer Weise gewonnen und war nicht in beliebigen Mengen verfügbar. So daß wir wohl mit Recht sagen können: auch die Ära der Dampfmaschine beginnt erst im neunzehnten Jahrhundert, zumal in Deutschland. Was aber für die Dampfmaschine und ihre Herstellung gilt, gilt nicht minder für alle Arbeitsmaschinen: auch sie sind so lange nicht als zur modernen Technik gehörig anzusehen, als ihre Anfertigung noch in rein empirischem Geiste erfolgt, wie es im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts noch allerorten der Fall war.

Derselbe Geist beherrschte aber die gesamte übrige Technik noch. In der Eisenindustrie hatte zwar die Einführung des Puddelverfahrens (seit Ende der 1780er Jahre) einen bedeutenden Fortschritt dargestellt; gleichwohl blieb das ganze Verfahren rein empirisch. Von den Vorgängen im Hochofen oder im Puddelofen, die es bewirken, daß Roheisen oder Schmiedeeisen entsteht, hatte man noch keine wissenschaftlich begründete Kenntnis. Noch Huntsmann und Friedrich Krupp, die Erfinder des Gußstahls, waren reine Empiriker, die nichts von der chemischen Zusammensetzung ihres Erzeugnisses wußten.

Die Landwirte, die nach der Thaerschen Methode wirtschafteten, nannten sich zwar rationelle Landwirte. Sie waren es doch aber höchstens im ökonomischen Sinne: die Technik der landwirtschaftlichen Produktion war noch

durchaus empirisch. Die sogenannte Humustheorie Thaers, auf der er die Fruchtfolge aufgebaut wissen wollte, ruhte auf keiner naturwissenschaftlichen Basis und wurde in dem Augenblicke zerstört, als durch Liebig zum erstenmal die Gesetze des Pflanzenwachstums wissenschaftlich begründet wurden. Und so fort auf allen Gebieten.

Was in aller Welt ist es denn nun aber, was der Anwendung des naturwissenschaftlich fundierten Verfahrens ihre grundstürzende Bedeutung für die Technik verleiht? Auf diese Frage werden wir am ehesten Antwort erhalten, wenn wir zuvörderst einmal uns klar machen, worauf denn das völlig neue Prinzip der modernen Naturwissenschaften beruht. Denn offenbar werden wir über die Eigenart der Wirkungen, die diese ausüben, dann leichter Aufschluß erhalten, wenn wir den Geist erkannt haben, der sie selbst beherrscht.

Was die moderne Naturwissenschaft anstrebt, so wird man sagen dürfen, ist die lückenlose Ersetzung der Qualität durch die Quantität, die in einer mathematischen Formel ihren letzten und vollkommensten Ausdruck findet. Erst dann, wenn sich für irgend einen Vorgang in der Natur eine mathematische Formel aufstellen läßt, so hat uns Kant belehrt, haben wir das Recht, von naturgesetzlicher Erkenntnis zu sprechen. Worauf alles ausgeht, so kann man es auch ausdrücken, ist die Entseelung der Natur. Wo ehedem lebendige Wesen, lebendiges Wirken angenommen wurde —

> Diese Höhen füllten Oreaden,
> Eine Dryas lebt in jedem Baum,
> Aus den Urnen lieblicher Najaden
> Sprang der Ströme Silberschaum;
> Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
> Und was nie empfunden wird, empfand, —

da soll jetzt — so fordert die strenge Gedankenfügung naturwissenschaftlichen Denkens bis zur Gegenwart — ein Wechselspiel toter Körper herrschen. Es ist reizvoll zu beobachten, wie es recht eigentlich die Aufgabe der fortschreitenden Naturerkenntnis ist, die lebendige Seele aus den Dingen weg zu argumentieren, wie die Fortschritte der Naturwissenschaften sich am deutlichsten wahrnehmen lassen an der schrittweisen Zurückdrängung, sagen wir einmal in moderner Terminologie, vitalistischer Anschauungen. Noch Galilei erklärte das Phänomen, daß das Wasser dem Kolben folgt, aus einem horror vacui der Natur, d. h. doch einem rein vermenschlichten Abscheu

vor dem luftleeren Raume, der allen Naturstoffen innewohnen sollte. Da erfand (1643) Toricelli das Barometer, und damit konnte die Schwere der Luft nachgewiesen werden. Das Phlogiston der Stahlschen Verbrennungstheorie, das in allen Körpern haust und mit der Flamme aus ihnen entweicht: was ist es denn weiter, als eine Art von Feuerseelchen, die man in die stoffliche Welt hineingeheimnist hatte? Die Verbrennungstheorie Lavoisiers vollbrachte doch wiederum im Grunde nichts anderes, als daß sie die in einer mathematischen Formel ausgedrückte Quantitätsvorstellung an die Stelle der phantasievollen Qualitätsbestimmung setzt. Wie denn gerade Lavoisier von besonderer Bedeutung für die Begründung des modernen naturwissenschaftlichen Denkens geworden ist, dadurch, daß er der mathematischen Formel, der Quantitätsbestimmung, die bis dahin nur die äußere Bewegung der Körper beherrscht hatte, gleichsam auch das Innenleben der Körper, die Beziehungen ihrer Bestandteile untereinander erschloß. In der chemisch-historischen Ausstellung auf dem Pariser Weltjahrmarkt im Jahre 1900 konnte man eine plumpe, altertümliche Wage bemerken: die Wage Lavoisiers: sie ist recht eigentlich das Symbol modernen Geistes geworden.

Und wie in den genannten Fällen, so ist es zu Tausenden von Malen immer das, was man die Entseelung eines Naturvorganges nennen kann, worauf der Fortschritt wissenschaftlicher Naturerkenntnis hinausläuft. Ich erinnere nur noch an den besonders eklatanten Fall: die Zerstörung der Theorie von der Lebenskraft, der vis vivendi durch die seit 1828 beginnende Synthese organischer Körper: womit die Psyche aus ihrem letzten Schlupfwinkel, der organisierten Materie, definitiv vertrieben war: ich meine definitiv für die Naturwissenschaften des neunzehnten Jahrhunderts, um die es uns hier allein zu tun ist.

Aber alle diese Betrachtungen haben für uns doch nur insoweit eine Bedeutung, als sie uns lehren, welche Konsequenzen aus dieser Neugestaltung der Naturwissenschaften für die Technik sich ergeben. Das festzustellen, wird uns leichter werden, wenn wir den Wandel uns vergegenwärtigen, den unter dem Einfluß fortschreitender Naturerkenntnis (im Sinne der modernen „exakten“ Naturwissenschaften) die gesamte Weltauffassung, das Weltbild, die Kosmologie durchgemacht haben. Die Früheren waren ganz von selbst von ihrer beseelenden Naturbetrachtung aus zu einem lebendigen Gotte, einem Schöpfer Himmels und der Erde gelangt. Der alte Gott war nichts anderes gewesen, als ein großer Künstler, ein vollkommener Handwerker,

der die Welt aus seinem höchstpersönlichen, empirischen Können heraus geschaffen hatte. Nach seinem Bilde formt er den Menschen. Und in seinem Werke lebt seine Seele fort. Er schafft mit der ganzen unmittelbaren Interessiertheit des Handwerkers, dem das Gelingen seines Wirkens der höchste Lohn ist. Und Gott sah, daß es gut war. Ja, in dem jüdischen Schöpfungsmythos tritt die echte Handwerkernatur des Weltenerschaffers so durchsichtig zutage, daß Gott sogar sein Werk in der normalen Arbeitszeit jedes Handwerkers, in den sechs Wochentagen, zu Ende bringt.

In der Natur, wie sie unsere Chemiker und Physiker denken, ist für einen Gotthandwerker kein Raum mehr.

„Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem toten Schlag der Pendeluhr,
Folgt sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur."

Der Schöpfer wird von seinem Werk getrennt. Er mag vielleicht als der große Organisator gedacht werden, der die Elemente zusammenfügt. Diese aber vollbringen dann aus eigener „Kraft" die Verbindungen, die zu der Welt der Körper führen. Die Weltproduktion, wenn wir so sagen wollen, ist ein rationalistisch gestalteter Prozeß geworden, der sich nach mathematisch ausdrückbaren „Gesetzen" vollzieht, Gesetzen, deren Wirksamkeit der Produzent selber unterworfen ist, die er nur mit peinlicher Sorgfalt befolgen muß, um den vorbedachten Erfolg zu erzielen.

Mit dieser Betrachtung haben wir nun aber auch schon eingesehen, worin die grundstürzende Wirkung der modernen Naturwissenschaften auf die Technik sich äußern muß. Offenbar darin, daß in Anwendung ihrer Lehren die technischen Vornahmen, statt wie bisher als Ausfluß einer lebendig wirkenden Persönlichkeit (des Handwerkers), nun begriffen werden als ein selbsttätig sich abspielender Bewegungsprozeß toter Körper. Was die naturwissenschaftliche Erkenntnis für die Technik damit leistet, ist also die Emanzipation von der Bedingtheit durch organisches Leben, hier zunächst des Menschen. Aber dabei bleibt das Emanzipationswerk — denn um ein solches handelt es sich — nicht stehen. Wir sahen, daß die Naturwissenschaften im neunzehnten Jahrhundert als besondere Leistung die Entseelung auch der organisierten Materie aufzuweisen haben. Das bedeutet aber in der Übertragung auf die Praxis, d. h. also für die Technik, die Emanzipation vom tierischen und pflanzlichen Organismus als notwendigen Vermittler

bei der Erzeugung oder Verarbeitung von Gütern: eine Erscheinung, von der wir bereits empirisch Kenntnis genommen haben und deren ungeheure Bedeutung für die Gestaltung der wirtschaftlichen Güterwelt ich noch eingehend auseinandersetzen werde. Zunächst möchte ich diese allgemeinen Erörterungen über Geist und Sinn der modernen technischen Entwicklung zusammenfassend mit der Feststellung schließen: daß wir an der Hand der bisherigen Beweisführung nunmehr als das materiale Grundprinzip der modernen Technik, auf das sich also (wie zu zeigen sein wird) alle epochemachenden Errungenschaften auf technischem Gebiete während des neunzehnten Jahrhunderts zurückführen lassen, die Tendenz zur praktischen Emanzipation von den Schranken des Organischen: des Menschen, des Tieres, der Pflanze anzusprechen haben. Was sich auch so ausdrücken läßt: ebenso wie die naturwissenschaftliche Theorie auf einer Entseelung der Natur beruht, so läßt sich alles, was die Praxis in der modernen Zeit an charakteristischen Erscheinungen aufweist, auf eine Entseelung der Technik zurückführen.

Emanzipation von den Schranken des Organischen: das bedeutet in etwas anderer Fassung soviel, wie Ersatz der Natur durch die Kunst, der lebendigen durch die tote Natur, des Persönlichen durch das Sachliche, der Qualität durch die Quantität. Und zwar läßt sich diese Wandlung verfolgen in allen Elementen der Technik: Kräfte, Stoffe, Verfahrungsweisen sind ihr gleichermaßen anheimgefallen.

Zwar nutzte die Menschheit vor dem neunzehnten Jahrhundert auch schon Wasser und Wind neben den tierischen und menschlichen Organismen als treibende Kräfte. Aber ganz abgesehen davon, daß sie weit zurücktraten an Bedeutung hinter den organisierten Kraftspendern: was sie diesen ähnlich erscheinen ließ, war ihre Gebundenheit an Ort und Zeit. Die Launen der Nixlein und des Windgottes entschieden allein, ob und in welcher Richtung und wann die Menschen des Wassers und des Windes Kraft nutzen sollten. Erst seit die Spannung des Wasserdampfes und des elektrischen Stromes in ihrer Verwendbarkeit für die Technik erkannt war, erschloß sich der Menschheit in der toten Natur eine Kräftequelle, über die sie nach Quantität und Qualität beliebig verfügen konnte. Der Übergang zu Dampf und Elektrizität als treibenden Kräften ist also recht eigentlich ein Akt der Emanzipation, der ganz besonders deutlich auf die Eigenart modern-naturwissenschaftlicher Betrachtung sich zurückführen läßt.

Und wie die mechanische Kraft, so beherrscht der anorganische Stoff die neue Zeit: das Eisen, der künstliche Dünger, die Anilinfarbe usw.

Aber was nun das Wichtigste ist: auch die modernen Verfahrungsweisen, die Arbeitsmethoden atmen denselben Geist. Auch sie drängen nach Befreiung von den Schranken der organischen Welt. Deutlich tritt diese Tendenz zutage in allen chemischen Industrien, die ja doch recht eigentlich auf dem Gedanken einer künstlichen Synthese nützlicher Stoffe aufgebaut sind. Was ehedem das geheimnisvolle Weben des Waldes, die Blüte der Pflanze, der Organismus des Tieres zutage förderten, das entsteht jetzt auf Kommando in der Retorte oder der Muffel des Chemikers: Wohlgerüche und Wohlgeschmäcke, Farben und Faserstoffe, Düngemittel und Beleuchtungsmaterial.

Ist das chemische Verfahren vornehmlich dazu bestimmt, tierische und pflanzliche Organismen bei der Erzeugung von Gebrauchsgütern entbehrlich zu machen, so läuft das maschinelle Verfahren in seiner Grundidee darauf hinaus, die Güterherstellung von der Mitwirkung des lebendigen Menschen zu befreien. Das ökonomische Prinzip der Maschine, über das ich in meinem Kapitalismus ausführlich gesprochen habe, beruht in der Arbeitsersetzung. Die Maschine ist eine Vorrichtung zum Zweck, irgendeine Arbeit auszuführen, die ohne sie der Mensch ausführen müßte. Das Ideal einer vollkommenen Maschine ist der automatisch wirkende Mechanismus, den der Mensch nur noch zu bedienen hat.

Freilich ist nun die Maschine keineswegs eine Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts; vielmehr ist sie so alt wie die Menschheit selbst. Dennoch erscheint es statthaft, das Maschinenprinzip als ein modernes Prinzip der Technik anzusprechen, und zwar aus zwei Gründen. Zunächst deshalb, weil noch zu keiner Zeit, soviel wir wissen, die Anwendung des maschinellen Verfahrens auf allen Gebieten bewußt erstrebt worden ist wie heute. Ehedem war auch die Maschine ein Zufälliges, das man hinnahm ohne besondere Gedanken wie irgendein Werkzeug. Heute will man die Maschine. Der Techniker denkt in der Richtung der Maschine. Der Geist der Maschine beherrscht die gesamte Technik, soweit sie sich nicht des chemischen Verfahrens bedient. Dieser auf Maschinentechnik in seinem innersten Wesen gerichtete Geist der Zeit findet seinen Ausdruck in der Tatsache, daß man das maschinelle Verfahren bewußt in den Dienst der Erzeugung wiederum von Maschinen gestellt hat: diese (wie noch genauer zu zeigen sein wird) erst dem neunzehnten Jahrhundert angehörige maschinenmäßige

Maschinenproduktion ist der zweite Grund, der es rechtfertigt, das Maschinenprinzip als charakteristisches Merkmal für die Technik des neunzehnten Jahrhunderts in Anspruch zu nehmen.

Um die praktische Tragweite dieser neuen Technik richtig zu ermessen, wird man unterscheiden müssen die Bedeutung, die die Anwendung der wissenschaftlichen Methode als solche besitzt, von den Wirkungen, die der Übergang von der organischen zur anorganischen Natur bei den technischen Vornahmen im Gefolge hat.

Über die Zusammenhänge zwischen dem wissenschaftlichen Verfahren und den großen Leistungen der modernen Technik wird folgendes auszusagen sein.

Zunächst erfährt eine gänzliche Umgestaltung dasjenige, was ich die Art des Besitzes des technischen Könnens nennen möchte. Dieses wird durch die Einbürgerung des rationellen Verfahrens gleichsam objektiviert. Wir sahen früher: jedes Kunstverfahren ruht in der Persönlichkeit des „Meisters" eingeschlossen; es lebt mit ihm, es stirbt mit ihm. Nur was der Lernende ihm abgelauscht und abgeschaut hat, das dauert über seinen Tod hinaus, schlägt Wurzel abermals in einer Persönlichkeit, um mit dieser wiederum zugrunde zu gehen. Das rationelle Verfahren steht demgegenüber verselbständigt, objektiviert, als ein für jedermann beliebig faßbares und erreichbares Wissen außerhalb jeder ausführenden Persönlichkeit. Einmal durch Wort und Schrift festgelegt, ist es ein unvergängliches Eigentum aller künftigen Geschlechter. Damit ist es aber in doppelter Hinsicht von der Zufälligkeit des rein Persönlichen befreit: sofern seinem gänzlichen Verluste vorgebeugt ist, sodann aber es nicht notwendig eines bestimmten, an Ort und Zeit gebundenen Individuums bedarf, um das betreffende Verfahren anzuwenden: solange die gewerbliche Tätigkeit, auch schon die moderne kapitalistische Industrie, noch im Stadium der Empirie sich befand, konnten neue Industriezweige in einem Lande nur begonnen werden, wenn man Menschen dahin verpflanzte, die das Geheimnis mit sich trugen: die Berufung der Humiliatenmönche durch zahlreiche Städte im Mittelalter, die Hereinziehung brabantischer Tuchmacher nach England, italienischer Seidenspinner und -weber nach Frankreich, die ganze Emigrantenpolitik der Hohenzollern reden eine deutliche Sprache dafür, daß in damaliger Zeit die technische Kunst noch an den Künstler gebunden war. Dann bleibt sie eine Zeitlang an die Produkte gebunden: dann sorgt ein Land etwa dafür, daß bestimmte Maschinen nicht ins Ausland kommen: England im Anfang

des vorigen Jahrhunderts. Und heute braucht eine Nation ihre jungen Ingenieure und Techniker nur an die deutschen Hochschulen zu senden, um alle Weisheit im Kern sich zu beliebiger Verwendung im eigenen Lande zu verschaffen. Und wie die Ausübung und Erhaltung der technischen Kunst durch das rationelle Verfahren von der Zufälligkeit des Individuellen befreit werden, so in noch viel höherem Maße auch die Vermehrung des technischen Könnens. An Stelle des versuchsweisen Tastens, das, wie wir sahen, aller Empirie eigentümlich ist, tritt beim rationellen Verfahren das planmäßige und methodische Suchen auf Grund der Kenntnis von den Zusammenhängen der bisherigen Verfahrungsweisen; an Stelle des Probierens tritt das Experiment, aus dem Finder wird der Erfinder und das Erfinden selbst aus einer gelegentlich geübten dilettantischen Beschäftigung geistvoller Pfarrer und ingeniöser Barbiere zu der berufsmäßigen Tätigkeit gelehrter Fachmänner. Man ermesse, wie sie das Tempo der Neuerungen in einem aller Empirie unbekannten und unerreichbaren Maße zu steigern imstande sein mußte.

Aber nicht nur werden die Zufälligkeiten des Bestandes und der Vermehrung technischen Könnens durch die Nutzbarmachung der Wissenschaft beseitigt: es verschwinden auch die Zufälligkeiten der Ausführung mehr und mehr. Das technische Können wird sicherer, kontrollierbarer, exakter. Begreiflicherweise. Denn nun, da alle Zusammenhänge des Produktionsprozesses begriffen werden, ist es erst möglich, Schädlichkeiten planmäßig zu vermeiden oder auszumerzen, Lücken dort auszufüllen, wo das Verfahren solche aufweist. Ganze Industriezweige sind erst zu rechter Blüte gelangt, nachdem die Chemie und neuerdings die Bakteriologie Mittel an die Hand gaben, mit Stetigkeit unter Meidung aller vorher unkontrollierbaren Störungen die Produktion zu vollziehen. Man denke an die Brauerei. Zahlreiche Meßwerkzeuge spezieller Art und Dimensionierung, eigentümliche Kontrollvorgänge, präzise Indikatoren, Registrierapparte, chemische Proben, physikalische Hilfsvorrichtungen, wie z. B. Polarisationsinstrumente, Spektroskope, Manometer, Bremsdynamometer usw. stehen der modernen Technik gegenwärtig zur Verfügung, um jene Sicherheit in der Ausführung der Produktion zu erreichen.

Diese letzte Bemerkung führt uns schon hinüber zu der andern Frage: der Bedeutung, welche das neue materiale Prinzip der modernen Technik für die Praxis hat. Denn offenbar äußert sich in der eben be-

sprochenen Vervollkommnung der Meß- und Wägemethoden bereits jene Tendenz, die wir als eine der Technik unserer Tage eigentümliche erkannten: der Tendenz, sich von allem Organischen zu emanzipieren, das in diesem Falle der Mensch ist. Alle frühere Zeit war zur Beurteilung bestimmter Aggregat- oder Wärmezustände, zur Messung und Wägung im wesentlichen auf die menschlichen Fähigkeiten, zu fühlen, zu schmecken, zu riechen, zu sehen, angewiesen. Jetzt tritt an Stelle dieser subjektiv zufälligen die objektiv exakte Ermittelung der Schwere, Länge, Wärme, Dicke, Dauer durch wissenschaftlich genau konstruierte Meß- und Wiegeapparate. Das Emanzipatorische äußert sich hier in doppelter Hinsicht: die Technik wird frei von der zufälligen Veranlagung bestimmter Persönlichkeiten mit besonders feiner Zunge, empfindsamen Nerven, klaren Augen und offenen Ohren und ebenso von der naturveranlagten Zufälligkeit der Ausführung, die solange bestehen bleibt, als lebendige Menschen, durch deren Adern warmes Blut fließt, die Funktionen ausüben.

Damit haben wir auch schon den Punkt getroffen, in dem sich die prinzipielle Bedeutung aller vervollkommneten Maschinerie äußert: sie vermag den Vollzug irgendeiner Vornahme zu einer Exaktheit zu entwickeln, deren der Mensch niemals fähig ist. Auch das feinste Werkzeug, der delikateste Griffel oder Meißel in der Hand des Arbeiters kann doch nie etwas anderes leisten, als manuelle Fähigkeiten unterstützen: die Arbeitsmaschine dagegen kennt diese Schranke nicht. Sie braucht nicht mehr den Kontakt zwischen Auge und Hand, auf dem alle Verfeinerung manueller Geschicklichkeit beruht: sie kann so fein schneiden, so sicher und regelmäßig eine Verrichtung wiederholen, wie niemals die menschliche Hand es vermöchte: sie ersetzt eben in vollkommener Form die Arbeit des Arbeiters.

Kann man in diesem Falle sagen, daß die mechanische Technik den Arbeitsprozeß von der qualitativen Beschränktheit alles Organischen emanzipiert, so beobachten wir in andern Fällen, wie es die von der organischen Natur in dem körperlichen Ausmaß ihrer Individualitäten gezogenen Schranken der quantitativen Leistung sind, die die moderne Technik durchbricht. Darin liegt doch wohl die prinzipielle Bedeutung der Verwendung mechanischer Kräfte, daß sie eine beliebige Häufung von Energie und deren unbehinderte Konzentration auf einen Punkt zulassen, während der menschliche und tierische Organismus nur immer über eine beschränkte Menge von

Kraft verfügt, die sich auch schwer durch ein Zusammenwirken mehrerer Organismen vergrößern läßt. Es ist selbstverständlich, daß erst die Arbeitsverrichtung selbst einer (Arbeits-)Maschine übertragen sein muß, ehe eine so hohe Kraftentfaltung, wie sie beispielsweise in der Spannung des Wasserdampfes erzielt werden kann, eine praktische Verwendung finden kann: erst mußte die Spinnmaschine den Spinnprozeß von den menschlichen Organen auf ein System toter Körper übertragen haben, ehe eine Kraft Nutzen bringen konnte, die dreitausend Spindeln anzutreiben vermag. Worin die spezifisch befreiende Wirkung des Dampfes als treibende Kraft — verglichen mit Wind und Wasser — sich äußert, wurde bereits ausgeführt.

Des weiteren aber ist es eine großartige Emanzipation von Raum und Zeit, die ein Verzicht auf die Mitwirkung organisierter Materie im Gefolge hat. Vom Raum, den aller Pflanzenwuchs beansprucht und der nun entbehrlich wird, wenn aus mineralischen oder sonstigen anorganischen Stoffen Gebrauchsgüter hergestellt werden, die denselben Dienst verrichten wie ehedem das Holz, das im Walde sich ausbreitete, oder das Tier, das zu seiner Fütterung ein Stück Erdoberfläche bedurfte. Man kann etwa folgende Rechnung anstellen: Im Deutschen Reich wurden am 2. Dezember 1907 4345047 Pferde gezählt. Von der Ackerfläche in Preußen waren 1907 4377115 ha mit Hafer bestanden, das ist über ein Sechstel. Die Lokomotiven, die in Deutschland fahren, repräsentieren mehr als 12 Millionen lebendige Pferdekräfte; um sie zu ernähren müßte also das Haferland fast verdreifacht werden (wenn wir einmal von der Heufütterung ganz absehen), das heißt fast die Hälfte der gesamten Ackerfläche, die jetzt anders genutzt werden kann, müßte zur Erhaltung des Pferdebestandes hergegeben werden. Wo aber sollte alles das Holz wachsen, das etwa das heute verbrauchte Eisen zu ersetzen hätte? Alle Wälder der Erde müßten abgeholzt werden und würden doch noch nicht hinreichen, den Bedarf zu decken. Ganz abgesehen davon, daß ökonomisch eine enorme Verteuerung des Materials eintreten müßte, die schon längst vor der physischen Erschöpfung der Verwendung Einhalt tun würde. Im Rahmen unserer heutigen Rechtsordnung würde die Grundrente eine solche Höhe erreichen, wenn die Technik nicht bis zu einem gewissen Grade emanzipierte, daß eine wirtschaftliche Entwicklung, wie sie das neunzehnte Jahrhundert erlebt hat, ganz undenkbar wäre.

In Rücksicht auf die Zeit wirkt die moderne Technik emanzipatorisch, in-

sofern sie zunächst, was wir schon feststellen konnten, die organischen Schranken des tierischen oder menschlichen Organismus durch Erzielung größerer Geschwindigkeiten bei der Gütererzeugung oder im Transport durchbricht. Aber auch überall dort äußert sich die nämliche zeitersparende Wirkung, wo das natürliche Wachstum der Pflanze oder des Tieres entbehrlich gemacht wird, also wiederum im Ersatz pflanzlicher oder tierischer Organismen durch anorganische Gebilde. Um abermals das wichtige Beispiel des Eisens heranzuziehen: der Tragbalken oder der Schiffsmast aus Eisen oder Stahl werden in wenigen Wochen hergestellt, während der Holzstamm Jahrzehnte gebraucht hätte, um die erforderliche Dicke zu erreichen. Die Pferde, die zur Bespannung der Straßenbahnwagen Verwendung finden sollen, bedürfen mindestens drei- bis vierjähriger Pflege, während der elektrische Motorwagen in ebensoviel Monaten fertiggestellt wird.

Endlich aber — und das ist vielleicht die wichtigste praktische Konsequenz des modernen naturwissenschaftlich begründeten Verfahrens — wird durch seine Anwendung die Basis für das gesamte technische Können in einer ungeahnten Weise verbreitert. Wie wir wissen, betrachtet die moderne Technologie den Produktionsprozeß gleichsam losgelöst von dem ausführenden Organe, dem Menschen. Dadurch vermag sie ihn derart in seine Elemente aufzulösen, daß nicht die Rücksicht auf die schaffende Hand, sondern lediglich auf eine zweckmäßige Kausalfolge der einzelnen Vorgänge dabei den Ausschlag gibt. Das arbeitzerlegende Verfahren wird damit erst methodisch anwendbar. Und die Wissenschaft sorgt dann weiter dafür, indem sie kunstvolle, machinale Vorrichtungen ersinnt, daß die betreffende Teilverrichtung im Produktionsprozeß, die sich bei der rationalen Auflösung ergeben hat, nun auch exakt ausführbar wird, trotzdem sie gar nicht mehr der natürlichen Betätigung der menschlichen Organe entspricht. An die Stelle der durch die lebendige Persönlichkeit notwendig gebundenen organischen Gliederung der Produktionsprozesse tritt die nur im Hinblick auf den gewollten Erfolg zweckmäßig mechanisch eingerichtete Gliedbildung, wie es Reuleaux ausgedrückt hat. Jetzt begreifen wir auch erst, warum die Entwicklung der Maschinerie in unserem Jahrhundert eine so rapide sein konnte. Sie ist einer eigentümlichen und richtigen Wendung in der Auffassung des Maschinenerfinders zuzuschreiben, welche darin besteht, daß nicht mehr die Maschine die Handarbeit oder gar die Natur nachzuahmen sucht, sondern bestrebt ist, die Aufgabe mit ihren eigenen, von den natürlichen oft völlig

verschiedenen Mitteln zu lösen. Ist aber einmal erst die Schranke des Gebundenseins an die Naturbeschaffenheit der menschlichen Organe gefallen, so eröffnen sich dem technischen Können unermeßliche Weiten. Und darin liegt vor allem die epochale Bedeutung, die wir dem Eintritt der Wissenschaft in den Dienst der Technik zuschreiben müssen. Die Produktion wird jetzt eine Synthese beliebiger Stoffe und Kräfte, wie sie für menschliche Zwecke geeignet sich darbieten. Die Neuerschaffung der Erde nimmt damit ihren Anfang; und dieselbe Wissenschaft, die uns von dem lange innegehabten Herrscherthrone herabgestoßen und in unserer ganzen Nichtigkeit geoffenbart hat, sie hat uns gleichzeitig die Wege gewiesen, wie wir von neuem die Welt (freilich immer nur die Welt des äußeren Scheines!) erobern, wie wir die eingebildete und verlorene Herrenschaft verschmerzen können dadurch, daß wir uns eine wirkliche Herrschaft (freilich immer nur über die Welt des äußeren Scheines!) neu erringen.

Wenn ich es nun im folgenden unternehme, diesen einstweilen nur in seinen Grundzügen erfaßten Prozeß: das Eindringen der Wissenschaft und damit die Emanzipation von den Schranken des Organischen, wie er sich auf allen Gebieten der modernen Technik nachweisen läßt, in seiner tatsächlichen Gestaltung in einigen besonders wichtigen Sphären des Wirtschaftslebens zu verfolgen, so müssen wir uns unserer unbegrenzten Aufgabe bewußt bleiben: die Bedeutung der technischen Neuerungen für das d e u t s c h e Wirtschaftsleben des neunzehnten Jahrhunderts zu schildern. Es wird sich also weniger um eine Darstellung der vielen Erfindungen und Entdeckungen handeln, die durch das Zusammenwirken aller Kulturnationen die moderne Technik begründet haben, als vielmehr um eine Hervorkehrung der entscheidenden Entwicklungsmomente, sowie der Anwendung, die die Errungenschaften der Technik gerade in Deutschland erfahren haben. Wobei denn ein besonderes Augenmerk zu richten sein wird auf den Anteil, den deutsche Männer an den Erfindungen der Neuzeit haben, soweit dadurch die wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands in besonders hervorragendem Maße beeinflußt worden sind.

2. Die Etappen der technischen Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert

Ich beginne meine Übersicht mit der Landwirtschaft. Nicht nur weil in der landwirtschaftlichen Produktion technisch der Anfang alles Wirtschaftens ruht; sondern vor allem auch deshalb, weil die landwirtschaftliche Produktionstechnik während des neunzehnten Jahrhunderts eine Neuerung erlebt hat von solcher grundstürzender Bedeutung wie kein anderes Gebiet der ökonomischen Technik. Und es ist sogar ein Deutscher, dem die revolutionäre Tat gelang, die Landwirtschaft auf eine völlig neue Grundlage zu stellen: Justus von Liebig, der Begründer der modernen Pflanzenphysiologie und damit der modernen Düngertheorie. Ich darf wohl die wissenschaftlichen Leistungen Liebigs als bekannt voraussetzen. Jedenfalls wird der Leser so viel wissen, daß er die Wachstumsvorgänge der Pflanzen chemisch untersuchte und in ihre Elemente auflöste. Die praktisch bedeutsamste Erkenntnis, die dabei zutage gefördert wurde, war die, daß die Pflanze durch ihr Wachstum dem Boden bestimmt nachweisbare Mengen mineralischer Stoffe entzieht, die dem Boden in Form des Düngers in gleicher Qualität und mindestens gleicher Quantität zurückgegeben werden müssen, soll der Fruchtbarkeitsgrad unverändert bleiben. Mit dieser Feststellung war aber auch schon ausgesprochen, daß die Wiederersetzung der dem Boden entzogenen Kräfte und Stoffe mittels chemisch herstellbarer Verbindungen, d. h. also durch Verwendung von künstlichen Düngern ebensogut oder besser als vermittelst des bisher allein gebräuchlichen Stalldüngers bewerkstelligt werden könne. Diejenigen Stoffe aber, auf deren Ersatz vor allem der Landwirt sein Augenmerk zu richten hat, weil ihr Vorhandensein im Boden entscheidend für das Wachstum der Pflanze ist, die Natur selbst aber für ihre Erneuerung keine genügende Sorge trägt, sind Phosphorsäure und Kali. Erstere in der Form von phosphorsaurem Kalk, der erst aufgeschlossen werden mußte, entdeckte man in den an Chiles regenlosen Küsten zu riesigen Bergen angehäuften Vogelexkrementen, dem Guano, der deshalb und weil er zudem viel Stickstoff enthält, bald zu einem beliebten Düngemittel wurde. Heute jedoch sind die Guanofelder an den Küsten Chiles fast abgebaut, so daß andere Phosphate die Stelle des Guano ersetzt haben. Unter diesen ragte das Mehl der Thomasschlacken hervor, des Abfallproduktes bei der Entphosphorung des Eisens im basischen

Bessemer- und Siemens Martinprozeß, das seit 1888 verwandt und in Deutschland selbst (aus Gründen, die ich später noch erörtere) in besonders hervorragenden Mengen erzeugt wird. Von dem jährlichen Phosphorsäure-Bedarf, den Deutschland hat, werden heute beinahe drei Viertel durch Thomasphosphat gedeckt.

Ebenso bedeutsam für Deutschlands Volkswirtschaft ist aber der Umstand geworden, daß, wie ich an anderer Stelle schon erwähnte, der Boden Deutschlands nicht nur die reichsten, sondern auf der ganzen Erde die einzigen Schätze an Kalisalzen, also dem zweiten Hauptdüngemittel, birgt. Die Staßfurter Salzlager haben zum ersten Male im Jahre 1861 kleine Mengen von Kalisalzen (2400 t im Werte von 42000 Mark) geliefert. Seitdem ist die Menge der geförderten Kalisalze von Jahr zu Jahr beständig gestiegen. 1870 betrug die Ausbeute 375300 t im Werte von 3358000 Mark, 1880 665900 t im Werte von 6783000 Mark, 1890 1274900 t im Werte von 16505000 Mark, 1900 3050600 t im Werte von 39111000 Mark, 1910 dagegen 8311700 t im Werte von 91357000 Mark. Diese Mengen bleiben zum größten Teile in Deutschland: 1910 betrug die Ausfuhr an Abraumsalzen 1181208 t.

Das stickstoffhaltige Material, dessen Zuführung die Fruchtbarkeit des Bodens beträchtlich erhöht, bezieht die deutsche Landwirtschaft im eigenen Lande, soweit als solches schwefelsaurer Ammoniak verwendet wird. Dagegen werden große Mengen in salpetriger Form vom Auslande bezogen, in Gestalt des Chilesalpeters, von dem 1878 erst 50918 t, 1911 dagegen 730939 t im Werte von 135224000 Mark nach Deutschland importiert wurden. Volkswirtschaftlich besonders bedeutsam ist die Entdeckung, abermals zweier Deutscher, des Praktikers Schulz-Lupitz und des Theoretikers Hellriegel, daß der Stickstoff im Boden auch ohne Düngerzufuhr durch Anbau und Unterpflügung bestimmter Pflanzen (wie der Lupine) vermehrt werden könne.

Verglichen mit der Revolutionierung, die die landwirtschaftliche Technik durch die Liebigschen Theorien erfahren hat, treten die übrigen Veränderungen an Bedeutung weit zurück. Immerhin darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Entwicklung der Arbeitsmaschinerie auch in der Landwirtschaft Fortschritte gemacht, und daß die Dampfkraft ebenfalls in der landwirtschaftlichen Technik eine Rolle zu spielen begonnen hat.

In der deutschen Landwirtschaft wurden benutzt:

	1882	1895	1907
Gewöhnliche Dreschmaschinen	268367	596869	947003
Dampfdreschmaschinen	75690	259364	488867
Drillmaschinen	vgl. Säemaschinen	140792	83125
Mähmaschinen	19634	35084	301325
Säemaschinen	(63842)	28673	206914
Düngerstreumaschinen	–	18649	?
Dampfpflüge	836	1696	2995

Die Abnahme bei den Säemaschinen erklärt sich daraus, daß an ihrer Stelle Drillmaschinen in Gebrauch genommen wurden. Aber das eigentliche Element der Maschine, sowie insonderheit der Dampfmaschine, ist die Landwirtschaft nicht. Vielmehr führt uns die eben mitgeteilte Statistik wie von selbst zur Betrachtung der anderen großen Produktionssphäre hinüber, der gewerblichen, deren technische Revolutionierung gar nicht besser veranschaulicht werden kann, als wenn wir uns einen Überblick verschaffen über die Entwicklung, die hier das Maschinenwesen genommen hat.

Die Dampfmaschine ist für Deutschland, wie ich an anderer Stelle schon bemerkt habe, eine Errungenschaft des neunzehnten Jahrhunderts; ja man ist versucht, einschränkend hinzuzufügen: der zweiten Hälfte. Allerdings kamen die ersten „Feuermaschinen" schon während der letzten Regierungsjahre Friedrichs II. nach Preußen; ja, im Jahre 1785 erbaute man sogar schon die erste Dampfmaschine in deutschen Werkstätten! Aber es handelte sich doch erst um ganz vereinzelte Ausnahmeerscheinungen; fast immer nur um Wasserhaltungsmaschinen für die Bergwerke. Die erste Dampfmaschine, die zu andern Zwecken verwendet wurde, war wohl die 1822 in der Berliner Königlichen Porzellan-Manufaktur zur Aufstellung gelangte. Und wenn wir den Stand der Dampftechnik um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland uns vor Augen führen, bemerken wir, daß die Entwicklung immer erst noch in den allerersten Anfängen war. Die Zahl der Dampfmaschinen für gewerbliche und landwirtschaftliche Zwecke betrug 1846 im Königreich Sachsen 197 mit zusammen 2446 PS. In ganz Preußen wurden 1837 erst 421, 1846 1139 stehende Dampfmaschinen mit bzw. 7507 und 21176 PS gezählt; die sich auf die einzelnen Industriezweige im Jahre 1846 also verteilten: Spinnerei, Weberei, Walkerei 237

mit 3236, Maschinen- und metallische Fabriken 208 mit 4857½, Mühlen 144 mit 1699½, Bergbau 273 mit 9508, verschiedene Fabriken 277 mit 2415 PS. Das damalige Berlin hatte (1849) nicht mehr Dampfkraft für seine Maschinen zur Verfügung, als heute etwa jedes größere Bergwerk für seinen Betrieb gebraucht: 1265 PS in 113 Dampfmaschinen. Breslaus Industrie wies im Jahre 1846 nicht mehr als 10 Dampfmaschinen auf, von denen 5 zusammen 28 PS hatten.

Im Laufe der letzten beiden Menschenalter hat sich nun die Menge der in den Dampfmaschinen gebundenen Kraft weit mehr als verhundertfacht, und das Tempo der Vermehrung ist ein immer rascheres geworden

Im Königreich Preußen betrug am 1. April von den feststehenden Dampfmaschinen

	die Zahl	die Leistungsfähigkeit in PS
1901	20909	3709662
1911	60122	6069164

Fragen wir, wie sich die Nutzung der Dampfkraft auf die einzelnen Gewerbearten verteilt, so gibt uns die Statistik folgenden Aufschluß. Im Königreich Preußen, für das neue Ziffern vorliegen, wurden am 1. April 1910 von insgesamt 5837782 PS verwandt:

im Bergbau, Hütten- und Salinenbetrieb	2859801
in der Industrie der Nahrungs- und Genußmittel	603973
davon in der Zuckerindustrie	148567
in der Maschinenindustrie	503020
in der Textilindustrie	401480
in der Industrie der Steine und Erden	366347
davon in der Ziegelei	185842

Oft genug ist ausgeführt worden, daß die nutzbringende Verwendung der Dampfmaschine so lange ausgeschlossen bleibt, bis die entsprechende Arbeitsmaschinerie erfunden worden ist, die von der Dampfkraft in Bewegung gesetzt werden soll. Entwicklung der Dampftechnik in der Produktionssphäre ist also gleichbedeutend mit Entwicklung der Arbeitsmaschinerie. Leider läßt sich nun aber diese nicht ebenso in einigen summarischen Ziffern zur Anschauung bringen wie jene. Ich muß deshalb auch — will ich nicht Gefahr laufen, mich zu verlieren — darauf verzichten, die Ausbildung der

Arbeitsmaschinerie in den verschiedenen Gewerbezweigen zu verfolgen. Statt dessen wähle ich den Ausweg, die Aufmerksamkeit auf den Entwicklungsgang einiger Industrien zu lenken, die gleichsam das Fundamentum der modernen gewerblichen Technik abgeben, an denen man (in einem andern Bilde gesprochen) wie an einem Gradmesser deren Evolution zu erkennen vermag.

Schon öfters habe ich darauf hingewiesen, von welcher grundlegenden Bedeutung für die gesamte Maschinentechnik unserer Zeit die Ermöglichung des maschinellen Maschinenbaues, also die Maschinenindustrie, wie wir heute zu sagen pflegen, geworden ist. Was hätten alle Erfindungen von neuen Kraft- und Arbeitsmaschinen genutzt, wenn man ihre Herstellung nie anders hätte bewerkstelligen können, als mittels Meißel und Hammer, den Werkzeugen, die im Anfang des Jahrhunderts neben einigen unbeholfenen Bohrern den Maschinenbauern allein zur Verfügung standen. Nicht nur hätte die Anfertigung so lange Zeit in Anspruch genommen, daß sie meistens den Aufwand nicht gelohnt haben würden: auch die Ausmaße der Maschinen wären immer beschränkte geblieben, und die Exaktheit ihres Funktionierens hätte ewig zu wünschen übrig gelassen. Erst als es gelang, hier Vorrichtungen zu schaffen, die wie der Dampfhammer die Kraft der Muskeln um ein Tausendfaches zu überbieten vermochten, oder wie die modernen Meß- und Wägeinstrumente die Schärfe des Auges, die Empfindungsfeinheit der Nerven verhundertfachten — heute ist der Maschinenbau so exakt, daß gute Fabriken bei den Abmessungen runder Kaliberbolzen und Ringe, die zum Messen dienen, auf $^1/_{500}$ mm Genauigkeit garantieren — erst da war die Bahn für das Maschinenwesen der Gegenwart frei geworden. Nun kletterten Maschine und Maschinenbau aneinander rasch in die Höhe: konnten auf maschinellem Wege größere oder exaktere Dampf- und Arbeitsmaschinen hergestellt werden, so gewährleisteten diese selbst wiederum einen um so vollkommeneren Maschinenbau und so fort.

Ich mag nicht die einzelnen Erfindungen aufzählen, die im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts die moderne Maschinenindustrie geschaffen haben. Es liegt um so weniger Grund dazu vor, als sie meist nicht von Deutschen herstammen. Nur an einige der wichtigsten Etappen will ich erinnern: Auf die Erfindung der vervollkommneten Metalldrehbank durch Henry Maudslay folgt (1803) die der vertikalen Zylinderbohrmaschine durch Billingsley, sowie die der horizontalen durch Breithaupt in Kassel (1807). Dann sind

vor allem die Jahrzehnte von 1830—1860 reich an wichtigen Erfindungen, unter denen an epochaler Bedeutung die Erfindung des Dampfhammers durch Nasmyth im Jahre 1838 hervorragt. Ihm gesellt sich im Jahre 1841 die Erfindung der hydraulischen Schmiedepresse hinzu, die heute den Dampfhammer vielfach aus seiner vorherrschenden Stellung verdrängt hat.

Welche Rolle heutigentags die maschinelle Maschinenerzeugung für die Technik spielt, läßt deutlich der Umfang erkennen, den die Maschinenindustrie unter den Gewerben einnimmt. In Deutschland, das sich jetzt eine führende Stellung auf dem Gebiete der Maschinenindustrie errungen und sich im Maschinenbau fast völlig vom Auslande emanzipiert hat, wurden 1907 907048 in der Maschinenindustrie erwerbstätige Personen gezählt, dagegen erst 385223 im Jahre 1895. Die Besetzung dieses Industriezweiges hat sich also in den zwölf Jahren um mehr als 135% gesteigert, während die Bevölkerung in demselben Zeitraum nur um 19% angewachsen ist.

War keine Entwicklung des Maschinenwesens ohne Entwicklung des Maschinenbaues möglich, so wären beide zur Kümmerlichkeit verdammt gewesen, wenn ihnen die Eisenindustrie mit ihren gewaltigen Fortschritten während des neunzehnten Jahrhunderts nicht ein so gutes und billiges Material geliefert hätte. Man muß die verzweifelten Schilderungen der Ingenieure aus der zweiten Hälfte des achtzehnten und den ersten Jahrzehnten des folgenden Jahrhunderts lesen, als selbst in England, von dem die übrige Welt einen großen Teil ihres Eisens und Stahls bezog, die gesamte Ausbeute an Roheisen nicht mehr betrug als heute diejenige eines einzigen Hochofens (1796 wurden in ganz England erst 125079 t Roheisen gewonnen), als die Stahlerzeugung noch so sehr vom Zufall abhing, daß man jeden Metallklumpen erst darauf prüfen mußte, ob er sich besser zu Schmiedeeisen oder zu Stahl eigne: um zu begreifen, wie recht eigentlich erst die Fortschritte in der Eisen- und Stahlbereitung die moderne Maschinenära ermöglicht haben.

Die Umwälzungen, die die Technik auf dem Gebiete der Eisenindustrie während des letzten Jahrhunderts erfahren hat, lassen besonders deutlich erkennen, wie es die Anwendung der naturwissenschaftlichen Erkenntnis und die in ihrem Gefolge sich einstellende Emanzipation vom Organischen ist, was die quantitative und qualitative Steigerung der Leistungen hervorgerufen hat.

Die theoretische Grundlage der modernen Eisenindustrie bildet die Ver-

brennungstheorie Lavoisiers, die die Vorgänge im Hochofen und im Frischfeuer erst verständlich machte. Auf ihr baute C. J. B. Carstens weiter, der (1814) den Einfluß des chemisch gebundenen und ungebundenen Kohlenstoffes im Eisen entdeckte. Der erste große Fortschritt von praktisch entscheidender Bedeutung aber war die Emanzipation von der Holzkohle, deren Preissteigerung bei wachsendem Bedarf an Eisen dieses ungebürlich verteuerte. Sie erfolgte für die Roheisengewinnung durch die Erfindung des Kokeshochofens, für die weitere Verarbeitung des Roheisens zu Schmiedeeisen und Stahl durch die Erfindung des Puddelverfahrens (1784), das an Stelle des Herdfrischens trat und nicht nur Holzkohle, sondern auch Menschenarbeit in weitem Umfange entbehrlich machte. Der erste Kokeshochofen in Deutschland wurde 1796 in Oberschlesien errichtet, während im Ruhrgebiet dieses Ereignis erst in das Jahr 1847 fällt. Das Puddelverfahren fand im Bereich der deutschen Industrie zuerst im Jahre 1825 auf der Hütte Kesselstein bei Neuwied Anwendung. Bis in die Mitte des Jahrhunderts dominieren jedoch Holzkohlehochofen und Frischverfahren. Nach den Angaben Wachlers waren noch 1846 in Oberschlesien neben 52 Holzkohlehochöfen erst 9 Kokeshochöfen, neben 240 Frischfeuern erst 9 Puddlingswerke im Betriebe. Im Jahre 1847, als der erste Kokeshochofen im Ruhrgebiet errichtet wurde, betrug nach Jacobi die Produktion des Siegener Landes an Holzkohle-Frischeisen und Frischstahl noch 57500 Zentner, diejenige an Puddeleisen erst 25000 Zentner. 1847 hatten nach Peter Mischler von den 227 in Betrieb stehenden Hochöfen Preußens erst 14%, also 32 Steinkohlenfeuerung, alle übrigen verwendeten Holzkohle oder ein Gemenge von Holzkohle und Kokes. Heute ist das Holzkohleverfahren sowohl in der Eisengewinnung wie bei der Eisenverarbeitung verschwunden. Nur an ein paar Stellen in Deutschland, fern vom Getriebe der großen Industrie, haben sich meines Wissens einige Holzkohlehochöfen und einige Frischfeuer erhalten.

Während sich die Hochofenindustrie nun während des letzten Jahrhunderts zwar ungemein vervollkommnete, aber doch im wesentlichen auf denselben Prinzipien weiterbaute, hat die Eisenverarbeitung eine Reihe von Verbesserungen erfahren, die auf völlig neuen, für die Praxis ungemein wichtigen Methoden sich aufbauten. Sie sind ja jedermann bekannt: die eine knüpft sich an den Namen Bessemer und beruht darauf, die zur Verbrennung des Kohlenstoffs nötige Luft mit großer Gewalt durch das geschmolzene Eisen zu blasen, so daß sie binnen kurzer Zeit allen Eisenteilchen

zugeführt wurde. Beſſemers Erfindung machte die mühſame und langwierige Arbeit des Puddlers überflüſſig, kürzte dadurch den Prozeß der Eiſenverarbeitung zu Stahl bzw. Schmiedeeiſen von anderthalb Tagen auf zwanzig Minuten ab und bewirkte, daß die Stahl- und Schmiedeeiſenbereitung von der Handfertigkeit des Arbeiters unabhängig wurde und der Friſchprozeß nur noch der Einſicht des Leiters unterworfen blieb: Emanzipation vom menſchlichen Organismus! Trotz der augenfälligen Vorzüge, die das Beſſemer- und Siemens-Martinverfahren gegenüber dem Puddelverfahren aufweiſen, bewahrt ſich letzteres doch immer noch ein gewiſſes Anſehen, weil das aus ihm gewonnene Schmiedeeiſen Vorzüge aufweiſen ſoll, die dem Flußeiſen bzw. Flußſtahl abgehen. Freilich: die gewaltige Zunahme der Eiſen- und Stahlproduktion der letzten Jahrzehnte kommt weſentlich auf Rechnung des Flußeiſens, während das Schweißeiſen ſeit einigen Jahren ſogar eine nicht unbeträchtliche Verringerung ſeiner Produktionsmenge aufweiſt. Während im Jahre 1890 in Deutſchland im Schweißeiſenbetrieb noch 2194200 t gegenüber 2921000 t im Flußeiſenbetrieb verarbeitet wurden, ſank jene Ziffer bis zum Jahre 1910 auf 552800 t, während dieſe auf 15560100 t ſtieg.

War die Erfindung Beſſemers, die die Welt mit Flußſtahl überſtrömte, von ausſchlaggebender Bedeutung für die Induſtrie aller Kulturländer, ſo ſollte die zweite große Erfindung auf dem Gebiete der Eiſenverarbeitung (1878), die zwei andere Engländer, Thomas und Gilchriſt, zu Vätern hat, ſich ganz beſonders für die deutſche Eiſeninduſtrie und damit in hervorragendem Maße für die deutſche Volkswirtſchaft als von entſcheidender Wichtigkeit erweiſen. Das Thomas-Gilchriſtſche Verfahren beruht, wie wiederum jeder Gebildete weiß, auf einer nicht ſauren, ſondern baſiſchen Schlackenbildung, die man durch Ausfüttern des Konverters mit gebrannten Dolomitſteinen erzielte. Dieſes Verfahren — das iſt die Pointe — ermöglichte es, auch ſtark phosphorhaltiges Roheiſen im Konverter zu gutem Schmiedeeiſen und Stahl zu verarbeiten. Die Bedeutung der neuen Methode für Deutſchland iſt nun aber in der Tatſache begründet, daß die deutſche Eiſenerzförderung ſtark phosphorhaltig iſt und daher vor der Entphosphorung durch das Thomasverfahren zur Stahlbereitung ſchwer brauchbar war. Jetzt dagegen iſt gerade der hohe Phosphorgehalt der deutſchen Eiſenerze zu einem Segen für das Land geworden, denn wie wir an anderer Stelle ſahen, ſind die beim Thomasverfahren gebildeten Schlacken ein außerordentlich nützliches Neben-

produkt, das als künstlicher Dünger Verwendung findet. Es ist deshalb wohl nicht zuviel gesagt, wenn man die beherrschende Stellung, die heute die deutsche Eisenindustrie einnimmt, zu einem guten Teile auf die Segnungen zurückführt, die ihr aus der Erfindung des basischen Flußeisenprozesses erwachsen sind. Sie hat es bewirkt, daß Deutschland heute auf dem Wege des Bessemer-, sowie des Martin-Siemensprozesses, der ebenfalls auf der Verwendung basischen Futters beruht, mehr als alle übrigen Länder der Erde Flußeisen aus phosphorhaltigem Roheisen gewinnt.

Was nun die Eisenindustrie geleistet hat, nachdem sie sich auf dem bezeichneten Wege in entscheidenden Punkten von der Gebundenheit an das Organische befreit hatte, grenzt an das Fabelhafte. Ich verweise auf die Anlage 18, aus der die gewaltige Zunahme der Eisen- und Stahlproduktion noch und gerade in den letzten Jahrzehnten ersichtlich wird. Insbesondere interessiert uns dabei noch die steigende Anteilnahme Deutschlands an der gesamten Produktion der Erde, dessen Eisenindustrie in einem wahrhaft amerikanischen Tempo fortgeschritten ist. Die Steigerung der deutschen Stahlproduktion übertrifft selbst die der amerikanischen: sie hat sich in den letzten zwanzig Jahren verzehnfacht: dank im wesentlichen den geschilderten Wendungen in der Technik. Deutschland ist damit als stahlproduzierendes Land an die zweite Stelle gerückt: es überflügelt Großbritannien, das ihm noch 1895 überlegen war, seit langem um ein Beträchtliches. Will man sich in einer Ziffer vergegenwärtigen, was das Ende des neunzehnten Jahrhunderts von seinem Anfang in materieller Hinsicht trennt, so muß man die Anlage 18 mit der oben angeführten Ziffer der englischen Eisenproduktion im Jahre 1796 vergleichen: damals wurden in ganz England 125000 t erzeugt, noch nicht halb soviel wie heute Spanien an Eisen produziert, weniger als der hundertste Teil der heutigen Produktion Deutschlands! Denn diese Ziffern drücken ja nicht nur die Fortschritte aus, die das Maschinenwesen während unseres Jahrhunderts gemacht hat. Sie zeigen vielmehr an, daß das Eisen heute weit über die ursprünglich engen Grenzen seiner Verwendung hinaus zu einem unentbehrlichen Gebrauchsgute geworden ist. Wenn wir — um noch eine andere Ziffer zum Vergleich heranzuziehen — erfahren, daß im deutschen Zollvereinsgebiet 1834/35 5,8 kg Eisen auf den Kopf der Bevölkerung verbraucht wurden, 1870 schon 38,8 kg, 1900 162,5 kg, 1910 jedoch 218,5 kg, so wissen wir, daß diese ungeheuren Mengen Eisen nicht nur in den eisernen Gehilfen des Men-

schen — den Maschinen — verkörpert sind, sondern daß alle Sphären der modernen Kultur einen eisernen Boden erhalten haben. Damit aber ist wiederum an einem besonders markanten Falle verdeutlicht, worin die Eigenart unserer technischen Entwicklung beruht: denn das Eisen hat doch überall, wo es hingedrungen ist, organisierte Materie, namentlich Holz, aber auch Leder, Hanf und andere Stoffe verdrängt. Der Hausbau, der Brückenbau, der Wagenbau, der Schiffsbau — um nur die wichtigsten Gebiete zu nennen, auf denen das Eisen eine herrschende Stellung sich erobert hat — ruhen heute ebenso auf einer anorganischen Basis, wie sie vor hundert Jahren der Mitwirkung der organisierenden Natur im Pflanzenwachstum, sowie in der Mithilfe des lebendigen Menschen nicht entraten konnten. Die Kultur ist aus einer hölzernen und ledernen eine steinerne und eiserne geworden.

Das große Ereignis, das über die Entwicklungsfähigkeit der Eisenindustrie entschied, war, wie wir sahen, die Einführung des Kokes als Schmelzmaterials an Stelle der Holzkohle. Damit war aber der Grund zu einer neuen mächtigen Industrie gelegt, in deren Gefolge sich ganz unerwartete, durch und durch revolutionäre Veränderungen auf den verschiedensten Gebieten der Technik einstellten: zum Kohlen-, namentlich Steinkohlenbergbau und seinen Hilfsindustrien. Auch das Steinkohlenzeitalter kann man unser verflossenes Jahrhundert heißen. In unerschöpflichen Mengen hat man die schmierigen Residuen prachtvoller Erdepochen aus den Tiefen der Erde hervorgeholt und hat mit ihrem Staub und ihrem Ruß ganze Länder überschüttet. Vermischt mit den feuchtkalten Nebeln der nordischen Breiten zu einem glitschigen, schmutzigen Brei, der auf Häusern und Bergen sich niederlegt, wird dann der Kohlenstaub recht eigentlich zu dem spezifischen Kolorit unserer ganzen Kulturepoche. Nach den Berechnungen Juraschеks wurden im Jahre 1800 auf der ganzen Erde 12 Millionen Tonnen Kohle zutage gefördert: der dreizehnte Teil von dem, was heute Deutschland allein an Steinkohlen produziert (1911 = 160,7 Millionen Tonnen). Dann hält sich die Zunahme bis in die Mitte des Jahrhunderts noch in bescheidenen Grenzen: 1850 beträgt die Förderung 82,6 Millionen, davon entfällt die Hälfte auf England. Jetzt ist die geförderte Menge auf mehr als 600 Millionen Tonnen gestiegen.

Deutschland hat einen reichlichen Anteil an dieser Entwicklung. Seine Kohlenproduktion hat sich während des neunzehnten Jahrhunderts ver-

hundertfacht. 1824 wurden im preußischen Staate erst 1,2 Millionen Tonnen, 1843 = 3,1 Millionen Tonnen Steinkohle gefördert, 1900 101,90, 1910 143,77 Millionen Tonnen, im ganzen Deutschen Reich (1910) 152,8 Millionen Tonnen, wozu noch etwa 69 Millionen Tonnen Braunkohle kommen. Wir wissen, wo die wichtigsten Fundorte dieser sogenannten schwarzen oder braunen Diamanten in Deutschland sind. Von der gesamten Steinkohlenproduktion entfällt der Löwenanteil in Höhe von 86,9 Millionen Tonnen auf das Ruhrbecken, 39,9 Millionen Tonnen liefert Oberschlesien, der Rest verteilt sich auf das Saarbecken, Niederschlesien und das Aachener Revier. Braunkohlenproduzent ist vor allem die preußische Provinz Sachsen (über zwei Drittel der preußischen Fördermenge, die 56,6 Millionen Tonnen im Jahre 1910 betrug).

Die Anregung namentlich zur Ausdehnung des Steinkohlenbergbaues lieferte die Eisenindustrie.

Als sich jedoch die Technik des Bergbaus vervollkommnete (dank wiederum der Entwicklung der Maschinerie), blieb man nicht bei der Verwendung zur Eisenerzschmelzung stehen, sondern nutzte die Kohle vor allem immer mehr zu Heizzwecken. Vergessen wir nicht, daß die erste Maschine in Deutschland noch mit Holz geheizt wurde, daß Holz, wie wir sahen, noch das selbverständliche Feuerungsmaterial in den Privathaushalten war. Nun wurde die organisierte Materie auch auf diesem Gebiete verdrängt und damit war abermals eine Bedingung für die grenzenlose Ausdehnung der Industrie geschaffen: alle Ausbildung der Maschinentechnik, alle Vervollkommnung der Eisen- und Stahlbereitung hätten wiederum nichts genutzt, wäre in der Kohle nicht ein Ersatz des immer knapper werdenden Holzes als Heizstoff gefunden worden. Wir finden es begreiflich, wenn ein so vorzüglicher Sachkenner, wie Peter Mischler, um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts klagend ausruft: „die meisten Eisenwerke haben bis jetzt noch die (enge!) Grenze ihrer Ausdehnung in dem Besitz und der Ertragsfähigkeit der Wälder, in dem verfügbaren Holzvorrat, in den Holz- und (Holz-)Kohlenpreisen!"

Aber die Kohle lieferte nicht nur diesen neuen und wirksamen Heizstoff: sie lieferte bei ihrer Verarbeitung zu Kokes dem neunzehnten Jahrhundert auch einen billigen, weil anorganischen Beleuchtungsstoff und als besonders reizvolle Zugabe obendrein auch noch eine Reihe anorganischer Farbstoffe. Die Beleuchtungstechnik war bis zum Beginn des neunzehnten

Jahrhunderts ebenfalls in die engen Schranken der organischen Welt gebannt gewesen. Ursprünglich waren Olivenöl und andere Pflanzenöle im Süden, der Kienspan im Norden die einzigen Lichtspender gewesen. Dann war die Kerze aus Wachs, Talg, Unschlitt dazugetreten: ein entweder sehr kostbares oder aber sehr primitives Beleuchtungsmittel. Die Kultur bis Goethe einschließlich ist im besten Falle bei Kerzen erwachsen, die unaufhörlich schnäuzten. Und es entspricht nur dem stolzen Bildungsbewußtsein unserer so sehr fortgeschrittenen Zeit, wenn sie das Goethesche Sehnen nach „Mehr Licht" auf dieselbe Gemütsverfassung als Quelle zurückführt, in der er ein anderes Mal die schönen Verse dichtete:

> „Wüßt' nicht, was sie Besseres erfinden könnten,
> Als wenn die Lichter ohne Putzen brennten."

Hätte er nur zwei Jahre noch gelebt, so würde er das Wunder mit eigenen Augen geschaut haben: 1834 erfand Cambacère den geflochtenen Docht, der in der Flamme das Verkohlen und Rußen, die Ursache des ewigen „Schnäuzens" verhinderte. Etwa gleichzeitig lernte man, dank den Erfindungen Chevreuls und De Millys feste Kerzen, die Stearin- oder Paraffinkerzen anfertigen und schuf auch für die Kerzenfabrikation die Möglichkeit, in starker Beimischung zu den tierischen Fetten anorganische Stoffe zu verwenden.

Aber alle diese Erfindungen verblassen doch gegenüber der Tat Murdochs, der im Jahre 1792 in seinem Hause die erste Gasflamme zu Beleuchtungszwecken anzündete. 1798 Gasbeleuchtung in der Fabrik von Boulton und Watt in Soho; 1810 Gründung der ersten Gasgesellschaft in London durch Windsor und erste öffentliche Straßenbeleuchtung im Londoner Kirchspiel S. Margaret. 1826 erste Gasbeleuchtung auf dem Kontinente in Hannover. Von da an rasche Verbreitung auch in Deutschland: 1828 Berlin, bald darauf Frankfurt, Dresden, Wien. Erinnern wir uns schon an dieser Stelle, daß seit 1859 das in unerschöpflichen Mengen aus der Erde quellende Petroleum, dank den Fortschritten der chemischen Industrie zu Beleuchtungszwecken Verwendung finden konnte und daß uns seit einigen Jahren in verschwenderischer Fülle das Licht des elektrischen Funkens erstrahlt, so werden wir uns beeilen, den Ehrentitel eines Jahrhunderts der Aufklärung dem achtzehnten Jahrhundert zu nehmen, das noch unter dem Zeichen der Lichtputzen stand — man denke: Voltaire mußte unaufhörlich die Lichte putzen! — und ihn dem soeben rühmlich abgeschlossenen neunzehnten Jahr-

hundert zu verleihen. Wichtig zu beachten: die Fortschritte der Beleuchtungstechnik emanzipieren uns auch in ihren Wirkungen von den Schranken der lebendigen Natur: diesmal freilich nur von dem Gebundensein an die lichtspendenden Sonnenstrahlen.

Seltsam: aus dem gräßlichen Geruß der Steinkohlen ist uns nicht nur eine Fülle von Licht entsprungen; es hat uns auch mit glänzenden Farben reich beschenkt. Mit der Entdeckung der Anilinfarben im Steinkohlenteer durch Runge (1834) ist unserer Färbetechnik eine neue Welt erschlossen: an Stelle der teuren organischen Farbstoffe treten die anorganischen Farben, deren Darstellung im großen durch die Erfindungen A. W. Hofmanns (seit 1858: Isolierung des Benzols, des Ausgangsprodukts für Anilin und Nitrobenzols) ermöglicht worden ist.

Damit sind wir aber schon in ein Gebiet der modernen Technik vorgedrungen, das in seinem ganzen Umfange von uns gewürdigt werden muß, weil die auf ihm erzielten Leistungen wiederum von prinzipieller Bedeutung für den Gang unserer technischen Entwicklung geworden sind. In der Gas- und Farbenproduktion verschlingt sich die für unsere Zeit charakteristische Eisenindustrie zu einheitlichem Wirken mit ihrer großen Schwesterindustrie, der chemischen Industrie.

Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts gab es in Deutschland überhaupt noch keine chemische Industrie, weil ein Bedarf an „Chemikalien" so gut wie nicht vorhanden war. Was die Apotheker — und das waren die einzigen „Konsumenten", die in Betracht kamen — an Ingredienzien für ihre Medikamente gebrauchten, stellten sie entweder selbst her oder bezogen sie, wie den Alaun und den Salpeter, durch große Handelshäuser vom Auslande. Seitdem hat sich in dem Maße, wie der Chemie die Synthese organischer Stoffe oder die Herstellung gleichwertiger Surrogate gelang, eine Reihe von Industriezweigen entwickelt, die man als „chemische Industrie" zusammenzufassen pflegt. Man sollte aber nicht vergessen, daß sich in dieser sogenannten chemischen Industrie der Gegenwart keineswegs die Bedeutung erschöpft, die die Chemie und das chemische Verfahren für die moderne Technik heute besitzen. Wir haben gesehen, wie sehr die Eisenindustrie von den Fortschritten der Chemie profitiert hat; ebenso sind eine Menge anderer Industrien gar nicht denkbar ohne die Leistungen auf chemisch-wissenschaftlichem Gebiete, wie sie das neunzehnte Jahrhundert erlebt hat. Vor allem stützen heute alle sogenannten Gärungsindustrien, also die meisten

Zweige der Nahrungsmittelindustrie, ihr Verfahren auf die Grundsätze der wissenschaftlichen Chemie und verehren als ihren eigentlichen Begründer Pasteur. Aber auch alle jene Produktionszweige, die unsere Statistik unter dem Sammelnamen der „Industrie der Leuchtstoffe, Seifen, Fette, Öle" zusammenfaßt, unter denen die Licht- und Seifenfabrikation, sowie die Verfertigung von Firnissen und Kitten hervorragen, sind recht eigentlich „chemische Industrien", ohne daß sie als solche bezeichnet werden. Ihre Techniken in ihren Wandlungen während des neunzehnten Jahrhunderts im einzelnen zu verfolgen, geht nicht an. Es genügt, an sie erinnert zu haben.

Was die Statistik dem allgemeinen Sprachgebrauch folgend heute ausdrücklich „chemische Industrie" nennt, sind (von den Apotheken abgesehen) die Industrien zur Erzeugung von chemischen Präparaten, die Farbematerialienfabriken, die Industrien zur Herstellung von Explosivstoffen und Zündwaren, von Abfällen und künstlichen Düngstoffen, sowie die sehr ungenau als „chemische Großindustrie" bezeichneten Gewerbezweige. In allen diesen Industrien waren 1895 102923 Personen beschäftigt: 1907 dagegen 158776. Die Zunahme betrug also 54,27 %.

Da ich über die Genesis der Dungstoff- und Färbeindustrien schon gesprochen habe, erübrigt ein kurzer Blick auf die sogenannte chemische Großindustrie, unter der man im wesentlichen die Industrie der Säuren und Alkalien versteht. Sie verdankt ihre Entstehung dem Streben, auf künstlichem Wege in den Besitz von Alkalien zu gelangen, die ehedem nur aus natürlichem Vorkommen oder aus Pflanzenasche in beschränkten Mengen und unrein beschafft wurden. Durch die Erfindung Leblancs (1785) gelang es, die Soda auf künstlichem Wege aus dem Kochsalz zu gewinnen, und auf ihr baute die moderne „chemische Großindustrie" auf. Da Soda durch Erhitzung von Kochsalz mit Schwefelsäure entsteht, so machte die Sodafabrikation eine Schwefelsäurefabrikation notwendig. So entstanden die beiden chemischen Grundindustrien, an die sich dann zahlreiche Neben- und Hilfsindustrien angeschlossen haben. Heute ist in Deutschland dem Leblancschen Verfahren ein gefährlicher Konkurrent in dem Ammoniaksodaverfahren erstanden, nach dem heute 80 % der gesamten Sodafabrikation betrieben wird. Uns interessiert wiederum vor allem die Tatsache, daß das Lebenselement der modernen chemischen Industrie — ob so oder so betrieben — ebenfalls (wie nicht anders zu erwarten war) eine Technik ist, die den Organisierungsprozeß der Natur durch künstliche Vornahmen er-

setzt, und daß ihre Erzeugnisse die Stelle organisierter Materie im wirtschaftlichen Prozeß einzunehmen imstande sind.

* * *

Von den Wandlungen, die die Technik im Gebiete des Verkehrswesens erfahren hat, weiß man meistens mehr als von den produktionstechnischen Neuerungen: sie drängen sich durch die Erfahrungen des täglichen Lebens auch dem Laien auf. Ich kann mich deshalb hier mit einigen Andeutungen begnügen.

Natürlich steht im Vordergrunde des Interesses die Erfindung der Dampfeisenbahn durch George Stephenson (1825). Sie beruht auf der Kombination zweier schon längere Zeit nebeneinander bestehenden Einrichtungen: des Schienenweges, der seine Herkunft aus den deutschen Bergwerken herleitet, wo er schon im fünfzehnten Jahrhundert unter Verwendung hölzerner Schienen genutzt wurde, und des Dampfwagens, den zuerst Cugnot (1769) erbaut hatte. Deutschland folgte in der Anwendung der neuen Technik verhältnismäßig bald den westeuropäischen Ländern nach, wie aus dem elften Kapitel und aus der Anlage 13 ersichtlich ist.

Mit der Ausdehnung des Eisenbahnbaues ist eine fortgesetzte Vervollkommnung der Eisenbahntechnik gleichen Schritt gegangen: auch hier haben sich die Fortschritte der Eisenindustrie als ein wichtiger Faktor der Verbesserung erwiesen: der Unterbau ist durch Einführung der eisernen Schwellen, der stärkeren Stahlschienen solider geworden. Größe und Zugkraft der Lokomotiven sind ebenso wie ihre Geschwindigkeit unausgesetzt gewachsen: die ersten Maschinen hatten eine Leistungsfähigkeit von 20—30 PS, heute prästieren die großen Schnellzugslokomotiven 300 PS.

Aber während solchermaßen sich eine neue Technik in den Eisenbahnen Bahn brach, sind die übrigen Transportmittel von der Technik nicht etwa vernachlässigt worden. Gerade erst in der Ära der Eisenbahnen haben sich der Straßenbau, die Flußkorrektion und der Kanalbau zu hoher Leistungsfähigkeit entwickelt.

Gewaltiges hat die Strombautechnik im verflossenen Jahrhundert geleistet: der Schleusenbau, die Schiffshebevorrichtungen, die Baggerei und viele Gebiete, die hier nicht einmal genannt werden können, haben in dieser Zeit eine große Vervollkommnung erfahren, wobei sich denn immer wieder der befruchtende Einfluß, den die Fortschritte in der Produktionstechnik

(Maschinenbau! Eisenindustrie!) ausüben, mit Deutlichkeit verfolgen läßt. Wenn sich als Wirkung der Leistungen in diesen Gebieten der Technik abermals ergibt: die Emanzipation von den gegebenen Bedingungen der natürlichen Flußläufe, so kommt darin, wie wir wissen, nur das allgemeine Entwicklungsprinzip der modernen Technik zum Ausdruck.

Für den Transport auf den solcherart verbesserten Binnenwasserstraßen hat die Technik den Dampf ebenfalls nutzbar gemacht: das erste Dampfschiff, das überhaupt dem Verkehr übergeben wurde, war ein Flußdampfer, der „Clermont" Robert Fultons im Jahre 1807; ebenso das erste Dampfschiff, das in deutschen Gewässern fuhr: wiederum (seit 1818) auf der Weser, wo 111 Jahre vorher die sinnige Idee eines phantasiereichen Kopfes der brutalen Gewalt gemeiner Interessen zum Opfer gefallen war. Seine Wirksamkeit ist dann noch durch die Erfindung der Kette, wie sie in Elbe und Rhein liegt, gesteigert worden.

Welche ungeheure Umwälzungen endlich der Seeschiffsbau durch die technischen Neuerungen unseres Jahrhunderts erfahren hat, weiß heute der größere Teil der Gebildeten. Das wichtigste Ereignis ist auch hier das Eindringen der Wissenschaft. Der Schiffsbau wird heute neben der Elektrotechnik, dem Maschinenbau und anderen Zweigen der modernen Technik als ein selbständiges Wissensgebiet an den technischen Hochschulen gelehrt und ist damit der Empirie, die ihn bis in die Mitte des Jahrhunderts ausschließlich beherrschte, endgültig entrissen worden. Die materialen Neuerungen, die die Schiffsbautechnik in den letzten hundert Jahren erlebt hat, sind keine andern, als wir sie von der Produktionstechnik her schon kennen. Als die wichtigsten erscheinen: die schon erwähnte Ersetzung des Holzes als Baumaterial durch Eisen und Stahl; die Einführung eines immer mehr maschinellen Betriebes an Stelle der Handarbeit: hierher gehört die Erfindung der Patent-Ankerwinde durch Pow und Fawcus, die maschinelle Steuerung, die maschinelle Beladung und Entladung vermittelst Winden mit Übersetzung, Kränen usw., die Pumpmaschinen, die maschinelle Bedienung der Segel auf Schiffen mit Patentrahen und anderes mehr, sowie — nicht zuletzt — der Übergang vom Segelschiff zum Dampfschiff, und bei diesem vom Rad- zum Schraubendampfer. Die Dampfschiffahrt selbst hat dann wiederum eine unausgesetzte Förderung durch die Vervollkommnung des Maschinenbaues erfahren, die insbesondere ihr Augenmerk auf die Verminderung des Kohlenverbrauchs zu richten hat. In den Compoundmaschinen (seit 1860) wurde

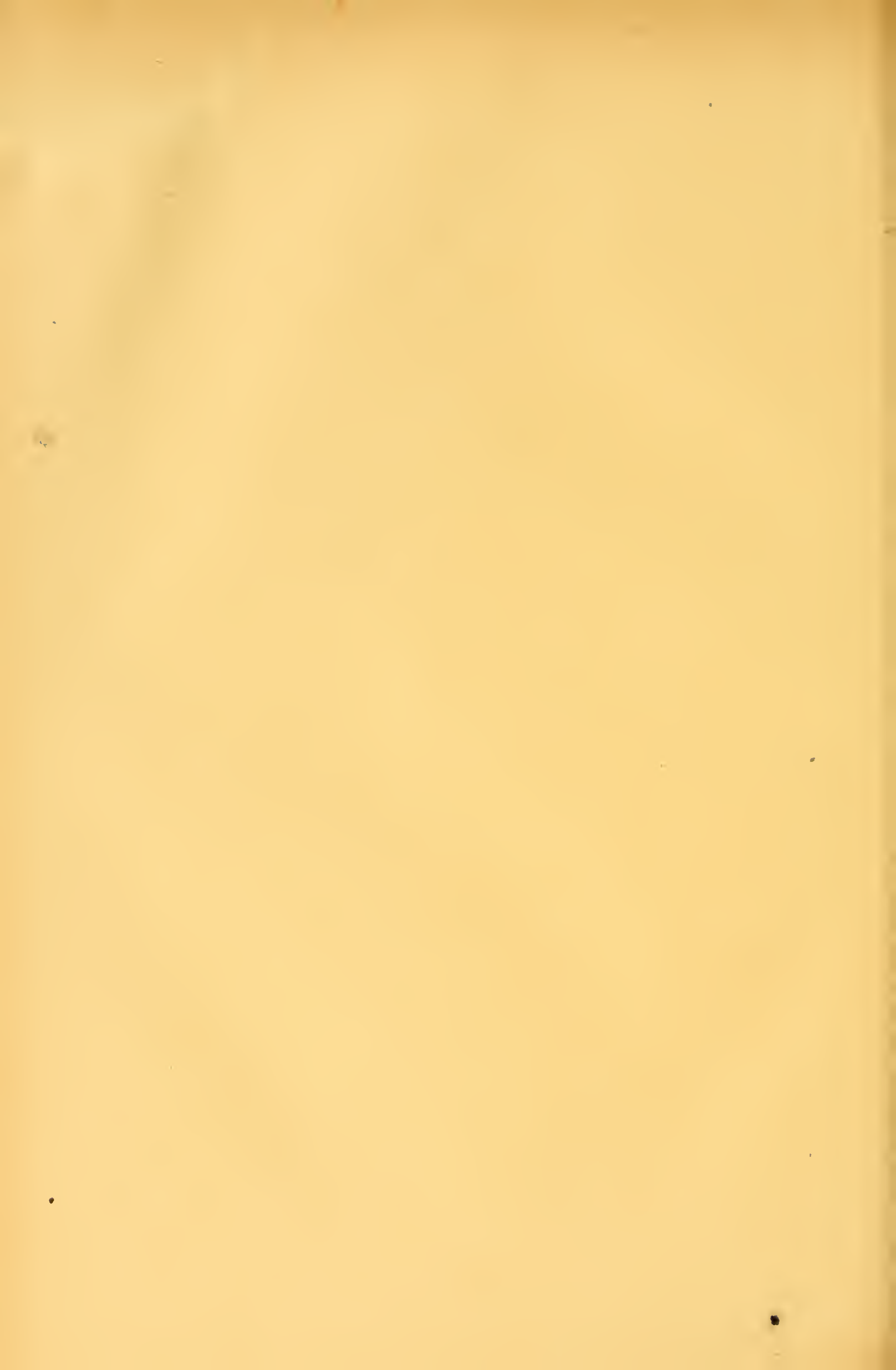
dieser von 1,5—1,6 kg pro indizierte Pferdekraft und Stunde auf 1—1,1 kg, durch die Triple-Expansionsmaschine (seit 1882) auf 0,65—0,75 kg heruntergebracht. Diese Vervollkommnung der Schiffsmaschinerie hatte gleichzeitig eine erhebliche Beschleunigung der Fahrt im Gefolge (und damit abermals eine Verringerung des Kohlenbedarfs, auf die alles Sinnen der Schiffsbautechniker gerichtet sein mußte). Die Schnelldampfer neuester Konstruktion erzielen eine Geschwindigkeit von 23—24 Seemeilen, das sind 40 bis 45 km in der Stunde, während noch in der Mitte des Jahrhunderts die Hälfte dieser Leistung als etwas Unerhörtes angesehen wurde.

Mit der Erwähnung des letzten großen Ereignisses aber, das die Technik während des neunzehnten Jahrhunderts erlebt hat, schließe ich gleichsam den Kreis unserer kurzen Betrachtung: denn es führt uns zurück in die Studierstube des deutschen Gelehrten, von der aus wir unsere Wanderung auch begonnen hatten. Ich meine natürlich die Erfindungen der Professoren Gauß und Weber, die im Jahre 1833 zum ersten Male den elektrischen Funken den Kupferdraht entlang schickten, um sich zwischen ihren beiden Instituten in Göttingen, ohne einander zu sehen oder sich mit der Stimme erreichen zu können, doch zu verständigen: das höchste Maß von Emanzipation aus den Fesseln der organischen Welt, dessen die Menschen bis jetzt fähig geworden sind. Mit Telegraphie und der von dem deutschen Lehrer Reiß theoretisch, dem Engländer Bell praktisch erfundenen Telephonie ist die Stimme des Menschen in ihrer Wirkung nicht nur unabhängig geworden von der Leistungskraft des Rufenden, sondern auch von jedem Organismus, der bis dahin immer den Vermittler spielen mußte. Die Schnelligkeit der Taube, ja des Windes konnte damit in der Nachrichtenbeförderung überboten werden: In durchschnittlich wenig mehr als drei Stunden durcheilt das Wort auf den Schwingen des elektrischen Funkens die 22000 Kilometer lange Strecke von London nach Adelaide. Und die größten Grobheiten kann man einander in unmittelbarer Verständigung per Telephon an den Kopf werfen, auch wenn der eine der Freunde in Berlin, sie aber in Wien die Sonne erschaut.

Aber man weiß, daß die Elektrizität noch in mehrfach anderer Richtung während der letzten Jahrzehnte uns zu dienen gezwungen worden ist: sie erleuchtet unsere Städte, bewegt unsere Straßenbahnen, und beginnt den Dampf in der Industrie zu ersetzen. Man weiß auch, daß Deutsche unter den bahnbrechenden Entdeckern und Erfindern mit den glänzendsten Namen ver-

treten sind, daß vor allem Robert Mayers Theorie die wissenschaftliche Grundlage gegeben hat, auf der die Elektrotechnik ihren Wunderbau aufzuführen beginnt.

Wenn ich gleichwohl mich hier mit diesem kurzen Hinweis auf die Leistungen der neuesten Technik begnüge, so geschieht es aus der Erwägung heraus, daß (abgesehen von der Nutzung des elektrischen Funkens als Nachrichtenvermittlers) die Elektrizität mit ihren Wirkungen nicht mehr dem neunzehnten, sondern dem zwanzigsten Jahrhundert angehört. Und ich möchte doch meinem Nachfolger, jenem Manne, der im Jahre 2000 die wichtigsten Ereignisse zu seiner Geschichte der deutschen Volkswirtschaft im zwanzigsten Jahrhundert zusammenstellt, nicht vorgreifen. Möchte ihm vielmehr seine Arbeit erleichtern, indem ich ihm ein Endchen Faden übergebe, an das er füglich die unvermeidliche Übersicht über die Etappen der technischen Entwicklung in seinem Jahrhundert anzuknüpfen vermag.



Drittes Buch: Die Genesis der modernen Volkswirtschaft



Neuntes Kapitel: Banken und Börsen

1. Die Banken

Dem Wanderer, der durch die Straßen der Friedrichsstadt in Berlin aufmerksamen Blicks seine Schritte lenkt, wird eine Reihe mächtiger, ganze Viertel einnehmender Gebäude in die Augen fallen, die dort zumal in den letzten Jahrzehnten großen Festungen gleich emporgewachsen sind. Auf riesigen Quadern ruht der gewaltige Bau, zu dem breite Sandsteintreppen hinaufführen. Die Hallen glänzen in buntem Marmor und goldenen Verzierungen. Ganze Fluchten von Kontors füllen die Stockwerke, in deren Mitten elegante Sitzungssäle und vornehm ausgestattete Empfangsräume die Auserwählten aufnehmen. Auf den Korridoren begegnen sich die höchsten Würdenträger des Staates; aber sie haben in diesen Räumen nichts zu befehlen, in denen Könige antichambrieren, um sich den Entscheid über Leben oder Sterben zu holen. Das sind die neuen Mittelpunkte der Welt: Neu-Sanssouci, Neu-Versailles.

Die modernen Großbanken. Die Zwingburgen des Kapitalismus, der in ihnen nicht als altersschwacher Greis, sondern als machtstrotzender Jüngling für Generationen und aber Generationen die Herrschaft über uns alle angetreten hat, die wir arme Hascherln sind mit unsern paar Ideen und unsern paar „unpraktischen" Kenntnissen. Wer nun aber etwas aussagen wollte über den Gang des Wirtschaftslebens im neunzehnten Jahrhundert und später und würde nicht an den Anfang seiner Darstellung diese Gebilde stellen, in denen sich gleichsam der Geist der neuen Wirtschaft rein verkörpert, von allem vorkapitalistischem Beiwerk gereinigt, der dürfte von vornherein gezeigt haben, daß er von der Eigenart seiner Aufgabe wenig begriffen hat. Nicht nur, daß die Organisation des Kredits in den Banken reiner als irgendein anderes Gebiet des Wirtschaftslebens selbst von kapitalistischem Wesen ergriffen ist, so daß schon deshalb die Voranstellung gerechtfertigt erscheint: es sind auch die Vorgänge in den andern Sphären modern-wirtschaftlicher Tätigkeit so sehr bedingt durch die Gestaltung der Kreditverhältnisse, daß deren Erörterung notwendig der Schilderung des Handels, des Gewerbes und der Landwirtschaft voraufgehen muß. Sie enthält gleichsam das Allgemeine, das auf alle Einzelerscheinungen des Wirtschaftslebens, wie sie im Warenumsatz und in der Warenproduktion zutage treten, als auf die besonderen Teile gleichermaßen Bezug hat. Der Kredit-

verkehr in den modernen Banken ist Regulator und Gradmesser des Wirtschaftslebens zugleich. Und in den Bureaus der großen Bankhäuser fällt nicht nur der Entscheid über Krieg und Frieden, über Freundschaft und Feindschaft großer Reiche, sondern auch am letzten Ende über das Schicksal des kleinen Krämers an der polnischen Grenze so gut wie über den Fortbestand des mächtigsten Hüttenwerks.

Diese Zusammenhänge hier von Grund aus zu erörtern, ist nicht der Platz: sie werden dem aufmerksamen Leser sich von selbst erkennbar machen. Auch mit subtilen Begriffsbestimmungen wollen wir uns nicht plagen. Es genügt, was wir wissen, daß die Banken in ihrer modernen Gestalt zunächst Institute zum Zweck der Kreditvermittelung sind — die geistvollste Definition der modernen Bank findet sich in Tolstois „Macht der Finsternis" — und daß sie deshalb so viele Formen annehmen können, als der Kredit selber Erscheinungsweisen hat. Weil aber diese recht heterogener Art sind, so werden wir den Ausgangspunkt für unsere Betrachtung besser von den hauptsächlichen Kreditgeschäften nehmen, um dann erst nach deren Vermittler, der einzelnen Bankart Umschau zu halten.

Eine ganz eigenartige Rolle im Wirtschaftsleben spielt das Kreditgeschäft, das die Ausgabe von Geldsurrogaten — Banknoten — zum Inhalt hat und wegen seiner Wichtigkeit fast immer als ein Privilegium einzelnen wenigen Banken vom Staate erteilt wird, die danach den Namen Noten- oder Zettelbanken tragen.

Will man die Entwicklung des deutschen Banknotenwesens während des letzten Jahrhunderts in ihren charakteristischen Stadien verfolgen, so wird man je ein Drittel des Jahrhunderts ungefähr als unterschiedliche Periode betrachten können. Die erste Periode, die also bis in die Mitte der 1830er Jahre reicht, zeichnet sich durch einen noch fast vollständigen Mangel an Banknoten aus. Die zweite (bis zur Begründung des Norddeutschen Bundes, bzw. des Deutschen Reiches) wird durch die beträchtliche Zunahme des Notenumlaufs bei gleichzeitiger Vermehrung der Ausgabestellen (also starker Zersplitterung des Notenwesens) gekennzeichnet und zerfällt selbst wiederum in zwei deutlich unterschiedene Perioden: die Zeit bis um die Mitte des Jahrhunderts (geringe Entwicklung) und die 1850er und 1860er Jahre (rasche Ausdehnung); während die letzte Epoche vornehmlich von einer Tendenz zur Vereinheitlichung des Notenwesens beherrscht wird. Während ich bei der Darstellung dieser letzten Entwicklungsstufe etwas ausführlicher ver-

weilen werde, muß ich die beiden anderen mit einigen ganz allgemeinen Angaben zu beschreiben trachten.

Im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts war die einzige Anstalt, die sich mit der Ausgabe von Banknoten befaßte, die 1765 von Friedrich dem Großen begründete Königliche Bank in Berlin. Aber auch sie stellte 1806 die Ausgabe eigentlicher Banknoten ein und gab an ihrer Statt seit 1820 nur sogenannte Bankkassenscheine, das heißt Depotscheine in runden Beträgen von wenigstens 100 Talern aus. Solcher Depotscheine waren bis zum Jahre 1836 für 4514300 Taler in Umlauf gesetzt, als durch Kabinettsorder vom 5. Dezember 1836 auch deren Einziehung verfügt wurde. Dasselbe Schicksal traf die Noten der zweiten Ausgabestelle jener frühen Zeit, der 1824 begründeten Ritterschaftlichen Privatbank zu Stettin, die mit einem Notenausgaberecht bis zu einer Million Taler ausgestattet worden war. So daß um die Mitte der 1830er Jahre nur noch die 1820 begründete Lübecker Privatbank Noten ausgab.

Um diese Zeit sehen wir an vereinzelten Stellen neues Leben sprossen: 1834 erfolgt die Gründung der Bayerischen Hypotheken- und Wechselbank in München mit einem Notenemissionsrecht von 8, später 12 Millionen Gulden; 1839 die Gründung der Leipziger Bank und wenige Jahre später (1846) die bedeutsame Gründung der in ihrer eigenartigen Organisation noch zu würdigenden Preußischen Bank, die von vornherein zur Ausgabe von Banknoten im Betrage von 21 Millionen Taler ermächtigt wurde.

Dann aber beginnt erst die neue Epoche: in den 1850er Jahren sprießt unter dem befruchtenden Goldregen, der den deutschen Kapitalismus zum Keimen brachte, ein Notenbankinstitut nach dem andern hervor, so daß Deutschlands Notenwesen bald so bunt aussah wie dessen Landkarte.

Von den 33 Banken, die im Jahre 1875 ein Notenprivilegium besaßen, sind 27 nach dem Jahre 1848, 19 in den 1850er Jahren begründet worden. Was diese Fülle für die Entwicklung des deutschen Banknotenwesens bedeuten mußte, ist klar. Zunächst eine lästige Vermehrung der Banknotenarten. Betrug doch 1873 die Zahl der verschiedenen Papierwertzeichen (Banknoten und Papiergeld) in Deutschland mehr als 140. Sodann aber auch die erwünschte Steigerung des Notenumlaufs. Während man den Betrag der im Anfang der 1850er Jahre durchschnittlich in ganz Deutschland in Umlauf befindlichen Banknoten auf höchstens 120 Millionen Mark bemessen darf (wovon höchstens 25 Millionen ungedeckt), war die

Summe der in Zirkulation befindlichen Banknoten bis Ende 1873 auf den zehnfachen Betrag angewachsen, nämlich 1352 Millionen Mark (nach Soetbeet), wovon ein Drittel etwa ungedeckt.

Was die Folgezeit bringen mußte, war also nicht so sehr eine weitere Ausdehnung als vielmehr eine Vereinheitlichung des Notenwesens und dessen Stabilierung auf einer völlig gesicherten Grundlage. Diese Ziele sind es, die in der schon erwähnten neudeutschen Bank- und Münzgesetzgebung der 1860er und 1870er Jahre erstrebt wurden und die auch — soweit es im Bereiche der praktischen Ausführbarkeit lag — während der folgenden Jahrzehnte erreicht worden sind.

Der Grundgedanke der neuen Bankgesetzgebung war der, das Notenprivilegium allmählich zu monopolisieren dadurch, daß man die Privatnotenbanken von der Notenausgabe auf andere Geschäftszweige, namentlich den Depositenverkehr hinwies und ihnen den freiwilligen Verzicht auf ihr Notenrecht nahelegte. Die Beträge der von ihnen aufgegebenen Noten sollten dann der neuen Zentralbank, der Erbin der Preußischen Bank: der Reichsbank zuwachsen. Diese Absicht des Gesetzgebers ist in der Tat zum großen Teil verwirklicht worden. Von den 32 Notenbanken, die, wie wir sahen, im Anfang der 1870er Jahre neben der Preußischen Bank bestanden, hatten bis 1910 28 auf ihr Notenrecht verzichtet, so daß jetzt nur noch folgende Notenbanken neben der Reichsbank weiter bestehen: die Bayerische Notenbank, die Sächsische Bank zu Dresden, die Württembergische Notenbank und die Badische Bank. Ihr Notenumlauf fällt jedoch neben demjenigen der Reichsbank kaum noch ins Gewicht; während diese im Jahre 1911 durchschnittlich 1663 Millionen Mark Noten umlaufen ließ, betrug der Umlauf aller sieben Privatnotenbanken zusammen nur 145 Millionen Mark. Somit ist die Geschichte des deutschen Banknotenwesens seit Begründung des Reichs die Geschichte der Reichsbank, deren hervorragender Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben es wohl entspricht, wenn wir ihrer eigentümlichen Organisation und ihrem fruchtbaren Wirken während der letzten 35 Jahre eine etwas näher eingehende Betrachtung widmen.

Es wurde schon erwähnt, daß die Reichsbank die Erbin der Preußischen Bank gewesen ist. Man kann noch mehr sagen: sie ist deren Tochter. Denn sie ist in ihrer ganzen Wesenheit ihr nachgebildet. Vor allem hat sie den eigenartigen Grundgedanken ihrer Organisation von ihrer Vor-

gängerin übernommen: die Kombination einer privaten Aktiengesellschaft mit einer Staatsanstalt. Das Grundkapital der Reichsbank befindet sich, wie man weiß, in den Händen privater Anteilseigner, die ihren Einfluß in einem „Zentralausschuß" zur Geltung bringen können. Verwaltet wird das Institut von dem Reichsbankdirektorium, dessen Mitglieder vom Kaiser ernannte Reichsbeamte sind. Eine ganz wunderbar ingeniöse Einrichtung. So recht der Typ deutscher Wirtschaft überhaupt: die Kreuzung kapitalistischen Unternehmertums mit altpreußischer Korrektheit. Ein von einem geschickten Reiter gebändigtes Vollblut. Bismark hat einmal gesagt: den preußischen Leutnant mache uns keine Nation nach. Man könnte mit noch viel größerem Rechte sagen: den Wirklichen Geheimen Rat mit dem Titel Exzellenz, der als anerkannte Autorität einem Gremium von Vertretern allergrößter Bankhäuser mit europäischem Rufe vorsitzt. Man muß nur einmal die Mitgliederliste des „Zentralausschusses der Anteilseigner" durchsehen, um sich einen Begriff von der kaufmännischen Potenz zu machen, die hinter der Reichsbank steht. Da finden wir eine Reihe glänzender Namen, deren jeder einzelne mehr als ein Armeekorps an Machtfülle umschließt. Und doch haben — soviel man weiß — die Präsidenten des Reichsbankdirektoriums ihnen gegenüber noch immer ihre Autorität voll zu wahren gewußt. Wahrhaftig ein Zustand, den man erst ganz begreifen kann, wenn man ein paar Wochen lang seinen Morgenspaziergang rund um das Bornstädter Feld bei Sanssouci gemacht hat.

Bei dieser eigenartigen Organisation ist es begreiflich, daß der Grundzug in der Geschäftsführung der Reichsbank die Solidität ist. Im Jahresdurchschnitt 1876—1900 hat die Reichsbank an jeder Million angekaufter Wechsel einen Verlust von 31,2 Mark gehabt, bei den Lombarddarlehen sind gar nur 2,96 Mark von jeder Million erteilter Darlehen als Verlust abgeschrieben worden! Gleichwohl aber wird man sagen müssen, hat die Reichsbank nicht nur ihre Aufgaben als deutsche Zentralnotenbank und Hüterin der Reichswährung musterhaft erfüllt: sie hat darüber hinaus eine Kreditorganisation großen Stiles geschaffen, deren Vorhandensein eine notwendige Voraussetzung des wirtschaftlichen Aufschwungs war, den Deutschland im letzten Menschenalter erlebt hat.

In der Ausgabe von Banknoten ist die Reichsbank durch den Gesetzgeber in einer kaum zu rechtfertigenden Weise beschränkt worden durch die Einführung des sogenannten indirekten Kontingentierungszwanges. Da-

nach ist von demjenigen Betrag Noten, der über ein bestimmtes Kontingent hinaus „ungedeckt", d. h. ohne vollständige Metalldeckung, zur Ausgabe gelangt, an die Reichskasse eine Notensteuer von 5% zu entrichten. Der Maximalbetrag des steuerfreien Notenumlaufs wurde nach dem Bankgesetz von 1875, das bis 1900 in Geltung war, für sämtliche Notenbanken auf 385 Millionen Mark festgesetzt worden, wovon auf die Reichsbank einschließlich der ihr im Laufe der 25 Jahre zugewachsenen Beträge der eingegangenen Privatbanken 293,4 Millionen Mark entfallen. Jetzt (1911) betragen „die gesetzlich steuerfreien Höchstbeträge des ungedeckten Notenumlaufs" insgesamt 618,8 Millionen Mark, bei der Reichsbank 550 Millionen Mark. Es ist ersichtlich, daß infolge dieser Bestimmung die Ausgabe „ungedeckter" Noten nur in Zeiten außergewöhnlich hochgespannter Diskontsätze überhaupt möglich ist. Solche Zeiten sind eigentlich zum ersten Male in längerer Dauer während der Hausseperiode der 1890er Jahre eingetreten. Erst seit 1896 und 1898 beginnen die Kontingentsüberschreitungen zum ersten Male eine Rolle zu spielen. In dem Jahrfünft von 1896—1900 haben sie (an 71 Tagen) die Höhe von 8184274 Mark erreicht, während sie in den voraufgehenden Jahrfünften nur bzw. 92795, 585771 und 253598 Mark betrugen. In dem ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts sind dann solche Hochspannungen öfters eingetreten. Was aber auf der einen Seite eine empfindliche Freiheitsbeschränkung der gewiß behutsamen Reichsbankverwaltung bedeutet, hat auf der anderen Seite eine segensreiche Wirkung auf unsere gesamten Geldverhältnisse ausgeübt. Wenn nämlich die Reichsbank trotz der hemmenden Vorschriften des Bankgesetzes den wachsenden Anforderungen des Verkehrs durch eine stetige Steigerung der Notenausgabe gerecht werden wollte — und tatsächlich ist der Notenumlauf von 684,9 Millionen Mark im Durchschnitt des Jahres 1876 auf 1664 Millionen Mark im Durchschnitt des Jahres 1911 gestiegen — so blieb ihr kein anderes Auskunftsmittel übrig, als ihren Metallvorrat beständig zu erhöhen, im wesentlichen also Gold aus dem Auslande herbeizuziehen. Das hat sie denn auch in umfassendem Maße getan. Und wenn der gemünzte Goldbestand Deutschlands von etwa 1300 Millionen Mark im Jahre 1876 auf 4800 Millionen Mark im Jahre 1911 gestiegen und damit unsere Währung erhalten und gefestigt und den Bedürfnissen des wachsenden Verkehrs nach Umlaufmitteln Rechnung getragen ist, so dürfen wir diesen Erfolg im wesentlichen der Reichsbank zugute halten.

Ist die Regelung des Geldumlaufs eine Funktion, die heute in Deutschland die Reichsbank fast allein ausübt, so bedient sie sich doch dazu solcher Geschäftsoperationen, die auch den übrigen Banken nicht fremd sind, wie sie denn auch mit ihrer Einführung und Ausgestaltung von Bargeld ersparenden Zahlungsmethoden sich mit zahlreichen Privatbanken berührt. Weil aber Wechseldiskontierung und Lombardierung, Giro- und Abrechnungsverkehr, um die es sich, wie ersichtlich, handelt, Sache aller oder wenigstens sehr vieler Banken sind, so wird es sich empfehlen, ehe wir die Entfaltung dieser Einrichtungen im neunzehnten Jahrhundert verfolgen, einen Blick auch auf die Entwicklung der nicht privilegierten Banken, d. h. also des gesamten übrigen Bankwesens und Bankiertums in Deutschland zu werfen.

Was sich zunächst mit ziemlicher Sicherheit an allgemeinen Entwicklungstendenzen, denen die Organisation der Kreditvermittelung im verflossenen Jahrhundert unterstanden hat, nachweisen läßt, ist dreierlei: Erstens die starke Vermehrung der von der Kreditvermittlung lebenden erwerbstätigen Personen, deren Anteil an der Gesamtbevölkerung beständig wächst; zweitens die zunehmende Bedeutung der Großstädte, vor allem Berlins für den Kreditverkehr und drittens die beträchtliche, ebenfalls anhaltende Vergrößerung der einzelnen Bankgeschäfte, namentlich wiederum in den Großstädten, vor allem aber in Berlin. Und zwar ist die Wirksamkeit dieser Tendenzen, wie sich leicht denken läßt, vor allem im letzten Menschenalter stark und nachhaltig.

Im Königreich Preußen alten Bestandes beträgt die Zahl der in Geld- und Kredithandel erwerbstätigen Personen im Jahre 1846 insgesamt — d. h. Selbständige und Gehilfen — nur 1100, selbst 1858 (nach den Zeiten des Aufschwungs) erst 1774, dagegen 1895 in demselben Gebiet 17896. Sie hat sich also in diesen fünfzig Jahren verzehnfacht, während die Bevölkerung in demselben Zeitraum noch nicht um die Hälfte sich vermehrt hat. Der Löwenanteil dieser Zunahme entfällt sogar auf die letzten Jahrzehnte. Im ganzen Deutschen Reich stieg die Zahl der Erwerbstätigen im Geld- und Kredithandel bloß von 1882—1895 von 22673 auf 36175, also um 13502 Personen, das sind annähernd 60%, während die Bevölkerung sich unterdessen nur um 14% vermehrte: Von 1895—1907 vermehrten sich die Erwerbstätigen in dieser Berufsart weiter auf 67282, also in 12 Jahren nochmals um 86%

Ganz besonders markant ist die Zunahme natürlich in den größten Städten, die sich immer mehr zu Zentren des Kreditverkehrs entwickeln. Gab es doch beispielsweise in Berlin am Ende der 1850er Jahre erst 244 Personen, die sich mit Geld- und Kredithandel befaßten, während 1895 deren 7448 und 1907 16943 ermittelt wurden, das ist mehr als die siebzigfache Zahl. Und daß die Zunahme ein Symptom gesteigerten Kreditverkehrs ist und somit zunehmenden Nationalreichtums, bedarf wohl erst keiner besonderen Hervorhebung.

Nun gewinnen aber die angeführten Ziffern erst ihre volle Bedeutung, wenn wir die Zahl der Erwerbstätigen nach Selbständigen und Abhängigen, also Unternehmern und Angestellten, bzw. Gehilfen, unterscheiden. Dann tritt nämlich die obenerwähnte Tendenz zur Vergrößerung der Unternehmungen in die Erscheinung und damit die Tatsache, daß die Kapitalkraft, die Leistungsfähigkeit des einzelnen Bankgeschäfts sich noch um viel mehr gesteigert hat, als die bloße Zunahme der Erwerbstätigen erkennen läßt. Auf welche rührend kleinen Verhältnisse dürfen wir schließen, wenn wir hören, daß jene 1100 Personen, die 1846 im Geld- und Kredithandel im preußischen Staat beschäftigt waren, sich auf 442 Handlungen verteilen, also 442 Prinzipalen nur 658 Gehilfen aller Art gegenüberstanden! Und auch 1858 lagen die Dinge noch nicht wesentlich anders, wenn auch eine kleine Konzentrationstendenz sich nachweisen läßt: in 602 Geschäften waren 1172 Hilfspersonen tätig, also durchschnittlich doch schon annähernd zwei. Dagegen verteilten sich die 17896 Personen des Jahres 1895 auf nur 2763 Geschäfte, in denen also 15133 Gehilfen aller Art gezählt wurden, das sind also fünf bis sechs Hilfspersonen durchschnittlich in einem Bankhause. Die 67282 Personen, die 1907 im Deutschen Reich gezählt wurden, verteilen sich auf 13941 Betriebe. Vor allem aber — das ist besonders charakteristisch — wachsen die ganz großen auf Kosten der großen und mittleren Geschäfte. Banken mit einem Personal von 51 und mehr Personen gab es 1882 im Deutschen Reich erst 28 mit einer Gehilfenschaft von 2697, dreizehn Jahre später jedoch schon 66 mit 7802 Gehilfen. 1907 dagegen 144 mit 22211 Gehilfen. Im Jahre 1882 befand sich daher erst etwas mehr als ein Zehntel (11,9%) sämtlicher Erwerbstätigen in ganz großen Bankhäusern, 1895 mehr als ein Fünftel (21,6%), während es jetzt ein Drittel ist. Aus den Angaben, die manche der Aktienbanken über die Zahl ihrer Angestellten machen, ist die rapide Steigerung während des letzten

Jahrzehnts, in denen sich fünfzig Jahre wirtschaftlicher Entwicklung zusammendrängen, ersichtlich. So stieg beispielsweise die Zahl der Angestellten der Deutschen Bank von 1625 im Jahre 1895 auf 2063 (1900), auf 5816 (1910). Die Dresdener Bank hatte 1901 1346 Angestellte, 1910 4008 usw.

Man wird aber gut tun, neben der Gewerbestatistik noch nach anderen Wahrzeichen Ausschau zu halten, an denen sich der geschilderte Konzentrationsprozeß in seiner vollen Stärke erkennen läßt. Als solches bietet sich gleich die Umwandlung zahlreicher Privatbanken in Aktiengesellschaften dar, wie sie sich namentlich im letzten Jahrzehnt häufig vollzogen hat, ohne daß wir imstande wären, sie ziffermäßig zu erfassen. Ebensowenig läßt sich statistisch nachweisen, in welchem Umfange eine Konzentration auf dem Wege der Fusionierung und Kommanditierung stattgefunden hat. Und doch weiß jedermann, der nur etwas mit den Dingen vertraut ist, daß dieser Weg gerade in dem letzten Jahrzehnt außerordentlich häufig begangen ist.

Über den heutigen Stand der verschlungenen Beziehungen der verschiedenen Banken und Bankgruppen untereinander gibt die Anlage 4 Aufschluß.

Endlich kommt uns aber auch die Statistik mit einer Reihe zuverlässiger Ziffern zu Hilfe. Das sind die Angaben über die Höhe des Aktienkapitals und der Reserven der formell noch selbständigen Banken. Diese sind, wie sich leicht nachweisen läßt, während der letzten Jahre im Durchschnitt auf die einzelne Bank unausgesetzt gestiegen. Ich teile in den Anlagen 2 und 3 die zwei Übersichten mit, die diese Entwicklung zum Ausdruck bringen. Die Durchschnittsgröße des werbenden Kapitals (Aktienkapital und Reserven) habe ich nach den Angaben des Deutschen Ökonomisten berechnet. Danach ergibt sich, daß von sämtlichen deutschen Aktienbanken jede einzelne im Jahre 1883 ein durchschnittliches Kapital von 12½ Millionen Mark, im Jahre 1900 von 20½ und im Jahre 1911 von 26 Millionen Mark besaß, während die entsprechende Zahl bei den deutschen „Kreditbanken" von 11,2 Millionen Mark auf 19,9 und 23,6 Millionen Mark gestiegen ist. In welchem beträchtlichen Umfange heute das Kapital durch die Sammelbecken der Kreditbanken fließt, ist aus der Anlage 8 leicht zu ersehen.

Und nun noch ein paar Angaben, aus denen sich genauer das mächtige Emporsteigen der führenden Großbanken, die ihren Sitz sämtlich in Berlin haben, ersehen läßt. Allen voran schreitet die Deutsche Bank.

Sie wurde im Jahre 1870 mit einem Kapital von 15 Millionen Mark gegründet; im Jahre 1880 waren Kapital und Reserven bereits auf den fast vierfachen Betrag (54 Millionen Mark) angewachsen; 1890 betrugen sie 103 Millionen Mark, am Schlusse des Jahrhunderts 199,3, 1910 314 Millionen Mark. Die Diskontogesellschaft fing (1856) gleich mit 37,2 Millionen Mark an, um es bis zum Ende des Jahrhunderts auf 168,4, 1910 auf 183,9 Millionen Mark zu bringen. Die Darmstädter Bank wurde 1853 mit einem Kapital von 6,8 Millionen Mark gegründet, heute verfügt sie (Bank für Handel und Industrie) über ein solches von 192 Millionen Mark. Die Dresdener Bank vermehrte ihr Kapital von 9,6 Millionen Mark (1873) auf 164 Millionen Mark im Jahre 1900, auf 260,5 im Jahre 1910. Die Berliner Handelsgesellschaft beginnt 1857 mit 9,9 Millionen Mark und erreicht 1900 eine Kapitalhöhe von 114,8, 1910 von 192,4 Millionen Mark. Schließlich ist noch der Schaaffhausensche Bankverein zu nennen, der Ende der 1880er Jahre erst mit 36 Millionen Mark „arbeitete", 1900 dagegen auch schon zu den ‚'Großen" (über 100 Millionen Mark Aktienkapital und Reserven) aufgerückt war (120 Millionen Mark) und 1910 179,8 Millionen Mark Aktienkapital und Reserven hatte. Wie sich die Kreditbanken in den letzten 27 Jahren entwickelt haben, ist aus der Anlage 6 zu ersehen.

Wie schon hervorgehoben wurde, sind es vor allem die Großstädte, in denen sich immer mehr der Kreditverkehr zusammenzieht (1882 lebten von den in den Bankgeschäften tätigen Personen 59% in den Städten über 100000 Einwohner, 1895 63%, 1907 64%) und in denen seine Vermittler, die Banken, eine besonders starke Tendenz zur Vergrößerung der Geschäfte aufweisen. Um ein Bild von dem kompletten Szenenwechsel zu geben, der sich auf dem Gebiete des Bankwesens innerhalb der letzten fünfzig Jahre vollzogen hat, stelle ich in einer Tabelle die Ziffern für zehn deutsche Großstädte zusammen, aus denen sich die beträchtliche Vergrößerung selbst des Durchschnitts eines Geschäftsumfangs ersehen läßt (Anlage 1). Natürlich ist die Erhöhung des Durchschnitts meist durch die Vergrößerung der großen Banken bewirkt.

Unter den Großstädten ist es wiederum Berlin, das als Reichshauptstadt immer mehr der anerkannte Sitz zumal der Großfinanz wird. Das äußert sich in der Tatsache, daß während der letzten Jahrzehnte eine Reihe bedeutender Provinzialbanken ihren Sitz nach Berlin verlegt haben (wie die Darmstädter Bank, der A. Schaaffhausensche Bankverein), und findet

seinen ziffermäßigen Ausdruck in dem wachsenden Anteil, den die in den Bankgeschäften Berlins beschäftigten Personen von der Gesamtheit ausmachen; das waren 1882 21,8%, 1895 23,7% und 1907 ebenfalls 23,7%. Über die Größenverhältnisse gibt uns die Gewerbestatistik leider keine Aufschlüsse, da sie die Filialen (Depositenkassen) der großen Banken als je 1 Betrieb zählt, wodurch naturgemäß ein die Wirklichkeit ganz und gar entstellendes Bild zutage tritt; in der Vermehrung dieser Saugpunkte äußert sich gerade der von uns allgemein festgestellte Konzentrationsprozeß im Bankwesen, während nach den Ziffern der Gewerbestatistik die Dezentralisation mit jeder neuen Depositenkasse größer wird.

Nicht minder aber wie die äußere Struktur hat sich die innere Organisation des Bankwesens während des verflossenen Jahrhunderts von Grund aus verwandelt.

Sehen wir von den Notenbanken ab, von denen schon die Rede war, so beschränkten sich die „Bankgeschäfte" der meisten Bankiers bis um die Mitte des Jahrhunderts, ja bei den kleineren und mittleren bis in die 1860er Jahre hinein wesentlich auf den Geldhandel. Es waren (Geld-)„Wechselbanken" im ganz primitiven Sinne, die großenteils von der Buntscheckigkeit des deutschen Münzwesens ihren Nutzen zogen. Ein Bankier, der die 1860er Jahre schon mit Bewußtsein durchlebt hat, schilderte mir den sehr niederschlagenden Eindruck, den der Übergang zur einheitlichen Reichswährung auf weite Kreise des Bankiertums gemacht habe: man sei der Überzeugung gewesen, daß damit den Bankiers der Lebensnerv unterbunden worden sei. In der Tat — wie wir noch sehen werden — war für die heute im Vordergrunde stehenden Bankiergeschäfte bis in die Mitte des Jahrhunderts noch kein Boden vorhanden: das Diskontierenlassen der Wechsel war noch sehr wenig in Übung, der Effektenmarkt war beschränkt, der Depositen- und Kontokorrentverkehr lag bei dem niedrigen Reichtumsniveau noch in den Windeln.

So finden wir es sehr begreiflich, wenn wir hören, daß in der ersten Hälfte des Jahrhunderts das Bankiergewerbe häufig mit andern Berufszweigen verbunden war. Im Jahre 1823 gab es in Frankfurt a. M. 275 Kaufleute, die sich mit „Wechsel, Kommission und Spedition" befaßten (nach Kanter): Kommission und Spedition waren ein besonders bei Bankiers beliebtes Nebengewerbe.

Die zweite Hälfte des Jahrhunderts bringt nun zunächst die Verselb-

ständigung des Bankierberufes. Daneben ein Zurücktreten des Geldwechselgeschäfts gegenüber den übrigen Zweigen der Bankiertätigkeit, die heute recht eigentlich das Wesen des Bankbetriebes ausmachen und deren Entfaltung zu beobachten uns nunmehr obliegt.

Unter den Vornahmen, durch die heutzutage der Bankier seinen Gewinn vornehmlich erzielt, bilden die eigentlichen Bankgeschäfte nur einen kleinen Teil. Fangen wir aber mit der Inaugenscheinnahme der letzteren an, so erscheint heute als das wichtigste Aktivgeschäft die Diskontierung von Wechseln. Der Wechsel ist eine der normalen Formen der Zahlung im modernen Geschäftsverkehr geworden, und seine Verwendung hat auch in Deutschland stetig zugenommen. Wir kennen (dank der Wechselsteuer) seit 1872 die Beträge der jährlich in Umlauf gesetzten Wechsel und können daraus die wachsende Bedeutung dieses Zahlungsmittels für unser Wirtschaftsleben erkennen. Schon ein Vergleich der letzten Jahrzehnte des neunzehnten Jahrhunderts ergibt eine beträchtliche Zunahme des Wechselverkehrs. In dem Jahrfünft 1876—1880 (allerdings einem ruhigen Zeitlauf) wurden 58850 Millionen Mark in Wechseln bezahlt, dagegen von 1896—1900 97530 Millionen Mark, also damals im Jahresdurchschnitt 11770 Millionen Mark, jetzt 19506 Millionen Mark. Damals 266,8 Mark, heute 358,6 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

Seitdem ist aber der Wechselumlauf noch weiter gestiegen. Nach den amtlichen Veröffentlichungen im Deutschen Reichsanzeiger wurden im Jahre 1911 in Deutschland für 32555 Millionen Mark Wechsel in Umlauf gesetzt; das sind 498 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

Der Wechsel hat nun aber seine Bedeutung als Zahlungsmittel im modernen Verkehr erst recht erhalten in dem Maße, wie sich seine sofortige Realisierung ermöglichen ließ, d. h. sich die Banken zum Ankauf der Wechsel ihrer Diskontierung bereit fanden. Was diese Einrichtungen damit für das Wirtschaftsleben leisteten, war eine beträchtliche Beschleunigung des Kapitalumschlags, die die Seele des modernen Geschäftsgetriebes geworden ist. Die Sitte, sich den Geldbetrag, über den der Wechsel lautet, vor dessen Verfallzeit zu beschaffen, um die entsprechende Summe soviel früher wieder werbend anlegen zu können, ist in Deutschland erst im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts allgemein geworden. Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts war sie selbst im fortgeschrittenen Hamburg eben im Entstehen begriffen. Der immer vorzüglich unterrichtete Büsch schreibt in der 1792

zuerst erschienenen „Theoretisch-praktischen Darstellung der Handlung": „Es ist noch nicht gar lange, da ein Kaufmann es als seinem Kredit schädlich ansah, wenn er einen Wechsel diskontieren ließ." Nun habe sich zwar die Sitte eingebürgert, weil die Handlung so lebhaft geworden sei, „daß auch der solide (!) Kaufmann für jeden Tag es als Verlust ansieht, wenn sein Geld müßig steht". Immerhin aber: „Der Kaufmann läßt es nicht gern zu jedermanns Wissenschaft kommen, daß er seine Wechsel zum Diskont weggegeben habe." Und heute wird man getrost sagen dürfen, daß noch nicht ein Prozent aller Wechsel undiskontiert bleibt. Einen sehr starken und noch immer wachsenden Anteil am Diskontgeschäft hat die Reichsbank, die Wechsel auf das Inland 1872 für 3872, 1900 für 8552, 1911 für 11307 Millionen Mark ankaufte, das heißt von dem Gesamtbetrage der in Umlauf gelangten Wechsel bzw. 30,1 und 36,7%. Um sich eine Vorstellung von dem gewaltigen Anschwellen des Diskontogeschäfts zu machen, vergleiche man etwa die von der Königlichen Bank und dann der Preußischen Bank in ihren Anfängen übernommenen Wechsel mit den obigen Ziffern. Von dieser wurden übernommen Wechsel 1847 im Betrage von 102,7, 1848 für 80,5, 1849 für 64,6, 1850 für 82,5, 1851 für 78,6, 1852 für 103,5 Millionen Taler, das ist im Durchschnitt noch nicht der fünfzehnte Teil des Betrages, den die Preußische Bank zu Beginn der 1870er Jahre diskontierte, und weniger als der vierzigste Teil der von der Reichsbank heute übernommenen Wechsel. Und während der Wechselbestand der Reichsbank im Jahre 1911 durchschnittlich 1077777000 Mark betrug, bezifferte sich derjenige der Königlichen Bank von Berlin am Schlusse des Jahres 1820 auf 514700 Taler, also auf etwas mehr als 1½ Millionen Mark gegen die Milliarde Mark der Reichsbank heute. Die Wechselbestände bei sämtlichen deutschen Banken haben sich im letzten Jahrzehnt ebenfalls fast verdoppelt. Sie stiegen von 1661 Millionen Mark im Jahre 1891 auf 3087,1 Millionen Mark im Jahre 1900, auf 4138347 (bei der Reichsbank und den 165 Kreditbanken). Hierbei ist jedoch ein beträchtlicher Teil der Wechsel mehrmals gezählt. Beispielsweise sind die von der Reichsbank diskontierten Wechsel überwiegend von Banken bereits angekaufte und rediskontierte Wechsel. Diese Funktion der Reichsbank — die Bank der Banken zu werden — hat sich immer stärker entwickelt.

So beträchtlich nun aber auch die Beträge sein mögen, die heute durch Wechsel umgesetzt werden: sie erscheinen uns doch geringfügig, wenn wir

sie mit dem Gesamtwert der jährlich in einem Wirtschaftsgebiet, wie Deutschland, zu leistenden Zahlungen in Vergleich stellen. Was sind 20 Milliarden Mark, wenn allein der Wert des deutschen Außenhandels (Generalhandel) im Jahre 1911 19 Milliarden Mark betrug? Und in der Tat würde uns die verhältnismäßig doch nur geringe Entwicklung des Wechselverkehrs — stieg doch beispielsweise der Wert des deutschen Außenhandels von 1872 bis 1900, also in demselben Zeitraum, in dem der Umsatz in Wechseln um etwa 50% anwuchs, um annähernd 100% — unverständlich bleiben, wenn wir nicht wüßten, daß gleichzeitig sich andere Formen eines erleichterten Zahlungsverkehrs im Giro- und Abrechnungswesen zu großer Vollkommenheit herausgebildet hätten. Der Löwenanteil an dieser Entwicklung fällt wiederum der Reichsbank zu. Sie hat vor allem durch Einführung der unentgeltlichen Fernüberweisung ganz erheblich zur Ausgestaltung der Bargeld ersparenden Zahlungsmethoden in Deutschland beigetragen. Denn die Leistungen der Preußischen Bank im Giroverkehr gingen über die Vorteile, welche auch die privaten Institute in diesem Geschäftszweige zu bieten vermochten, nicht hinaus. Im Giroverkehr beschränkte sie sich hauptsächlich auf Berlin; außerhalb Berlins bestand 1875 nur noch die unbedeutende Giroanstalt in Danzig. Eine wirklich bedeutende Entwicklung hatte vor Begründung der Reichsbank der Giroverkehr nur in Hamburg erfahren, wo er durch die staatliche Girobank als Platzverkehr fast bis zur Vollendung ausgebildet worden war. Diesen Giroverkehr, im wesentlichen in seinen bisherigen Formen, übernahm die Reichsbank mit der Hamburger Bank, und nach seinem Muster ist dann mit den entsprechenden Veränderungen der Giroverkehr von ihr über ganz Deutschland organisiert und zu großer Entfaltung gebracht worden. Während die Umsätze im Giroverkehr bei der Preußischen Bank im Jahre 1875 nur 834 Millionen Mark, bei der Hamburger Bank 2658 Millionen Mark betragen hatten, haben sie sich im ersten Jahre des Bestehens der Reichsbank auf 16,7 Milliarden Mark, bis zum Jahre 1900 auf 164, bis 1911 auf 358 Milliarden Mark gehoben. Die Zahl der Konten, welche die Reichsbank von den beiden genannten Instituten übernommen hatte, betrug insgesamt nicht viel mehr als 700. Sie steigerte sich noch im Jahre 1876 auf 3245, bis zum Ende des Jahres 1900 auf 15847, bis dahin 1911 auf 24974. Eine Ergänzung hat der Giroverkehr in dem ebenfalls von der Reichsbank geförderten Abrechnungswesen erfahren. Im Jahre 1883 ist von ihr mit der Begründung

von Abrechnungsstellen begonnen worden, deren Prinzip, wie bekannt, darin besteht, daß die Vertreter der beteiligten Banken ihre Wechsel, Schecks, Rechnungen usw. gegeneinander verrechnen und nur die Restbeträge zur Auszahlung bringen oder auf ihren Girokonten bei der Reichsbank verbuchen lassen. Die erste Abrechnungsstelle wurde 1883 in Berlin errichtet. In demselben Jahre folgten Frankfurt a. M., Stuttgart, Köln, Leipzig, Dresden und Hamburg nach, 1884 Breslau und Bremen, 1893 Elberfeld. Der Betrag, der in diesen neun, bzw. zehn Abrechnungsstellen zur Verrechnung gelangte, bezifferte sich 1884 auf 12,1 Milliarden Mark und war 1900 auf 29,5,1910 (bei nunmehr 20 Abrechnungsstellen) auf 54,3 Milliarden Mark gestiegen, während die Zahl der Mitglieder sich in dem gleichen Zeitraum nur von 112 auf 126 auf 222 vermehrt hat. Ein neues Symptom für die starke Konzentrationstendenz im Bankwesen!

Wenn ich nunmehr die den deutschen Banken eigentümliche Organisation darzustellen versuche, so berühre ich damit — leider ließ es sich nicht ganz vermeiden, da dieser Punkt von wesentlicher Bedeutung für das Verständnis der wirtschaftlichen Entwicklung Deutschlands ist — ein theoretisches Problem, das zu den verzwicktesten der ganzen Volkswirtschaftslehre gehört und liebevolles Eingehen erheischt, während ich mich in diesem Zusammenhange mit wenigen Andeutungen begnügen muß.

Diejenigen Operationen, von denen bisher die Rede war und denen noch die Darlehngewährung gegen Unterpfand (das Lombardgeschäft) sich zugesellt, bilden einen in sich geschlossenen Kreis von bankmäßiger Tätigkeit, so daß man sie häufig als Bankgeschäfte im engeren Sinne bezeichnet. Wollte man versuchen, das Kriterium ihrer Abgrenzung genau anzugeben, so würde man in Verlegenheit geraten. Deutlich wahrnehmbar ist ein solches nur bei den hauptsächlich in Frage kommenden Aktivgeschäften: dem Diskontieren von (Waren-)Wechseln und dem Lombardieren von Waren. Hierbei handelt es sich nämlich um eine Kreditgewährung ganz bestimmter Art. Den Kredit, der hier gewährt wird, habe ich Zirkulationskredit zu nennen vorgeschlagen, weil er im wesentlichen dazu dient, den wirtschaftlichen Zirkulationsprozeß zu befördern. Derjenige, der einen Warenwechsel diskontieren läßt, erhält von der Bank keinen neuen Wert geliehen, sondern der ihm schon gehörige Wert erhält nur eine andere Form: die Geldform. Der Wechselinhaber sucht nicht Kapital (d. h. neue Fonds zur Begründung oder Erweiterung einer Unternehmung), sondern lediglich Geld. Er wünscht

frühere Realisierung, sofortige Flüssigmachung einer ihm zustehenden Forderung. Diesem normalen Aktivgeschäfte steht als normales Passivgeschäft das Depositengeschäft gegenüber, in dem nichts anderes sich vollzieht, als eine Überlassung flüssiger Mittel, die im Augenblick weder in Produktionsmitteln noch in fertigen Waren gebunden sind. Durch die Verwendung solcher momentan ungebundener Barmittel, der Depositen (die natürlich nicht notwendig die Metallgeld- oder auch nur Geldsurrogatform anzunehmen brauchen) zur sofortigen Realisierung später fällig werdender, aber schon vorhandener Forderungen vollzieht eine Bank also nichts weiter, als daß sie die Warenzirkulation im Gang erhält. Wollte man die Banken, die sich auf diese Tätigkeit beschränken, ihrem inneren Wesen entsprechend richtig bezeichnen, so müßte man sie Realisations- oder Zirkulationskreditbanken nennen.

Es ist nun aber die hervorstechend charakteristische Eigenart der deutschen Banken (mit Ausnahme der Notenbanken), daß sie diese Abgrenzung ihrer Tätigkeit nie vorgenommen haben, mit andern Worten, daß sie sich (namentlich die großen nicht) niemals darauf beschränkt haben, Zirkulationskredit zu erteilen, sondern eine ihrer Hauptaufgaben gerade in der Erteilung von Produktionskredit gesucht haben. Als Produktionskredit bezeichne ich denjenigen, der den einem Unternehmer zur Verfügung stehenden Wertbetrag ausweitet, also das Kapital vermehrt. Die „Banken", die solchen Kredit gewähren, die sich also direkt oder indirekt an der Begründung oder Vergrößerung kapitalistischer Unternehmungen beteiligen, müßte man Produktionskreditbanken nennen, während sie heute unter verschiedener Bezeichnung als Effektenbanken, Kreditmobilierbanken, Kreditbanken im engeren Sinne, Finanzgesellschaften usw. bekannt sind. Solcher Art sind nun aber, wie gesagt, fast alle deutschen Banken, namentlich die großen, oder wenigstens sie tragen diesen Charakter als Produktionskreditbanken auch.

Der Mittel und Wege, Produktionskredit zu gewähren, gibt es, wie man weiß, viele. Die Form ist häufig dieselbe wie bei sonstiger Kreditgewährung, weshalb denn die Unterschiedlichkeit oft gar nicht beachtet wird. Die Kredite können gewährt werden gegen persönliche oder sachliche Garantien, kommen aber auch häufig als Blankokredite vor. Dabei pflegen die Größe und Bedeutung der Banken mit der Größe und Bedeutung der durch Kredit unterstützten Handels- oder Industrieunternehmungen parallel zu gehen: die großen Banken interessieren sich für die großen Unternehmungen,

die mittleren Institute, namentlich auch die leistungsfähigeren Privatbankiers, für die mittleren Unternehmungen. Während für die niedrigste noch gerade kreditwürdige Schicht des kommerziellen und gewerblichen Unternehmertums, für die Kategorie der kleinkapitalistischen Unternehmer, wie ich sie nenne, eine Kreditgewährung auf genossenschaftlichem Boden sich als die geeignetste Form erwiesen hat. Damit habe ich Gelegenheit gehabt, die namentlich durch die unermüdliche Tätigkeit des Patrimonalrichters Schulze aus Delitzsch seit 1850 zur Ausbreitung gelangten „Vorschußvereine" und „Volksbanken" wenigstens zu erwähnen. Sie bilden heute zweifellos einen wichtigen organischen Bestandteil des deutschen Kreditsystems, namentlich auch als Diskontobanken, sollten jedoch in ihrer Bedeutung für das gesamte Wirtschaftsleben nicht (wie es oft genug geschieht) überschätzt werden, da eine einzige Großbank Kreditgeschäfte im vielfachen Betrage der sämtlichen genossenschaftlichen Kreditgewährungen unternimmt. So weit der genossenschaftliche Kredit von dem Bauerntum in den ländlichen Darlehnskassen genutzt wird (in welchem Falle er eine ganz besondere Bedeutung erhält), komme ich auf ihn im 13. Kapitel noch einmal zu sprechen.

Eine mehr und mehr beliebte Form der Gewährung von Produktionskredit ist in den letzten Jahren der Akzeptkredit geworden. Dieser besteht darin, daß eine Bank ihren Kunden nicht Bargeld oder Noten als Darlehn gibt, sondern von ihnen gezogene Wechsel akzeptiert. Vermittelst solcher Bank- oder Finanzwechsel sind namentlich aus dem Auslande beträchtliche Fonds dem deutschen Unternehmertum zugeflossen. Die Ausweise der Banken belehren über die wachsende Bedeutung der Akzepte. Nach den schon zitierten Zusammenstellungen betrug die Summe der Akzepte bei den deutschen „Kreditbanken" im Jahre 1889 erst 516,0 Millionen Mark, 1900 dagegen 1294,2 und 1910 2098,8 Millionen Mark.

Diesem Interesse der Banken und Bankiers für die produktive wirtschaftliche Tätigkeit, so hinderlich es für die Entwicklung mancher Zweige des eigentlichen Bankgeschäftes gewesen sein mag, ist zweifellos ein guter Anteil an dem Aufschwung des deutschen Wirtschaftslebens zuzuschreiben. Die Banken sind in Deutschland geradezu Beförderer des Unternehmungsgeistes geworden, Schrittmacher für Industrie und Handel.

Aber sie sind vielfach dabei noch nicht einmal stehen geblieben. Sie sind mit einem beträchtlichen Teil ihres Vermögens selbst zu industriellen oder

kommerziellen Unternehmern geworden. Es ist mit Recht öfters darauf hingewiesen worden, daß ein großer Teil der Vornahmen, die heute die wesentliche Tätigkeit unserer Banken und Bankiers ausmachen, überhaupt gar keine Kreditgeschäfte (geschweige denn Bankgeschäfte im engeren Sinne) mehr sind. In der Tat kann man es unter keiner Form als Kreditgewährung konstruieren, wenn eine Bank mit ihrem Stammkapital Eisenbahnen baut oder elektrische Anlagen einrichtet. Sie tritt dann vielmehr als eine Transport- oder gewerbliche Unternehmerin auf. Was sich heute gerade wiederum in Deutschland so häufig vollzieht, die „Finanzierung“ irgendwelcher produktiven Unternehmungen durch die Banken, ist nichts anderes als ein Symptom für die fortschreitende Kapitalkonzentration im Gebiete des Transports, der Industrie und des Handels, die nur zufällig von den Banken oder den Bankiers ausgeht, weil hier die stärkste Ansammlung von Geldvermögen erfolgt ist. Leider besitzen wir keinerlei ziffernmäßigen Anhalt, um den Stärkegrad dieser eben gekennzeichneten Entwicklungstendenz zu ermessen. Die Angaben, die die Bankausweise über die Höhe des Konsortial- oder Effektenkontos enthalten (ganz abgesehen davon, daß sie sich immer nur auf Aktien- und ähnliche Gesellschaften beziehen, während es gerade die Privatbankiers sind, die in wachsendem Umfange kommerzielle oder industrielle Unternehmer werden), geben deshalb nicht vollen Aufschluß, weil sie diejenigen Beträge von Wertpapieren mitenthalten, mit denen die Bank entweder nur spekuliert oder die sie nur emittiert, also nur als Kommissionärin in ihrem Besitze hat, während umgekehrt Beteiligungen an produktiven Unternehmungen auch im Debitorenkonto gebucht sein können. Immerhin verdienen die Ziffern, die die Entwicklung des Effekten-Konsortialkontos zum Ausdruck bringen, auch an dieser Stelle Beachtung. So sind bei den elf großen Berliner Banken allein seit 1897 bis zum Jahrhundertschluß die Bestände dieses Kontos von 292,1 Millionen Mark auf 417,5, bis 1910 (bei 9 Banken) weiter auf 961719 Millionen Mark angewachsen, die sich auf die einzelnen Banken wie folgt verteilen: Diskontgesellschaft 174, Deutsche Bank 195,6, Dresdner Bank 142,4, Darmstädter Bank 108,7, Berliner Handelsgesellschaft 94,2, Schaffhausener Bankverein 110,5, Nationalbank 61,9, Mitteldeutsche Kreditbank 19,1 Millionen Mark. Eine unmittelbare Anteilnahme der Großbanken an dem industriellen Leben tritt in der starken Vertretung in den Aufsichtsräten der großen Aktiengesellschaften zutage.

Will man in diesen Fällen eigener Unternehmerschaft überhaupt noch von Banken reden, so könnte man derartige Geschäfte Produktionsbanken nennen. Man weiß ja aber, daß die deutschen Banken überhaupt keine reinliche Scheidung vornehmen zwischen den verschiedenen Verwendungen, denen ein großes Geldreservoir dienen kann. Deshalb wird auch jede zusammenfassende oder trennende Bezeichnung verfehlt sein müssen. Klar ist nur die Heterogenität der verschiedenen Geschäftsarten, zu denen wir nun endlich noch eine hinzuzufügen haben, die recht eigentlich den Mittelpunkt der Tätigkeit vieler Banken und Bankiers bildet, das ist das, was man in einem weiteren Sinne den Effektenhandel nennen kann. Um diesen jedoch in seiner ganzen Bedeutung, die er heutzutage für das Bankgeschäft besitzt, ermessen zu können, ist es nötig, uns über Wesen und Umfang des sogenannten Kapital- oder Effektenmarktes im allgemeinen einige Kenntnis zu verschaffen.

2. Der Effektenmarkt

Unter Effekten oder Fonds versteht man im wesentlichen vertretbare Wertpapiere, zu Vermögensbezügen berechtigende Rechtsurkunden, die nicht ein Rechtsverhältnis zwischen bestimmten Personen begründen, sondern nur ein solches zwischen dem zufälligen Inhaber des Titels und einer dritten Person, weshalb der Jurist sie als Inhaberpapiere, titres au porteur zu bezeichnen pflegt. Sie sind, zumal in Deutschland, mit verschwindenden Ausnahmen erst im neunzehnten Jahrhundert in Übung gekommen und sind der Ausdruck eines Entwicklungsprozesses von tiefgehender Bedeutung, den die wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnisse während dieses Zeitraums durchgemacht haben.

Es handelt sich, wie ersichtlich, darum, daß auch die Vertragsverhältnisse, die die Geldbesitzer anteilsberechtigt auf die Wertbezüge aus ihrem Vermögensbesitz machen, eine Versachlichung erfahren haben; daß an die Stelle qualitativ gefärbter persönlicher Beziehungen das unpersönliche, weil rein quantitative Geldverhältnis getreten ist. Es sind also ganz analoge Vorgänge zu den Wandlungen, die wir in dem Verhältnis des Menschen zur Natur, sei es des theoretischen in den Naturwissenschaften, sei es des praktischen in der Technik, ebenso wie in der gesamten wirtschaftlichen Organisation beobachtet haben.

Die Erinnerung an die wichtigsten Beispiele wird dem Leser verdeutlichen, was ich meine.

Als die Fürsten oder sonstige Vertreter öffentlicher Interessen zuerst sich die ihnen fehlenden Geldmittel auf dem Wege der Anleihe zu beschaffen suchten, schlossen sie mit einer oder einigen bestimmten Personen einen ganz individuell gefärbten Darlehnsvertrag ab. Und auch die Anleihen der Staaten oder Städte tragen ursprünglich durchaus den Charakter privater Schuldverhältnisse; gekennzeichnet vor allem durch das beiden Vertragschließenden zustehende Kündigungsrecht. In dem Maße, wie die „Anleihen" zu organischen Bestandteilen der modernen Staatswirtschaft wurden, mußte das Kündigungsrecht des Gläubigers für den Staat zu einer unerträglichen Fessel, ja geradezu einer Gefahr für seinen Bestand sich gestalten. So wurde im Laufe der Zeit das beliebige, schließlich jedes Kündigungsrecht des Gläubigers beseitigt. Das hätte aber eine empfindliche Beschränkung des Kredits für den geldsuchenden Staat bedeutet, wenn es keinen Ausweg gegeben hätte, um die dauernde Festlegung einer Wertsumme in der Anleihe, die für den Geldgeber ein Wegfall seines Kündigungsrechtes bewirkt haben würde, zu verhindern. Der Ausweg fand sich. Man immobilisierte zwar das Anleiheverhältnis, aber man mobilisierte die Beziehungen der Staatsgläubiger, indem man die Titel der öffentlichen Anleihe zu Inhaberpapieren machte, d. h. jedermann, der sie von dem ersten Besitzer erwarb, mit gleichen Rechten gegenüber dem Staate ausstattete, wie den ursprünglichen Geldgeber. Der Staat kontrahierte seine Schuld nicht mehr mit dem bekannten A oder B, sondern mit einer unbekannten Menge, deren Zusammensetzung täglich wechselte und die zu dem geldsuchenden Staate nur noch in das durch die Rechtsurkunde, in deren Besitz sie sich befand, vermittelte, also rein sachliche Verhältnis der Zinsberechtigung eintrat. Damit war die erste große Kategorie der modernen Effekten geschaffen: die Schuldverschreibungen öffentlicher Körper.

Ein ganz ähnlicher Vorgang, wie er hier zu den modernen Anleihetiteln der Staaten oder Kommunen führt, hat dann den Pfandbrief geschaffen. Auch er soll dazu dienen, dem geldbedürfenden Grund- und Hausbesitzer Mittel zur Verfügung zu stellen, deren Verabreichung nicht mit dem Odium der beliebigen Kündigung behaftet ist (wie in den meisten Fällen die Privathypothek); er soll ferner den Kreis der geldgebenden Personen ausweiten helfen dadurch, daß er (zumal wenn er durch halböffentliche Institute wie

die preußischen Landschaften vermittelt wird) eine größere Kreditwürdigkeit als die Einzelhypothek erlangt und durch seine leichte Verkäuflichkeit und seine Zerteilung in kleine Beträge mehr Leuten die Erwerbung ermöglicht. Was seine Einbürgerung im Gefolge hat, ist aber offenbar wiederum jene Entseelung des Vertragsverhältnisses zwischen Grundbesitzer und Geldleiher, das solange einen persönlichen Zug behält, als es zwischen zwei lebendigen Menschen für einen konkreten Fall zum Abschluß gelangt.

Der Ausgabe von Pfandbriefen widmen sich außer den schon erwähnten halböffentlichen Instituten, den Landschaften, die auf kapitalistischer Basis ruhenden Hypothekenbanken. Während die Landschaften, deren es jetzt in Preußen 17, außerhalb Preußens 3 gibt, wie ich an einer anderen Stelle bereits erwähnte, fast sämtlich schon im achtzehnten Jahrhundert ins Leben getreten sind (die älteste ist die schlesische L., deren Reglement vom 9. Juli 1770 datiert), fällt die Gründung sämtlicher heute bestehenden Hypothekenbanken in die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. 1863 bestanden erst 3 Hypothekenbanken. Der größere Teil (29 von insgesamt 40) ist nach 1870 entstanden. Von den heute vorhandenen 40 Hypothekenbanken, die nach den Zusammenstellungen Hechts über ein eingezahltes Aktienkapital von 554,3 Millionen Mark verfügen, haben 36 das Recht zur Ausgabe von Inhaberpfandbriefen; von diesen entfallen 11 auf Preußen, 7 auf Bayern, 2 auf Württemberg, 3 auf Sachsen, 13 auf die übrigen deutschen Staaten. Während die Landschaften nur landwirtschaftlich genutzte Grundstücke beleihen, erstreckt sich die Tätigkeit der meisten Hypothekenbanken gleichermaßen auf städtische wie auf ländliche Grundstücke. Über die rasch zunehmende Bedeutung der Hypothekenbanken unterrichtet folgende ebenfalls von Dr. Hecht herrührende Zusammenstellung. Es betrugen in runden Zahlen:

	Aktienkapital	Hypothekenbestand	Pfandbriefumlauf
1863	19 Mill. Mk.	8 Mill. Mk.	5 Mill. Mk.
1869	60 „ „	157 „ „	115 „ „
1879	261 „ „	1483 „ „	1363 „ „
1893	289 „ „	4066 „ „	3320 „ „
1899	587 „ „	6574 „ „	6214 „ „
1910	505,4 „ „	10316,8 „ „	10623,3 „ „

(Die Zahlen für 1910 nach dem Stat. Jahrb. d. D. R.)

Ganz besonders deutlich aber tritt die Tendenz zur Versachlichung ehemals persönlicher Beziehungen zutage bei der dritten Kategorie moderner Effekten: den Aktien und Obligationen kapitalistischer Unternehmungen. Wo ehedem der Einzelunternehmer allein Leiter, Organisator und Anteilsberechtigter gewesen war, erscheint jetzt die völlig unpersönliche Schar der zufälligen Inhaber von Aktien oder Obligationen. Das kapitalistische Verhältnis, das, wie wir wissen, seiner Natur nach zur Unpersönlichkeit drängt, kommt somit in der modernen Aktiengesellschaft am reinsten und folgerichtigsten zum Ausdruck.

Es fragt sich, ob wir diese Tendenz zur Versachlichung ökonomischer Anteilsberechtigungen, wie sie in den bezeichneten drei Richtungen sich in der neueren Zeit immer stärker fühlbar gemacht hat, ziffernmäßig zu erfassen, d. h. also ob wir die Wertbeträge der solchermaßen entstandenen unpersönlichen Bezugsrechte mit einiger Zuverlässigkeit festzustellen vermögen.

Für den Anfang der 1890er Jahre bezifferte Schmoller das in Effekten angelegte Vermögen der preußischen Staatsangehörigen auf 16—20 Milliarden Mark, das wäre etwa ein Viertel des privaten preußischen „Kapitalvermögens". Davon dürfte ein Drittel auf Pfandbriefe, etwa die Hälfte auf öffentliche Schuldverschreibungen und ein Sechstel auf Aktien entfallen sein.

Heute (1910/11) werden wir den Betrag um das Doppelte sicher, vielleicht um das anderthalb- bis zweifache, höher ansetzen müssen. Was wir kennen ist folgendes: ich teile, wenn ich nichts anderes dazu bemerke, die Ziffern nach den Zusammenstellungen des Statistischen Jahrbuchs für das D. R. (Jahrgang 1912) mit:

1. Die Schuldverschreibungen des Reichs und der 4 Bundesstaaten betragen rund	20	Milliarden	Mark
2. Die der Stadt- und Landgemeinden	5,7	"	"
3. Die im Umlauf befindlichen Pfandbriefe deutscher Hypothekenbanken	10,3	"	"
4. Die der Landschaften (nach der Zusammenstellung für Preußen im Stat. Jahrb. f. d. Preuß. Staat)	3	"	"
5. Das nominelle Aktienkapital der Deutschen Aktiengesellschaften	14,7	"	"
	53,7	Milliard.	Mark

Im ganzen ergäbe sich also ein Betrag von 53—54 Milliarden Mark, den die in Deutschland emittierten Effekten heute darstellten. Dieser ist nun natürlich wiederum nicht identisch mit dem Betrage der in deutschem Besitze befindlichen oder an deutschen Börsen gehandelten Effekten. Zahlreiche deutsche Werte besitzen Ausländer, aber in sicher viel größerem Umfange besitzen Deutsche fremde Werte: Für den Anfang der 1890er Jahre schätzte man diesen Betrag bereits auf 10 Milliarden Mark, heute ist er ein vielfaches dieser Summe. Vielleicht beträgt der Überschuß der in deutschen Händen befindlichen fremden Werte über die von Ausländern besessenen deutschen Werte bereits so viel, daß wir den in deutschen Händen überhaupt befindlichen Effektenbesitz auf 60 Milliarden wohl nicht zu hoch veranschlagen.

Eine dritte Größe ist der Betrag der an deutschen Börsen gehandelten Papiere. Das waren im November 1911 an der Berliner Börse 57056,03 Mill. Mark (Kurswert), wovon 45095,81 Mill. Mark auf festverzinsliche, 11960,21 Millionen Mark auf Dividendenpapiere entfielen.

Es ist nun leicht begreiflich, daß sich für die solcherart rasch entstehenden Effekten, deren Leben damit beginnt, einer möglichst großen Anzahl von Reflektanten zugeführt zu werden, deren weiterer Lebenslauf oft genug durch Wanderung von Eigentümer zu Eigentümer ausgefüllt ist, die also ihrer innersten Natur nach auf das Kommerzium angewiesen sind, denn sie verfehlen ihren Lebenszweck, wenn sie nicht gekauft und verkauft werden: daß für solcherart ideale Handelsobjekte sich sehr bald ein besonderer, der Eigenart des neuen Artikels Rechnung tragender Markt entwickelte. Dieser Markt, auf dem Effekten gehandelt werden, heißt, wie man weiß, im gewöhnlichen Sprachgebrauch die Fonds- oder Effektenbörse.

Ihre Entwicklung in Deutschland gehört fast vollständig dem neunzehnten Jahrhundert an. Was wir aus dessen ersten Jahrzehnten erfahren, läßt auf nur ganz geringe Ansätze zu einem regelmäßigen Effektenmarkte an der Berliner und Frankfurter Börse schließen. Hier wurden im wesentlichen nur einige Kurse von Wechseln und Geldsorten notiert, zu denen seit den 1820er Jahren die Notierungen der von Städten und Provinzen ausgegebenen Kreditpapiere, sowie einiger exotischer Staatsanleihen, wie der spanischen, hinzutraten. Daß in diesen ein reger Verkehr stattgefunden hat, dürfen wir aus dem Erlaß zweier preußischer Ordnungen von 1836 und 1840 schließen, die ein Verbot von Zeitgeschäften erst in spanischen, dann in allen fremden Papieren aussprachen. Aber einen bedeutenden Auf-

schwung nahm der Geschäftsverkehr an den deutschen Effektenbörsen doch erst seit dem Beginn der Eisenbahnära, d. h. mit dem Eintritt der Eisenbahnwerte in den Börsenhandel. Seltsam: jedesmal wenn eine solche neue Epoche für die Effektenbörse anbricht, fühlt sich (wenigstens in Preußen) auch die Staatsgewalt veranlaßt, ihre warnende Stimme zu erheben und irgendein Verbot zu erlassen. So wurde durch Reglement vom 25. Mai 1844 das Termingeschäft in Eisenbahnwerten untersagt.

Die rasche Entfaltung des Kapitalismus während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts führt dann der Effektenbörse in immer beträchtlicheren Mengen neue Werte zu, von deren Beträgen ich dem Leser bereits eine ziffernmäßige Vorstellung zu vermitteln versucht habe. Am klarsten tritt die zunehmende Bedeutung der Effektenbörse in den rasch anschwellenden Kursberichten der großen Plätze in die Erscheinung. So wurden an der Berliner Börse am 31. Dezember 1870 erst 359 Werte notiert, dagegen am 31. Dezember 1880 662, am 31. Dezember 1890 1014, am 31. Dezember 1900 1808, am 31. Dezember 1910 2844. Man beachte die progressive Zunahme in den letzten Jahrzehnten! Wie sich diese Zunahme auf die einzelnen Gruppen verteilt, ersieht der Leser aus der in Anlage 8 wiedergegebenen Tabelle.

Die dort mitgeteilten Ziffern geben uns ein deutliches Spiegelbild von den Wandlungen, die der Effektenmarkt durchgemacht hat. Im Jahre 1870 herrschen auf ihm die Eisenbahnwerte fast ausschließlich: auf sie entfallen 175 von 359 Wertpapieren. Industrie-Aktien und Obligationen wurden damals nicht mehr als 9 (!) notiert. Ihrer Vermehrung ist nun in den folgenden Jahren die Ausweitung des Effektenmarktes vor allem zuzuschreiben. Ihre Zahl steigt auf 753 im Jahre 1900, auf 1101 im Jahre 1910, während die Eisenbahnwerte der Zahl nach fast unverändert blieben. Einen mächtigen Aufschwung nehmen auch die öffentlichen Schuldverschreibungen, und ganz neu erscheinen auf dem Effektenmarkte die Hypotheken-Pfandbriefe, die jetzt ebenfalls einen bedeutenden Platz an der Effektenbörse einnehmen.

Gleichzeitig mit der Ausweitung des Effektenmarktes vollzieht sich in Deutschland eine Verlegung des Schwergewichts des Börsenververkehrs nach Berlin. Noch bis in die Mitte des Jahrhunderts war Frankfurt a. M. der bedeutendere Platz gewesen. Jetzt wird es von Berlin um ein Vielfaches überragt. Frankfurt, das, abgesehen von seiner provin-

zialen Lage auch dadurch ins Hintertreffen gekommen ist, daß sich in seiner Bankorganisation der Übergang zur großen Aktienbank keineswegs so allgemein vollzogen hat wie in Berlin, muß sich heute im wesentlichen damit begnügen, den Mittelpunkt für den Börsenverkehr in westdeutschen Industriewerten zu bilden, und hat jedenfalls aufgehört, von internationaler Bedeutung zu sein. Frankfurt nimmt jetzt eine Mittelstellung zwischen Berlin und den übrigen großen Provinzbörsen ein, deren Deutschland etwa ein halbes Dutzend besitzt: Hamburg, Dresden, Leipzig, München, Köln, Breslau.

Über die Organisation der deutschen Effektenbörsen und ihre Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert ist wenig zu bemerken. Sie sind im wesentlichen noch heute, was sie in den Anfängen waren: öffentliche Märkte, und unterscheiden sich dadurch scharf von den englischen und amerikanischen Börsen, die vielmehr Privatvereinigungen sind.

Dagegen müssen wir uns nun noch etwas genauer das Getriebe ansehen, das auf den Effektenbörsen herrscht, müssen versuchen, aus dem betäubenden Stimmengewirr, das dem Galeriebesucher aus einem vollen Börsensaale entgegendringt, die Harmonien herauszuhören, die diese bunte Welt beherrschen.

Der Akt, durch den ein neues „Effekt" zum Leben erwacht, heißt Emission. Hebammendienste leisten dabei die größeren Bankhäuser, ohne die es heute für ein Wertpapier kaum mehr möglich ist, in die geheiligten Hallen der Börse einzutreten: es mag sich um die Unterbringung von Anleihen, von Industrieobligationen, Aktien oder sonst etwas handeln. Es ist wiederum eine deutsche Eigenart, auf die ich in dem Abschnitt von den Banken schon hingewiesen habe, daß das Emissionsgeschäft nicht von bestimmten Spezialinstituten (wie in England), sondern von sämtlichen sogenannten Kreditbanken und Bankiers betrieben wird, ganz gleich, was diese sonst für Funktionen ausüben. Daß es sich bei der Emission von Wertpapieren ganz und gar nicht um dasjenige handelt, was man im engeren Sinne Bankgeschäfte nennt, ist klar. Was hierbei die Bank leistet, ist vielmehr eine reine Vermittlungsfunktion zwischen Geldsucher und Geldgeber. Aber nicht um eine bankmäßige Vermittlung handelt es sich, wie sie in der Vereinigung von Depositen- und Wechseldiskontgeschäft erfolgt, wo die Bank selbst Schuldnerin des einen Teils, Gläubigerin des andern wird. Vielmehr beabsichtigt die Bank bei der Emittierung von Werten ganz und gar nicht in ein Kredit-

verhältnis zu treten. Sie erachtet es vielmehr als ein Mißlingen des Geschäfts, wenn sie etwa genötigt ist, die betreffenden Effekten, deren Emittierung sie übernommen hat, längere Zeit oder gar dauernd in ihrem Portefeuille zu behalten. Es unterscheidet sich also das Emissionsgeschäft ebenso scharf von dem Gründungs- oder Beteiligungsgeschäft der Banken.

Was nun an dem Emissionsgeschäft volkswirtschaftlich vor allem interessiert, ist nicht eigentlich seine Bedeutung für den Produktionsprozeß als vielmehr diejenige für den Verteilungsprozeß des Nationalreichtums. Allerdings wird nicht zu leugnen sein, daß dank der Vermittlerrolle, die potente Bankhäuser bei der Geldbeschaffung spielen, eine intensivere Befruchtung der Produktionsunternehmungen mit Kapital stattfindet, als es bei einem direkten Verkehr zwischen diesen und dem Geld besitzenden Publikum der Fall sein würde; denn es ist wohl richtig, daß, namentlich wenn die Banken an der Emission von Aktien und Obligationen interessiert sind, wie in Deutschland, viele Spargelder des Laienpublikums der Industrie und dem Handel zugeführt werden, die sonst ihre Anlage in Staatspapieren oder sonstwie finden würden: ist doch der größte Teil der Bankklientel Wachs in den Händen des gewandten Beraters hinter dem Ladentische der Bankstube. Weit bedeutsamer aber als diese Tatsache ist der andere Umstand: daß durch das Dazwischentreten der Banken eine sehr merkliche Beeinflussung des Anteilsverhältnisses an den Erträgnissen der nationalen Produktion erfolgt. Dadurch nämlich, daß gerade bei den Emissionsgeschäften anerkanntermaßen am meisten „verdient" wird, gelangt ein beträchtlicher, und zwar wachsender Anteil des Nationaleinkommens in die Hände der Hochfinanz oder derjenigen Kreise, die ihr nahestehen. Es zeugt von kindlichen Vorstellungen, wenn man angenommen hat, der Übergang zur gesellschaftlichen Form der Unternehmungen wirke „demokratisierend" auf den Reichtum. Das Gegenteil trifft zu. Je mehr durch die Loslösung des Kapitals von der Person eines individuellen Unternehmens die Kapitalbeschaffung durch Vermittlung der Börse bzw. der Banken erfolgt, desto mehr konzentriert sich der Bezug sagen wir einmal des „Mehrwerts" in wenigen Händen, oder besser ausgedrückt: desto leichter schöpfen kapitalkräftige Personen die Sahne von den Erträgnissen der nationalen Produktion ab: mag sich dann vielleicht auch die übrigbleibende Schlippermilch unter mehr Münder verteilen. Diese Tendenz zur Überführung eines wachsenden Anteils am Nationaleinkommen in die Hände der Finanz- und Börsenkreise ist dann

aber für die gesamte Gestaltung des sozialen Lebens eines Landes von größter Tragweite. Sie ist vor allem dadurch bedeutsam, daß sie recht eigentlich die Großstadtbildung in unsrer Zeit befördert, sofern die großen Städte (wie ich in meinem Kapitalismus näher ausgeführt habe) immer mehr zu Konsumtionszentren sich auswachsen, in denen die Mehrwerte des ganzen Landes zum Verzehr gelangen. Aber das gehört hier noch nicht her.

Um welche Beträge es sich dabei handelt, die auf dem Wege zwischen dem Geld gebenden Publikum und den Kapital suchenden Unternehmungen oder Anleihe bedürfenden Staaten und Städten an den emittierenden Häusern und ihren Hintermännern hängen bleiben, läßt sich natürlich ziffernmäßig genau nicht feststellen. Einigen Anhalt gewährt immerhin das Agio, mit dem die Werte namentlich in Aufschwungszeiten auf den Markt gebracht werden. Gewiß fließt das Agio nicht seinem vollen Betrage nach den Bankkonsortien zu, welche das Papier herausbringen. Einen Teil davon erhalten die Besitzer der alten Aktien, wenn es sich um Erweiterungen oder dergleichen handelt, oder die ehemaligen Geschäftsinhaber bei Umwandlungen privater Unternehmungen in Aktiengesellschaften. Aber der Löwenanteil dürfte doch den Emissionshäusern zufallen, und das sind ganz gewaltige Summen. Es ergibt sich, daß in dem Jahrzehnt von 1891—1900 über eine Milliarde Mark (1028,6 Millionen) an Agio allein an den deutschen Industrieaktien „verdient" worden ist; davon in den letzten vier Jahren über vier Fünftel (846,8 Millionen Mark). Interessant ist auch der Vergleich zwischen dem Agio der Industriepapiere und demjenigen der Bankaktien. Dieses ist wenigstens in den Perioden wirtschaftlichen Aufschwungs erheblich geringer. Natürlich: denn der Gewinn der Banken am Agio ihrer eigenen Aktien würde ja in sehr vielen Fällen aus der einen Tasche genommen sein, um in die andere zu wandern. Darf man vielleicht annehmen, daß die Differenz zwischen dem Agio der Industriepapiere und demjenigen der Bankaktien denjenigen Betrag darstelle, der bei den Emissionen von den emittierenden Konsortien einbehalten wird? Das würde in den Jahren von 1897—1900 etwa die Hälfte des Agios sein, mit dem die Industrieaktien aufgelegt sind.

Das weitere Lebensschicksal des Effekts, nachdem es das Zwielicht der Börse erblickt hat, d. h. „emittiert" ist, gleichzeitig auf dem kommerziellen Standesamt eingetragen und als vollbürtiger Bürger durch Zulassung zur Kursnotiz anerkannt ist, kann sich dann recht verschieden ge-

stalten: sehr ruhig oder sehr bewegt können seine Tage dahinrollen. Wenn es ihm etwa glückt, im Geldschrank des satten Rentiers oder in dem Ledertäschchen der hungrigen Witwe Unterkunft zu finden, die nur nach einem „Anlagepapier" Umschau gehalten hatten und nun, nachdem sie es erworben, sich nur noch mit dem Couponschneiden abmühen, so kann es kommen, daß unser Effekt erst wieder ans Tageslicht gezogen wird, wenn die Erben der ersten Besitzer ihren Teil zu barem Gelde machen wollen und das Papier verkaufen. Obgleich auch im Falle des Erbgangs natürlich keineswegs notwendig eine Veräußerung stattzufinden braucht. Hat man aber an unserm Effekt gleich bei seiner Geburt etwa eine stark nervöse Veranlagung wahrgenommen, das heißt die Fähigkeit, im Kurs leicht zu schwanken, weil es vielleicht Bezugsrechte auf sehr wechselnde Erträge verbrieft, so kann ein ganz anderes Schicksal seiner harren: es kann rastlos von Hand zu Hand wandern, unausgesetzt verkauft und gekauft und wieder verkauft werden. Alle Tage womöglich. Solche fliegenden Holländer nennt man dann Spekulationspapiere. Zwischen diesen beiden Extremen gibt es natürlich unendlich viele Abstufungen.

Man hat wohl zwischen einem „Handel" und einer „Spekulation" in Wertpapieren unterschieden, indem man beim Handel als die leitende Absicht die Deckung eines Bedarfs, bei der Spekulation dagegen lediglich die Erzielung einer den Vertragschließenden vorteilhaften Differenz zwischen dem Einkaufs- und dem Verkaufspreise ansieht. Doch wird sich ein solcher Unterschied schwer in der Praxis mit Sicherheit feststellen lassen. Beide Geschäftsarten gehen ineinander über. Man kann auch nicht sagen, daß die Kassageschäfte nur dem Handel, die Zeitgeschäfte nur der Spekulation dienen. Es kann sehr wohl auch die Spekulation sich der Kassageschäfte bedienen (was z. B. an den amerikanischen Börsen die Regel bildet), und Zeitgeschäfte können zum Zweck vorteilhaften Erwerbs von Anlagepapieren abgeschlossen werden. Diejenigen Papiere, die auf Termin gehandelt werden, bilden an jeder Börse nur einen kleinen Bruchteil der sämtlichen Werte. Zur Zeit der Börsenenquete waren es in Berlin nur 73 von etwa 1400; an der Frankfurter Börse 85, an der Hamburger 44, an der Münchener 8. Sicherlich aber wird mit viel mehr Papieren „spekuliert", wenn man darunter nur den Abschluß von Geschäften versteht, deren Zweck es ist, aus einer zukünftigen Kursänderung Gewinn zu ziehen.

Eher kann man Perioden mit mehr oder weniger spekulativen Nei-

gungen unterscheiden. In Zeiten der Hausse wird namentlich auch in den Kreisen des sogenannten „Publikums" die Lust am Differenzgewinn größer sein, und die Geschäfte in Wertpapieren werden sich mehren, die lediglich auf diesen abzielen. Es ist dieses eine volkswirtschaftliche sehr bedeutsame Erscheinung, weil sie wiederum von großem Einfluß auf die Verteilung des Nationaleinkommens ist. Man wird wohl mit einiger Sicherheit behaupten können, daß die Kauflust der großen Masse auch minder wohlhabender Kreise in dem Maße zunimmt, wie die Kurse steigen. Ich glaube, daß namentlich bei Industrie- und ähnlichen Papieren die Erwerbung solcher Werte seitens „kleinerer Leute" erst recht einsetzt, wenn die Kurse schon anfangen imaginäre zu sein. Die potenteren Geldbesitzer, insonderheit die großen Geschäftshäuser pflegen dann ihre Effekten abzustoßen. Sie ziehen sich zurück, nachdem sie ihr Schäfchen ins Trockne gebracht haben, und wälzen das gesteigerte Risiko auf schwächere Schultern ab. Kommt dann der unvermeidliche Kursrückgang, so werden vom Verluste natürlich nur die letzten Käufer getroffen, deren an sich schon geringes Vermögen nun eine empfindliche Schmälerung erfährt. Die Hausse dient also in ihrem Effekte recht eigentlich dazu, die Taschen des „Publikums" von Zeit zu Zeit (jedesmal wenn sie eben sich wieder gefüllt haben) zu leeren und einen beträchtlichen Teil des Volksvermögens den wohlhabenderen Kreisen zuzuführen.

Über die Geschäftsformen eingehender zu berichten, die der spekulative Handel in Wertpapieren sich geschaffen hat, unterlasse ich. Entweder weil sie volkswirtschaftlich von zu geringer Bedeutung sind (wie die verschiedenen Arten der Prämiengeschäfte) oder weil sie besser in anderem Zusammenhange erörtert werden, in dem sie wichtigere Funktionen erfüllen, wie der börsenmäßige Terminhandel, den ich bei der Besprechung des Warenhandels und seiner Entwickelungstendenzen erwähnen werde.

Was dagegen noch hervorgehoben zu werden verdient, ist der Umstand, daß die eigenartige Gestaltung, die die Organisation des Bankwesens in Deutschland erfahren hat, auch auf die Abwickelung der täglichen Geschäfte an der Fondsbörse Einfluß ausübt. Es ist nämlich bei uns durchaus die Regel, daß der Handel in Wertpapieren (soweit er nicht reiner Spekulationshandel ist, der berufsmäßig von der traurigen Gilde der Spekulanten ausgeübt wird) in den Händen des Bankiers ruht. Dieser ist es, der entweder auf eigene Rechnung oder im Auftrage seiner Kundschaft,

also kommissionsweise, die Einkäufe und Verkäufe besorgt. Der deutsche Bankier spielt also im Fondshandel dieselbe Rolle, wie der broker in England, der niemals etwas mit Bankgeschäften zu tun hat, sondern ebenso vom banker wie von jedem anderen Kunden seine Aufträge in Empfang nimmt. Diese Funktion des Kommissionärs oder Eigenhändlers, von deren Ausübung der kleinere deutsche Bankier geradezu lebt, bildet gleichsam das Gegenstück zu der Gründungs- und Emissionstätigkeit der großen Bankhäuser.

* *
*

Nun hätten wir unsern Rundgang durch das verzweigte Gebiet des Bank- und Börsenwesens vollendet. Tief können die Eindrücke nicht sein, die im Leser (der vielleicht ein Neuling ist) von dieser Hetztour zurückgeblieben sind. Immerhin hoffe ich, daß sich ihm einige Tatsachen zu dauerndem Gedächtnisse eingeprägt haben, und weiter: daß dies die wichtigsten sind.

Was sich in erster Linie dem flüchtigen Beschauer immer wieder aufdrängt, ist wohl die gewaltige Größe der Werte, um deren Bewegung es sich handelt. Die zehnstellige Zahl beginnt im Bank- und Börsenverkehr sich immer regelmäßiger einzufinden. Ja, es ist recht eigentlich die Erreichung der Milliarde, was Deutschlands wirtschaftliche Entwicklung im letzten Menschenalter kennzeichnet.

Und zwar die Milliarde in gleichsam gasförmigem Zustande. Alle feste Materie, alles Erdenhafte und damit auch alles Bodenständige, Wurzelhafte verschwindet. Die Welt der Werte löst sich in ein unsichtbares Netz von unpersönlichen Beziehungen auf, die allein noch von der Quantität beherrscht werden. Und man sieht, wie sich das gesamte Wirtschaftsleben immer mehr in diesen gasförmigen Zustand zu verflüchtigen die Tendenz hat. Im Kreditverkehr der Banken, in den Werten der Fondsbörse laufen schließlich alle Fäden zusammen, an denen Produktion und Güterumsatz hängen. Produktion und Verteilung, Handel und Verkehr geraten immer mehr in Abhängigkeit von Bank und Börse. Die Überführung in kapitalistische Formen wird dadurch beschleunigt, der ganze Wirtschaftskörper gleichsam mit kapitalistischem Geiste erfüllt. Wer einmal von Bank und Börse genossen hat, ist für alle Zeit zum Handwerker verdorben. Das ist der allgemeine Eindruck.

Dazu wird nun die Empfindung kommen, daß sich in Deutschlands Ent-

wickelung eine Reihe ganz bestimmter Eigentümlichkeiten herausgebildet hat. Unter diesen ragt hervor die enge Verbindung, in der Bank und Börse untereinanderstehen. Kreditverkehr und Spekulation sind im deutschen Wirtschaftsleben zu unlöslicher Lebensgemeinschaft verschmolzen. Es wurde gezeigt, wie bedeutsam diese Personalunion für die Gestaltung des wirtschaftlichen Prozesses geworden ist, wie insbesondere die gewaltige Spannung unserer wirtschaftlichen Kräfte in der Interessiertheit der Banken an dem Verlauf des Wirtschaftslebens eine ihrer Erklärungen findet.

Bank und (Fonds)Börse gehören zu den allgemeinen Erscheinungen des modernen Wirtschaftslebens, die in jedes Sondergebiet der Volkswirtschaft hineinragen. Sie verhalten sich zu den übrigen Zweigen des Wirtschaftslebens wie das Herz zu den Gliedmaßen, wie die Hauptstadt eines Landes zu dessen Provinzen. Von denen soll nun im folgenden die Rede sein. Und zwar in der Ordnung, in der sie durch ihre größere oder geringere Entfernung von der Zentralsonne Bank- und Börsenwesen geraten. Das ist aber mit anderen Worten die Gradabstufung ihrer Durchdringung mit kapitalistischem Wesen. Bank und Börse sind Kapitalismus in voller Reinheit. Dann folgen mit immer stärkeren Überbleibseln vorkapitalistischen Wesens durchsetzt der Reihe nach: Handel, Verkehr, Gewerbe, Landwirtschaft. Danach ergibt sich für unsere Darstellung die sachgemäße Anordnung des Stoffes.

Zehntes Kapitel: Der Handel

1. Der Großhandel

In diesem Kapitel will ich nur die Wandlungen besprechen, die die Organisation des Handels im neunzehnten Jahrhundert erfahren hat: die äußere Gestaltung der Handelsbeziehungen, d. h. des Warenverkehrs zwischen Deutschland und dem Auslande, bespreche ich in dem 14. Kapitel.

Ich verstehe unter Großhandel allen berufsmäßigen Güterumsatz, soweit er nicht Warenverschleiß, Krämerei, Detailhandel, d. h. also Absatz an letzte Verbraucher ist. Also den sogenannten Groß- oder En gros- oder Zwischenhandel im weiteren Sinne.

Auch in dieser Begrenzung bietet der deutsche Handel noch immer ein überaus buntes Bild der verschiedensten Organisationsformen dar, die sich im Verlauf der letzten hundert Jahre in der mannigfaltigsten Weise gewandelt haben. Und zwar bald in einer den übrigen Kulturländern analogen Richtung, bald in einer Deutschland eigenen Art. Anders ist der Handel mit Kaffee organisiert als der mit Wolle, anders derjenige mit Eisenwaren als der mit Leder oder Schnittwaren; anders der Ausfuhr- als der Einfuhrhandel; anders der Binnen- als der Transithandel. Und doch sollen auf ein und einem halben Druckbogen die „Wandlungen des Großhandels während des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland" dargestellt werden! Da hilft wieder nichts als ein Gewaltstreich: Verzicht auf jedes Detail, Herausarbeiten einiger grober Grundzüge, wie sie sich in allen Sonderbildungen wieder finden und dem Entwickelungsgange des Handels in dem letzten Jahrhundert sein eigentümliches Gepräge verleihen. Schauen wir zu, ob das wenigstens möglich ist.

Ich möchte in den Mittelpunkt der Darstellung die Form des Geschäftsabschlusses stellen und die Veränderungen, denen sie unterworfen worden ist; weil ich glaube, daß sich von hier aus am ehesten das rechte Verständnis für die grundstürzenden Neuerungen gewinnen läßt, die die Handelsorganisation in unserm Jahrhundert erfahren hat.

Aller frühere Handel und auch derjenige Deutschlands bis annähernd in die 1850er Jahre hinein war Lokohandel, Handel mit sogenannter promter, d. h. bereitliegender, sichtbarer Ware. Der Vertragsabschluß vollzog sich an der Seite des Warenpostens, den er zum Gegenstande hatte, im lebendigen Meinungsaustausch der beiden Kontrahenten. Das bedeutete

also, daß entweder der Verkäufer (Produzent oder Händler) dem Käufer (Kaufmann oder Krämer oder Produzent) die Ware im Lager zuführte oder der Käufer in eigener Person die Ware aufsuchte.

Ein paar Beispiele werden das verdeutlichen. Im Kolonialwarenhandel kaufte das holländische oder deutsche Importhaus drüben im Produktionslande die Ware ein und stapelte sie in den Seestädten auf. Hier fanden sich die Zwischenhandelsfirmen der größeren Binnenstädte ein, um den nötigen Vorrat an Kaffee, Zucker, Tee, Gewürzen usw. zu erwerben, den sie nun auf ihre Läger übernahmen. Von diesen Lägern in Frankfurt, Leipzig, Breslau kauften entweder die zureisenden Grossisten der Mittelstädte oder es wurde die Ware auf die Märkte der kleineren Städte verführt, um hier den Krämern feilgeboten zu werden. Die Zusammenballung größerer Warenposten an einem Orte und zu bestimmten Zeiten war fast immer die notwendige Konsequenz dieses alten Lokogeschäfts. Denn auf andere Weise ließ sich der unmittelbare Verkehr zwischen den beiden Kontrahenten, ließ sich die Bereitstellung der Ware kaum ausführen. Also Markt- oder Meßhandel! Ihn finden wir in den verschiedensten Branchen als die Grundform der Organisation doch immer wieder.

So ziehen der Eisenwarenfabrikant, der Produzent von Textilwaren mit ihrem Lager zur Messe nach einem der Frankfurts, nach Naumburg oder Leipzig, wo sie den Grossisten der größeren oder mittleren Städte als Käufer ihrer Waren finden.

Die Wolle; der Flachs, das Getreide werden entweder von städtischen Händlern am Produktionsorte eingekauft und auf den Spezialmärkten in den größeren Plätzen zum Verkauf gestellt; oder die Produzenten führen die Ware selbst zu Markte, wo sie vom Händler in Empfang genommen wird.

Selbst ein so mächtiger Handel wie der Getreideeinfuhrhandel kennt in seinen Anfängen doch keine andere Form des Geschäftsabschlusses als die geschilderte: der holländische Importeur kauft große Mengen ein und nimmt sie auf Lager. Hiervon schickt er Ware zur Konsignation an Mannheimer Fruchtmakler, ohne auf Bestellung zu warten. Der Mannheimer Händler verkauft sie dann an den persönlich erscheinenden Zwischenhändler oder Makler.

Nun ist es klar, daß mit zunehmender Güterproduktion, wie sie infolge der technischen Fortschritte sich einstellte, und der damit notwendig verknüpften Verschärfung der Konkurrenz die dem Lokohandel von Natur

anhaftenden Mängel immer fühlbarer hervortreten mußten. Solange man an kleinen Warenmengen viel verdiente, fiel (trotz unentwickelter Verkehrsmittel!) die Verteuerung durch unnütze Transporte, lange Lagerung usw. nicht so sehr ins Gewicht. Der schlesische „Fabrikant" von Textilwaren kam mit ein oder zwei Planwagen ganz gut aus, um das Erzeugnis eines Vierteljahres nach Leipzig zu führen. Heute brauchte er ein paar Güterzüge, wollte er auch nur das Monatsprodukt an einer Zentralstelle vereinigen. Ebenso spielte der Zeitverlust, der durch das Aufstapeln des Produktes von einer Messe zur andern, durch die Anlegung großer Lager usw. erwuchs, noch keine erhebliche Rolle, solange man nicht genötigt war, durch Beschleunigung des Kapitalumschlags die Produktionskosten auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Die Verschärfung der Konkurrenz drängte nun vor allem auf Tempobeschleunigung in Produktion und Zirkulation.

Dazu kam bei den landwirtschaftlichen Erzeugnissen, daß ihr Produktionsort in immer weitere Fernen rückte. Wolle, Flachs, Getreide, Häute, Holz mußten jetzt vom Auslande bezogen werden. Und was im Rahmen einer Provinz angängig gewesen war: Bereitstellung der Ware vor dem Vertragsschlusse, das mußte sich im Verkehr mit Amerika oder Australien als unausführbar oder mindestens äußerst lästig erweisen. Bei den Industrieerzeugnissen machte sich noch ein anderer Umstand geltend, der dem alten Meßverkehr Hindernisse bereitete: die zunehmende Wechselhaftigkeit in Produktion und Konsumtion. Kein Fabrikant konnte es mehr wagen, auf sechs Monate hinaus ohne vorhergegangene Bestellung beliebige Muster herstellen zu lassen: er gewärtigte, daß sie als altmodisch von den Händlern zurückgewiesen wurden. Nur die große Stabilität der früheren Zeit hatte solche Produktion aufs Geradewohl gestattet. Ebensowenig wollte sich der Grossist mit einem großen Lager beschweren, von dem er ebenfalls nicht wußte, ob es nicht binnen kurzem von Mode und Technik in Qualität und Preis überholt sein würde.

Das Interesse des Produzenten und das des Händlers waren also gemeinsam auf Beseitigung des alten Lokohandels gerichtet. An seine Stelle trat auf fast allen Gebieten etwa seit der Mitte des Jahrhunderts der Lieferungshandel nach Probe: man verzichtete darauf, die Warenpartie selber in Augenschein zu nehmen, und begnügte sich damit, eine Probe, ein Muster zu sehen, und machte auf Grund dessen seine Bestellungen für die Zukunft.

Es ist ersichtlich, daß diese Änderung einen großen Teil der Übelstände beseitigte, mit denen der Handel alten Stils behaftet gewesen war. Sie verringerte zunächst das Risiko. Zumal dann, wenn es gelang, einen Warenposten zu verkaufen, ehe man ihn selber gekauft oder produziert hatte. Der Lieferungshandel kam ferner dem Bedürfnis nach Verringerung der Produktionskosten oder der Handelsspesen entgegen. Er machte eine Menge unnützer Transporte, unnützer Lagerungen überflüssig und gestattete einen beschleunigten Kapitalumschlag. Er bot vor allem aber auch das Mittel, die Konkurrenz des Mitbewerbers besser zu bestehen. Mit dem Angebot von Proben oder Mustern läßt sich viel leichter ein wirksamer Angriffskrieg gegen die Kundschaft organisieren. Man konnte viel eher hoffen, dem andern zuvorzukommen, wenn man dem Abnehmer (Händler oder Detaillisten) direkt zu Leibe ging, wenn man nicht ruhig abwartete, ob ein Kunde sich einstellen würde. Die ganze Beweglichkeit, die fieberhafte Eile, das nervöse Hasten, die den modernen Handel und die gewerbliche Produktion auszeichnen, haben zur Voraussetzung diese neue Geschäftsform: den Lieferungshandel nach Probe.

Aber so deutlich auch das Interesse der Beteiligten den Weg zum Zeitgeschäft wies, so ist es doch klar, daß dieser Weg nicht begangen werden konnte, solange nicht bestimmte Bedingungen in dem umgebenden Wirtschaftsleben erfüllt waren.

Erst die schon erwähnte Steigerung der Produktion schuf auf vielen Gebieten, namentlich der gewerblichen Tätigkeit, eine Menge einheitlicher Waren, für die es sich lohnte, ein Muster aufzumachen; erst die Vervollkommnung der Technik, namentlich auch die Anwendung des wissenschaftlichen Verfahrens boten die Möglichkeit, nun auch wirklich genau solche Waren herzustellen, wie das Muster angab. Als die Großväter unserer heutigen Textilwarenfabrikanten zu Markte zogen, da hatten sie auf ihren Wagen vielleicht ebensoviel verschiedene Qualitäten wie Stücke. Größere „Partien“ einer und derselben Ware gab es zumal bei hausindustrieller Organisation (und diese herrschte, wie wir wissen, bis zur Mitte des Jahrhunderts vor) nur in seltenen Fällen. Sie hätten aber auch nur schwer auf Bestellung geliefert werden können: dazu war die Aufsicht über die Arbeiter in ihren Häusern zu gering; die Hilfsmittel der meist noch empirischen Technik waren zu unvollkommen. Welcher Fabrikant hätte es übernehmen mögen, eine genau gleiche Färbung der Stoffe zu gewährleisten? Es wäre

höchstens in der urwüchsigen Weise möglich gewesen, in der Ott Ruland im fünfzehnten Jahrhundert Aufträge erteilte: soundso viel Stück himmelblau, soundso viel grüne usw. Aber dazu war doch wiederum die Zeit schon zu anspruchsvoll geworden.

Ich sage: erst mußten Betriebsorganisation und Technik die Lieferung einheitlicher und genau dem Muster entsprechender Warenposten möglich machen, ehe der Kauf nach Probe sich einbürgern konnte. Ich möchte hinzufügen: und die kaufmännische „Moral" mußte erst so weit entwickelt sein, um bei technischer Möglichkeit nun die exakte Lieferung auch zur Wirklichkeit werden zu lassen. In der früheren Zeit, die man so gern als die gute alte und in ökonomischer und besonders kommerzieller Beziehung als die „solide" zu bezeichnen pflegt, war es durchaus nicht so selbstverständlich, wie es uns heute erscheint, daß der Fabrikant (der nicht mehr unter dem Druck der alten Handwerkerehre stand) gewillt war, nach bestem Wissen und Gewissen die ihm in Auftrag gegebene Partie der Probe entsprechend herzustellen. Im Gegenteil: man konnte als Regel annehmen, daß er gute Proben sandte, um dann minderwertige Ware zu liefern. Von dieser niedrigen Stufe erhebt sich die kaufmännische „Moral" erst dann, wenn der Wettbewerb so scharf geworden ist, daß man die Zeitverluste scheut, die notwendig aus der Anwendung eines unehrlichen Gebarens folgen müssen, Zeitverluste, die durch Beschwerden, Rücksendungen der fehlerhaften Ware usw. entstehen.

Dann aber hat die neue Form des Handelsgeschäfts als notwendige Voraussetzung ersprießlicher Anwendbarkeit vor allem die Vervollkommnung des Personen-, Güter- und Nachrichtentransports, wie sie sich seit Verbreitung der Telegraphie und Ausbau des Eisenbahnnetzes, sowie im Gefolge der verbesserten Postorganisation, in Deutschland also wiederum zuerst in den 1850er und 1860er Jahren fühlbar machte. Was hierdurch an Vorbedingungen für die neue Handelsorganisation geschaffen wurde, war vornehmlich dieses: 1. eine Publizität des Marktes infolge regelmäßiger Preisnotierungen und Preisbekanntmachungen in den Zeitungen, die es dem Käufer ermöglichte, ohne Gefahr der Übervorteilung eine Offerte zu akzeptieren, die ihm schriftlich übermittelt wurde. Solange diese Öffentlichkeit der Marktvorgänge nicht bestand, konnte sich der Preis nur durch die persönliche Fühlung zwischen einer Reihe ortsanwesender Kontrahenten bilden. Der Anbietende war erst sicher, bei Annahme einer Offerte nicht

übervorteilt zu sein, nachdem er bei seinen Nachbarn herumgehorcht hatte, was man ihnen wohl böte, nachdem er mit mehreren Kunden verhandelt, gefeilscht, geschachert hatte.

2. Erst die moderne exakte und vor allem billige Postorganisation ermöglicht prompte Korrespondenz und namentlich prompte und billige Probenversendung, also exakte Offerten, ebenso aber auch rasche und mühelose Bestellung durch Brief oder Telegramm. Sie, im Zusammenhange mit der musterhaften Organisation des Gütertransports auf den Eisenbahnen und im Dampfschiffsverkehr, gewährt dem Händler — Grossisten wie Detaillisten — erst die vollendete Sicherheit, sich jederzeit das gebrauchte Quantum Ware im Bedarfsfalle beschaffen zu können. Nun erst kann dieser darauf verzichten, größere Mengen bei sich zu lagern.

3. Erst die Eisenbahnen haben die Möglichkeit geschaffen, den Kunden, der ehedem zu Markte kam, um hier einmal oder zweimal im Jahre seinen Bedarf einzukaufen, beständig durch Reisende angreifen zu lassen. Wir werden noch sehen, von welcher weittragenden Bedeutung gerade dieser Umstand ist.

4. Erst die moderne Verkehrsorganisation in dem Zusammenwirken aller ihrer Teile hat es möglich gemacht, die Verkaufspreise einer Ware, die erst in Zukunft und an einem andern Orte geliefert werden soll, im voraus genau zu bestimmen. Und das ist doch offenbar notwendige Bedingung für jedes Lieferungsgeschäft. Jetzt ist die Vorausberechenbarkeit der Unkosten selbst für Waren, die weither über See zu uns kommen, dank der hochentwickelten Technik des Transports und einer dementsprechenden Vertragstechnik zu höchster Vollkommenheit gediehen. Die Form, in der jetzt derartige Waren gehandelt werden, ist häufig die des sogenannten Cifvertrages, das heißt eines Vertrages, der die Gestehungskosten (cost), Versicherung (insurance) und Transportkosten (freight) vom Herkunftsorte bis zum Bestimmungshafen oder sogar bis zum Binnenplatze des Einfuhrlandes in einer einzigen Summe festsetzt.

Dann bleibt nun aber die neue Geschäftsform nicht auf ihrer ursprünglichen Entwickelungsstufe, dem einfachen Kauf einer konkreten Warenpartie nach einer daraus gezogenen Probe stehen. Vielmehr gestaltet sich in einzelnen Geschäftszweigen dieser sogenannte individuelle Lieferungshandel zum generellen Lieferungshandel um. Darunter versteht man den Vertragsabschluß über Lieferung einer bestimmten

Quantität von einer Ware (deren einzelne Bestandteile fungibel, vertretbar sind) nach allgemeinen Durchschnittsproben, sogenannten Standards oder Typen, die für alle Vertragsabschlüsse gültig für kürzere oder längere Zeit von Vertrauenspersonen festgestellt worden sind.

Es ist ersichtlich, daß diese neue Form des Lieferungsgeschäfts, der Kauf nach Standards, abermals Vorzüge gegenüber dem individuellen Kauf nach Probe bietet, die den Interessen des modernen Handels in hohem Maße zugute kommen. Der Typenkauf bewirkt einen Fortschritt in zwei Richtungen, in denen vornehmlich weitere Vollkommenheit erstrebt wird: er verbilligt und er beschleunigt den Warenumsatz und damit den Kapitalumschlag. Denn er macht die Versendung von Proben überflüssig. Der Kaufmann, dem ein Posten Petroleum „standard white" angedient wird, kann sich über Annahme oder Ablehnung der Offerte in demselben Momente entscheiden, in dem er sie empfängt. Denn er braucht die Ankunft keiner Probe abzuwarten, da ihm die Qualität als einem bestimmten Standard entsprechend von vornherein bekannt ist. Daß derartige Erleichterungen des Vertragsabschlusses namentlich für den Handel auf sehr große Entfernungen mit beträchtlichen Vorteilen verknüpft sein mußten, bedarf keiner weiteren Ausführung. Zumal seit Einführung der Telegraphie bedeutet der Kauf nach Standards einen wesentlichen Fortschritt.

Man erwäge, daß ein Kauf nach Probe, selbst nur zwischen Europa und Nordamerika, mindestens fünf bis sechs Tage zum Perfektwerden braucht, während ein Kauf auf Grund von Typen selbst zwischen Buenos-Aires oder Adelaide und Bremen oder Hamburg innerhalb eines Vormittags abgeschlossen werden kann.

Daß abermals die Entwickelung zum Typenhandel an die Erfüllung ganz bestimmter objektiver Bedingungen geknüpft ist, ist selbstverständlich. Aber diese Bedingungen sind für eine Reihe wichtiger Welthandelsartikel während des letzten Menschenalters tatsächlich erfüllt worden, nämlich eine so weitgehende Uniformierung der Produktion, die Herstellung so großer Mengen von Waren einer und derselben Qualität, daß sich für sie auf der ganzen Erde einheitliche Standards aufstellen lassen. Vor allem ist es hier das amerikanische Wirtschaftsleben, unter dessen Einfluß Produktion und Handel in diese uniformierende Richtung, die dem Kauf nach Standards die Wege ebnet, gedrängt worden sind. Im deutschen Handel sind es vornehmlich Baumwolle, Petroleum, Kaffee, Zucker, Spiri-

tus, amerikanisches Getreide, die nach Typen gehandelt werden, während Getreide aus den ostdeutschen Ländern ebenso wie deutsches Getreide noch im Wege des individuellen Lieferungsgeschäfts (Kauf und Probe) umgesetzt werden.

Eine notwendige Folge des Typenhandels ist die Einrichtung bestimmter Stellen, an denen die Standards aufbewahrt werden und wo auch vor vertrauenswürdigen und sachverständigen Männern die etwa entstehenden Streitigkeiten, ob eine Warenpartie dem vereinbarten Typ entspreche oder nicht, zum Austrag gelangen. Natürlich sucht man zu diesem Zweck die Punkte aus, wo die Fäden des Handels in der betreffenden Branche an einem bedeutenden Zentrum zusammenlaufen. Hier werden dann auch die offiziellen Kurse der nach Typen gehandelten Waren notiert. Man nennt diese Einrichtungen deshalb auch Börsen. Deutschland besitzt solche Arbitragestellen für Petroleum und Baumwolle in Bremen, für Kaffee in Hamburg, für Zucker und Spiritus in Magdeburg. Gut funktionierende Börsen dieser Art können dann leicht ihrerseits wieder zu einem Anziehungspunkt für den Handel des betreffenden Artikels werden. So ist es im letzten Jahrzehnte beispielsweise Bremen und seiner Baumwollbörse gelungen, die Baumwolleinfuhr fast völlig von England und Holland zu emanzipieren. Noch vor zehn Jahren kauften unsere Spinner lieber in Amerika oder Liverpool große Vorräte ein, heute ist es ihnen bequemer, ihren Bedarf in kleineren Posten von Bremen aus zu decken, wo sich ein Eigenhandel in diesem wichtigsten deutschen Einfuhrartikel (1911 bezifferte sich der Import von roher Baumwolle auf 604 Millionen Mark, gleich 6,2 % der Gesamteinfuhr) seit dem Bestande der Baumwollbörse recht eigentlich erst entwickelt hat.

Aus dem Stamm des generellen Lieferungsgeschäfts ist dann wiederum ein Reis entsprossen, das viele für einen wilden Trieb halten; ich meine den Terminhandel im Sinne eines börsenusancemäßigen Lieferungshandels. Man versteht darunter bekanntlich Geschäfte, bei denen die Bestimmung über Quantität, Qualität und Lieferzeit der willkürlichen Festsetzung durch die Vertragschließenden entzogen und ein für allemal durch Börsensatzung festgelegt worden sind. Wie weit der Terminhandel dem effektiven Handel dient, ist eine viel erörterte und bis heute noch nicht einwandfrei beantwortete Frage. Unbestritten scheint mir zweierlei zu sein: daß sich auch der Händler in effektiver Ware oder der Produzent gern gelegent-

lich des durch den Terminhandel begünstigten reinen Differenzgeschäftes zum Zweck der Versicherung gegen Preisverschiebungen bedient, und dann: daß eine Terminbörse zweifellos eine starke Anziehung auf den Effektivhandel ausübt, insofern also einem Platze oder einem Lande volkswirtschaftlich nützen kann. Ebenso unbestritten ist freilich, daß das Termingeschäft überwiegend dem Börsenspiel und nicht dem tatsächlichen Güterumsatz dient. In diesem Falle ist es nur eine Form, in der stumpfsinnige Geldmänner oder geldlüsterne Außenseiter hasardieren können in einem Lande, das kein Monte Carlo hat, und interessiert den Nationalökonomen gar nicht mehr. An welchen Börsen Anfang der 1890er Jahre sich ein Warenterminhandel entwickelt hatte, ist aus der Zusammenstellung in Anlage 9 ersichtlich. Das Börsengesetz vom 22. Juni 1886 hat in § 48 den börsenmäßigen Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten, eine Verordnung des Bundesrats vom Jahre 1899 denjenigen in Kammzug untersagt. Daß durch diese Verbote der effektive Handel in den genannten Artikeln wesentlich berührt worden sei, wird sich nicht nachweisen lassen. Der börsenmäßige Terminhandel scheint in Deutschland überhaupt noch keine übermäßig große volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt zu haben, abgesehen vielleicht vom Kaffeeterminhandel in Hamburg, das sich dadurch gegen die Übergriffe Havres und Antwerpens, der beiden andern großen Kaffeehandelsplätze Europas, mit Erfolg gewehrt hat. Der Kaffeeimport Hamburgs stieg von 930774 dz im Durchschnitt der Jahre 1881 bis 1890 auf 1496054 dz im Durchschnitt des Jahreszehnts von 1891 bis 1900, auf 2156058 dz im Durchschnitt des Jahrzehnts 1901 bis 1910. Wieviel von dieser Zunahme dem Terminhandel zugute kommt, wird sich freilich niemals mit Sicherheit feststellen lassen.

Daß sich nun mit solcher Umgestaltung der Geschäftsformen gleichen Schrittes eine Wandlung in der gesamten Handelsorganisation, in Stellung, Tätigkeit, Beziehungen des Kaufmanns durchsetzen mußte, ist von vornherein einleuchtend und wurde schon gelegentlich in der bisherigen Darstellung hervorgehoben. Es verlohnt sich aber wohl, diese Neuordnung des Händlertums und seiner Funktionen, wie sie sich in Anpassung an die veränderte Geschäftspraxis vollzieht, im Zusammenhange sich vor Augen zu führen.

Daß Meß- und Markthandel zurückgehen mußten in dem Maße, wie das Lieferungsgeschäft und der Kauf nach Probe an Bedeutung gewannen, bedarf nicht erst der besonderen Hervorhebung. Von den alten

gloriosen Messen sind nur noch kümmerliche Reste zurückgeblieben, wenn nicht jede Spur (wie in Frankfurt a. M.) ausgelöscht ist. Und auch die meisten großen Spezialmärkte haben ihre Glanzzeit längst hinter sich. Trotzdem wäre es falsch, anzunehmen, die Zeit für den Meß- und Markthandel sei endgültig vorüber. Daß er in Ländern tieferer Kultur noch heute blüht (wodurch natürlich auch das Geschäft der deutschen Kaufleute, die daran teilnehmen, sein Gepräge erhält), ist eine bekannte Tatsache. Ich brauche nur an die berühmte Messe von Nischni-Nowgorod zu erinnern. Es wird in der Tat noch einige Jahre währen, ehe die Kalmücken und Kirgisen in das Getriebe des modernen Lieferungshandels hineingezogen sind. Vermutlich hat der ganze Orient dafür kein Talent. Das Verständnis für solch einen rationalistisch auf die Spitze getriebenen Handelsverkehr wird ihm voraussichtlich, wenn überhaupt, erst sehr spät aufgehen.

Aber nicht nur in der Kulturstufe findet die moderne Entwicklung der Handelsformen ihre Grenze: auch in fortgeschrittenen Ländern erweisen sich bestimmte Artikel als ungeeignet für den Lieferungshandel nach Probe. Das sind alle jene Artikel, deren Natur das Vorkommen einheitlicher Partien der Regel nach ausschließt, die also von Stück zu Stück, von Zentner zu Zentner verschieden sind. Hierher gehören z. B. edle Felle und Pelze, die im Preise bei einem und demselben Tiere um Hunderte von Prozenten variieren können. Daher noch heute aller Handel damit Lokohandel ist, der sich in Deutschland auf der Leipziger Rauchwarenmesse konzentriert. Ebenso behaupten sich die Viehmärkte, hier und da die Maschinenmärkte. Aber auch ein so wichtiger Handelsartikel, wie die Schafwolle, hat sich bis heute zum Teil mit Erfolg gegen den Lieferungshandel gewehrt. Fast die gesamte deutsche Inlandswolle wird noch heute im Platzgeschäft umgesetzt. Der städtische Wollhändler geht auf die Güter, um die hier lagernde Wolle einzukaufen, die er dann auf den mehrmals im Jahre stattfindenden Wollmärkten oder von seinem Privatlager herunter verkauft. Zwar die beiden großen deutschen Wollmärkte — Berlin und Breslau — haben erheblich an Bedeutung verloren. Ihre Glanzzeit fällt in die 1850er und 1860er Jahre. Damals wurden auf den Berliner Markt 100—200000 Zentner Wolle (1869 = 194573 Zentner Maximum), auf den Breslauer 60—90000 Zentner (1847 = 89500 Zentner Maximum, 1869 noch 87500 Zentner) zum Verkauf gebracht, während beispielsweise im Jahre 1899 in Berlin nur 28000 Zentner, in Breslau 12000 Zentner zugeführt wurden.

Aber dieser Rückgang steht nicht sowohl mit der Veränderung der Geschäftsform als mit der Verschiebung der Bezugsgebiete für Wolle im Zusammenhang. In der Mitte des Jahrhunderts deckte die deutsche Industrie ihren Bedarf an Wolle noch fast vollständig im Inlande; heute werden fünf Sechstel der in Deutschland verarbeiteten Wollen aus dem Auslande (Kap, Südamerika, Australien) bezogen. Aber selbst für diesen überseeischen Handel hat man lange Zeit eine Form gewählt, die dem alten Lokogeschäft nahe kommt: die Auktion im Einfuhrhafen, namentlich Havre, Antwerpen und London. Erst jetzt beginnt der direkte Bezug von drüben, durch Vermittlung von Kommissionsexporthäusern, auf Grund von Proben und sogar schon Standards die alte Form des Auktionskaufs zu verdrängen. Damit vollzieht sich gleichzeitig die Emanzipation des deutschen Handels von der englischen oder belgischen Vermittlung. Für den Verkauf an die Spinner ist heute für ausländische Wollen der Vertrieb durch Musterreisende die Regel. Eine ganz der Gegenwart angehörige neue Form der Messe, die einer Zukunft entgegen zu gehen scheint, ist die Mustermesse, wie sie namentlich wieder in Leipzig von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnt.

Der Geschäftsreisende ist recht eigentlich der legitime Erbe der alten Markt- und Meßorganisation. Er stellt den persönlichen Kontakt wieder her zwischen den beiden Vertragschließenden, die jetzt jeder daheim auf ihrem Kontorstuhl sitzen bleiben. Der Reisende mit seinen Musterkoffern ist eine ambulante perennierende Messe. Seine Allgegenwärtigkeit hat dem Händler selbst zur Seßhaftigkeit verholfen. Er ist das notwendige Bindeglied zwischen Käufer und Verkäufer in allen den zahlreichen Fällen, in denen die Probe oder das Muster doch noch gelegentlich eine Aussprache über Qualität, Fasson oder Preis der zu bestellenden Warenpartie nötig machen; in denen die einzelnen Produkte doch auch noch nicht so einförmig sind, um nach einer und derselben Probe Tausende von Zentnern bestellen zu können, in denen also viele Muster erforderlich sind, die mit der Post an die einzelnen Kunden zu versenden zu kostspielig wäre. Man denke an Textilwaren, an Konfektionsartikel, Galanterie- und Kurzwaren, Kleineisenwaren usw., kurz die meisten „konfektionierten" Gegenstände. In den von ihnen dargestellten Branchen ist die Aussendung des Reisenden die durchaus vorherrschende Form der Geschäftsvermittlung, die nur bei wenigen Massenartikeln völlig entbehrt werden kann. Die Freigabe des „Reisens" war daher eine der bedeutsamsten wirtschaftlichen Errungenschaften, die der Zoll-

verein mit sich brachte; denn erst die Institution des Geschäftsreisenden hat die neue Organisation des Handels in den meisten Branchen ermöglicht. Heute bilden die Reisenden eine stattliche Armee, die täglich sich von neuem über das Land ergießt, um die Ideen modernen Wirtschaftslebens in die fernsten Alpentäler, in die entlegensten Fischerdörfer zu tragen. Wie rasch sich ihre Schar vermehrt, ist aus jeder Statistik zu ersehen.

Aber der Ersatz der Messe durch den Reisenden ist keineswegs die einzige Änderung in der Organisation des Handels, die der Übergang zu den neuen Geschäftsformen im Gefolge hat. Was sich vor allem umzugestalten die Tendenz hat, ist die Stellung des Händlers selbst. Es liegt nämlich auf der Hand, daß das moderne Lieferungsgeschäft, je vollkommener sich die Verkehrstechnik entwickelt, wesentliche Funktionen des Händlers alten Stils überflüssig machen kann. Ehedem hatte die Bedeutung des Großhandels vornehmlich darin gelegen, daß er durch Aufkauf größerer Quantitäten auf eigene Rechnung und Gefahr das Risiko der Preisgestaltung trug, und die Sicherheit des Lagerbestandes seiner Kundschaft gewährleistete. Die bloße Übernahme einer Lieferung aber, für die der Kaufmann vielleicht erst Deckung sucht, nachdem er den Verkaufsvertrag abgeschlossen hat, enthält von jener ureigenen Funktion des alten Händlers kaum noch eine Spur. So mußte es naheliegen, diese reine Vermittlertätigkeit von Personen ausüben zu lassen, die nicht auf ihre Rechnung, sondern auf Rechnung ihres Kommittenten das Geschäft abschlossen. Und in der Tat bildete sich in wachsendem Umfange eine solche neue Kategorie von Auftragshändlern neben den Propre- oder Eigenhändlern aus, die Kommissionäre und Agenten. Ja, man kann von einer starken Tendenz sprechen, den Eigenhandel durch den Kommissionshandel zu ersetzen.

Aber dabei blieb die Entwickelung nicht stehen. Die Triebkräfte, die die Verwandlung des Eigenhändlers in den Kommissionär bewirkt hatten: das Streben nach Ersparung von Kosten, und das Streben, die Initiative in dem Angriffskrieg auf die Kundschaft selbst in die Hand zu nehmen, oder durch Organe ausüben zu lassen, die im unmittelbaren Interesse des eigenen Geschäfts tätig waren: diese Triebkräfte wirkten weiter und erzeugten eine deutlich erkennbare Tendenz, aus der Kette der Handelsvermittlung möglichst viele Glieder auszuschalten, d. h. die Zahl der selbständigen Händlerkategorien, durch deren Hand die Ware ging, nach Möglichkeit zu verringern.

Der alte Handel, wo seine Organisation voll ausgebildet war, hatte vier Kategorien selbständiger Kaufleute zu seiner Abwickelung bedurft. Diejenigen Personen, die die Ware vom Produzenten kauften und sie an diejenigen Personen verkauften, die sie zu größeren Mengen zusammenballten, um sie einem längeren Transport zu unterziehen, also im Außenhandel die Exporteure in den Ausfuhrorten, also namentlich den Hafenplätzen. Diese Exporteure verkauften weiter an die Importeure des anderen Landes, von denen dann die Ware weiterwanderte zu den (vom Standpunkt der Seeplätze aus) „oberländischen" Häusern mit dem Sitze im Einfuhrhafen oder in einer großen Binnenstadt. Häufig trat dann endlich zwischen diese „zweiten Hände" und den kleinen Detaillisten oder Produzenten noch eine „dritte" Hand, die die weitere Verteilung in kleinere Posten besorgte. Auch im Binnenhandel fand sich der größere Teil dieser verschiedenen Händlertypen (mindestens wohl immer drei) zusammen: Aufkäufer im Lande verkauften an Messe oder Märkte beziehende Großhändler; von diesen kauften kleinere Grossisten, die ihrerseits den Verkehr mit den Krämern und Handwerkern vermittelten. Natürlich hatte jede Branche ihre eigenartige Organisation. Aber die Grundzüge waren doch überall dieselben.

Die Entwicklung hat nun, wie gesagt, vielerorts einen solchen Verlauf genommen, daß eins oder mehrere dieser Glieder ausgeschaltet sind, also der Warenbezug ein direkterer geworden ist, bis zur völligen Beseitigung allen Handels. Ein Schulbeispiel bildet der Kolonialwarenhandel. Hier hat zunächst in den meisten Fällen eine Verschmelzung des Export- und Importhauses stattgefunden: das Hamburger Importhaus hat drüben eine Filiale errichtet. Höchstens verkehrt es mit einem fremden Kommissionär. Dann ist das Bestreben zutage getreten, das „oberländische", verteilende Haus — T. O. Schröter! — auszuschalten: der Hamburger Importeur hat durch Vermittlung von Agenten oder direkt durch Reisende die Lieferung kleinster Quantitäten Kaffee usw. an die Krämer der Provinz übernommen. Der oberschlesische Detaillist kauft also nicht mehr in Breslau ein, sondern direkt beim Importeur am Hafenplatze. Umgekehrt versuchen (aber wohl mit geringerem Erfolge) die größeren Grossisten der Branche den deutschen Importeur zu umgehen und ihren Bedarf direkt im Ausfuhrlande einzukaufen. Das letzte Stadium der Entwicklung wäre dann dies, in dem ein großer Konsumverein seine Kolonialwaren von den Plantagenbesitzern Südamerikas bezöge oder noch besser: selbst drüben Plantagen unterhielte!

Ebenso versuchen die Produzenten, sich nach Möglichkeit den letzten Abnehmern ihrer Erzeugnisse und den ersten Lieferanten ihrer Rohstoffe zu nähern: der schlesische Textilindustrielle verkauft nicht mehr an den Breslauer, sondern an den Berliner Grossisten, oder an das Hamburger Exporthaus; das sächsische Wollwarengeschäft tritt mit einem nordamerikanischen Importeur in direkte Verbindung; der rheinische Kleineisenfabrikant schickt womöglich in den kleineren Städten Südamerikas seine eigenen Musterreisenden umher usw. Oder die deutsche Großmühle kauft direkt ihr Getreide von den Agenten des amerikanischen Exporthauses. Oder die Krefelder Seidenfabrik steht in direktem Geschäftsverkehr mit Gerson oder Herzog in Berlin usw. Und es geht wirklich noch lange „so weiter".

So mannigfach nun aber auch die Kombinationen sein mögen, in denen sich diese Tendenz zur Ausschaltung vollzieht, so wird man doch wohl als wiederkehrenden Zug finden, daß es vor allem die Händlerschaft der großen Binnenplätze ist, deren Vermittlung man entbehren zu können glaubt. Die Grossisten in Frankfurt a. M., Leipzig, Breslau — sowohl für den Binnenhandel, wie für den Einfuhr- und Außenhandel — sind die hauptsächlich Leidtragenden bei diesem Umgestaltungsprozeß.

Fragt man nun aber, unter welchen Bedingungen eine derartige Entwicklung am ehesten Fortschritte machen wird, so ist es nicht schwer, darauf zu antworten. Vor allem sind es die Übersichtlichkeit der Marktlage, die Verbesserung der Verkehrsorganisation, die die Möglichkeit direkter Geschäftsverbindungen vergrößern. Dann aber wirkt oft in gleicher Richtung fördernd die Konzentrationstendenz in der Produktions- und namentlich in der Detailhandelssphäre. Eine große Leder-, Tabak-, Schuhfabrik, eine große Brauerei oder Müllerei: sie können eher ihre Häute, ihren Rohtabak, ihr Leder, ihre Gerste, ihr Brotkorn aus erster Hand, also mindestens vom Importeur des eigenen Landes, wenn nicht direkt von drüben, oder vom (großen) Produzenten im eigenen Lande beziehen, als kleine Handwerker derselben Branche, die ihren Rohstoff in winzigen Mengen zugeteilt erhalten wollen. Mit einem Großmagazin kann auch die größere Textilwaren-, oder Schirm-, oder Wäsche- oder Galanteriewarenfabrik in direkte Beziehung treten, weil ihr die ganze oder ein beträchtlicher Teil der Jahresproduktion abgenommen wird. Ein Verkehr mit ein paar Hundert kleinen Detaillisten dagegen verbietet sich von selbst.

So sehr nun aber auch die Entwicklung des Verkehrs, der Produktion

und des Warenverschleißes in eine Richtung drängt, in der die Bedingungen für die Ausschaltung von Zwischengliedern des Handels oder für die Existenzmöglichkeit eines bloßen Kommissionshandels sich erfüllen, so wäre es doch ganz verkehrt, anzunehmen, der selbständige Eigenhändler sei heute bereits auf den Aussterbeetat gesetzt. Das mag für einzelne Branchen zutreffen, sicher aber nicht für die große Mehrzahl der Produktionszweige. Ja, es sollte mich gar nicht wundern, wenn eines Tages geradezu eine Gegentendenz einsetzte, darauf gerichtet, die Stellung des Eigenhändlers wieder zu festigen, und die Vermehrung seiner Typen wieder zu fördern. Deutschland hat auch auf diesem Gebiete andere Wege eingeschlagen wie England. In England ist die Arbeitsteilung zwischen Fabrikant und Händler viel strenger durchgeführt wie bei uns. Und man hört wohl in Fachkreisen das Urteil, daß die deutschen Fabrikanten in ihrem Streben nach direktem Verkehr mit Lieferanten oder Kunden zu ihrem eigenen Schaden oft zu weit gehen. Vielleicht tritt aber gerade in diesem Bemühen auch wiederum die stärkere Intensität des kapitalistischen Wollens in die Erscheinung, deren Vorhandensein die etwa entstehenden Nachteile aufwiegt. Analogon im Bankwesen! Aber das sind Erwägungen, die uns hier nichts angehen. Es genügt, daß wir als Ergebnis des bisherigen Verlaufs feststellen konnten: die Tendenz zur Degradierung oder Ausschaltung des selbständigen Eigenhandels besteht; sie ist sogar sehr stark (irgendwelche ziffernmäßige Anhaltspunkte, ihre Stärke zu messen, besitzen wir nicht; die Statistik versagt hier völlig!). Jedoch: darum ist der Eigenhandel noch längst nicht aus der Welt geschafft. Er findet sich vielmehr in allen Sphären noch heute. Gedeiht auch. Nur freilich hat er wesentliche Veränderungen in seiner eigenen Struktur durchgemacht, durch die er sich den gewandelten Verhältnissen anzupassen verstanden hat. Von diesen Veränderungen noch ein Wort.

Der moderne Eigenhandel unterscheidet sich von dem älteren zunächst dadurch, daß er *alle Nebenfunktionen*, die nicht eigentlich zur Handelstätigkeit (dem Umwerten der Waren) gehören, und die ehedem einen breiten Raum in jedem kaufmännischen Geschäfte einnahmen, daß er diese *abgestoßen* hat. Dahin gehört in erster Linie das *Transportgeschäft*, über dessen Verselbständigung und weitere Ausgestaltung ich mich im nächsten Kapitel verbreite.

Ferner gehört hierher die Funktion der *Lagerung der Waren*. Es ist deutlich wahrnehmbar, daß auch diese zu selbständiger Ausübung durch

außerkaufmännische Kreise sich zu entwickeln die Tendenz hat. Es bilden sich in immer größerem Umfange kapitalistische Lagerhausgesellschaften, die aus der Übernahme des Lagergeschäfts einen besonderen Erwerb machen (die erste derartige Unternehmung trat 1865 in Mannheim ins Leben), oder die städtischen Verwaltungen lassen von Gemeinde wegen große Lagerhäuser bauen, in denen sie das Lagerungsgeschäft in eigener Regie besorgen. Die letzte größere städtische Einrichtung dieser Art ist im letzten Jahre in dem neuen Hafen in Breslau zustande gekommen. Daß diese Verselbständigung des Lagergeschäfts in Deutschland während der letzten Jahrzehnte rasche Fortschritte gemacht hat, lehrt der Augenschein. Einen schwachen Anhalt, diese Fortschritte ziffernmäßig zu erfassen, gewährt die Gewerbestatistik. Nach dieser wurden in „Aufbewahrungsanstalten" im Jahre 1882 erst 643 Personen im ganzen Deutschen Reiche gezählt; 1895 dagegen schon 4208; d. h. fast siebenmal soviel, und 1907 15606. Die Verselbständigung der Lagerungsfunktion wird um so rascher fortschreiten, je mehr sich das in Deutschland erst in den Anfängen befindliche Warrantwesen entwickeln wird.

Endlich wird dem modernen Händler heute jede Spediteurtätigkeit abgenommen. Entweder durch den Berufsspediteur oder durch die großen Transportinstitute zu Wasser und zu Lande, die die Güterverfrachtung mit aller Sorgfalt von Anfang bis zu Ende selbständig durchführen.

Der moderne Kaufmann, der Eigenhandel treibt, ist also nur noch Warendisponent. Alle technischen Funktionen hat er abgestreift, die reine vertragschließende Tätigkeit ist ihm geblieben. Damit tritt der ausgesprochen kapitalistische Charakter seines Wesens deutlichst in die Erscheinung: er nähert sich dem Bankier. Er tut dies auch noch aus einem anderen Grunde: weil er in wachsendem Maße eine neue Funktion übernimmt: die Kreditvermittlung. Was dem Eigenhändler noch heute in weiten Kreisen der Produzenten und Krämer einen so großen Nimbus verleiht, ist seine Kulanz in der Kreditgewährung. Damit ist denn nun aber ein letzter wichtiger Punkt der Neuorganisation des Großhandels berührt.

Will der Eigenhändler bei der heutigen Lage der Dinge seine Stellung behaupten, so muß er sein Geschäft in großem Stile führen. Die unvermeidliche Verringerung der Profite nötigt den Umsatz immer mehr zu vergrößern; die Ansprüche an seinen Kredit setzen eine große Kapitalkraft voraus. So werden wir denn nicht erstaunen, wenn wir beobachten, daß

die Häuser, die wirklich Eigenhandel nach wie vor treiben wollen, immer potenter werden. Es besteht mit anderen Worten eine starke kapitalistische Konzentrationstendenz auch in der Sphäre des Großhandels. Leider sind wir nicht in der Lage, diese Tendenz auch nur mit einer einzigen Ziffer in ihrer quantitativen Stärke zu ermessen: die Aktiengesellschaft spielt im Warengroßhandel keine erhebliche Rolle und die neuere Gewerbestatistik ist völlig unbrauchbar, weil sie — was geradezu unbegreiflich ist — nicht zwischen Großhandel und Warenverschleiß unterscheidet (wie es z. B. die alte preußische Statistik tat: nichts ist nämlich leichter durchzuführen als diese Trennung: in Händler mit offenem Laden und ohne einen solchen!). Aber daß die Konzentrationstendenz vorhanden ist, lehrt der Augenschein. Jeder Fachmann wird es bestätigen: die kleinen scheiden aus.

So ist denn das Bild, daß der Großhandel am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts gewährt, dieses: vom alten Eigenhandel ist eine kleine Anzahl kapitalkräftiger Häuser übrig geblieben (soweit es sich nicht um absterbende Residuen handelt), deren Tätigkeit in der reinen Umwertung und Disposition der Waren und im Anschluß daran in der Kreditvermittlung sich erschöpft. Das Lagergeschäft wird in wachsendem Umfange von selbständigen ganz großen Unternehmungen oder von Gemeinde wegen besorgt. Transport und Spedition ruhen in den Händen der meist sehr großen Transportinstitute. Endlich aber wimmelt es an allen Ecken und Enden von einer wachsenden Schar mittlerer und kleinerer Existenzen, die als Agenten, Reisende, Makler, Vermittlerdienste leisten und sich in einzelnen Fällen zu Kommissionshäusern großen Stiles auswachsen.

In Summa: auch auf dem Gebiete des Großhandels in Deutschland ist das neunzehnte Jahrhundert Augenzeuge jener grundstürzenden Neuordnung, die an Stelle lebendiger Beziehungen von Person zu Person innerhalb eines kleinen Kreises einander bekannter Menschen ein kunstvolles System von unpersönlichen Relationen setzt; die die gesamte wirtschaftliche Tätigkeit in eine Summe von Vertragsabschlüssen auflöst; die auch das letzte Band zwischen dem Warenhändler und einer konkreten Warenpartie zerschneidet (im Typenkauf, bei dem der Kaufmann die gehandelte Ware vielleicht gar nicht zu Gesicht bekommt); die mit Entschiedenheit die Tendenz erzeugt, alle Qualitäten in Quantitäten zu verflüchtigen. Auch hier also ist es nichts anderes als der große Prozeß der Entpersönlichung, der Versachlichung, der Entseelung, der sich vor unsern Augen abspielt. Die Befreiung von den

Schranken des Organischen bewirkt auch hier eine ungeheure Beschleunigung und Intensivisierung der sich abspielenden Vorgänge, und damit steigt die Produktivität der aufgewandten Arbeit ins Unermeßliche.

2. Der Warenverschleiß (Detailhandel)

Der Warenabsatz an letzte Konsumenten, den wir füglich unter der Bezeichnung des Detailhandels oder (nicht sehr glücklich) des Kleinhandels (das heißt dann des Handels in kleinen Quantitäten, wenn unter Umständen auch in sehr großen Geschäften!) zu verstehen pflegen, unterliegt, wie sich leicht denken läßt, wesensanderen Existenzbedingungen als der Engroshandel und hat darum auch während des neunzehnten Jahrhunderts eine von diesem in vielen Punkten verschiedene Entwickelung durchgemacht.

Gleich seine Stellung zum Kapitalismus ist eine völlig andere. Während der Großhandel frühzeitig kapitalistischer Gestaltung verfällt und heute, wie wir gesehen haben, fast ganz und gar vom Kapitalismus absorbiert ist, dringt dieser erst verhältnismäßig spät mit seiner Organisation in das Gebiet des Detailhandels vor und hat auch heute noch große Komplexe des alten handwerksmäßigen Krämertums unberührt gelassen. Mehr vielleicht als in der Sphäre des Verkehrs oder der gewerblichen Produktion, die ich erst in den beiden folgenden Kapiteln abhandele. Es hat also fast den Anschein, als durchbräche ich das Prinzip der Stoffanordnung, das ich in dieser Darstellung innehalten wollte (die Reihenfolge der Materien nach dem Entwicklungsgrade zu bestimmen, den in dem betreffenden Gebiete des Wirtschaftslebens das kapitalistische Wesen erreicht hat), wenn ich an dieser Stelle vom Detailhandel spreche. Aber es scheint doch nur so, und dem Kapitel vom Warenverschleiß hier seinen Platz anzuweisen, rechtfertigt sich nicht nur durch die Erwägung, daß damit die Geschichte vom Warenumsatz im Zusammenhange erledigt werden kann, ehe von Transport und Produktion gesprochen wird: auch seiner inneren Natur nach gehört der Detailhandel hierher und nicht hinter jene. Denn wenn es auch richtig ist, daß in ihm die kapitalistische Organisation — ich möchte sie als das Körperliche im Wesen des Kapitalismus bezeichnen — noch nicht sehr erhebliche Fortschritte gemacht hat, weniger als im Transportgewerbe und in der Industrie, so findet sich doch unter zahlreichen Vertretern des Kleinhandels, denen, wie schon erwähnt wurde, das jüdische Element besondere Sympathie ent-

gegenbringt, um so mehr echt kapitalistischer Geist: Gewinnstreben, ökonomischer Rationalismus, Unpersönlichkeit und rein quantitative Auffassung von der wirtschaftlichen Tätigkeit. Der Inhalt dieser Tätigkeit: Einkauf zum Zweck des Wiederverkaufs, legte die Entfaltung dieser Gemütsstimmung, wie sie das kapitalistische Wirtschaftssubjekt beherrscht, von vornherein nahe. Und in der Tat ist es gar kein so seltener Fall, daß wir in dem Geschäftsgebaren manchen kleinen Schnorrers mehr modernes Wesen, will sagen kapitalistischen Geist finden, als in der Leitung eines großen industriellen Unternehmens. Die folgenden Ausführungen werden verdeutlichen, was ich damit meine.

Was, wenn wir die Entwicklung des Detailhandels im neunzehnten Jahrhundert überblicken, uns zunächst auffalen muß, ist die starke Vermehrung, die die Zahl seiner Vertreter erfahren hat. Aus einer Reihe von Gründen, deren Erörterung nicht hierher gehört (man findet sie in meinem Kapitalismus einzeln aufgeführt), hat namentlich die Kohorte der kleinen, proletarischen Existenzen im Detailhandel eine beträchtliche Zunahme aufzuweisen. Und wenn wir in der Statistik, die, wie wir sahen, leider Groß- und Kleinhandel nicht unterscheidet, ein deutliches Anwachsen der Händlerschaft in allen Branchen nachweisen können, so ist dieses sicherlich viel mehr dem Detailhandel als dem Großhandel aufs Konto zu setzen. Ich will nur wenige Ziffern zum Belege anführen. Im Königreich Preußen wurden Erwerbstätige im Handel auf 10000 Einwohner 1843 (nach Dieterici) 97, 1895 (nach der Berufsstatistik) 240 gezählt. Selbst in dem hochentwickelten Königreich Sachsen waren vor sechzig Jahren von 10000 überhaupt Erwerbstätigen erst 256, 1895 dagegen 637 Handelstreibende. Und in einer Stadt, wie Breslau, betrug deren Anteil an der Gesamtbevölkerung 1846 3,1 %, 1895 aber 6 %. Auch von 1895 bis 1907 hat sich die Händlerschaft im Deutschen Reich wiederum rascher als die Bevölkerung vermehrt, so daß 1895 erst jeder 39. Mensch (38,8), 1907 aber schon jeder 30. (29,9) ein Händler war. Daß es sich dabei großenteils um Vermehrung der Detaillisten handelt, ersehn wir daraus, daß in ländlichen und kleinstädtischen Gebieten, wo der Engroshandel an Bedeutung zurücktritt, die Zunahme besonders stark ist. So kam beispielsweise in 26 Landorten des Handelskammerbezirks Villingen in Baden ein Handelsgeschäft 1886 auf je 357, 1897 schon auf je 182 Einwohner, in 14 Kleinstädten desselben Bezirks auf bezugsweise 180,6 und 91,7 Einwohner.

Wie mächtig aber diese Vermehrungstendenz ist, vermögen wir auch daran zu erkennen, daß sie sich bemerkbar macht in den Ziffern der Statistik, trotzdem eine starke Gegentendenz seit einer ganzen Reihe von Jahren wirksam ist: ich meine die Tendenz zur Ausschaltung des Handels, die in der Sphäre des Detailhandels nicht minder vorhanden ist, wie in derjenigen des Großhandels.

Die Bestrebungen zur Ausschaltung des Detailhandels haben verschiedenen Ursprung. Sie verdanken ihre Entstehung zunächst der Initiative der Produzenten, die wir in gleicher Richtung schon beim Großhandel zu wirken bemüht fanden. Wenn Fabrikanten jetzt ihre Reisenden bis zu den letzten Konsumenten schicken, oder sich durch Errichtung eigener Niederlagen (wie es in der Schuhwaren-, Hut-, Schirm-, Porzellan-, Seidenwaren-, Butter-, Schreibmaschinen, Möbel-, Kleineisenwaren u. a. Branchen in wachsendem Maße der Fall ist) in direkte Verbindung mit der Kundschaft setzen, so gelangt damit nur das letzte Stadium einer Entwicklung zum Abschluß, der seit langem die übrigen Sphären des Handels bereits unterlagen.

Gleich bedeutsam ist der andere Ausgangspunkt für die Ausschaltung des Detailhandels: die Initiative der Konsumenten, mögen dies produktive Konsumenten sein, wie die Landwirte, die ihre Maschinen, Sämereien, Dünger usw. durch Einkaufsgenossenschaften beziehen (dann ist es nicht eigentlich Detailhandel, der ausgeschaltet wird); oder aber letzte Konsumenten, die sich zu Konsumvereinen zusammenschließen, um ihren Bedarf unter Umgehung des Kleinhändlers direkt beim Grossisten oder beim Produzenten einzukaufen.

Die Konsumvereine treten entweder als Vereinigungen bestimmter Berufsstände auf, in Form sogenannter Offiziers- und Beamtenvereine, oder als allgemeine Käufergenossenschaften in den im engeren Sinne als Konsumvereine bezeichneten Verbänden. Das Konsumvereinswesen hat in Deutschland, wie in andern Ländern, während der letzten Jahrzehnte einen raschen Aufschwung genommen, dank vor allem der starken Beteiligung der Arbeiterschaft. Steht Deutschland mit seinen Konsumentenorganisationen auch noch zurück hinter andern Ländern, wie Belgien, der Schweiz und England, so wird man doch das beträchtliche Anwachsen dieser Bewegung, namentlich in den letzten Jahrzehnten, als ein Symptom dafür betrachten dürfen, daß es sich hier um ein wichtiges Element der Neuordnung zukünftigen Wirtschaftslebens handelt.

Das erste, was sich über die Wandlungen aussagen läßt, die der berufsmäßige Detailhandel während des verflossenen Jahrhunderts erfahren hat, ist dieses: daß er mehr und mehr den Charakter als Wanderhandel verliert, also seßhaft wird. Zumal ist es wiederum die zweite Hälfte, genauer das letzte Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, in dem sich die entscheidende Wendung zur Seßhaftigkeit vollzieht. Ebenso wie die Messen ihre Bedeutung für den Engroshandel verlieren, so für die Krämerei die Jahrmärkte. In den Großstädten beginnt deren Rückgang schon in den 1860er Jahren, in den Kleinstädten wohl einige Jahrzehnte später. Der Hausierhandel ist bis in die 1880er Jahre hinein nicht nur stabil geblieben, sondern sogar gewachsen, jetzt nimmt er ebenfalls ziemlich rasch ab. Und auch die Wanderlager und Wanderauktion haben heute ihre Blütezeit, die in die 1870er Jahre fällt, längst hinter sich und sterben langsam aus. Was ich alles in meinem Kapitalismus unter Angabe der Gründe ziffernmäßig zu belegen versucht habe. Die Erbschaft des alten Wanderhandels hat der moderne seßhafte Detailhandel angetreten, der sich hierzu die Befähigung erwarb durch eine gründliche Umgestaltung der aus der Vorzeit überkommenen Krämerei. Diesen Prozeß der Neuorganisation des seßhaften Detailhandels in seinen einzelnen Teilen zu verfolgen, lohnt der Mühe.

Der Detailhandel tritt in das neunzehnte Jahrhundert als handwerksmäßig organisierte Krämerei ein. Das sagte ich schon im dritten Kapitel, als ich von den Zuständen des deutschen Wirtschaftslebens vor hundert Jahren sprach. Aber wir müssen uns doch diese alte Krämerei in ihrer handwerksmäßigen Organisation, von der die moderne Entwicklung ausgeht, noch etwas mehr aus der Nähe anschauen.

Treten wir in der kleineren oder mittleren Stadt in einen solchen alten Kram, so erhalten wir denselben Eindruck, wie wir ihn noch heute gelegentlich in ganz weltfernen Orten erleben können, wo sich alle überhaupt zum Verkauf kommenden Gegenstände — als da sind Kolonialien, Konfekt, Spirituosen, Zigarren, Rauch-, Kau-, Schnupftabak, Schiefertafeln, Papier und andere Schreibwaren, Stoffe, Nähgerätschaften, Spaten, Ketten, Sensen, Peitschen, Farben, Heringe, Sirup usw. — in der einen Gemischtwarenhandlung beieinander finden. In höher entwickelten Verkehrsgebieten, den größeren Städten, hatte sich wohl schon zu Beginn des Jahrhunderts, jedenfalls um die Mitte, eine Weiterbildung dieser Keimzelle des Kramladens insofern vollzogen, als die ursprünglich einheitliche Warenhandlung

in verschiedene Läden, die ich als Branchengeschäfte bezeichne, differenziiert war.

Das Gemeinsame aller Branchengeschäfte war, daß sie den Kreis der von ihnen geführten Artikel nach der Herkunft der Waren umschrieben. Für den Vertrieb der Rohstoffe sorgten zwei Arten von Geschäften, von denen die einen im wesentlichen alles feilboten, was von fern her, insbesondere vom Auslande kam, die andern das übrige. Jene Auslandswarengeschäfte sind die Materialwaren-, Kolonialwaren-, Spezereiwaren usw. Läden, deren Inhaber „Materialisten" heißen. Ein Blick auf die Liste der Waren, die den „Materialisten" nach den Taxordnungen zu führen erlaubt waren, überzeugt uns von der Auslandsqualität fast aller gehandelten Artikel: denn auch alle Öle, die meisten Farbstoffe, der Zucker usw. sind ja in jener Zeit noch exotischer Herkunft. Die Inlandsrohstoffgeschäfte sind unter dem Namen der Landesprodukten-, Produkten-, Viktualien-, Vorkosthandlungen, der Gräupner, Bändler usw. noch heute vielfach ihrem ursprünglichen Wesen gemäß gekennzeichnet.

Gewerbliche Erzeugnisse wurden im wesentlichen in vier (nach anderer Rechnung fünf) Arten von Detailgeschäften vertrieben:

1. Textilwaren in den sogenannten Ausschnittgeschäften, Schnittwarenhandlungen, Manufakturwarenhandlungen, wo noch ohne Unterschied alle „Ellenwaren" gehandelt wurden, oder im Fall weitergehender Differenziierung in besonderen Tuch-, Baumwollwaren-, Leinwandhandlungen. Was der Käufer, richtiger wohl die Käuferin hier fanden, waren also im wesentlichen die Elemente der Kleidung, die dann im Hause oder bei Lohnhandwerkern weiter verarbeitet wurden. Zur Ergänzung diente eine Reihe von Zutatgeschäften, wie beispielsweise die Zwirnhandlungen, deren es in Breslau (nach dem Adreßbuch) 1846 noch 28 gab, während die Nadeln im Eisenkram, die Besätze beim Posamentierer gekauft werden mußten.

Die andern Geschäfte, in denen die gewerblichen Erzeugnisse feilgehalten wurden, waren: 2. Die Stahl-, Messing-, Eisenwarenhandlungen, 3. die Glas-, Porzellan-, Steinguthandlungen, 4. die Galanterie- oder Nürnbergerwarenhandlungen, in denen alle Sorten Kurzwaren zusammengefaßt waren, deren ursprünglich gemeinsame Herkunft ebenfalls noch im Namen zum Ausdruck kommt. Endlich sind hier noch zu nennen: 5. die Altwarenhandlungen, die in früherer Zeit, bei den soviel längeren Abnutzungsperioden aller gewerblichen Erzeugnisse, eine viel größere Rolle spielten als heute.

Aber wenn auch solcherart das äußere Gepräge einer Detailhandlung aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts um einiges abwich von dem, das sie ein halbes Jahrtausend früher trug: so gut wie ganz unverändert in all der Zeit war ihre Organisation, war vor allem ihr Geist geblieben. Beide bewegten sich noch durchaus in handwerksmäßig-patriarchalischem Geleise. Die Anzahl der Hilfspersonen, wo solche überhaupt gehalten wurden, war gering. Noch 1858 wurden in Preußen (nach Dieterici) neben 39329 selbständigen Handeltreibenden nur 22907 Handlungsangestellte gezählt. Und selbst in einer großen Stadt wie Breslau hielten im Kolonialwarenhandel (einschließlich sogar des Großhandels: C. O. Schröter!) 518 Inhaber nur 827 Gehilfen. Und zwar müssen wir uns die Größe der Handelsbetriebe ziemlich gleich vorstellen: es standen die meisten dem Durchschnitt nahe. Weder von ganz proletarischen Eintragsexistenzen, noch gar von Riesenunternehmungen war die Rede. Daß Gehilfen- und Prinzipalschaft in patriarchalischem Verhältnis zueinander standen, ist selbstverständlich. Es war der Kram eine Art Familieninstitution, wie die handwerksmäßige Produktion. Die Tätigkeit der Detailleure war nach Umfang wie Inhalt seit Generationen die gleiche, rein handwerksmäßig-mechanische geblieben. Die geringe Handelsentfaltung, wie sie die gering entwickelte Produktivität selbstverständlich machte, die Ständigkeit und Stetigkeit aller Verhältnisse, die festgefügte Kundschaft, alles wirkte zusammen, dem Detailhandel sein handwerksmäßiges Gepräge zu erhalten. Der Absatz war ein Gegebenes: auf ihn brauchte der Krämer nicht zu sinnen; ihn zu organisieren war noch nicht eine Kunst oder gar eine Wissenschaft. Daher auch die Detaillisten ihrer Natur nach Handwerker geblieben waren, fremd jeder spekulativen Sinnesrichtung und alles andere als „Kaufleute". Der Grundgedanke, auf dem der Detailhandelskram aufgebaut war, konnte deshalb auch kein anderer sein, als der aller handwerksmäßigen Tätigkeit, wie wir ihn kennen gelernt haben: daß der „Kram" recht und schlecht seinen Mann ernähren müsse, daß er eine „Nahrung" sei, so gut wie das Gewerbe des Gevatter Schneider oder Handschuhmacher.

Was dieses Idyll, wie es der vorkapitalistische Detailhandel darstellte, um mit Marx zu reden, „in den Strom der Geschichte gerissen" hat, war die mit wachsender Intensivisierung des Wirtschaftslebens rasch zunehmende Verschlechterung der Absatzbedingungen für den einzelnen Händler. Die steigende Produktivität der Industrie warf immer mehr Waren auf den

Markt, ohne daß immer gleich die entsprechende Mehrnachfrage mit erzeugt worden wäre; die, wie wir wissen, starke Vermehrung der Händlerschaft verschärfte den Konkurrenzkampf, der um so heftiger und allgemeiner wurde, je rascher dank der modernen Verkehrsentwicklung sich ein Ausgleich der örtlich verschiedenen Güterpreise vollzog. Zu dieser Erschwerung des Absatzes trat nun eine zunehmende Erschwerung des Handelsbetriebs infolge der stetig sich steigernden Menge verschiedenartiger Waren, sowie des unausgesetzten Wechsels ihrer Beschaffenheit und ihres Preises, wie sie die revolutionäre Produktionstechnik mit sich bringt. So läßt sich deutlich verfolgen, wie allmählich auch der Absatz der Waren an die letzten Konsumenten zu einem Problem wird, wie aus der handwerksmäßig-traditionell geübten Tätigkeit unter dem Zwange der Verhältnisse ein zielbewußtes, rationelles Handeln mit dem fest vorgesteckten Ziele wird: trotz Verschlechterung und Erschwerung der Absatzbedingungen nicht nur wie bisher die „Nahrung" zu finden, sondern — das forderte das gleichzeitig sich einstellende Gewinnstreben — in wachsendem Umfange Gewinn zu erzielen.

Daß dieses Problem nur zu lösen sei, wenn man zunächst mit den alten Geschäftsprinzipien völlig brach, mußte als selbstverständlich erscheinen. Der Kunde, den man früher wohlgemut erwartet hatte, und der auch sicher gekommen war, da sich für ihn keinerlei wesensverschiedene Kaufgelegenheit anderswo bot, der Kunde mußte jetzt gesucht, angegriffen, herbeigeschleppt werden. In Breslau und wohl auch anderswo liegen in manchen Straßen fast Haus neben Haus ganze Reihen minderwertiger Herrenkleiderhandlungen. In der Ladentür stehen der Besitzer selbst oder sein Stellvertreter, auf Beute ausschauend. Läßt sich auch nur von fern ein Bäuerlein erblicken, so geraten die Türsteher in unseren Läden in Bewegung. Und wie sich das Bäuerlein ihnen nähert, beginnen sie es in ein Gespräch zu verwickeln und zum Kaufen zu animieren. Folgt es nicht willig, so wird wohl auch eine leise Nachhilfe, ein sanftes Schieben oder ein schüchternes Zupfen nicht verschmäht. Der Nachbar aber greift den Ländling von der andern Seite her gleicherweise an. Und es kann kommen, daß an dem einen Rockärmel unseres Michel der Herr Cohn und am andern der Herr Levy ziehen. „Ärmelausreißgeschäfte" nennt der Volksmund treffend diese Sorte Läden. Aber was hier in drastischer Form, in roher, handgreiflicher Manier geschieht, ist doch im Grunde gar nichts anderes als das, was auf feinere, zarte Weise jeder moderne Detaillist, der mit der Zeit fortgeschritten ist,

nicht minder tut. Und wenn Wertheim und Tietz auch nicht wie die beiden armen Schlucker Levy und Cohn in der schmutzigen Nebenstraße einer armen Provinzialstadt einzelne Bauern beim Schlafittchen packen, so ist doch ihre Geschäftspraxis ihrem Geiste nach auf demselben Grundgedanken aufgebaut: im Kampfe um den Kunden den Gegner zu besiegen.

Daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, gilt nun aber auch hier: alles, was der moderne Detailhandel an neuen Gestaltungen und Erscheinungen aufweist, ist jenem Kampfe um den Kunden entsprungen. Wie nun an einer Reihe wichtiger Punkte zu zeigen sein wird.

Es handelt sich naturgemäß für den Händler um zweierlei: den Kunden zu veranlassen, daß er zu ihm, statt zu der „Konkurrenz“ geht: ihn anzuziehen; dann aber weiter, ihn so gut zu bedienen, daß er auch ein zweites Mal wiederkommt: ihn zu fesseln. Ersterem Zweck dient, wie man weiß, die Reklame. Die Reklame ist nicht ausschließliche Domäne des Detailhändlers; nicht nur, daß sie auch der Arzt und der Theaterdirektor, die Kunstausstellungskommission und die Badeverwaltung sich dienstbar machen: in der Sphäre des Wirtschaftslebens ist sie heute fast schon in höherem Maße anderen als dem Detailhändler, vor allem dem Produzenten selber eine Lebensbedingung geworden. Aber ihre Erwähnung gehört doch an diese Stelle deshalb, weil die Reklame ohne allen Zweifel im Gebiete des Detailhandels ihre Entstehung erlebt und ihre Weihe empfangen hat. Es ist kein Zufall, daß die Reklame als ständige Einrichtung in das Wirtschaftsleben zuerst eingebürgert worden ist von den ältesten Pariser Magasins de Nouveautés. Heute ist die Reklame ein unentbehrlicher Bestandteil rationeller Wirtschaftsführung geworden. „Sie gehört heute zum eisernen Bestande unseres Wirtschaftslebens: die Gesetze zur Bestrafung des unlauteren Wettbewerbes, der concurrence déloyale, haben sie feierlichst sanktioniert. Für den Geschäftsmann ist die Reklame heute das, was der Lotse für das Schiff ist. Die notwendige Kraft ist da, Dampf ist in der Maschine, alles ist in Ordnung, alle Mann sind auf dem Posten, aber es kann nichts begonnen werden, wenn der richtige Wegweiser fehlt.“ Und zwar ist es die notwendige, die erzwungene Allgemeinheit der Reklamebenutzung, die unsere Zeit auszeichnet. Kein Geschäftsmann kann sich ihr mehr entziehen: bei Strafe des Untergangs. Es gibt genug Leute, die auch ohne Reklame groß geworden sind, die aber jetzt mit einem Male zu ihrem eigenen Erstaunen gewahr werden, daß ihr Geschäft nicht mehr so vorwärts geht, wie ehedem. Sie

bemerken, daß neben ihnen jüngere Elemente in die Höhe gekommen sind, die rücksichtslos alle Mittel einer gerissenen Geschäftsführung angewandt haben, und daß unter diesen nicht zuletzt eine draufgängerische Reklame sich als wirksam erwiesen hat. So ist es gekommen, daß heute sich niemand mehr der Reklame entziehen kann, und darin liegt ihre grundsätzliche Bedeutung. „Die Reklame selbst ist eine Wissenschaft geworden, erfolgreiche Reklame aber eine Kunst. Immer mehr tritt das Bemühen zutage, für die Reklame bestimmte Grundsätze aufzustellen. Mehr und mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß auch zum Reklamemachen Methode gehört, daß die Mittel und Wege, deren man sich zur Erreichung seines Zweckes bedienen will, wohl erwogen und geprüft sein wollen. Bei dem heutigen Stande der Reklamewissenschaft(!) genügt es nicht mehr, daß der Kaufmann oder Fabrikant sie nebenher besorgt, sondern es ist notwendig, daß er, wenn er auf der Höhe bleiben oder sie erreichen will, ihr seine volle Aufmerksamkeit widmet." Diese Worte sind einem Buche entnommen, das selbst am besten von der gewaltigen Rolle zu überzeugen vermag, die die Reklame im heutigen wirtschaftlichen Getriebe spielt: dem „Handbuch der Reklame".

Für die engeren Zusammenhänge aber, deren Aufdeckung uns hier in erster Linie am Herzen liegt, noch wichtiger als die Reklame, die das Publikum heranzuziehen bestimmt ist, sind doch diejenigen Maßnahmen, die dem Zwecke dienen, das einmal angelockte Publikum auch wirklich zu befriedigen: die Maßnahmen der Kulanz im weiteren Sinne. Denn sie sind es ja vornehmlich, die eine Neuordnung des gesamten Geschäftsbetriebes herbeiführen. „Hab ich die Kraft, dich anzuziehen, besessen, So hatt' ich dich zu halten keine Kraft" — ist, ins Kaufmännische übertragen, die Devise des Schwindlers; aber auf Schwindel ist dauernd noch nie ein Unternehmen begründet worden. Als Regel gilt wohl das englische Wort: „You can fool some people all the time, you can fool all people some time, but you cannot fool all the people all the time" ... Und darum muß zu der Reklame, die dem ersten der beiden Zwecke dient, die Kulanz hinzutreten, damit ein Geschäft dauernden Bestand haben könne. Da sind zunächst, wie jedermann aus eigener Erfahrung weiß, alle die tausend „kleinen Mittel", deren sich heute jeder Geschäftsmann bedient, um sich seinen Kunden angenehm zu machen: bald ist es die Ausstattung des Ladens, des Schaufensters (die ebenso auch der Reklame dienen muß), bald die schnelle und höfliche Bedienung, in denen der Händler sich hervorzutun sucht; saubere und gefällige

Verpackung, Zustellung der Waren ins Haus, Rücknahme zum Umtausch, allerhand Beigaben für die Kleinen, die die Mutter beim Shopping begleiten: dies und vieles andere gehört heute schon als selbstverständliches Zubehör zu einem Detailhandelsbetrieb, der nicht hinter den „Anforderungen der Neuzeit" zurückbleiben will, und wird von Kleinen und Großen gleichmäßig geübt.

Aber solcherlei Praktiken berühren doch erst die Oberfläche; sie gestalten die Geschäftsorganisation noch nicht von Grund aus um. Dazu führen erst eine Reihe anderer Erwägungen; nicht zuletzt die folgende: der Händler, dem es gelungen ist, durch allerhand geschickte Kunstgriffe sich auch unter den veränderten Verhältnissen seine Kundschaft in gleichem Umfange wie früher nicht nur zu erhalten, sondern neue Kunden dazu zu erwerben und im ganzen mehr zu verkaufen, also mehr Ware „über den Ladentisch gehen" zu lassen, seinen Jahresumsatz zu vergrößern, mußte notgedrungen die Beobachtung machen, daß ihm dieser vergrößerte Umsatz an und für sich eine ganze Reihe von Vorteilen gewährte. Wenn er bei gleichen Ausgaben für Miete, Bedienung, Heizung, Beleuchtung usw. doppelt so viel Waren absetzte, so ergab sich für ihn entweder eine höhere Verzinsung des gleichgebliebenen Kapitals (wenn er die Aufschläge auf das einzelne Stück unverändert ließ) oder aber die Möglichkeit, ohne seinen Profit zu schmälern, am Aufschlag auf das einzelne Stück abzulassen, also die Ware billiger liefern zu können.

Das war das eigentlich Entscheidende. Diese Erkenntnis wurde der Ausgangspunkt für die innere Neugestaltung der Handelsunternehmung: es war gleichsam „die" Lösung des gestellten Problems, und es wurde die Losung für allen modernen Handel: „großer Umsatz, kleiner Nutzen". Auf das Streben, den Umsatz zu vergrößern, um dadurch, wenn das Streben mit Erfolg gekrönt wird, die Konkurrenz durch billigere Lieferung aus dem Felde schlagen zu können, auf dieses Streben lassen sich alle grundlegenden Neuerungen im modernen Detailhandel zurückführen, von denen nunmehr die Rede sein wird.

Als erste solcher Neuerungen erscheint die Herausbildung mehrerer ganz neuer Geschäftsformen, unter denen das Versandgeschäft, das Auktionsgeschäft und das Abzahlungsgeschäft besonders hervorgehoben zu werden verdienen.

Das Versandgeschäft, das darin besteht, daß der ortsferne Kunde auf

Grund schriftlicher Bestellung die Ware ins Haus geschickt bekommt, ist eines der vielen legitimen Kinder, die der Kapitalismus mit der modernen Verkehrsentwicklung gezeugt hat; es ist erst möglich geworden, nachdem Drucksachenversand, Postkarte, Postanweisung und Nachnahme, 50 Pf.-Paketporto und ähnliche Einrichtungen des modernen Verkehrs geschaffen worden waren, und die Eisenbahnen sich über das Land verbreitet hatten. Von der Ausdehnung des Versandgeschäfts in der Gegenwart besitzen wir keinerlei genaue Kenntnis. Und man ist, um sich trotzdem eine annähernde Vorstellung von seiner wachsenden Bedeutung zu machen, auf die Ziffern der Poststatistik angewiesen, die wohl zum Teil wenigstens dem Versandgeschäft zugute zu halten sind. So stieg die Anzahl der von der Post versandten gewöhnlichen Pakete von 51,7 Millionen im Jahre 1880 auf 137,8 Millionen im Jahre 1900, auf 261,5 Millionen im Jahre 1910; während der Betrag der Nachnahmesendungen von 57,1 auf 540,3 und 1209,7 Millionen Mark innerhalb der letzten drei Jahrzehnte anschwoll.

Die Auktion, d. h. der öffentliche Verkauf beweglicher Sachen an den Meistbietenden, ist für den Verkauf an letzte Konsumenten erst im letzten Menschenalter in Deutschland zu größerer Bedeutung gelangt. Heute bildet das Auktionsgeschäft einen wichtigen Bestandteil des Detailhandels jeder Großstadt, dessen Umfang solche Ausdehnung angenommen hat, daß die Gesetzgebung ihr Augenmerk darauf gerichtet hat.

Freilich wird das Auktionsgeschäft an Bedeutung weit überragt durch das moderne Abzahlungsgeschäft, das in dem Maße namentlich wieder in den Großstädten an Ausdehnung gewonnen hat, als die großen Massen der Lohnarbeiterschaft Käufer gewerblicher Erzeugnisse geworden sind. Daß sie dieses werden konnten, bewirkte ihr steigendes Einkommen, vor allem aber die zunehmende Billigkeit bestimmter Warenkategorien. Doch blieben es immer die Käufer, die nur kleine Beträge ihres Wochen- oder Monatslohnes zur Anschaffung gewerblicher Gegenstände verwenden konnten. Um ihren Bedürfnissen sich anzupassen, entwickelte man das Abzahlungsgeschäft, das es ermöglicht, die kleinen Einkommensteilchen zu größeren Kaufsummen zusammenzufügen, ohne den Händler einem allzu großen Risiko auszusetzen. Selbstverständlich haben sich dann auch andere Klassen der Bevölkerung, kleine Beamte und ähnliche Existenzen in bescheidener Vermögenslage mit Freuden der neuen Form des Warenerwerbs bedient.

Genaue Angaben über die Verbreitung des Abzahlungsgeschäfts in

Deutschland besitzen wir nicht. Doch lassen die übereinstimmenden Aussagen Sachverständiger darauf schließen, daß es in den unteren Schichten der Bevölkerung wenigstens in den Großstädten die durchaus vorherrschende Form des Warenumsatzes geworden ist. Nach einer Schätzung Höhnes, der langjähriger Dirigent der Prozeßabteilung 4 des Landgerichts I in Berlin war, sollen acht Zehntel der Gesamtbevölkerung Berlins mittels Abzahlungsgeschäfts kaufen. Ein anderer Sachverständiger veranschlagt die in Deutschland täglich abgeschlossenen Abzahlungsgeschäfte auf rund 10000, ein Dritter, der Inhaber eines Abzahlungsbasars in Altona, gibt die Zahl seiner Kunden ebenfalls mit 10000 an.

Wie sehr das Abzahlungsgeschäft an Bedeutung noch immer zunimmt, vermag man auch aus der Vermehrung derjenigen Handlungen zu entnehmen, die sich selbst als „Abzahlungsgeschäfte" bezeichnen. Während nämlich in den Anfängen der Entwicklung der Ratenverkauf nach den Grundsätzen des Abzahlungsgeschäftes im Rahmen der verschiedenen Branchen gelegentlich geübt wird und daneben der Bar- oder Kreditverkehr in den betreffenden Läden ihr Recht behalten, bilden sich im weiteren Verlauf Geschäfte aus, die aus allen beliebigen Branchen Waren auf Abzahlung verkaufen: die sogenannten „Abzahlungsgeschäfte", „Abzahlungsbasare". Hier ist das die Waren in dem einen Laden zusammenfügende Moment die Zahlungsweise geworden. Diese reinen „Abzahlungsgeschäfte" sind allerdings meist schwer als solche erkennbar; einen Anhalt zur Beurteilung ihrer Entwicklung haben wir dort, wo in den Adreßbüchern einer Stadt in der Übersicht der „Gewerbe" die Abteilung „Abzahlungsgeschäfte" bzw. „Warenabzahlungsgeschäfte" besonders aufgeführt ist.

Da ergibt die Vergleichung der letzten Ziffern mit denen vor 10 bis 20 Jahren fast durchgängig eine beträchtliche Zunahme.

Die zuletzt gemachte Beobachtung: daß unter dem Gesichtspunkt gemeinsamer Kaufverträge eine ganz neue Gruppierung von Waren in einem Laden stattfindet, lenkt unser Augenmerk auf die Tatsache, daß auch, abgesehen von den Abzahlungsgeschäften, sich ganz allgemein eine Tendenz wahrnehmen läßt, die Waren, die in einem Laden feilgehalten werden, nach neuen Merkmalen zusammenzustellen. Sehen wir zu, ob auch diese Erscheinung sich in den großen Zusammenhang der Neugestaltung der Absatzorganisation als Glied organisch einführen läßt! Es kann in der Tat keinem Zweifel unterliegen, daß der Grund zu solcher Neugruppierung

der Waren in den Verkaufsstätten abermals das Streben ist, den Umsatz zu vergrößern, durch Vermehrung der Kundschaft einerseits, durch rascheren Absatz der Waren andererseits. Denn was man bezweckt, ist nichts anderes, als die Waren in solcher Beschaffenheit und Menge in einem Laden zu vereinigen, daß das Publikum seine Freude daran hat, weil es gerade das in geeigneter Qualität beieinander findet, was es in dem Augenblick zu kaufen beabsichtigt, also gereizt wird, gerade in diesem Laden seine Einkäufe zu machen; des weiteren aber tunlichst keinen Artikel zu führen, der nicht oder nur selten verlangt wird, d. h. also die täglichen Kaufakte der Zahl der vorhandenen Artikel möglichst anzunähern. Man kann in diesem Fall von einer Konzentrierung der Nachfrage oder einer Intensivisierung des Warenvertriebs reden. Aus diesen allgemeinen Erwägungen heraus ergeben sich dann vornehmlich folgende drei Tendenzen:

1. Qualitative Differenzierung der Detailhandlungen, d. h. eine Scheidung des ehemaligen Durchschnittsgeschäfts in das Qualitätswarengeschäft auf der einen Seite, das Schund- oder Massenartikelgeschäft auf der anderen Seite. Damit vollzieht die Handelsorganisation nur die Anpassung an die in der Konsumgestaltung heutzutage vor sich gehende Differenziierung. In dem Maße, wie mit wachsendem Reichtum sich der sogenannte Luxus verallgemeinert, d. h. nach Form oder Stoff kostbare Gegenstände in größeren Massen nachgefragt werden, ist es ganz selbstverständlich, daß eine Vereinigung dieser „Luxusgegenstände" in dementsprechend elegant hergerichteten Verkaufsräumen für die dementsprechend verwöhnte Kundschaft unter Ausscheidung aller minderwertigen Waren erfolgt. Das Qualitätswarengeschäft ist auch allein imstande, sich den Anforderungen der Grundrenten in den bestgelegenen Straßen unserer Großstädte auszusetzen; es vermag diesen Zoll zu zahlen, weil seine Kundschaft ohne weiteres zu jeder Mehrleistung in beliebiger Höhe bereit ist, wenn sie nur ihr Kupee oder ihren Dogcart in einer anständigen Straße, vor einem eleganten Magazine halten lassen kann. Und ebenso natürlich ist es, daß in dem Vorstadtladen, wo nur noch die Proletariersfrau oder die verwitwete Postsekretärsgattin ihre Einkäufe macht, von vornherein jeder Gegenstand ausgeschieden wird, der auch nur entfernt an echten Stoff oder gediegene Machart erinnert, damit ja kein Stück über das Mindestmaß von Kaufkraft hinausrage. Dieser Differenziierungsprozeß ist dann ganz wesentlich gefördert durch die Fortschritte unserer modernen Produktionstechnik. Es mußte das Kunstgewerbe erst jene

hohe Entwicklungsstufe erreichen, die wir es heute einnehmen sehen, damit die Qualitätswarengeschäfte ihre Gestelle füllen konnten, und es mußte die rastlose Massenproduktionstechnik erst jenen fabelhaften Grad von Leistungsfähigkeit sich errungen haben, der sie befähigte, zu den heutigen Spottpreisen Waren über Waren auf den Markt zu werfen, die nun die Verkaufsgegenstände in den Pofelgeschäften unserer Vorstädte bilden. Die zweite Tendenz, die wir bei der Neugruppierung der Waren beobachten, ist eine Tendenz zur:

2. Spezialisierung. Sie erwächst genau aus denselben Erwägungen wie die Differenziierung, sie will ebenso wie diese zu einer Intensivisierung der Bedarfsbefriedigung verhelfen. Jedermann vermag selbst die stark fortgeschrittene Spezialisierung in unseren Detailhandelsgeschäften festzustellen, wenn er aufmerksam durch die Straßen unserer Großstädte wandert. Aufs Geratewohl greife ich folgende Beispiele heraus; es gibt heute Spezialgeschäfte für Zigarren und Zigaretten, Butter, Käse und andere Molkereiprodukte, Kaffee, Tee, feinstes Obst, Kaviar, Petroleum, Konfiserie, Fahrräder, Fische, Ansichtspostkarten, Konserven, Handschuhe, Schirme und Stöcke, Kragen und Krawatten, Hüte, Seidenbänder, chirurgische Instrumente. Voraussetzung für solcherart fortgeschrittene Spezialisierung ist natürlich zunächst ein entsprechender Intensitätsgrad des Verkehrs, damit überhaupt eine gehörige Anzahl Verkaufsakte dieser bestimmten Art an einem Orte vollzogen werde. Sodann aber wiederum auch ein erhebliches Reichtumsniveau, damit die Abstufung der Qualitätsunterschiede einer einzelnen Ware, wie sie tatsächlich die Gegenstände dieser Spezialitätengeschäfte aufweisen, möglich werde. Denn offenbar ist der Hauptzweck solcher Läden ihr eigenstes Produkt nun in schrankenloser Auswahl dem Publikum darbieten zu können. Wir werden daher häufig einer Kreuzung von Qualitätswaren- und Spezialitätengeschäft begegnen, namentlich dort, wo es sich um eine Fortsetzung des urwüchsigen Differenziierungsprozesses handelt, der, wie wir oben sahen, zum Branchengeschäfte führt. So begegnen wir heute fast überall in den Straßen unserer Großstädte beispielsweise hochqualifizierten Seidenhäusern, kunstgewerblich hervorragenden Glas- und Porzellangeschäften, Läden mit sehr feinen Eisenwaren usw. Aber die bei weitem wichtigste Tendenz in der Neuordnung der Waren ist doch:

3. die Tendenz zur Kombinierung verschiedener, ursprünglich getrennter Warengattungen. Solcherart Zusammenfügung erfolgt abermals unter dem Gesichtspunkte der Kulanz gegen das Publikum. Man will dem

Käufer diejenigen Waren tunlichst in demselben Raume darbieten, nach denen er möglicherweise bei Gelegenheit eines einzelnen Kaufakts sonst noch Bedarf verspüren könnte. So entstehen die drolligsten Kombinationen; hier verkauft ein Zigarrengeschäft Spazierstöcke, dort ein Blumenladen Zigarren; hier eine Fahrradhandlung Reiselektüre, dort ein Friseur Theaterbilletts usf. Das heißt: man gliedert irgendeine beliebige Ware an den ursprünglichen Warenbestand an, von der man voraussetzt, daß sie vom Käufer nebenbei „mitgenommen" wird. Mit der Zeit haben sich nun bestimmte Kombinationen herausgebildet, die einen bestimmten komplexen Bedarf zu befriedigen trachten. Es entwickeln sich aus den früheren Branchengeschäften traditionell ausgestattete Bedarfsartikelgeschäfte, wie wir diese neue Spezies von Warenlagern nennen können. So entsteht aus dem alten Manufakturwarengeschäft entweder das Modewaren- und Konfektionsgeschäft oder bei noch weiterer Ausdehnung des Bedarfsgebietes das Ausstattungsgeschäft; aus dem alten Eisenkram erwächst das moderne Kücheneinrichtungs- und allgemein das Hausgerätegeschäft; aus der Kolonialwarenhandlung geht das Delikateßwarengeschäft hervor; die alte Sattlerwerkstatt wandelt sich in den Reisebedarfsladen um; es entsteht das Herrenartikelgeschäft usw.

Allen diesen Neubildungen gemeinsam ist: daß sie völlig gleichgültig gegenüber dem Stoff werden, aus dem die Gegenstände hergestellt werden und gegenüber der Produktionssphäre, die sie liefert. Das Hausgerätegeschäft führt jetzt alle Artikel, die der Hauseinrichtung dienen, mögen sie aus Eisen, Nickel, Kupfer, Glas, Holz, Porzellan, Stroh, Rohr, Leder oder sonst etwas gefertigt sein. Die Delikateßhandlung vereinigt in ihrem Laden Früchte aus Italien, Gemüse aus Frankreich, Wild aus der Provinz, Kaffee aus Arabien, Schnäpse aus Holland, Hummern von Helgoland, Kartoffeln aus Malta, Austern aus England oder Holstein, Kaviar aus Rußland, Punschextrakt aus Elberfeld, Konserven aus Braunschweig, Käse aus der Schweiz usw., kurz alles, was zu einem Diner gehört, das hier das bedarfsvereinigende Moment ist.

Dementsprechend ist umgekehrt ein bestimmter Artikel der Kombination mit beliebigen anderen Artikeln ausgesetzt und kann deshalb in den verschiedensten Läden geführt werden, er, der früher vielleicht das Rückgrat eines ganz scharf begrenzten Handwerkerkrams gebildet hat. So findet man beispielsweise heute die Bürste in Spezerei-, Drogen- und Farbwarenhandlungen, Kücheneinrichtungs- und Haushaltungsbasaren, Friseurgeschäf-

ten und Galanteriewarenläden, Eisenwaren- und Werkzeughandlungen, bei Holzwaren, Korbmacherartikeln, Seilerwaren, in Töpferwaren- und Grünzeughandlungen; wir finden die Damenbluse und Damenschürze in allen Garderobe-, Weiß- und Manufakturwarenhandlungen, in den Leinen-, Wäsche-, Putz- und Posamentiergeschäften, in den Versandhäusern und Basaren, in Spezial-, Strumpf- und Wollwarenhandlungen usf.

Wiederum ist es selbstverständlich, daß diese zweckentsprechende Neugruppierung der Ware nur vorgenommen werden konnte, nachdem die moderne Produktions- und Verkehrstechnik die Vorbedingungen dafür geschaffen hatten.

Nun findet aber offenbar das Streben, durch alle solche Maßnahmen, wie wir sie eben kennen gelernt haben, die Waren in gefälliger Form darzubieten, durch rascheren Umsatz Ersparungen zu machen usw., seine Begrenzung in dem Umfange, in der Kapitalkraft eines Geschäftes. Über eine bestimmte Höhe hinaus läßt sich naturgemäß der Warenvertrieb nicht steigern, solange die Basis unverändert bleibt. Soll auf der Bahn weitergeschritten werden, die die modernen Detailhandelsprinzipien weisen, so bleibt nichts anderes übrig als die Basis zu verbreitern. So ergibt sich mit Notwendigkeit aus den veränderten Absatzbedingungen die dritte große Entwicklungstendenz des modernen Detailhandels, die wir (nicht ganz genau) als Konzentrationstendenz bezeichnen können. Darunter verstehe ich also eine Tendenz, das Maß der in einer Detailhandelswirtschaft, in einer Unternehmung zusammengefaßten Produktivkräfte auszuweiten: um durch elegantere Ausstattung der Läden, reichere Auswahl, Vergrößerung des Warenlagers und ähnliches die Vorteile der zweckentsprechenden Differenziierung und Gruppierung der Artikel in erhöhtem Maße auszunutzen, zugleich aber auch neue zu gewinnen, die nur eine derartige Vergrößerung des Unternehmungsspielraumes zu gewähren vermag. Es sind das die Vorteile des sogenannten „Großbetriebes", wie man sich ungenau auszudrücken pflegt, denn es handelt sich keineswegs immer um eine großbetriebliche Gestaltung, d. h. um die Zusammenfügung großer Mengen von Produktionsmitteln und Arbeitskräften unter einem einheitlichen Kommando. Es kann jene Ausweitung des Unternehmerspielraumes vielmehr ebensogut im kleinbetrieblichen Rahmen erfolgen und erfolgt in der Tat oft genug darin: in der Form des sogenannten Filialensystems, das ein Seitenstück der großkapitalistischen Handelsorganisation zu der Hausindustrie in der gewerblichen Produktionssphäre bildet.

Das beliebteste, wenn auch keineswegs zuverlässigste Warenzeichen einer sich vollziehenden Kapitalzusammenballung sind die in den einzelnen Geschäften oder Betrieben beschäftigten Personen. Leider wird das Maß von Erkenntnis, die uns diese Ziffern zu bieten vermöchten, in der deutschen Gewerbestatistik dadurch noch beträchtlich verkleinert, daß, wie schon öfter hervorgehoben wurde, unsere Zählung nicht zwischen Engros- und Detailhandel unterscheidet. Es ergibt sich jedoch, daß heute die Konzentration im Handelsgewerbe, soweit sie in der Zahl der beschäftigten Personen zum Ausdruck kommt, keineswegs schon einen übermäßig hohen Grad erreicht hat. Und die persönliche Erfahrung bestätigt das: neben den wenigen ganz großen Detailhandelsgeschäften und den proletarischen Eintagsfliegen erhält sich vor allem ein beträchtlicher Stamm mittlerer Existenzen, die als kleinkapitalistische Unternehmer mit modernen Geschäftsprinzipien offenbar auch in Zukunft Aussicht auf Bestand haben. Ebenso bezwingend beweist die Statistik doch aber auch, zumal wenn wir die Ziffern der 1840er Jahre, die ich oben mitteilte, zu Rate ziehen, daß eine Tendenz zur Vergrößerung der Geschäfte besteht. Und sie ist offenbar um so stärker, je größer die Stadt ist, in der sich die Handlungen befinden: woraus wir schließen dürfen, daß sie auch in Zukunft anhalten wird.

Unter denjenigen Geschäften, die die Statistik in der höchsten Größenklasse aufführt, befinden sich nun auch jene spezifischen Repräsentanten des modernen Detailhandels: die Warenhäuser. Sie sind in Deutschland erst in den letzten beiden Jahrzehnten, dann allerdings sehr rasch zur Entfaltung gelangt, nachdem sie in Frankreich, England und Amerika schon eine lange Geschichte hinter sich hatten.

Ein modernes Warenhaus ist dort vorhanden, wo die drei Eigenarten der kapitalistischen Detailhandelsentwicklung sich vereinigt finden: 1. die großkapitalistische Basis; 2. der kapitalistische Geist, d. h. die Modernität der Geschäftsprinzipien; 3. die Neuordnung der Waren nach dem Gesichtspunkt höchster Bedarfsanpassung, somit a) Differenzierung in der Qualität, b) Kombinierung verschiedener Branchenartikel. Namentlich auch das Differenziierungsstreben ist bei den modernen Warenhäusern großen Stils zu beachten: sie forcieren in ganz besonderer Stärke die Umsatzgeschwindigkeit und müssen deshalb auch ganz besonders darauf bedacht sein, die Auswahl ihrer Artikel dem Bedarf einer ganz bestimmten Kundschaft genau anzupassen, also weniger begehrte Gegenstände, deren längeres Verweilen im

Lager den Umsatz verlangsamt, aus ihrem Bestande immer wieder auszuscheiden. Das Ideal des Großwarenhauses ist: von jeder Warengattung tunlichst nur einen Gegenstand führen zu müssen, wenn möglich aber alle Gegenstände, die eine bestimmte Kundschaft für ihren Gebrauch nötig hat. Dieses Programm gelangt schon heute fast vollständig zur Ausführung in gewissen Warenhäusern minderer Qualität, die sich an die niedrigsten Schichten des kaufenden Publikums: „die kleinen Leute" wenden. Ich nenne sie Basare, zum Unterschied von den Großmagazinen, d. h. Großwarenhäusern höheren Ranges, wo der sich neubildende „wohlhäbige Mittelstand" kapitalistischer Herkunft das ausschlaggebende Publikum darstellt; wo nicht die Proletariersfrau mit dem Marktkorb am Arm, sondern wo die Mondaine und die Demimondaine mittleren Ranges den Ton angeben, herunter bis zur Offiziers- und Professorenfrau, soweit diese auch schon vom Hauche der neuen Zeit berührt sind. Zwischen den Extremen, wie sie einerseits etwa Wertheim in Berlin darstellt, wie sie andererseits die Pofelbasare in den Großstädten des östlichen Deutschlands verkörpern, liegt dann eine reiche Skala verschieden abgestufter Warenhaustypen. Aber alle streben sie doch auch in der Qualität, wie in der Zusammenfügung der Branchen dem obersten Grundsatz moderner Detailhandelsgestaltung gerecht zu werden: die Anpassung an den Bedarf einer bestimmten Kundschaft zu einer tunlichst vollendeten zu gestalten.

Ihre einstweilen höchsten Triumphe feiert die großkapitalistische Organisation des modernen Detailhandels in Deutschland in dem öfters erwähnten Warenhause von A. Wertheim in Berlin, über dessen Ausdehnung und innere Struktur die Angaben Auskunft geben, die ich in der Anlage 12 mitteile. Kann dieses Geschäft an Größe des Umsatzes zwar noch nicht entfernt wetteifern mit den entsprechenden Unternehmungen im Auslande, wie Bon Marché und Louvre in Paris, deren Umsatz auf je 150—180 Millionen Franken anzusetzen ist, während man den Umsatz des Wertheimschen Ladens vor einigen Jahren auf 30 Millionen Mark schätzte, so wird das deutsche Großmagazin, was künstlerische Ausstattung, Solidität des Geschäftsgebarens und Planmäßigkeit der Organisation betrifft, auch mit den berühmtesten Etablissements des Auslandes jeden Vergleich bestehen. Daß es noch eine glänzende Zukunft vor sich hat, dafür spricht der Aufschwung, den es wiederum in den letzten Jahren gewonnen hat. Und daß sich hier die Keime zeigen zu einer Neubildung, der ein sehr großer Teil des Detailhandels

zustrebt, kann für den unbefangenen Beobachter ebenfalls keinem Zweifel unterliegen.

Betrachten wir wiederum den volkswirtschaftlichen Gesamteffekt der Detailhandelsentwicklung, so wird das Ergebnis ähnlich lauten, wie beim Großhandel: Steigerung der Leistungsfähigkeit, insonderheit der Produktivität der aufgewandten Arbeit durch Entpersönlichung der wirtschaftlichen Tätigkeit, durch Versachlichung aller Beziehungen.

Denn wenn natürlich, hier wie anderwärts die organisatorische Leistung des Begründers und Leiters solcher Wunderwerke, wie es ein modernes Warenhaus ist, Anforderungen an Geist und Tatkraft von einer Größe stellen, die aller handwerksmäßigen Ausübung des Berufes fremd war, so ist es doch offensichtlich, daß der Inhalt dieser neuen Tätigkeit nichts mehr von dem persönlichen Charakter an sich trägt, der dem alten Handwerker anhaftete. Nicht mehr die innige Beziehung zur gehandelten Ware, wie sie die intime Branchenkenntnis vermittelt, nicht mehr die persönliche Fühlung mit der Kundschaft ist es, was über den Erfolg eines solchen großen Handelsgeschäfts entscheidet. Ware und Publikum werden vielmehr gleich vertretbar. Sie erscheinen nur noch als qualitätslose Größen, mit denen rechnerisch geschickt umzugehen die Aufgabe des Unternehmers wird. Auch der innere Betrieb eines derartigen Riesengeschäfts wird aller Seele beraubt, die in dem kleinen Laden des Vieux Elboeuf ihr Wesen trieb. Wie Glieder eines leblosen Mechanismus wirken die Tausende und Abertausend Angestellten ein unpersönliches Gesamtwerk, und ihr wohlgeordnetes, seelenloses Ineinandergreifen stellt recht eigentlich ein Sinnbild des gesamten modernen Wirtschaftsleben vor . . .

Aber nun weiter im Text! Dieses ganze Kapitel hindurch wurde an verschiedenen Stellen schon darauf hingewiesen, in wie großer Abhängigkeit die neu sich bildende Handelsorganisation von der Entwicklung des Verkehrswesens im neunzehnten Jahrhundert sich befindet. Von dem Zwillingsbruder des Handels, dem Verkehr, soll denn nun das folgende Kapitel erzählen.

Elftes Kapitel: Der Verkehr

1. Die Eisenbahnen

Dasjenige Ereignis während des neunzehnten Jahrhunderts, das auf dem Gebiete des Verkehrswesens alle übrigen an Bedeutung weit überragt, ja das weit über unser Zeitalter hinaus seine revolutionäre Wirkung ausüben wird, das im Überblick über die Jahrtausende der Kulturentwicklung einen Markstein bildet, ist natürlich die Einbürgerung der Eisenbahn als allgemeines Verkehrsmittel. Die landläufige Wertung einer kulturellen Neuerung in ihrem Einfluß auf die Gestaltung des Wirtschaftslebens stimmt hier ausnahmsweise einmal mit dem wissenschaftlichen Urteil überein. Freilich wird gemeinhin auch die Bedeutung der Eisenbahnen in ganz anderer Richtung gesucht, als sie zu finden ist — ich habe über die vielen schiefen Auffassungen, die von den Wirkungen der Eisenbahnen verbreitet sind, in meinem Kapitalismus öfters gesprochen — aber darin hat die Menge doch recht, daß die Eisenbahnen in der Tat von erheblichem Einfluß auf den gesamten Verlauf des Wirtschaftslebens in den letzten Menschenaltern gewesen sind. Wir werden deshalb in diesem Kapitel ihnen auch füglich zuerst unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Nichts liegt mir ferner, als hier einen geschichtlichen Abriß von der Entstehung der Entwicklung der deutschen Eisenbahnen zu geben. In der Kürze, wie das geschehen müßte, würde es qualvoll langweilig sein. Zudem findet der Leser in jedem besseren Geschichtswerk darüber den gewünschten Aufschluß. Sie enthalten fast alle mindestens ein paar der Anekdoten, die sich an die Genesis der Eisenbahnen knüpfen: von den Leuten, die den Eisenbahnreisenden Gehirnkrankheiten infolge der raschen Bewegung prophezeiten; von dem Postmeister Nagler, der von einer Eisenbahn zwischen Berlin und Potsdam nichts wissen wollte, weil er schon seinen Postwagen nicht regelmäßig voll bekäme; von der Behinderung des Betriebes durch die Kuh, die sich auf das Geleise verirren würde und dergleichen mehr; auch erzählen sie alle in bewunderndem Tone von den Bemühungen weitblickender Männer wie Friedrich List und Friedrich Harkort um den Bau der ersten Bahnen, und berichten mitleidig von dem Widerstand, den Borniertheit und Interessiertheit dem entgegenstellten. Ich darf also voraussetzen, daß jeder Leser alle diese schönen Geschichten am Schnürchen hat und begnüge mich deshalb damit, in der Anlage 13 die Ziffern zum Ausdruck zu bringen, aus denen

die Entwicklung des deutschen Eisenbahnnetzes während unseres Jahrhunderts ersehen und mit deren Hilfe ein Vergleich mit anderen Kulturländern gezogen werden kann.

Reizvoll wäre es, die Etappen in dieser Entwicklung genauer zu verfolgen. Man käme dann wohl dazu, vier Epochen zu unterscheiden: die erste, die etwa das Jahrzehnt bis 1845 umfaßt, kann als Vorstufe, als die Zeit der Anfänge, der zufällig ersten Linien bezeichnet werden: es sind meist nicht allzu weit voneinander entfernte, volkreiche Orte, die verbunden werden.

Die erste Eisenbahn wurde 1835 zwischen Nürnberg und Fürth dem Verkehr übergeben. Die Linien, die dann zunächst in rascher Folge erbaut wurden, sind diese:

1838 . .	Berlin-Potsdam.
	Braunschweig-Wolfenbüttel.
1839 . .	Leipzig-Dresden.
1840 . .	Leipzig-Magdeburg.
	München-Augsburg.
	Frankfurt-Mainz.
	Mannheim-Heidelberg.
1841 . .	Berlin-Anhalt.
	Düsseldorf-Elberfeld.
	Köln-Aachen.

Dann folgt die Anlage der großen, durchgehenden Linien, die die Hauptstädte des Landes und die Peripherie mit dem Zentrum verbinden: in Preußen der Bau fast aller von Berlin ausgehenden Hauptlinien. Diese zweite Epoche, die Periode des Skelettbaues reicht etwa bis in die Mitte der 1860er Jahre. In der dritten Epoche, die namentlich durch die 1870er Jahre gebildet wird, gelangt das System der Vollbahnen in seinen Hauptzügen zur Vollendung: Periode des Ausbaus, die schließlich in diejenige der Verästelung ausmündet, in der wir uns noch befinden. Diese letzte Epoche wird damit endigen, daß vor jedes Haus eine Eisenbahn führt. Dazu verhilft vor allem auch die Entwicklung eines Sekundär-, Tertiär- usw. Bahnbaus, eines Systems von Schmalspurbahnen mit einem Wort. Dessen Anfänge fallen zusammen mit dem Beginn der Periode der Verästelung der Vollbahnen: 1880—81 gab es in Deutschland erst 192,8 km Kleinbahnen, 1890 schon über 1000 km, 1900 bereits 1800 km und 1910 über 2000 (2178,5). Einer immer weiter

schreitenden Verfeinerung des Netzes kommt die zunehmende Verwendung der Elektrizität als treibender Kraft zugute.

Auch über die deutsche Eisenbahngeographie ließe sich kurzweilig plaudern. Ich muß mich jedoch mit dem Hinweis auf zwei Tatsachen begnügen, die mir für die deutschen Verhältnisse charakteristisch zu sein scheinen. Das ist zunächst die starke Dezentralisation des deutschen Eisenbahnwesens, oder besser ausgedrückt: die Vielheit von Mittelpunkten des Eisenbahnverkehrs, wie sie kaum ein zweites Land besitzt. Hannover, Köln, Frankfurt a. M., Leipzig, München sind fast ebenso bedeutsame Knotenpunkte wie Berlin, während beispielsweise Frankreich, das das andere Extrem darstellt, im Grunde nur einen einzigen Knotenpunkt hat: Paris. Ursache natürlich Deutschlands politische Vergangenheit. Sodann aber weist wohl kaum ein anderes Kulturland so große Unterschiede in der Dichtigkeit seines Eisenbahnnetzes von Provinz zu Provinz auf wie Deutschland. Zwischen den ostelbischen Landesteilen und den Provinzen Westfalen oder Rheinland oder dem Königreich Sachsen sind die Abstände ungeheuer. Auf je 1000 km Grundfläche hatten (1910) Ostpreußen 75,2, Westpreußen 87,3, Pommern 75,5, dagegen Westfalen 162,1, Rheinland 161,2, Königreich Sachsen 177,4 km vollspurige Eisenbahnen, während der Reichsdurchschnitt 109,1 km betrug. Grund einleuchtend.

Was nun aber den Nationalökonomen, der sich in das Problem der Eisenbahnen versenkt, immer wieder zum Nachsinnen anregen wird, ist die Frage: wie war es denn überhaupt möglich, daß in der kurzen Spanne Zeit von zwei Menschenaltern so etwas unglaublich Riesenhaftes entstehen konnte, wie das Eisenbahnsystem in einem modernen Kulturstaat. Als g r ö ß t e p r o d u k t i v e T a t nicht nur des neunzehnten Jahrhunderts, sondern, wie mir scheint, aller Geschichte sollten die Eisenbahnen immer in erster Linie gewürdigt werden. Machen wir uns einen Augenblick klar, was sie an Arbeitsleistung darstellen!

Die deutschen Eisenbahnen haben bis zum Schlusse des Jahres 1910 rund 17 Milliarden Mark gekostet. Rechnen wir davon auf Arbeitslohn auch nur drei Viertel, so ergäbe das einen Betrag von zwölf bis dreizehn Milliarden Mark. Nehmen wir einen Jahresverdienst von fünf- bis sechshundert Mark im Durchschnitt an (was sehr hoch gegriffen ist, angesichts der Tatsache, daß der Bau der Eisenbahnen bis in die 1830er Jahre zurückreicht), so würden wir auf eine Arbeitsleistung von rund 25 Millionen Arbeitsjahren

oder etwa 7½ Milliarde Arbeitstagen kommen. Es hätte also eine Million Arbeitssklaven 25 Jahre lang, 100000 Sklaven hätten zwei und ein halbes Jahrhundert zu bauen gehabt. Auf die geschichtliche Zeit berechnet: in den 70 Arbeitsjahren sind jährlich 100 Millionen Arbeitstage auf den Bau von Eisenbahnen verwandt worden, eine drittel Million Menschen hat Jahr für Jahr nichts getan als Eisenbahnen gebaut oder hergestellt, was zum Eisenbahnbetrieb gehört: Bahnhöfe, rollendes Material usw. Das setzt einen sehr hohen Produktivitätsgrad der nationalen Arbeit voraus, der sich selbst wiederum nur erklärt aus der beständigen Produktivitätssteigerung, die die Eisenbahnen selbst im Gefolge hatten. Diesen Gedanken: daß die Eisenbahnen sich selbst erbaut haben, hat zuerst Ernst Engel ausgesprochen. Er wird noch einleuchtender, wenn wir das Problem des Eisenbahnbaus unter sozialem Gesichtspunkte (statt wie eben unter naturalem) ins Auge fassen, d. h. uns vergegenwärtigen, in welcher Wirtschaftsform diese gewaltige Entfaltung produktiver Kräfte stattgefunden hat.

Die Eisenbahnen, auch in Deutschland, sind ein Werk des Kapitalismus. Er hat zu ihrer Erbauung den Anstoß gegeben — die Staaten waren auffallend zurückhaltend — er hat die ersten Jahrzehnte hindurch die Ausgestaltung und Festigung des neuen Verkehrsmittels sich angelegen sein lassen, bis dann der Staat sich in das vom privaten Kapital bereitete Nest hat setzen können. Die erste Staatseisenbahn in Preußen wurde 1843 erbaut, als bereits 866,6 km Privatbahnen bestanden. Dann hat zwar das Staatsbahnsystem sich ununterbrochen weiter ausgedehnt, aber bis in die 1870er Jahre hinein lag der Schwerpunkt doch (in Preußen wie in den übrigen Bundesstaaten) bei den Privatbahnen. Namentlich die Periode des Ausbaus des Vollbahnnetzes — von 1865 bis 1875 — wird vornehmlich von der privaten Initiative beherrscht. In diesem Zeitraum stieg die Kilometerzahl der Staatsbahnen in Preußen von 3101,8 auf 4390,3, also um 41 %, diejenige der Privatbahnen jedoch von 6148 auf 12486, also um 103 %. Ende der 1870er Jahre setzt dann, wie bekannt, die Verstaatlichungsbewegung ein, so daß 1910 nur noch etwa 6 % der deutschen Bahnen Privatbahnen sind.

Machen wir uns nun klar, um welche gewaltigen Geldsummen es sich handelte, die für den Ausbau des Eisenbahnnetzes aufgebracht werden mußten. Von Reden nimmt an, daß das Baukapital der preußischen Bahnen bis 1851 bereits 149,9 Millionen Taler, also fast eine halbe Milliarde

Mark betragen habe; für ganz Deutschland können wir ruhig 800 Millionen Mark veranschlagen. Bis Mitte der 1860er Jahre war (nach dem Statistischen Handbuch) das Anlagekapital der preußischen Staatsbahnen auf 111,7 Millionen Taler, dasjenige der Privatbahnen auf 357,3 Millionen Taler gestiegen, zusammen also auf rund 1400 Millionen Mark, dasjenige der gesamten deutschen Bahnen also auf zwei bis drei Milliarden Mark. Für das Jahr 1870 berechnet die Reichsstatistik „das zur Anlage und Ausrüstung der Bahnen verwendete Anlagekapital" auf rund vier Milliarden Mark. Dann kommt das für die Entwicklung der deutschen Eisenbahnen wichtigste Jahrzehnt, in dem das Anlagekapital um rund fünf Milliarden Mark sich vermehrt.

Auf welchem Wege sind diese stattlichen Beträge beschafft worden? Formell entweder unter Zuhilfenahme der Kapitalvereinigung in der Aktiengesellschaft oder mittels Anleihen. Die Aktiengesellschaft erfährt durch die Eisenbahnen erst recht ihre Ausbildung. Aber materiell?

Was die ursprünglichen Fonds anbelangt, so darf man wohl annehmen (ich weiß nicht, ob genauere Angaben darüber vorliegen), daß es ausländisches Kapital zum großen Teile ist, durch das die deutschen Eisenbahnen ins Leben gerufen wurden. Seit Mitte des Jahrhunderts tritt dann, wie wir wissen, zu verschiedenen Malen eine rasche Vermehrung der Geldvermögen ein, die dem Eisenbahnbau zugute kommt. Insbesondere die bedeutende Zunahme der Eisenbahnen während der 1870er Jahre ist wohl im wesentlichen als eine Wirkung des „Milliardensegens" anzusehen: man kann sagen, daß uns Frankreich als Kriegsentschädigung unser Vollbahnnetz ausgebaut hat. Aber diese gelegentliche Vermehrung der Geldvermögen durch äußere Einflüsse genügt doch noch nicht zur Erklärung. Wir müssen vielmehr noch in Betracht ziehen, daß während der ganzen zweiten Hälfte des Jahrhunderts dank der fortschreitenden Produktivität gerade auch wieder infolge der Eisenbahnen eine Überkapitalisation in steigendem Maße erfolgt ist, aus deren Beträgen die nötigen Anlagekapitalien beschafft werden konnten. Das ist es, was Engel meint, wenn er den Nachweis zu führen versucht, daß aus einem Fonds von 1 Million Mark in 40 Jahren 1070 km Eisenbahnen erbaut werden konnten. Dabei rücksichtigt er nur auf die Profite, die das in den Eisenbahnen selbst angelegte Kapital erbracht hat. Diese waren allerdings in zahlreichen Fällen sehr beträchtlich. Die besseren Linien gaben jahrelang Dividenden von 15—20 % und selbst der Durchschnitt der Ver-

zinsung belief sich beispielsweise im Jahre 1865 bei den preußischen Bahnen auf 6¼%.

. Die zweite Bedingung, an die die kapitalistische Durchführung so großer Werke geknüpft ist: die Bereitstellung besitzloser Menschenmassen als Arbeitermaterial wurde nun aber ebenfalls dank der beträchtlichen Zunahme der Bevölkerung während des zweiten Drittels des neunzehnten Jahrhunderts (wodurch dasjenige entstand, was ich die Überschußbevölkerung nenne) und der gleichzeitigen Vernichtung zahlreicher überkommener Erwerbsmöglichkeiten auf dem Lande (wodurch eine Zuschußbevölkerung in größerem Umfange heranwuchs). Doch sind das zu verwickelte Zusammenhänge, als daß ich ihre Klarlegung hier vorzunehmen wagen möchte. Wer sich für diese Feinheiten der wirtschaftlichen Entwicklung interessiert, sei auf die Lektüre meines Kapitalismus verwiesen.

Fragen wir nun aber nach den Wirkungen, die die Eisenbahnen auf die Volkswirtschaft ausgeübt haben, so erscheint als greifbarste ihr Einfluß auf die Gestaltung unseres Effektenmarktes. Man kann getrost sagen, dieser habe sich im wesentlichen aus dem Handel mit Eisenbahnaktien und Obligationen entwickelt. Noch 1870 bestand die Hälfte aller an der Berliner Börse gehandelten Werte aus Eisenbahnwerten (175 von 359). Also hat natürlich auch das moderne Bankwesen einen beträchtlichen Teil seiner Nahrung aus den Eisenbahnen gesogen.

Dasselbe gilt von der Industrie. Montan- und Maschinenindustrie verdanken ihren Aufschwung im wesentlichen den Eisenbahnen. Als diese in Deutschland ihren Einzug hielten, geschah es noch auf den Krücken der englischen Industrie. Für den Anfang der 1840er Jahre gibt Freiherr von Reden in seinem bekannten Quellenwerke über die deutschen Bahnen eine genaue Übersicht über die Herkunft der in Deutschland fahrenden Lokomotiven. Das waren im ganzen 245 Stück. Davon stammten 166 aus England, 12 aus Belgien, 29 aus Nordamerika und nur 38, also noch nicht der sechste Teil, aus Deutschland. Diese Abhängigkeit vom Auslande wird bei dem übrigen Eisenbahnbedarf dieselbe gewesen sein. So betrug beispielsweise von „geschmiedetem Eisen in Stäben, Luppeneisen, Eisenbahnschienen, auch Roh- und raffiniertem Stahl" im Durchschnitt der Jahre 1842—1845 (nach Dieterici) die Mehreinfuhr in den Zollverein über 1 Million Zentner im Betrage von mehr als 5 Millionen Talern. Während heute (1911) die Ausfuhr von Eisenbahnlaschen, Eisenbahnschwellen, Eisenbahn-

16*

schienen, Eisenbahnachsen, Eisenbahnfahrzeugen und Lokomotiven aus dem Deutschen Reich 155,6 Millionen Mark, die Einfuhr nur 449000 Mark betragen (1900 noch 5,27 Millionen gegenüber einer Ausfuhr von bloß 61,09 Millionen Mark). So daß weit mehr als der Inlandsbedarf von der deutschen Industrie gedeckt ist. Man ermesse danach, welche unvergleichliche Förderung die Eisenbahnen der Montan- und Maschinenindustrie durch die gesteigerte Nachfrage gebracht haben müssen. Rechnet man doch (Engel) von der Gesamtanlage der Eisenbahnen 19 % auf Betriebsmittel, 22 % auf den Oberbau, also etwa 40 %, die von dem Gesamtanlagekapital den genannten beiden Industrien zufließen würden. Das wären also in den letzten sechzig Jahren in Deutschland etwa 7000 Millionen Mark. Das alles muß man in Betracht ziehen, wenn man der volkswirtschaftlichen Bedeutung der Eisenbahnen, die man meist nur in deren Einwirkung auf das Transportwesen erblickt, völlig gerecht werden will.

Was nun diese selbst betrifft, so wird man, denke ich, vor allem die ungeheure Steigerung des Krafteffekts und damit der quantitativen Leistungsfähigkeit, der Kapazität, in Rücksicht ziehen müssen, die sich mit der zunehmenden Verbreitung der Eisenbahnen und der gleichzeitig zunehmenden Intensität des Betriebes eingestellt haben. Es ist, mit anderen Worten, zunächst die Menge von Gütern und Personen, die durch das neue Verkehrsmittel herumgekarrt werden können, was den Unterschied gegen früher ausmacht.

Um sich diesen soi disant-Fortschritt ziffermäßig vor Augen zu führen, gibt es verschiedene Methoden. Man kann zum Beispiel die Warenmasse vergleichen, die ein Frachtwagen laden kann (das waren in der letzten Zeit des Frachtfuhrwesens nach den Schätzungen von Redens bei einem Vierspänner im Höchstfalle 100—120 Zentner), mit den Gütermengen, die eine Lokomotive fortzubewegen vermag. Das war im Anfang des Eisenbahnwesens die Ladung eines Güterzuges von 40 Wagen zu je 2 t (40 Zentner) Ladefähigkeit, also 80 t (1600 Zentner), heute ist es diejenige eines Zuges von 100 Wagen zu je 10 t, also 1000 t (20000 Zentner).

Oder man kann die absoluten Ziffern der beförderten Mengen von Gütern oder Personen aus der Zeit vor Beginn der Eisenbahnära den heutigen Zahlen gegenüberstellen. So wurden beispielsweise (nach Reden) im Königreich Preußen im Jahre 1831 etwa 500000 Personen mit der Post befördert, im Gebiete des heutigen Deutschen Reichs also vielleicht 1 Million; am

Schlusse des Jahrhunderts dagegen fuhr eine mehr als anderthalb tausendmal so große Menge auf den Eisenbahnen in Deutschland herum (die Zahl der beförderten Personen betrug im Jahre 1910 1541000000, 1900 erst 848092000).

Im Jahre 1846 mühten sich auf den Straßen des Zollvereins (nach Reden) 38349 Pferde um die Bewältigung des Fracht- und Reiseverkehrs. Meitzen berechnet die Leistungsfähigkeit dieser armen Tiere auf rund 130 Millionen tkm = Tonnenkilometer, was bedeutet, daß sie eine Tonne (20 Zentner) 130 Millionen Kilometer weit oder 130 Millionen Tonnen 1 km weit zu befördern vermochten. Dagegen betrug wiederum die Zahl der von den deutschen (Voll-)Eisenbahnen zurückgelegten Tonnenkilometer im Jahre 1900 36911, 1910 schon wieder 56276 Millionen, das ist also etwa die fünfhundertfache Leistung des alten Frachtverkehrs, während die schmalspurigen Bahnen fast schon die Leistung des ehemaligen gesamten Frachttransports aufweisen (120 Millionen). Wollte man also die heute bewegte Gütermenge, wie ehedem, durch Pferde befördern, so würde man dazu mehr als 17 Millionen Pferde brauchen, während am Ende des neunzehnten Jahrhunderts der Gesamtbestand an Pferden in Deutschland nur etwas über 4 Millionen betrug. Dieser müßte also mindestens vervierfacht oder verfünffacht werden, wollte man die gleiche Nutzleistung erzielen.

Und diese würde doch nur erst die Menge der beförderten Güter erreichen; müßte hingegen in einem andern Punkte notwendig immer hinter der Leistung der Dampfpferde zurückbleiben: in bezug auf die Schnelligkeit. Diese ist selbst für den Güterverkehr durch die Eisenbahnen selbstverständlich beträchtlich gesteigert. Huber hat die Lieferzeiten für einige von Friedrichshafen am Bodensee ausgehende Strecken, wie sie im Jahre 1841, also zur Zeit des höchstentwickelten Frachtverkehrs, galten, zusammengestellt (in seinem schon genannten Buche über die Entstehung des modernen Verkehrs). Sie betrugen (Tage) bis Mannheim und Mainz 6, Hamburg 16, Leipzig 10, Mailand 10, Genua 15, Livorno 24, Zürich 4. Heute sind sie auf die Hälfte oder ein Drittel der Zeit abgekürzt. Aber das Moment der Schnelligkeit spielt natürlich eine viel wichtigere Rolle im Personenverkehr. Man möge die Reisedauer der Postfahrten vergleichen, die ich im ersten Kapitel mitgeteilt habe, mit der bekannten Fahrtdauer der Schnellzüge auf denselben Strecken, um den Abstand zwischen damals und heute sich vor Augen zu führen.

Und mit zunehmender Schnelligkeit wurde (was außerordentlich wichtig namentlich für den Gütertransport ist, wie wir bereits bei der Besprechung des Handels selbst wahrzunehmen Gelegenheit hatten), der Verkehr immer exakter. Selbst die Eildiligenzen der guten, alten Zeit fuhren so rasch, wie es der Fahrplan angab, und „so Gott will". Heute beträgt die Zahl der Verspätungen auf den deutschen Bahnen noch nicht 1 %.

Endlich ist die Beförderung durch die Eisenbahnen auch billiger als diejenige durch die Post oder den Frachtwagen. Nicht so sehr groß ist der Abstand der bar bezahlten Fahrpreise für die Personenbeförderung zwischen der eisenbahnlosen Zeit und heute. So betrug der Eilpostfahrpreis von Dresden nach Leipzig 4 Taler also 12 Mark, der Preis für jeden Platz in einer Lohnfuhre 2 Taler also 6 Mark. Dieser Betrag entspricht etwa dem Fahrpreis zweiter Klasse Eisenbahn (Mark 6,90), während allerdings die Beförderung in der dritten und vierten Klasse erheblich wohlfeiler ist; sie kostet 4,60 Mark und 2,30 Mark. Was aber vor allem beim Personentransport verbilligend gewirkt hat, ist die Abkürzung der Beförderungsdauer. Eine Reise, die heute in einem Vormittage (also ohne Nachtlager und ohne Zehrung) ausgeführt wird, nahm ehemals zwei bis drei Tage in Anspruch, erheischte also einen dementsprechend langen Unterhalt.

Viel bedeutsamer, weil viel beträchtlicher, ist nun aber die durch die Eisenbahnen bewirkte Verbilligung des Gütertransports. Dieser kostet heute, namentlich für schwere Güter, oft nicht den zehnten Teil von ehedem. Eingehende Berechnungen ergaben, daß Güter, die heute nach Spezialtarif III (2,2 Pfennige für das Tonnenkilometer) oder noch billiger (nach Ausnahmetarifen) verfrachtet werden, wie Kohle, Getreide, Eisen, in der letzten Zeit vor Beginn der Eisenbahnära häufig genug 15 Pfennige für die Zentnermeile Fracht kosteten, das sind 40 Pfennige auf das Tonnenkilometer, also daß der heutige Frachtsatz einer Herabsetzung auf den 18. Teil der ehemaligen Transportkosten entsprechen würde. Als Durchschnittsfrachtsatz der alten Verkehrszeit nimmt Engel 10 Pfennige für Zentner und Meile (= $26^2/_3$ Pfennige für das Tonnenkilometer) an; das stimmt annähernd mit den Sätzen überein, die von Reden für einige „gängige Güter in ordinärer Fracht" mitteilt. Die Redenschen Sätze sind allerdings zum Teil etwas niedriger: von Berlin nach Königsberg 0,8 Silbergroschen, nach Danzig 0,7 Silbergroschen, nach Memel 1,04 Silbergroschen usw.; doch ist zu bedenken, daß sie für den Anfang der 1850er Jahre galten, als der Wettbewerb der Eisenbahnen

bereits einen Druck auszuüben hatte. So wurde der Zentner schon zu 0,33 Silbergroschen für die Meile nach Danzig auf der Ostbahn befördert usw.

2. Der Achstransport

So beherrschend nun aber auch der Einfluß der Eisenbahnen auf das Verkehrswesen des verflossenen Jahrhunderts zweifellos ist, so wäre es doch ganz verkehrt, zu glauben: seit dem Aufkommen der Eisenbahnen seien die andern Transportmittel im Binnenlandsverkehr völlig außer Übung gekommen. Eher ist das Gegenteil richtig: die Verkehrsinstitute, die vor den Eisenbahnen bestanden: Personenpost, Frachtfuhrwesen, Binnenschiffahrt, sind erst durch die Eisenbahnen zu rechter Blüte gelangt. Jedenfalls hat keines von ihnen vorher auch nur annähernd die Bedeutung besessen, wie in dem Zeitalter der Eisenbahnen.

Beginnen wir mit dem Überlandverkehr von Personen und Gütern. Da ist zunächst die wichtige Tatsache festzustellen, daß der Ausbau des deutschen Landstraßennetzes erst zu einer Zeit in ein lebhafteres Tempo kommt, als die Eisenbahnen bereits zu hoher Blüte gelangt sind. In welchem verzweifelten Zustande sich die Landstraßen zu Beginn des Jahrhunderts befanden, davon haben wir bereits Kenntnis erhalten. Bis in die 1840er Jahre hinein, also bis zum Beginn der Eisenbahnära war nun allerdings schon viel daran gebessert worden. Im Königreich Preußen gab es 1842 immerhin schon 1312,6 Meilen Staatschausseen: ihre Länge war also in dem Menschenalter seit 1816 etwa vervierfacht. Aber die Periode regen Chausseebaus beginnt doch nun erst recht: in dem Menschenalter bis 1876 wird das Netz der Chausseen in Preußen alten Bestandes auf 46454,9 km erweitert, und das ganze Königreich besaß in diesem Jahre 64978,0 km Chausseen. Aber der Chausseebau nimmt auch in den letzten Jahrzehnten noch immer seinen Fortgang: 1891 war die Länge des Netzes auf 79143 km, 1895 auf 84957,5 km, 1900 auf 95945 km angewachsen. Diese so stark vermehrten Chausseen dienen nun aber offenbar nicht in erster Linie dem Spaziergängerverkehr, sondern dem Wagenverkehr. Also muß es diesen offenbar heute weit mehr als früher geben. Welcher Art ist er aber?

Zunächst handelt es sich um Personenbeförderung, die heute wohl überwiegend eine Beförderung in Privatfuhren ist. Sicher hat sie gegen

früher eher zugenommen, als abgenommen. Natürlich nicht über lange, sondern über kurze Strecken; zwischen benachbarten Orten oder zur nächsten Bahnstation.

Aber auch eine nicht unerhebliche gewerbsmäßige Personenbeförderung über Land hat sich bis zum heutigen Tage erhalten. Wir kennen genau nur die Ziffern der Postreisenden, aus deren Studium sich die zunächst überraschende Tatsache ergibt, daß im Jahre 1900 etwa dreimal, 1910 sogar mehr als viermal so viel Leute in Deutschland mit der Post reisen, als vor dem Beginn des Eisenbahnzeitalters. Wir wissen, daß im Jahre 1834, also dem letzten ohne jede Eisenbahn, im Königreich Preußen 539030 Personen mit der Post befördert wurden (von Reden). Das damalige Preußen umfaßte etwas über die Hälfte des heutigen Reichsgebiets. Es ist also gut gerechnet, wenn wir annehmen, daß im Gebiete des heutigen Deutschen Reichs im Jahre 1834 etwa eine Million Menschen sich der Post anvertrauten. Im Jahre 1900 waren es 3141926, 1910 4462000, also, wie gesagt, drei- und viermal soviel. Aus der Gegenüberstellung dieser beiden Endziffern läßt sich nun aber die tatsächliche Entwicklung der Personenpost noch nicht erkennen. Es handelt sich nämlich nicht etwa um ein allmähliches Ansteigen auf die heutige Höhe. Vielmehr sind die drei Millionen des Jahres 1900 das Ergebnis einer seit Beginn der 1870er Jahre ständig verlaufenden Abnahme des Reiseverkehrs. Dieser schnellte nach Eröffnung der ersten Eisenbahnen begreiflicherweise zunächst rasch in die Höhe. Die (nach gleicher Methode berechneten) Ziffern für Deutschland sind: 1840 drei Millionen Postreisende, 1845 vier und eine halbe Million, 1855 sechs Millionen. Die Steigerung erreicht scheinbar ihren Höhepunkt im Anfang der 1870er Jahre (für die Zeit von 1860 bis 1872 fehlen mir die Ziffern). Die höchste Zahl wird 1873 mit 7417919 Personen verzeichnet. Dann beginnt die Abnahme bis zum Jahre 1890. Von da ab bleibt sich die Ziffer ziemlich gleich, wesentlich allerdings dank der Zunahme im Gebiete der bayrischen Postverwaltung, wo die Bergposten eine größere Rolle spielen. Seit ein paar Jahren fängt die Ziffer wieder an zu steigen: so sehr fällt der Touristenverkehr in den bayrischen Bergen ins Gewicht; von den 4½ Millionen Reisenden im Jahre 1910 entfallen fast 3 Millionen (2,7) auf das „Kgl. bayrische Postgebiet". Stetig jedoch hat sich eine Abkürzung der Fahrten vollzogen. So betrug (im Reichspostgebiet) der durchschnittliche Erlös für eine Postfahrt 1885 noch 1,15 Mark, dagegen 1900 nur mehr 82 Pfennige. Daraus läßt sich ersehen, daß die

Postbeförderung in ein immer engeres Gebiet zurückgedrängt wird, entsprechend der zunehmenden Verdichtung des Eisenbahnnetzes.

An den Toren der Großstädte tritt eine neue Beförderungsart in ihre Rechte, deren Entwicklung zu ungeheurer Verbreitung ganz und gar dem neunzehnten Jahrhundert angehört. Ich habe in einem der ersten Kapitel einige Angaben gemacht über die Geburtsjahre der Droschken und Omnibusse in verschiedenen deutschen Städten. Seit jenen Tagen nun hat, wie jedermann weiß, das städtische Straßenfuhrwesen reißende Fortschritte gemacht. Es mag zur Kennzeichnung seiner Expansionsgewalt genügen, wenn ich aus den im Statistischen Jahrbuch deutscher Städte gesammelten Angaben die Anzahl der durch die Straßenbahnen beförderten Personen mitteile; das waren im Jahre 1899 761448417, 1910 dagegen 1914212164, wobei jedoch zu vermerken ist, daß die Zahl der auf der Straßenbahn ausgeführten Fahrten noch erheblich größer ist, maßen in obiger Summe die Abonnenten nur je einmal gezählt sind. Welch ein erhebendes Gefühl muß uns, die Enkel, überkommen angesichts solcher Ziffern, wenn wir bedenken, daß zur Zeit unserer Großväter noch nicht ein einziger — ich sage nicht ein einziger! — Mensch in Deutschland des Glückes teilhaftig wurde, in einem so schönen großen Glaskasten täglich womöglich zweimal befördert zu werden, in dem dem Kunstbedürfnis durch allerhand hübsche Reklamebildchen die ganze Fahrt über Rechnung getragen wird und in der die Errungenschaften moderner Hygiene verwirklicht sind in den fürsorgenden Inschriften: „Nicht in den Wagen spucken!“

Was aber ist aus dem Frachtfuhrwesen der „guten, alten Zeit“ geworden? Oder allgemein ausgedrückt: aus dem Gütertransport auf der Achse? Nun, verschwunden ist er keineswegs. Die beim Frachtfuhrgeschäft erwerbstätigen Personen sind heute viel zahlreicher als zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts. Wenn wir auch nur die Ziffern aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts (als der Gütertransport auf der Achse bereits eine viel größere Bedeutung als zu Beginn des Jahrhunderts hatte) mit denen des Jahres 1895 vergleichen, so finden wir durchgängig ein starkes Anwachsen dieser Personenkategorie. 1846 waren im Königreich Preußen im „Fracht-, Stadt- und Reisefuhrwesen“ 18670 Personen tätig; 1895 auf demselben Gebiet 50622 (ausschließlich dem Eisenbahn- und Straßenbahnpersonal) und im Frachtfuhrwesen allein 25426. Es hat also mindestens eine Verdoppelung stattgefunden.

Dasselbe gilt für andere Gebiete des Deutschen Reiches: die Zahlen — ebenfalls auf die Jahre 1846 und 1895 bezüglich — sind für das Königreich Bayern 2767 und 7989, für das Königreich Sachsen 4072 und 8976, für das Großherzogtum Baden 1381 und 2871. Daß die Annahme, der Achstransport habe auch während des letzten Menschenalters noch beträchtlich an Umfang zugenommen, richtig sei, bestätigt eine interessante Statistik über den Verkehr auf den Staatsstraßen Sachsens, die zum ersten Male im Jahre 1870 veranstaltet und 1899 wiederholt worden ist. Nach den in der Zeitschrift des Königlich sächsischen statistischen Bureaus (Jahrgang 1901) gemachten Mitteilungen ist das Gesamtergebnis folgendes: Es betrug auf den genannten Straßen die durchschnittliche Anzahl der an einem Tage vorüberfahrenden Geschirre 76501 im Jahre 1870 und 106612 im Jahre 1899. Auf je eine Zählstrecke entfielen im Jahre 1870 etwa 90 bespannte Fuhrwerke, 1899 aber 119,7. Die Vermehrung des Verkehrs beträgt also 39,5%.

Aber es hat das Frachtfuhrwesen während des neunzehnten Jahrhunderts selbstverständlich eine völlige innere Umbildung erfahren. Zunächst ist seine Aufgabe eine andere geworden: es besorgt nicht mehr den ortsfernen Gütertransport (vom Möbeltransport, der sich aber auch meist der Eisenbahn bedient, vielleicht abgesehen), sondern beschränkt sich entweder auf die Beförderung von Gütern zwischen nahegelegenen Orten — aus den Toren der Großstadt fahren noch heute, wie vor fünfzig Jahren, allabendlich die großen Planwagen in die benachbarten Städte bis zu einer Entfernung von fünfzehn oder zwanzig Kilometern; hier lohnt sich wegen der Kürze der Strecke der Achstransport, weil er die doppelte Umspedierung, die bei der Eisenbahn nötig wäre, unnötig macht — oder er verwandelt sich in den großstädtischen Binnenfrachtverkehr. Die Enkel der Frachtfuhrleute, die mit dem Spitz an der Seite den hochbeladenen Planwagen durch die weiten Lande begleiteten, finden wir größtenteils heute wieder auf den Rollwagen, auf den Ziegelkarren, auf den Gefährten der Paketfahrtgesellschaften und ähnlichen Fuhrwerken in den Straßen unserer Großstädte. Von den 56853 Personen, die im Jahre 1895 das Frachtfuhrgeschäft in Deutschland betrieben, entfielen auf die 28 Großstädte (über 100000 Einwohner) allein 15139, also mehr als ein Viertel. Heute hat sich das Verhältnis noch mehr zugunsten der Großstädte verschoben.

Die zweite große Wandlung, die das Frachtfuhrwesen im neunzehnten Jahrhundert durchgemacht hat, ist seine Überführung aus der hand-

werksmäßigen in die kapitalistische Organisation: ein Prozeß, der sich übrigens in ganz ähnlicher Weise im Personentransportgewerbe vollzieht.

Soviel wir zu erkennen vermögen, liegt der Frachtverkehr zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in den Händen kleiner, selbständiger, häufig auch zünftig organisierter Kärrner, deren jeder einzelne auf eigene Rechnung und Gefahr meist im direkten Verkehr mit Verladern und Empfängern den Transport in verhältnismäßig kleinen Mengen — den miserablen Wegen entsprechend — besorgte. Hierin änderte sich schon manches während der ersten Hälfte des Jahrhunderts, auch als die volkswirtschaftliche Funktion des Frachtfuhrwesens noch immer der ortsferne Gütertransport geblieben war. Die Fahrten wurden schneller, die Ladungen größer: beides ermöglicht durch die zunehmende Verbesserung der Wege. „Nach den auf mehreren Straßen Deutschlands gemachten Beobachtungen", schreibt der Freiherr von Reden um die Mitte des 19. Jahrhunderts, „war das auf ein Pferd berechnete Durchschnittsgewicht vor 30 Jahren 10—16 Zentner, vor 20 Jahren 20—28 Zentner, in neuester Zeit 28—32 Zentner; Vierspänner mit 100—120 Zentner gehören nicht zu den Seltenheiten." Gleichzeitig wurden die Fahrten regelmäßiger. Für das Verkehrsgebiet der Frankfurter Messe berichtet uns Kanter, daß die Frachtwagen 1815 einmal wöchentlich, in den 1830er Jahren aber täglich fuhren: das war in dem am weitesten fortgeschrittenen Teile Deutschlands; für andere Gebiete werden wir die täglich fahrende Frachtfuhre zwanzig Jahre später ansetzen dürfen. Dann aber beobachten wir, wie auch die wirtschaftliche Struktur dieses Gewerbes sich den Verhältnissen entsprechend wandelt. Es scheint zunächst das Auftreten des größeren Spediteurs zu sein, das dem kleinen handwerksmäßigen Kärrner den Untergang bringt. „So sehr nützlich das Institut der Spediteure (die nur das Frachtgeschäft für eine längere Wegstrecke übernehmen) für den Frachtfuhrmann sein kann, so drückend kann es für ihn werden, wenn er der Willkür unbilliger Spediteure anheimfällt" (von Reden). Zunächst war es nur eine indirekte Abhängigkeit vom Kapital, in die der Kärrner geriet. Bald jedoch wird der Spediteur Organisator des Transports, die Fuhrleute treten in seinen Dienst, bis schließlich Pferde und Wagen Eigentum des Kaufmanns werden und der Fuhrmann zu dessen Lohnarbeiter herabsinkt. Damit ist die kapitalistische Transportunternehmung vollendet. Für Westdeutschland hat uns wiederum Kanter diesen Umbildungsprozeß anschaulich beschrieben. Er meint, daß in jenem hochentwickelten Verkehrs-

gebiet bereits in den 1830er Jahren der regelmäßige Frachtverkehr in der Hand großer Unternehmer (mit dem Sitz in Offenbach, Kehl, Friedrichshafen) lag, die die Stelle unserer Eisenbahnverwaltungen für die Spedition vertraten.

Das moderne (großstädtische) Frachtfuhrgeschäft ist aber häufig gleich von vornherein als großkapitalistisches Unternehmen ins Leben getreten und weist jedenfalls (soweit es noch handwerksmäßig organisiert ist) eine unzweifelhaft starke Tendenz zur Umbildung in die kapitalistische Form auf. Von den oben bereits verzeichneten 56853 im Frachtfuhrwesen tätigen Personen waren 1895 allerdings erst 13943 in Betrieben mit 6—50 Personen, 5111 in solchen mit mehr als 50 Personen beschäftigt. Während jedoch die Zahl der in Kleinbetrieben unter 5 Personen Tätigen (bei gleichzeitiger Verringerung der Anzahl der Betriebe um 5,5%) seit 1882 nur um 5,1% zunahm, vermehrten sich die Mittelbetriebler im gleichen Zeitraum um 119,9%, die Großbetriebler um 328,4%. Bis zum Jahre 1907 ist das Verteilungsverhältnis ungefähr das gleiche geblieben: von 61677 Personen waren 14506 in „Mittelbetrieben", 6653 in Großbetrieben tätig.

Eine gleiche Tendenz, wie gesagt, beherrscht auch das Personenfuhrgewerbe. Hier löst das große Droschken- oder Mietswagenunternehmen den kleinen Handwerksmann auf dem Kutschbock mehr und mehr ab. Der „Straßenbahnbetrieb" hat natürlich niemals anders als auf großkapitalistischer Basis bestehen können. In der Tat finden wir schon 1895 darin nur 28 Personen in Betrieben mit weniger als 5 Personen (was diese 9 Straßenbahnbetriebe vorstellen, ist überhaupt nicht recht einzusehen), 1422 in „Mittelbetrieben" (6—50), dagegen 16867 in Betrieben mit mehr als 50 Personen. Im Jahre 1907 ist die Besetzung der ersten und zweiten Zahlenklasse etwa gleich geblieben, der starke Zuwachs, den das ganze Gewerbe erfahren hat, kommt fast ausschließlich dem Großbetriebe zu gute, in dem 46514 Personen gezählt wurden.

3. Die Binnenschiffahrt

Wesentlich anders als auf die Gestaltung des Achstransportes haben die Eisenbahnen auf die Entwicklung der Binnenschiffahrt eingewirkt: empfingen Frachtfuhrwesen und Personenpost, wie wir sahen, durch die Eisenbahnen erst recht den Anstoß zu einem kräftigen Aufschwung, um dann —

nach einem Menschenalter unerwarteter Euphorie — zu bescheidenen Dienern der Eisenbahnen herabzusinken, so war gerade umgekehrt die erste Wirkung der Eisenbahnen auf die Binnenschiffahrt zweifellos eine sehr nachteilige. Das Menschenalter, in dem unter dem Einflusse der Eisenbahnen Frachtfuhrwesen und Personenpost ihre eigentliche Blütezeit erlebten, war für die Binnenschiffahrt eine Zeit des Stillstandes oder gar des Rückganges. Dann aber geschah das Unerwartete: etwa im drittletzten Jahrzehnt des verflossenen Jahrhunderts tritt die Binnenschiffahrt in eine neue noch immer andauernde Periode des Aufschwungs ein und entwickelt sich zu einer den Eisenbahnen nicht dienenden, sondern gleichberechtigt zur Seite tretenden Transportart.

Ehe wir jedoch die Schicksale der Binnenschiffahrt im Zeitalter der Eisenbahnen einer genaueren Prüfung unterziehen, müssen wir uns erinnern, daß dieses Verkehrsmittel bereits eine Periode der Blüte im neunzehnten Jahrhundert erlebt hatte, ehe die Eisenbahnen ihre Laufbahn in Deutschland begannen. Wenigstens gilt das für das wichtigste und in jener Zeit fast einzig in Betracht kommende Stromgebiet: den Rhein. Seit Ende der 1820er Jahre, namentlich in den 1830er und noch mehr in den 1840er Jahren entwickelt sich die Schiffahrt auf dem Rhein und seinen Nebenflüssen in einer für die damaligen bescheidenen Ausmaße der deutschen Volkswirtschaft unerhört glänzenden Weise. Einen fördersamen Einfluß hat scheinbar die Rheinschiffahrtskonvention vom 31. März 1831 ausgeübt. Durch sie wurden zwar noch nicht die Abgaben, aber doch alle Beschränkungen beseitigt, die dem freien Verkehr auf dem Rhein im Wege standen: Die Umschlagsrechte wurden abgeschafft, die Privilegien der Schifferzünfte aufgehoben.

Den lebhaften Aufschwung, den die Schiffahrt daraufhin nahm, vermögen wir zunächst zu erkennen an dem raschen Vordringen einer neuen Organisationsform: der kapitalistischen, die sich von vornherein der neuen Transporttechnik bemächtigt: der Dampfschiffahrt. Zu Beginn des Jahrhunderts lag die Schiffahrt auf dem Rhein und seinen Nebenflüssen ausschließlich in der Hand von selbständigen, wie oben schon angedeutet, zu Zünften zusammengeschlossenen und privilegierten, kleinen Schifferhandwerkern, die ihren Beruf mittels der Technik des Treidelns (Leinzug) in „Rang-“ oder „Reihenfahrten“ ausübten.

Die Umgestaltung dieser rein handwerksmäßigen Organisation wird nun

seit den 1830er Jahren von zwei Seiten her in die Wege geleitet. Ähnlich wie wir es bei den Frachtfuhrleuten beobachten konnten, beginnt auch bei der Schiffahrt das Kapital sich zunächst nur in der Weise zu betätigen, daß es auf dem Wege der Spedition eine Organisierung des Schiffsverkehrs herbeizuführen versucht: es werden Schiffahrtskontore errichtet, die als Vermittler zwischen dem Verfrachter und dem Schiffsführer dienen sollen. Hie und da entwickeln sich aus diesen Vermittlungsstellen selbständige Unternehmungen, in deren Auftrage nunmehr die kleinen Schiffer fahren. Diese — sagen wir einmal — kapitalistischen Speditionsgeschäfte finden nun aber bald eine mächtige Stütze in den seit Ende der 1830er Jahre sich rasch vermehrenden Schleppschiffahrtsunternehmungen. Letztere werden, wie der Name sagt, zunächst nur zu dem Zweck gegründet (meist auf einer für die Zeit verhältnismäßig breiten kapitalistischen Basis), um gegen Entgelt die (einstweilen noch selbständig bleibenden) Einzelschiffer zu Berge zu schleppen.

Die Schleppschiffahrt wiederum ist aus der selbständigen Dampfschiffahrt, die zunächst vorwiegend der Personenbeförderung dienen sollte, hervorgegangen. Solche Dampfschiffahrtsgesellschaften bestanden Ende der 1830er Jahre bereits mehrere: Die Rheinische Dampfschiffahrtsgesellschaft zu Köln seit 1826 (Aktienkapital 240000 Taler), die Niederländische Dampfschiffahrtsaktiengesellschaft, die Dampfschiffahrtsgesellschaft für den Nieder- und Mittelrhein seit 1836 (Aktienkapital 550000 Taler). Diese Unternehmungen, wie gesagt, sollten in erster Linie dem Personenverkehr dienen, besorgten aber nebenbei von vornherein auch (auf ihren eigenen Dampfern) das Frachtgeschäft. Letzteres stand zum Passagiergeschäft etwa im Verhältnis von 1 zu 2. Im Jahre 1830 beförderte beispielsweise die erste der genannten Gesellschaften (nach Ferber) 23777 Personen zu Berg, 28803 zu Tal, und vereinnahmte dabei 134635 Taler (1827 erst 55498 Taler), Güter führte sie zu Berg 111834 Zentner, zu Tal 60002 Zentner, und vereinnahmte dafür 74657 Taler (1827 erst 23388 Taler). Seit Ende der 1830er Jahre jedoch verfiel man darauf, die Kraft der sich selbstbewegenden Dampfschiffe statt zum Tragen von Lasten vielmehr zum Schleppen anderer Fahrzeuge (ursprünglich, wie gesagt, der alten Schifferkähne) zu benutzen. Die erste Gesellschaft, die einen regelmäßigen Schleppdienst einrichtete, soll nach Borgius die oben an zweiter Stelle genannte Niederländische D. A. G. gewesen sein (1838). 1842 übernimmt auch die Rheinische D. G. die Dampfschlepperei. Gleichzeitig jedoch entwickelt sich nunmehr als neue Form der

Dampfschiffahrtsunternehmung die reine Schleppschiffahrtsgesellschaft. Als erste 1841 die Kölnische Dampfschleppschiffahrtsgesellschaft (Aktienkapital 412500 Taler), und dann im Gefolge rasch hintereinander gleiche Unternehmungen in Mainz (1842), Mannheim (1843), Amsterdam (1843), Frankfurt a. M. (1844), Ruhrort (1845 und 1846) und Düsseldorf (1846).

Eine weitere Stufe in der Entwicklung der kapitalistischen Binnenschiffahrt wird dann erreicht (und der Anfang dazu wird meist sehr frühzeitig gemacht), wenn die Schleppschiffahrtsgesellschaften auch das Frachtgeschäft an sich ziehen, d. h. in eigenen Schleppkähnen (die einen bedeutenden Fortschritt gegenüber den alten Segelschiffen der Einzelschiffer darstellten!) für ihre Rechnung Güter befördern. Attraktion, die die Traktion ausübt! Damit ist dann der Ring kapitalistischer Organisation geschlossen. Die handwerksmäßige Schiffahrt wird auf den Aussterbeetat gesetzt. Dieser Entwicklungsgang, wie ich ihn eben für die Rheinschiffahrt in großen Zügen geschildert habe, ist nun aber typisch für die Binnenschiffahrt überhaupt. Auf Weser und Elbe, Oder und Weichsel, Mosel und Neckar verläuft er in gleicher Richtung, ohne daß wir in der Lage wären, die Etappen zeitlich genau zu umgrenzen. Wir wissen nur soviel, daß sich auf Rhein und Elbe die Aufsaugung der handwerksmäßigen Schiffahrt rascher vollzieht als auf den übrigen deutschen Wasserstraßen, daß jedoch heute (ich greife damit der Darstellung voraus) fast überall die kapitalistische Organisation der Binnenschiffahrt gesiegt hat. Einige Angaben über ihre Fortschritte in allerletzter Zeit werde ich weiter unten noch machen. Einstweilen kehren wir zu jenem Punkte zurück, bis zu dem wir die Entwicklung der Rheinschiffahrt verfolgt haben.

Wie schon aus den bisher gemachten Angaben hervorgeht, erlebt diese bis in die 1840er Jahre hinein einen glänzenden Aufschwung.

Brauchbare Statistiken, aus denen sich die rasche Ausdehnung der Rheinschiffahrt in jenen Jahrzehnten ziffernmäßig erweisen ließe, besitzen wir leider nicht. Immerhin geben uns einige Zahlenreihen die erwünschte Bestätigung des auf anderen Wegen gewonnenen Ergebnisses. So passierten Mannheim auf der Bergfahrt (nach Borgius) im Jahre 1828 507323 Zentner, 1835 dagegen 1014909 Zentner. Die 1843 in Mannheim begründete Schleppschiffahrtsgesellschaft beförderte zu Berg nach Koblenz 1843 erst 23542 Zentner, 1846 dagegen schon 292326 Zentner. (Gleicher Gewährsmann.) Die Zahl der von der Rhein. D. G. beförderten Personen stieg von

52580 im Jahre 1830 auf 601982 im Jahre 1852, die von ihr beförderten Güter von 171836 Zentner auf 472740 Zentner im gleichen Zeitraum (von Reden). Die Menge der von der Ruhr abgehenden Steinkohlen betrug 1831 5,7 Millionen Zentner, 1847 16,6 Millionen Zentner (auct. eiusd.). Sind das auch, verglichen mit dem heutigen Verkehr, geringfügige Ziffern, so lassen sie doch auf einen verhältnismäßig außerordentlichen Aufschwung des Schiffsverkehrs schließen.

In diese schwellende Blütenpracht fiel nun um die Mitte des 19. Jahrhunderts der ertötende Reif: Der Wettbewerb der Eisenbahnen begann sich fühlbar zu machen. An allen Ecken und Enden ertönen die Klagen. Und in der Tat ergibt eine genaue Prüfung der uns bekannten Verkehrsziffern, daß um jene Zeit der Schiffsverkehr ins Stocken gerät, d. h. sich den Mengen nach gleichbleibt oder sogar zurückgeht. Zieht man nun aber in Erwägung, welche beträchtliche Vermehrung die Schiffahrtsunternehmungen in den 1840er Jahren erfahren hatten und teilweise im Anfang der 1850er Jahre noch erfahren, so begreift man vollständig die Not und Bedrängnis, in die namentlich die kleineren Schiffe gerieten. „Die Überführung . . . rief eine Konkurrenz in der Schiffahrt hervor, an welcher die weniger bemittelten Schiffseigner . . . sich verbluteten", schrieb 1854 von Reden auf Grund der Berichte der Mühlheimer Handelskammer. Hier ein paar Ziffern (aus Redens unvergleichlichem Quellenwerke). In Köln kamen an zu Tal 1845 1,5 Millionen Zentner, 1851 1,18 Millionen Zentner, gingen ab zu Tal bzw. 0,3 und 0,27 Millionen Zentner. Auf dem Rhein im freien Verkehr wurden zu Wesel verschifft in den Jahren 1847—1852 Millionen Zentner 0,60; 0,21; 0,38; 0,25; 0,37; 0,30; desgleichen zu Tal 0,51; 0,49; 0,45; 0,52; 0,52; 0,46. Schiffsverkehr auf der Lippe im gleichen Zeitraum 0,39; 0,16; 0,12; 0,12; 0,12; 0,13 (zu Berg); 0,71; 0,73; 0,56; 0,70; 0,71; 0,52 (zu Tal). Duisburg 1850: 0,497; 1851: 0,458; 1852: 0,309. Auch der Steinkohlenversand auf der Ruhr erreicht 1847 seinen Höhepunkt mit 16,7 Millionen Zentner, die nächsten Jahre beträgt er 13,5; 12,4; 16,1; 15,3 Millionen Zentner. Wahrscheinlich setzt nun aber in den 1850er Jahren die Konkurrenz der Eisenbahnen erst recht ein, denn nun beginnt ja erst das Netz allmählich vollkommen zu werden. Wie stark aber die schädigende Einwirkung der Eisenbahnen auf den Schiffsverkehr sein konnte, ergibt dessen Entwicklung auf der Oder. Hier passierten die Schiffsschleuse zu Ohlau (Statistisches Handbuch) in dem Jahrfünft von

1843—1847 10,16 Millionen Zentner Frachtgüter, in dem Jahrfünft von 1863—1867 nur noch 4,08 Millionen Zentner. Ende 1846 ist die Hauptlinie der oberschlesischen Bahn vollendet; in diesem Jahre befördert dieses neue Transportinstitut 1,44 Millionen Zentner Frachtgut; im Jahre 1856 dagegen schon 18,05 und 1865 45,78 Millionen Zentner (Festschrift 1867). Und so schien es fast, als sei die Binnenschiffahrt durch die Eisenbahnen ebenso verdrängt wie die Überlandfuhre. Allgemein betrachtete man die Eisenbahnen als das schlechthin höhere Verkehrsmittel, dessen Alleinherrschaft nur noch eine Frage der Zeit sei.

Da trat die unerwartete Wendung ein: die Binnenschiffahrt fing an, wieder warme Befürworter zu erhalten. 1869 wurde in Berlin der „Zentralverein für Hebung der deutschen Fluß- und Kanalschiffahrt" gegründet, dessen Aufgabe die Propaganda für die Binnenschiffahrt war. Und der Erfolg war ein wunderbarer: nicht nur erlebte die öffentliche Meinung eine radikale Wandlung: die Flußschiffahrt und insonderheit die Kanalschiffahrt wurde populär, sondern es vollzog sich auch in Wirklichkeit ein Aufschwung der deutschen Binnenschiffahrt während der letzten Jahrzehnte, den kein Mensch den Mut gehabt hätte vorauszusagen.

Aus den Ziffern, die uns die amtliche Statistik mitteilt, geht nicht nur hervor, daß der Verkehr auf den deutschen Binnenwasserstraßen während des letzten Menschenalters ganz beträchtlich gestiegen ist (an einzelnen Punkten hat er sich verzehnfacht): es scheint auch (völlig zuverlässige Vergleiche lassen sich nicht anstellen, da die Binnenschiffahrtsstatistik keine Angaben über geleistete Tonnenkilometer enthält), als ob die Entwicklung der Binnenschiffahrt eine intensivere, rapidere gewesen sei, als diejenige des Verkehrs auf den Eisenbahnen. Darauf lassen wenigstens die Ziffern schließen, die Baurat Sympher vor einigen Jahren berechnet hat und die ich — lediglich unter Berufung auf die Autorität des Verfassers — in der Anlage 14 mitteile. Danach würde zwar der Anteil, den die Binnenschiffahrt am Gesamtgüterverkehr hat (für die Personenbeförderung kommt sie nur in geringem Umfange noch in Betracht) annähernd der gleiche in dem zwanzigjährigen Zeitraum von 1875—1895 geblieben sein (22 gegen 21 %). Wenn man jedoch in Rücksicht zieht, daß in diesen zwanzig Jahren die Eisenbahnen ihre Linienlänge fast verdoppelt haben, während die Ausdehnung der Binnenwasserstraßen annähernd dieselbe geblieben ist (Sympher nimmt sogar an, daß gar keine Vermehrung stattgefunden habe), so ist ersichtlich, daß die Verkehrs-

leistung der Binnenschiffahrt in einem erheblich rascheren Tempo gestiegen ist als diejenige der Eisenbahnen. — So schrieb ich im Jahre 1903. Daß die hier vor 10 Jahren von mir festgestellte Tendenz der Wirklichkeit entsprach, zeigen die Ziffern, die uns über die Entwicklung des Binnenschiffahrtsverkehrs in dem Jahrzehnt 1895—1905 unterrichten: Damals ist tatsächlich der Anteil der Wasserstraßen im Gesamtverkehr noch weiter und gar nicht unbeträchtlich (von 22 auf 25 %) gestiegen, wie die neuhinzugefügten Zahlen in der Anlage 14 ausweisen.

Die allgemeinen Ziffern gewinnen nun aber noch an Eindringlichkeit, wenn wir sie durch Angaben ergänzen, die wir über den Verkehr in bestimmten Artikeln an einzelnen Orten besitzen. So betrug beispielsweise der Getreideverkehr Mannheims im Durchschnitt der Jahre 1875—1877 auf der Bahn 79953 t, die Anfuhr zu Wasser 73318 t; dagegen war der Wasserverkehr im Durchschnitt der Jahre 1896—1898 in demselben Artikel auf 832000 t gestiegen, während der Gesamtverkehr auf der Bahn sich nur noch auf 510263 t bezifferte. (Berechnet nach den Zusammenstellungen Heubachs in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 89, Seite 448.)

Noch deutlicher tritt das Übergewicht, das der Wassertransport gewonnen hat, zutage in der Petroleumversendung. Während im Durchschnitt des Jahres 1875—1877 Mannheim zu Wasser 6474 t und auf der Bahn 4146 t empfing, war dieser Betrag am Ende des Jahrhunderts (Durchschnitt 1896 bis 1898) nicht wesentlich gewachsen (4851 t), der Empfang zu Wasser jedoch auf 120333 t gestiegen.

Was aber war es, daß die Geschäftswelt von neuem Geschmack an der Binnenschiffahrt bekommen ließ? Trotz der doch in vielen Punkten zweifellosen Unterlegenheit dieses Beförderungsmittels (periodische Unterbrechungen des Verkehrs, größere Langsamkeit usw.). Zwei Umstände sind es offenbar, die mit zunehmender Intensität des Verkehrs und des Wettbewerbs immer mehr ins Gewicht fallen mußten: die *größere Aufnahmefähigkeit der Binnenschiffahrt*, die bei überstürzten Lieferungen zum Beispiel von Kohle von Bedeutung sein kann (chronischer Wagenmangel in den Kohlenbezirken!), vor allem aber ihre entschieden größere Billigkeit. Dieses Moment gab insbesondere seit der schweren Depressionsperiode der 1870er Jahre in Deutschland für sehr viele Industrie- und Handelszweige den Ausschlag zugunsten des Wassertransports. Diese *größere Billigkeit* hat teilweise ihren Grund in der Technik des Transports selbst. Zunächst ist die Her-

stellung einer Tonne Laderaum in einem Flußschiff erheblich billiger als die eines gleichen Raumes in der Eisenbahn (man nimmt an, daß sie nur 1/5 bis 1/6 so teuer ist). Dazu kommt, daß das Flußschiff eine geringere Zugkraft benötigt: mit 1 m Geschwindigkeit in der Sekunde zieht ein Pferd auf den Schienensträngen einer horizontalen Eisenbahnstrecke 15, auf horizontaler Wasserfläche aber 60—100 Tonnen. Teilweise wird die größere Billigkeit des Wassertransports damit begründet, daß die Aufwendungen, die der Staat für Flußkorrektion und Kanalbau macht, nicht in gleicher Weise von den Interessenten in Form von Abgaben verzinst werden wie die Anlagen der Eisenbahnen. Man rechnet, daß allein der preußische Staat annähernd 20 Millionen Mark mehr für die Schiffahrtswege jährlich ausgibt als er erhält, während ihm die Eisenbahnen Hunderte von Millionen Mark bare Überschüsse liefern. Tatsache ist jedenfalls, daß heute die Beförderung auf dem Wasserwege erheblich geringere Kosten verursacht, wie auf der Eisenbahn: auf dem 23 km langen Ems-Jadekanal werden die Stückgüter etwa 1,5 Pfennige für Tonne und Kilometer gezahlt (auf den preußischen Eisenbahnen 6—11 Pfennige), auf der Elbing-Oberländischen Wasserstraße nach Danzig 1,9—2,6 Pfennige für Holz in Kahnladungen, auf der Strecke Stettin-Berlin 1,0—1,6 Pfennige für Holz, 2,1—3,3 Pfennige für Stückgüter, auf der Strecke Magdeburg-Stettin 2,1—2,6 Pfennige für Stückgüter, von Bromberg nach Hamburg 1,4—1,9 Pfennige. Alle diese Wasserläufe sind zum Teil künstliche. Dagegen werden Massengüter auf freien großen Strömen wie Elbe oder Rhein für 0,8 Pfennige bis unter 0,6 Pfennige pro tkm gefahren, während hierfür (von Ausnahmetarifen, die aber auch nur bis 1,5 Pfennige heruntergehen, abgesehen) die Sätze der Eisenbahnen (Spez. Tar. III) 2,2 Pfennige betragen.

Damit nun aber die Binnenschiffahrt zu so niedrigen Sätzen den Transport auch wirklich ausüben konnte, mußte eine Reihe von Bedingungen erfüllt werden, unter denen obenan die Schaffung einer leistungsfähigen Wasserstraße steht. Erst in dem letzten Menschenalter sind sämtliche deutschen Ströme dem Verkehr völlig freigegeben und — was fast noch wichtiger erscheint — in einen Zustand versetzt, der eine regelmäßige Schiffahrt mit großen Schiffsgefäßen ermöglicht: die Flußkorrektionen und Flußkanalisierungen fallen fast ausschließlich in die letzten zwanzig bis dreißig Jahre.

Um jedoch diese günstigen Bedingungen auszunutzen und die Fortschritte der Strombautechnik dem Verkehre zugute zu bringen, mußte gleichzeitig

die Organisation der Binnenschiffahrt eine Vervollkommnung erfahren. Dafür sorgte der Kapitalismus, der sich vereinzelt in den 1870er Jahren, mit Leidenschaft und nachhaltig aber in den 1880er und zum Teil noch in den 1890er Jahren dieses Jahrzehnte hindurch vernachlässigten Transportzweiges wieder annahm. In den 1880er Jahren wurden allein 14 neue Aktiengesellschaften für Schleppschiffahrt und Gütertransport auf den Binnenwasserstraßen gegründet, in den 1890er Jahren noch weitere 6. Die bestehenden aber vermehrten fast durchgängig ihr Kapital durch Ausgabe neuer Aktien oder Aufnahme von Anleihen beträchtlich. Oder sie fusionierten sich zu größeren Gesellschaften.

Ein Beispiel für die erstere Form der kapitalistischen Entwicklung bildet die Breslauer A.-G. „Rhederei vereinigter Schiffer". Sie wurde 1888 mit einem Kapital von 72000 Mark gegründet. 1890 wurde das Aktienkapital auf 200000 Mark erhöht, 1891 auf 300000 Mark, 1892 auf 360000 Mark, 1895 auf 1 Million Mark, 1897 auf 1500000 Mark, 1899 auf 2 Millionen Mark. Am 27. April 1901 wurde das Kapital auf 2750000 Mark erhöht, aber die letzte Emission von 750000 Mark konnte nicht mehr begeben werden.

Charakteristisch für die andere Art der Kapitalkonzentration ist das Schicksal der „Kette", Deutsche Elbschiffahrtsgesellschaft in Dresden. Sie wurde 1869 mit einem Kapital von 2400000 Mark gegründet; 1877 erwarb sie die Frachtschiffahrtsgesellschaft in Übigau, 1881 die Elbdampfschiffahrtsgesellschaft und die Hamburg-Magdeburgische Dampfschiffahrtskompagnie. Um diese Erwerbungen ausführen zu können, wurde das Aktienkapital auf 7200000 Mark erhöht (um 1893 auf 6450000 Mark reduziert zu werden), wozu eine Anleihe in Höhe von 1800000 Mark tritt.

Es scheint (wie ich an anderer Stelle schon bemerkte), als ob am Schlusse des 19. Jahrhunderts die Überführung der Binnenschiffahrt in die kapitalistische Organisation fast vollendet sei. Die Gewerbestatistik von 1907 weist zwar noch eine ganze Anzahl kleinerer Schifferbetriebe auf: von insgesamt 64772 in der Binnenschiffahrt erwerbstätigen Personen wurden in „Kleinbetrieben" (5 Personen und darunter) 35668, in „Mittelbetrieben" (6—50 Personen) 10912 gezählt. Doch dürfte der größere Teil auch dieser kleinen Schiffer, selbst wenn es noch Schiffseigner sind, die als Handwerker ihren Beruf ausüben, in Abhängigkeit von den großen Gesellschaften sich befinden, sei es für die Gestellung der Zugkraft bei der Berg-

fahrt, sei es für die Zuweisung von Frachten, die heute überwiegend durch die Vermittlung größerer Kontors erfolgt. Was an handwerksmäßiger Schiffahrt noch sein Dasein fristet, wird etwa in der Stellung zum Kapital sich befinden, wie die kleinen Tischlermeister, die für Magazine arbeiten.

Großes aber, müssen wir feststellen, hat der Kapitalismus für die Organisation des Verkehrs auf den Binnenwasserstraßen geschaffen. Selbstverständlich ist die Dampfkraft allgemein zur Anwendung gelangt. Daneben hat man besondere Sorgfalt auf die Vervollkommnung der Transportgefäße selbst gelegt. Die neuen Schleppkähne, namentlich auf dem Rhein, sind aus Eisen oder Stahl erbaut und nehmen an Tragfähigkeit beständig zu. Die Entwicklung während der letzten zwanzig Jahre kommt in folgenden Ziffern, die uns die amtliche Statistik mitteilt, zum Ausdruck:

1887 gab's (am 31. Dezember) 20390 Binnenschiffe, 1907 dagegen 26235. Jene hatten aber nur 2100705 Tonnen Tragfähigkeit, diese 5914020 Tonnen. Die kleinen Schiffe (unter 150 Tonnen) nehmen an Zahl ab; die größeren nehmen dementsprechend rasch zu: es betrug die Zahl der Schiffe mit einem Tonnengehalt von

	150 – 250	250 – 400	400 – 600	600 – 800	mehr als 800
1887	1751	882	389	139	81
1907	6301	3122	1867	899	1213

Nach einer Zusammenstellung Gustav Seibts ergibt sich folgendes Bild, auf dem die Hauptzüge der Entwicklung noch deutlicher hervortreten: besonders große Schiffe trugen auf dem Rhein 1840 400 t, 1880 800 t, 1900 2000 t; auf der Elbe in den genannten drei Zeitepochen 150 t, 600 t, 800 t; auf der Oder 75 t, 150 t, 450 t.

Dann aber gelangte ein Prinzip des modernen Transports, das zuerst in Amerika angewandt war, mehr und mehr auch in Deutschland zur Anerkennung: das Prinzip der „losen Schüttung"; des Transports ohne Kolliverpackung, für flüssige Artikel in sogenannten Tanks. Diese Transportart, scheint mir, ist es vor allem, die der Binnenschiffahrt wiederum zu ihrer Blüte verholfen hat. Denn offenbar gewährt das große Schiffsgefäß für die Versendung im Bulk, bei der dann der ganze kunstvolle Apparat der mechanischen Übertragung der Ladung aus einem Raum in den anderen (mittels Paternosterwerken, Pumpen, Fall- und Rutschvorrichtungen usw.) erst recht gewinnbringend angewandt werden kann, gegenüber dem klei-

neren Eisenbahnwagen erhebliche Vorteile. Diejenigen Waren, die wir heute mit Vorliebe den Wasserweg aufsuchen sehen, sind daher vor allem auch diejenigen, die im Bulk oder im Tank versandt werden: Kohlen, Erze, Getreide, Petroleum, Baumaterialien.

So erscheint in der Tat die Binnenschiffahrt in ihrer neuen großkapitalistischen Gestalt wohl geeignet, als ebenbürtige Nebenbuhlerin den Eisenbahnen zur Seite zu stehen, wobei die (für Deutschland historisch-zufällige) Frage des Tarifkampfes zwischen Wasserstraßen und Eisenbahnen, die Frage der Bedeutung einer Privatindustrie als Konkurrentin gegenüber der staatlichen Monopolanstalt, der Eisenbahn, völlig außer Betracht bleiben kann. Denn ganz hiervon abgesehen, bedeutet es für ein Land einen großen volkswirtschaftlichen Vorteil, wenn in ihm eine Einrichtung sich entwickelt, die vor allem die natürlichen Wasserläufe — Geschenke der Natur — als Verkehrswege auszunutzen unternimmt. Und einen nicht unbeträchtlichen Anteil an dem wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands im letzten Menschenalter hat ohne Zweifel die zu neuem Leben erwachte Binnenschiffahrt.

4. Die Seeschiffahrt

Die deutsche Seeschiffahrt ist in das neunzehnte Jahrhundert in fast unverändert denselben Formen eingetreten, die sich gegen Ausgang des Mittelalters herausgebildet hatten. Wo die Größe des Schiffs die eigentlich handwerksmäßige Organisation ausschloß, hatte sich die Reederei entweder im Anschluß an den Handel als ein kaufmännisches Nebengewerbe, oder richtiger Hilfsgeschäft, entwickelt oder, wenn selbständig betrieben, war sie in den Formen einer mehr oder weniger kapitalistisch organisierten Genossenschafts- oder Partenreederei verharrt. Nach den Mitteilungen des bekannten Hamburger Reeders Sloman, die er in seinen Lebenserinnerungen macht, hätte es noch in den 1830er Jahren eine selbständige Reederei „mit wenigen Ausnahmen" nicht gegeben. „(Handels-)Häuser von Bedeutung besaßen stets ein oder mehrere Schiffe; ich glaube fast, man war der Ansicht, daß es zur Stellung derselben gehöre", schreibt dieser Gewährsmann mit dem Hinzufügen, daß in Bremen eine selbständige Reederei um jene Zeit bereits mehr ausgebildet gewesen sei. Diese selbst beruhte dann, wie gesagt, auf dem Zusammenwirken einer Anzahl von „Partnern", Genossen, von denen

einer in der Regel der Schiffsführer war. „Dieser hat oft die Initiative zu einem Reederunternehmen ergriffen, in dem er ja an erster Linie die feste Anstellung fand; Verwandte und Freunde liehen ihm das Geld zu einem Kapitaleinschuß, der ihm verbürgte, daß er gar nicht oder nicht leicht an die Luft gesetzt werden konnte. Schiffsmakler, Proviantḩändler, Versicherer und sonstige Beteiligte, die an dem Geschäft mit dem Schiff verdienten, gaben gleichfalls Geld her. Auch der Schiffsbauer hat sich oft beteiligen müssen, wenn er auf den Bau nur einging, um seinen Betrieb nicht ruhen zu lassen." (E. Fitger.)

Das neunzehnte Jahrhundert bringt nun zunächst einmal die Verselbständigung der Reederei. Zwar ist es auch heute noch immer kein ganz seltener Fall, daß die großen Handelshäuser in den Seeplätzen ihre eigenen Schiffe laufen lassen. Aber es ist doch die Ausnahme. Als Regel haben wir die Trennung zwischen Handels- und Schiffahrtsunternehmer anzusehen.

Was aber die Reederei als selbständiges Gewerbe durchmacht, ist nichts anderes (wie sich erwarten läßt), als die Herausbildung zu rein kapitalistischer Organisation. Wir sagen: auch die Entstehung der modernen Großreederei bedeutet ein schrittweises Zurücktreten des persönlich-technischen Moments in der Organisation, eine zunehmende Versachlichung der Beziehungen, wie wir sie auf anderen Gebieten des Wirtschaftslebens als Ausdruck höchstkapitalistischer Gestaltung bereits kennen gelernt haben.

Wir sahen, wie es ursprünglich Leute sind, die dem Gewerbe der Schiffahrt nahestehen oder es selbst ausüben, aus deren Vermögensvereinigung das Reedereiunternehmen entspringt. Heute findet sich eine derartige fachmännische Interessiertheit, eine derartige Branchenfärbung, wie man auch sagen könnte, höchstens noch dort, wo die Reederei von Einzelunternehmern betrieben wird. Das ist jedoch meist nur noch bei mittleren und kleineren Reedereien, namentlich in der Segelschiffreederei, der Fall, und in den beiden Hauptseeplätzen Deutschlands bildet die Einzelunternehmung nur einen kleinen Prozentsatz der Schiffahrtsunternehmungen überhaupt: In Bremen befindet sich etwa noch ein Fünftel der gesamten Reederei in den Händen von Einzelreedern oder vielleicht auch noch Genossenschaftsreedern (für Segelschiffe). Der Rest ist in derjenigen Form organisiert, die sich aus der Partenoder Einzelreederei entwickelt hat und an deren Stelle getreten ist: als Aktiengesellschaft. Diese unterscheidet sich aber offenbar von der früheren Partenreederei vor allem durch die Unpersönlichkeit ihrer Anteile. Die alte

Schiffsparte war unveräußerlich; ihr Besitz schuf eine dauernde Beziehung zwischen dem Geldgeber und dem Schiff, an dessen Wohl und Wehe er Anteil nahm. Die Aktie ist ein Inhaberpapier, meist im Börsenhandel verwertbar. Es wechselt den Besitzer, der keinerlei persönliche Beziehung mehr zu irgendeinem individuellen Schiffe hat.

Emil Fitger, dem wir eine vorzügliche Darstellung der modernen Seeschiffahrt verdanken (veröffentlicht in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 103), hat darauf hingewiesen, wie sich dann im Laufe der letzten Jahrzehnte allmählich eine Veränderung in der Beschaffenheit der Eigner von Schiffahrtsaktien vollzieht; während ursprünglich das Kapital auch der größeren Reedereiunternehmungen in den Seestädten selber aufgebracht wurde, nimmt in wachsendem Umfange jetzt das Binnenland und wohl auch das Ausland an seiner Beschaffung teil: die großen Berliner Banken übernehmen die Emissionen der Anleihen und der neuen Aktien, die nun entweder über die ganze Erde verstreut werden oder in den Portefeuillen der Großbanken zurückbleiben. Sitzen doch bereits deren Vertreter in den Verwaltungsräten der großen Schiffahrtsunternehmungen: damit ist die höchste Stufe kapitalistischer Organisationen, die ganz abstrakte, völlig unpersönliche erreicht.

Ersichtlich ist nun aber, welche befruchtende Wirkung auf die Reederei dieser Gang der Dinge ausüben mußte. Der breite Strom des Kapitals floß jetzt erst recht in ihren Schoß. Um eine Vorstellung von der gewaltigen kapitalistischen Expansion zu gewinnen, die die deutsche Seeschiffahrt in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erfahren hat, genügt ein Blick auf die Ziffern. Im Jahre 1839 ruft der alte Sloman die erste hamburgische Dampfschiffahrtsgesellschaft („Hanseatische D.-Ges.") ins Leben, deren gesamtes Aktienkapital etwa 300000 Mark Banko betrug, und es erregte, berichtet uns der Sohn, damals „allgemeines Staunen in Hamburg, wie mein Vater es wagen konnte, für das Unternehmen die Summe von 75000 Mark zu zeichnen." Am Schlusse des Jahrhunderts verzeichnet das Bureau „Veritas" 115 deutsche Reedereien für eiserne Segelschiffe und 256 Dampfschiffsreedereien, von denen die 29 Aktiengesellschaften mit mehr als 1 Million Mark Aktienkapital allein fast eine halbe Milliarde Mark werbend in der Schiffahrt angelegt hatten. Aus den in meiner Übersicht den einzelnen Gesellschaften beigefügten Jahreszahlen ihrer Gründung und ihrer Kapitalerhöhung ist auch

ungefähr das allmähliche Ansteigen zu der Höhe, die der Seekapitalismus heute erklommen hat, zu ersehen.

Ein eindringendes Studium der Ziffern ergibt aber noch mehr: es lehrt, wie neben der Expansionstendenz des Kapitalismus in dieser Anlagesphäre gleichen Schritts eine starke Konzentrationstendenz nebenhergeht. Fast alle Gesellschaften vermehren im Laufe der Jahre ihr Kapital, vor allem aber die großen und größten. Insbesondere die letzteren, also die Hamburg-Amerikanische und der Norddeutsche Lloyd sind auf dem besten Wege, den größten Teil der gesamten Reederei ihres Platzes an sich zu ziehen. Noch vor zwanzig Jahren umfaßte die Flotte des Norddeutschen Lloyd erst ein knappes Fünftel der gesamten Bremischen Flotte (18,4%), jetzt ist es beinahe die Hälfte (46,3%). Die beiden größten Schiffahrtsunternehmungen Bremens besaßen 1882 etwas über ein Fünftel (21,2%), 1900 drei Fünftel (61,4%), 1910 zwei Drittel (66%) der Bremischen Flotte (Bremische Handelskammer). Nicht viel anders liegen die Dinge in Hamburg. Die ökonomische Notwendigkeit dieser Entwicklung werden wir aber leicht einzusehen vermögen, sobald wir unser Augenmerk auf die Neugestaltung richten, die der Schiffahrtsbetrieb unter dem Einflusse des Kapitalismus in den letzten beiden Menschenaltern erfahren hat.

Nur ein technischer Ausdruck für die kapitalistische Expansion ist die entsprechend rasche Vermehrung des Schiffsbestandes, wie sie die deutsche Flotte in dieser Zeit aufweist. Nach Kjaers Berechnungen und den Angaben des Bureaus „Veritas“ betrug der Nettoraumgehalt der deutschen Seeschiffe in runden Ziffern: 1850 eine halbe Million, 1870 eine Million, 1900 zwei Millionen, 1912 drei Millionen Tonnen. Damit ist die deutsche Flotte an die dritte Stelle gerückt; sie wird jetzt nur noch von der amerikanischen und englischen (von dieser um das Vierfache!) an Größe übertroffen. Daß an diesem Aufschwung Bremen und Hamburg den Löwenanteil haben, ist selbstverständlich. Die bremische Flotte vermehrte sich von 99 Schiffen mit 14600 Reg.-Tonnen netto im Jahre 1825 auf 402 Schiffe mit 541796 Reg.-Tonnen im Jahre 1900, auf 712 mit 893387 Reg.-Tonnen im Jahre 1912; die hamburgische von 286 Schiffen mit 61540 Reg.-Tonnen auf 793 Schiffe mit 988854 Reg.-Tonnen im Jahre 1900, auf 1348 Schiffe mit 1676376 Reg.-Tonnen im Jahre 1912. Hamburgs Reederei umfaßt heute also mehr als die Hälfte des ganzen deutschen Schiffsbestandes. Ja — es muß noch mehr ausgesagt werden: der Aufschwung,

den die deutsche Reederei genommen hat, ist sogar einem großen Teil der deutschen Häfen überhaupt versagt geblieben: den Häfen des Ostseegebiets. Es hat sich also (aus Gründen, die wir noch kennen lernen werden) eine merkliche Verschiebung in der Stellung zwischen Nord- und Ostseeschiffahrt ihrer Bedeutung nach vollzogen. Genau genommen hat die deutsche Reederei, die wir einstweilen nur als schwellendes Ganze verfolgt haben, zwei verschiedene Geschichten: eine glanzvollen Aufblühens (im Nordseegebiet) und eine traurigen Dahinwelkens (im Ostseegebiet). Erst das letzte Jahrzehnt hat den Rückgang der Ostseeschiffahrt zum Stillstand gebracht; ja es machen sich sogar Symptome bemerkbar, die auf eine neue Hebung auch dieses Teiles unserer Schiffahrt schließen lassen. 1875 wird der höchste Schiffsbestand mit 470914 Tonnen in 2109 Schiffen erreicht, dann geht es rasch bergab, bis weit unter die Hälfte jenes Höchstbestandes. Im Jahre 1900 waren die zweitausend Schiffe auf 840, ihre Tonnenzahl war auf 218750 gesunken. Von da beginnt der Schiffsbestand allmählich wieder zu wachsen: 1912 finden wir im Ostseegebiet doch schon 942 Schiffe mit einem Raumgehalt von 316907 Reg.-Tonnen netto.

Wir wollen nun unsere Aufmerksamkeit lenken auf die innere Vervollkommnung, die dem Schiffahrtsbetrieb durch den Kapitalismus zuteil wird: An ihr haben Anteil, wenn auch vielleicht nicht im entsprechenden Verhältnis zu ihrer geographischen Bedeutung, Nordsee und Ostsee gleichermaßen. Und darin liegt für die Gesamtheit eine Art von Ausgleich.

Das erste, was man anstrebte, war eine Vergrößerung der Schiffsgefäße. Um diese vorzunehmen, bedurfte es natürlich einer entsprechenden Vermehrung des Transportbedarfes. Denn bei unentwickeltem Verkehr ist das große Schiff eher weniger einträglich als das kleine: es verliert durch langes Warten (bis es volle Ladung hat!) was es durch Raumersparnis gewinnt. Daher nicht nur aus technischen Erwägungen (seichte, unkorrigierte Häfen usw.), sondern auch aus wirtschaftlichen Gründen bis noch vor fünfzig Jahren das kleine Seeschiff ausschließlich die Meere beherrschte.

Die zunehmende Auswanderung — sie stieg in Hamburg von 6424 Personen im Durchschnitt der Jahre 1846—50 auf 24746 im Durchschnitt 1851—60, in Bremen von durchschnittlich 11185 im Jahrzehnt 1832/41 auf 30805 im Jahrfünft 1847/51 und 39618 im folgenden Jahrfünft — später der steigende Reiseverkehr sorgten für die nötige Menge von Personen, der wachsende Warenverkehr, den wir noch in seiner Entwicklung

verfolgen werden, für die erforderlichen Ladungen Frachtgüter, um auch größere Schiffe rasch zu füllen. Dies also machte sich die Reederei zunutze dadurch, daß sie zu immer größeren Schiffen überging. Hamburgs Statistik enthält seit dem Jahre 1841 genaue Angaben über die Größenverhältnisse der Hamburger Schiffe. Danach hatte im Durchschnitt der Jahre 1841—45 ein Schiff einen Raumgehalt von 187 Registertonnen, 1871—75 von 469 Registertonnen, 1896—1900 von 1120 Registertonnen und 1906 bis 1910 von 1261 Registertonnen. Dabei muß noch berücksichtigt werden, daß die ganz großen Schiffe einen immer größeren Bestandteil der Gesamtflotte ausmachen. Von den 1687945 Registertonnen, die die Hamburger Flotte im Jahre 1911 maß, entfielen 1235677 auf Schiffe mit mehr als 2000 Registertonnen (1900 erst 511600 von 988656). Und unter den größten ragen dann wieder immer mehr die Riesen hervor. Die deutsche Dampferflotte weist am 1. Januar 1912 35 Dampfer mit mehr als 10000 Registertonnen (brutto) auf, davon hatten 12 mehr als 15000 Registertonnen, das heißt, jeder von ihnen faßte mehr wie die ganze bremische Flotte im Jahre 1825 (14600 Registertonnen), sicher ein Vielfaches der Flotte einer mächtigen Hansastadt im Mittelalter und noch annähernd die Hälfte der Hamburger Flotte in den 1840er Jahren (39670 Registertonnen), die damals aus 211 Schiffen bestand. Drei Dampfer waren größer als 22000 Registertonnen. Diese Vergrößerungstendenz vollzog sich zunächst ohne eine grundstürzende Veränderung der Schiffahrtstechnik: sie hat in den ersten Jahrzehnten fast ausschließlich das Segelschiff betroffen, das bis vor wenigen Jahren bei weitem das Dampfschiff überwog. Noch 1880 ist Deutschlands Seglerflotte beinahe fünfmal so groß (dem Raumgehalt nach) wie seine Dampferflotte. Sie erreicht in diesem Jahre den Höhepunkt ihrer Entwicklung und blickte damals auf eine ruhmvolle Laufbahn zurück, die sie während der Zeit von 1850 in steter Vervollkommnung durchlaufen hatte.

Erst seit zwei Jahrzehnten, in den beiden großen Nordseehäfen vielleicht seit dreißig Jahren, erachtet der Kapitalismus den vollen Szenenwechsel für geboten: die Einbürgerung der neuen Technik, die Verdrängung des Seglers durch den Dampfer. Es beginnt das Streben nach Beschleunigung des Kapitalumschlags sich immer mehr vorzudrängen und in der Verwirklichung dieses Strebens bildet, wie jedermann weiß, die Abkürzung des Transports eine entscheidende Rolle. Seit 1880 verachtfacht

sich die deutsche Dampferflotte, während der Raumgehalt der Seglerflotte auf fast die Hälfte sinkt. Noch deutlicher ist dieser rasch verlaufende Umgestaltungsprozeß in der Entwicklung der Flotten Hamburgs und Bremens wahrzunehmen. Im Jahre 1870 besteht die Hamburger Dampferflotte aus 37 kleinen Schiffen, mit zusammen nur 32450 Registertonnen, gegenüber 473 Segelschiffen mit 191131 Registertonnen, von 1870—80 verdreifacht sich die Dampferflotte, seitdem hat sie sich in jedem Jahrfünft verdoppelt: sie steigt auf 99, 188, 373, 745, 1101, 597 (1911) Tausend Registertonnen. Im Jahre 1900 macht sie mehr als drei Viertel, 1911 fast die Gesamtheit der hamburgischen Flotte aus (1101 gegen 134 Tausend Tonnen), wobei noch zu berücksichtigen ist, daß man die Transportfähigkeit des Dampfers heute etwa viermal so hoch bewertet, als diejenige des Segelschiffs.

Mit dem Übergang vom Segler zum Dampfer vollzieht sich fast gleichen Schritts der Ersatz des Holzschiffes durch das eiserne oder stählerne Schiff: ein Vorgang, den wir in anderem Zusammenhange schon gewürdigt haben.

Und das Dampfschiff erfährt eine Vervollkommnung vor allem durch eine unausgesetzte Verstärkung seiner Maschinen. Was in dieser Hinsicht die letzten Jahrzehnte geleistet haben, grenzt an das Wunderbare. Vor fünfzig Jahren glaubte man etwas Unerhörtes zu tun, wenn man den ungeschlachten Riesen, den Great Eastern, mit 3000 Pferdestärken ausstattete; jetzt haben unsere größten Schnelldampfer Maschinen an Bord, die 40000 PS indizieren. Die indizierte Pferdekraft der hamburgischen Dampfschiffe betrug 1900 etwa 655707 PS, soviel wie etwa Mitte der 1870er Jahre das ganze Königreich Preußen in stehenden Dampfmaschinen an Pferdestärken besaß, 1911 war sie auf etwa 1234080 PS gestiegen, hat sich also in einem Jahrzehnt noch einmal fast verdoppelt.

Entsprechend der Vervollkommnung des Schiffes selbst hat die Verbesserung des Mechanismus zum Beladen und Entladen der Schiffe große Fortschritte gemacht. Ein Hauptaugenmerk wird heute darauf gerichtet, diesen zu höchster Leistungsfähigkeit zu entwickeln durch Anbringung von Kranen und Rutschbahnen, Anlegung von Eisenbahngleisen in unmittelbarer Nähe des Kais und dergleichen, so daß das Schiff ein Mindestmaß von Zeit im Hafen zu verbringen hat, also eine längere Zeit dem eigentlichen Transportwerke widmen kann. Ebenso ist man mit Erfolg bemüht gewesen, der Schiffahrt etwa entgegenstehende Hindernisse aus dem

Wege zu räumen, wie beispielsweise Unterbrechung durch Eis durch Einführung von Eisbrechern. Im Anfang des Jahrhunderts war die hamburgische Schiffahrt noch sehr häufig durch Eis zum Stillstande verurteilt: im Durchschnitt der Jahre 1816—1820 an 56 Tagen (15,3%), 1821 bis 1825 an 43 Tagen (11,8%), 1826—1830 an 72 Tagen (19,7%) usw. Erst seit 1850 sind es weniger als 10% des Jahres, in denen der Schiffahrt dieses Hindernis bereitet wird, und erst seit 1876 fällt es ganz fort: Die Schiffahrt ist an allen Tagen des Jahres frei.

Damit ist aber schon der entscheidende Punkt in der Neuorganisation des Schiffahrtsbetriebes berührt: seine Intensivisierung. Beschleunigung der Belade- und Entladevornahmen, Beschleunigung der Fahrten durch immer weitere Hebung der Leistungsfähigkeit der Dampfschiffe, gleichzeitig aber auch eine Vermehrung der Fahrten, und zwar insbesondere der regelmäßigen Fahrten: darauf läuft alles Streben heutzutage hinaus.

Dem Seeverkehr Hamburgs dienten im Jahre 1880 42 regelmäßige Linien, 1895 gab es deren 66, 1890 95, 1895 103, 1900 118, 1911 130. Drei Viertel des Dampferverkehrs und mehr spielen sich heute bereits in der Form der regelmäßigen Linien ab.

Die volkswirtschaftlichen Wirkungen nun aber, die solcherart Entwicklung der Schiffahrt im Gefolge haben mußte, liegen deutlich zutage. Zunächst war es eine ungeheure Steigerung des Transportvermögens, die durch die Ausweitung des Schiffsbestandes durch den Übergang zum Dampfer (es wurde schon erwähnt, daß man dessen Transportfähigkeit bis 1885 auf das Dreifache, heute dagegen auf das Vierfache des Seglers schätzt: danach wären alle Dampferziffern mit vier zu multiplizieren, wenn man sie mit den früheren Ziffern vergleichen wollte), und endlich durch die Beschleunigung der Fahrten herbeigeführt wurde. Diese äußerte ihre Wirkung dann natürlich auch unmittelbar dadurch, daß sie eine entsprechend raschere Beförderung ermöglichte und damit bestimmte Transporte (lebendes Vieh! Künstlertournees!) überhaupt erst ausführbar machte. An der Beschleunigung der Fahrten wirkten außer dem Übergang zum Dampfschiff und der Vervollkommnung des Schiffahrtsbetriebes selbst ebenso die Errungenschaften der Nautik und andere technische Fortschritte, nicht zuletzt aber auch die Durchstechung der Landenge von Suez gleichmäßig fördernd mit. Die Abkürzungen der Fahrten sind daher besonders groß im Verkehr mit Indien und Ostasien. Ein Dampfer fährt heute die Strecke von Ham-

burg oder Bremen in weniger als drei Wochen, auf der im Anfang des Jahrhunderts ein Segler vier Monate und länger unterwegs war. Aber auch die Durchquerung des Atlantischen Ozeans erfolgt heute in einer auf den sechsten Teil und weniger abgekürzten Zeitdauer. Franklin brauchte noch 42 Tage zu seiner Fahrt nach Europa, das erste Dampfschiff, die Savannah, war noch 26 Tage unterwegs auf einer Strecke, die die neuesten Schnelldampfer in 5 Tagen zurücklegen.

Von besonderer Wichtigkeit für die Entfaltung des Verkehrs war die Steigerung an Zuverlässigkeit und Sicherheit des Transports, wie sie namentlich wieder der Übergang zum Dampfschiffbetriebe mit sich brachte. Nun erst konnte man mit dem Eintreffen einer Sendung an einem bestimmten Tage als mit einer sicheren Tatsache rechnen. Nun erst war die Stetigkeit des Seeverkehrs das ganze Jahr hindurch gewährleistet. Wie sehr aber die Sicherheit des Seetransports während der letzten hundert Jahre zugenommen hat, kann man von dem Stande der Prämien ablesen, die die Seeversicherungsgesellschaften jeweils erhoben haben. Sie betrugen in Hamburg im Durchschnitt des Jahres 1814 noch 3,5% und gingen dann auf 1,5% im Jahre 1850, 1,2% im Jahre 1870, 0,9% im Jahre 1890, 0,79% im Jahre 1900, 0,58% im Jahre 1910 zurück.

Und nun die Hauptsache: der Seetransport ist nicht nur massenleistungsfähiger, rascher, zuverlässiger und sicherer, er ist vor allem auch billiger, sehr viel billiger geworden. Darin stimmen alle sachkundigen Beurteiler überein.

Und was im Grunde selbstverständlich ist: die Folge von alledem mußte eine gewaltige Ausdehnung des Schiffsverkehrs selber sein — die treibenden Kräfte einmal angenommen, die in der kapitalistischen Wirtschaft nach Betätigung drängen. Der Leser findet die hierauf bezüglichen Ziffern in der Anlage 15 zusammengestellt. Er ersieht aus ihnen, daß in zwei Menschenaltern der Schiffsverkehr Hamburgs (eingehend) von 232 auf 8041 Tausend Tonnen steigt, sich also verfünfunddreißigfacht, derjenige Bremens in fünfzig Jahren sich verzehnfacht, und derjenige des Deutschen Reichs seit seinem Bestehen sich fast verdreifacht.

5. Die Post. — Schlußbetrachtung

Endlich noch ein Wort über das Sammelinstitut der modernen Post.

So groß ihre volkswirtschaftliche Bedeutung nach jeder Seite hin ist, so wenig bietet sie doch Anlaß für den Nationalökonomen zu einer eingehenden Behandlung. Die Geschichte ihrer Organisation im neunzehnten Jahrhundert gehört im wesentlichen in das Gebiet des Verwaltungs- und Staatsrechts oder in das der Staatengeschichte, allenfalls der Finanzgeschichte, die ja in dieser Darstellung ausgeschlossen wird. Denn seit Beginn des Jahrhunderts ist sie in sämtlichen deutschen Ländern Staatsanstalt oder ein vom Staate delegiertes Monopol — als Reichspost der Thurn und Taxis. Ich habe deshalb einige Berechtigung, sie kürzer (noch kürzer!) zu erledigen und mich auf die Hervorhebung einiger ihrer wolkswirtschaftlich besonders wichtigen Leistungen zu beschränken (deren Bedeutung für andere Zweige des Wirtschaftslebens ich teils schon gewürdigt habe, teils noch würdigen werde).

Die Wesenheit der Post liegt, wie man weiß, neben der Kleingutsammlung und Beförderung hauptsächlich in der Organisation des Nachrichtenverkehrs. Sofern diesen die verschiedenen Transportmittel, die dem Personen- und Güterverkehr zur Verfügung stehen, ebenfalls dienen, ist ihre Geschichte engstens mit der jener uns bekannten Transportinstitute (Eisenbahnen, Schiffahrt usw.) verknüpft. Außerdem aber werden für den Nachrichtentransport zwei spezifische Verkehrsmittel: Telegraphie und Telephonie nutzbar gemacht, deren technische Entwicklung wir bereits kennen.

Unter diesen Umständen können Leistungen der Post vor allem immer nur Leistungen sein der Organisierung und Disponierung einzelner Verkehrsakte, der Errichtung von Sammelstellen usw. Um zu ermessen, was in dieser Hinsicht namentlich wieder während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vollbracht worden ist, müssen wir uns noch einmal der Tatsache erinnern, daß der Nachrichtenverkehr in Deutschland bis in die Mitte des Jahrhunderts noch unter der unerträglichen Buntscheckigkeit der Tarife und Beförderungswege, sowie unter hohen Tarifsätzen — bis 1844 konnte ein einfacher Brief innerhalb Preußens noch 19 Sgr. kosten! — empfindlich zu leiden hatte: „Die Hemmungen und Erschwerungen, welche für den Verkehr innerhalb Deutschlands dadurch herbeigeführt wurden, daß die deutschen Postverwaltungen in Absicht auf den Postdienst nach verschiedenen Grundsätzen verfuhren, sowie die Erhöhung des Portos,

welche durch die Zusammensetzung der verschiedenen Portotarife für die aus einem deutschen Postgebiet in ein anderes zu befördernden Postsendungen herbeigeführt wurde, ließen die Notwendigkeit erkennen, sich unter den deutschen Postverwaltungen über einen einfachen und billigen Portotarif und über gleichartige Verwaltungsnormen zu verständigen." So lautete eine amtliche Mitteilung noch aus dem Jahre 1850, in der der Anlaß bekannt gegeben wurde zu dem im gleichen Jahre abgeschlossenen Postvertrage Preußens mit Österreich. An ihn gliederten sich dann erst in den folgenden Jahren die meisten übrigen deutschen Staaten an, so daß die Zahl der verschiedenen Postgebiete in Deutschland Ende der 1850er Jahre „glücklicherweise" auf „17 herabgekommen" war.

Demgegenüber die Neuerungen, die uns die letzten beiden Menschenalter gebracht haben:

1. Die Verbilligung, Vereinheitlichung und Vereinfachung des Briefportos.

Wir, die wir mit der Fünfpfennigpostkarte und der Nickelpostmarke täglich umgehen und die wir es selbstverständlich finden, daß ein Brief mit dem gleichen Markenbetrage in den Kasten geworfen ebensogut nach Rußland wie England oder China befördert wird, vermögen uns schwer einen Zustand der Buntscheckigkeit und Teuernis der Tarife, der lästigen Schalterbezahlung und dergleichen zu denken, wie er eben skizziert wurde.

2. Die Einführung des billigen und einheitlichen Paketportos, jetzt auch im Verkehr mit fast allen Kulturländern.

3. Die Einrichtung eines Giroverkehrs durch die Post in der Form der Postanweisungen, Postaufträge, Postnachnahme usw.

4. Die Übernahme buchhändlerischer Leistungen durch die Post in ihrem Zeitungsvertrieb.

Und wie rasch hat sich das Netz verdichtet, das die Post mit ihren Hilfsbetrieben ausspannt! Der Refrain des Volksliedes: Kein Dörfchen so klein, Muß ein Hammerschmied darinnen sein, ist längst durch die wirtschaftliche Entwicklung überholt und müßte, wollte er der Verkehrsgestaltung der Gegenwart Rechnung tragen, umgedichtet werden etwa in die Verse:

Kein Dörfchen so klein,
Kehrt täglich doch der Postbote ein.

Für die Steigerung des Verkehrs enthält die Zusammenstellung in Anlage 16 die Belegziffern. Zur Ergänzung füge ich noch hinzu: Im Jahre 1842 wurden im Königreich Preußen auf den Kopf der Bevölkerung etwa

1,5 Briefe, 1851 etwa 3 Briefe befördert. Das ist kaum oder gerade ein Nachrichtenverkehr wie ihn heute Bulgarien oder Griechenland aufweisen. Dagegen entfallen in Deutschland (1910) auf einen Einwohner eingegangene Briefsendungen 87,92.

Die (Staats-)Telegraphen wurden überhaupt erst am Schlusse des fünften und Anfang des sechsten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts dem öffentlichen Verkehr übergeben: 1849 in Preußen; 1850 in Bayern und Sachsen; 1851 in Württemberg und Baden; 1852 in Hannover; 1854 in Mecklenburg-Schwerin und Braunschweig; 1855 in Oldenburg usw. Im Jahre 1872 hatte das Deutsche Reich 4038 Telegraphenanstalten, 1900 dagegen 24456 und 1910 schon 45116. Die Gesamtzahl der durch die Reichs- und Staatstelegraphen beförderten Telegramme stieg von 12165954 im Jahre 1872 auf 46008795 im Jahre 1900 auf 56772000 im Jahre 1910. Wenn heute in anderen Ländern, z. B. in Frankreich und Großbritannien erheblich mehr telegraphiert wird (61,8 und 91,7 Millionen Telegramme!), so erklärt sich das wohl zum Teil aus der starken Verbreitung des Telephons, über die Anlage 17 den erwünschten Aufschluß erteilt.

Die Ausdehnung, die die Telephonie in der kurzen Zeit ihres Bestandes erfahren hat, grenzt an das Fabelhafte: die Anlage 17 enthält die Ziffern. Im Jahre 1881 hatten erst 7 Orte im Deutschen Reich Fernsprechanstalten; 1910 aber 36665!

Von der Mächtigkeit des modernen Telegraphenverkehrs gibt eine gute Vorstellung ein Besuch des 1902 neu eingerichteten Berliner Haupttelegraphenamtes. Das Berliner Haupttelegraphenamt vermittelt nicht nur den gesamten telegraphischen Verkehr der Reichshauptstadt und der an das Rohrnetz angeschlossenen Vororte Charlottenburg, Schöneberg, Rixdorf, Wilmersdorf usw., sondern auch einen guten Teil des telegraphischen Verkehrs von Europa und Asien. Im Herzen von Europa gelegen bildet Deutschland das Durchgangsland für den telegraphischen Verkehr der Mehrzahl der Staaten Europas. Auch die über Europa hinausgehenden Linien laufen zum Teil über Berlin, so die Strecke London-Teheran. So entfallen denn auch etwa zwei Drittel der Arbeit des Berliner Amtes auf den Durchgangsverkehr.

* *

*

Ich kann dieses Kapitel vom Verkehr nicht abschließen, ohne zuvor noch einigen Betrachtungen allgemeineren Inhalts Raum gegeben zu haben.

Zum ersten die Frage: Woher kommt es, daß Deutschland heute in fast allen Zweigen gerade des Verkehrswesens an der Spitze der Nationen einherschreitet? Ich denke doch: wir haben die beste Post, die besten Eisenbahnen, die größten und leistungsfähigsten Schiffahrtsgesellschaften der Welt. Warum? Nun gewiß auch, weil wir geniale Organisatoren besessen haben vom Range eines H. H. Meier, eines Stephan. Aber überwiegend doch aus einem andern Grunde will mir scheinen: weil wohl nirgends so stark wie im modernen Verkehrswesen die besondere Eigenart des deutschen Volkstums sich zur Geltung bringen kann: Ordnung, Disziplin, Pflichttreue. Das aber sind die Elemente, aus denen sich heutzutage eine Organisation wie die der Post oder der Eisenbahnen, wo sie gut funktionieren soll, zusammensetzt. Und in diesen Dingen dürfen wir getrost sagen, nimmt es keine andere Nation mit uns auf. Zumal Post und Eisenbahn sind ja in ihrer heutigen Gestalt im Grunde nur die Zivilabteilungen der Armee. Das kommt in der Tatsache zum Ausdruck, daß sie nicht nur in staatlicher Verwaltung sich befinden, sondern bei uns in Preußen neuerdings mit Vorliebe von Generälen kommandiert werden. Es mag darunter die geschäftlich-kaufmännische Behandlung von Tarif- und ähnlichen Fragen zuweilen leiden: für die Aufrechterhaltung der Disziplin und Ordnung, auf denen jedes moderne Verkehrsinstitut vornehmlich ruht, ist der Militär der rechte Mann. Welche Folgen aber sich für die Gestaltung der modernen Gesellschaft aus der Tatsache ergeben, daß in den Beamtenheeren der großen staatlichen Verkehrsinstitute in Deutschland jetzt über eine Million Menschen eingestellt sind, die stramm stehen mit der Hand an der Hosennaht, wenn der „Vorgesetzte“ zu ihnen spricht, das werden wir in anderem Zusammenhange noch zu würdigen haben.

Hier möchte ich nur auf eines noch die Aufmerksamkeit des Lesers lenken, obwohl, wie öfters hervorgehoben worden ist, die Finanzwirtschaft von dieser Darstellung ausgeschlossen bleibt; das ist die überragende Bedeutung, die weniger im Deutschen Reich als in den Bundesstaaten die großen Verkehrsinstitute mit ihren Überschüssen für die Staatsfinanzen erlangt haben. Im Reichshaushalt spielen die Überschüsse der Reichspost- und Telegraphenverwaltung keine so übermäßig große Rolle. Dagegen werden beispielsweise die preußischen Finanzen ganz und gar vom Ausfall der Betriebs-

ergebnisse der Eisenbahnen beherrscht. Hier haben diese in den letzten Jahren mit fünf- bis sechshundert Millionen stets ein reichliches Fünftel der Gesamteinnahmen gebildet. Daß in dieser Verschlingung der Eisenbahnen mit den Finanzen der Bundesstaaten eines der schwersten Probleme der Wirtschafts- und Finanzpolitik für Deutschland erwachsen ist, ist bekannt.

Zwölftes Kapitel: Das Gewerbe

1. Überblick. Die zunehmende Bedeutung der gewerblichen Produktion

Drei große Entwicklungsreihen, scheint mir, kennzeichnen den Gang des gewerblichen Lebens in unserem Jahrhundert:

Die starke Vermehrung der berufsmäßigen Gewerbetreibenden, eine Vermehrung, die sich etwa doppelt so rasch wie diejenige der Bevölkerung vollzogen hat; die Zurückdrängung der handwerksmäßigen Organisationen des Gewerbes durch die kapitalistische; endlich die Umbildung des gewerblichen Kapitalismus selbst zu höheren Formen der Betriebsorganisation und der Technik: die Folge einer unerhört starken Kapitalkonzentration und in der volkswirtschaftlichen Wirkung gleichbedeutend mit einer gewaltigen Steigerung der qualitativen und quantitativen Leistungsfähigkeit der industriellen Produktion.

Wir werfen einen flüchtigen Blick zunächst auf die erste der genannten Tendenzen: die der starken Vermehrung der berufsmäßigen Gewerbetreibenden.

Im Königreich Preußen waren im Jahre 1846 von je 122 Einwohnern zehn in der gewerblichen Produktion berufsmäßig erwerbstätig, 1871 von 93, 1895 (im Durchschnitt des ganzen Deutschen Reichs) von 65, 1907 von 57.

Also um die Mitte des Jahrhunderts war rund der zwölfte Mensch, Anfang des Jahrhunderts vielleicht erst jeder fünfzehnte (selbst in einer großen Stadt wie Breslau 1790 just der fünfzehnte, wie die Ermittelungen Eulenburgs ergeben haben), dagegen Ende des Jahrhunderts jeder sechste bis siebente und jetzt jeder fünfte bis sechste ein gewerblicher Produzent. Die Gesamtziffern für 1882, 1895 und 1907 sind folgende:

In der Industrie, einschließlich Bergbau und Baugewerbe in Deutschland gezählte:

Jahr	Hauptbetriebe	Erwerbstätige Personen	Von 1000 Erwerbstätigen überhaupt Berufszählung
1882	2270339	5933663	336,9
1895	2146672	8000503	361,4
1907	2086368	10852873	386,3

Woraus erklärt sich diese eigentümliche Erscheinung? Nicht etwa, wie man gemeinhin glaubt, ausschließlich oder auch nur vornehmlich aus der Tatsache, daß wir immer mehr für fremde Völker (die für uns Ackerbau treiben) Industrieerzeugnisse herstellen. Vielmehr ist es im wesentlichen der wachsende Mehrbedarf an gewerblichen Erzeugnissen im eigenen Lande, der diese Zunahme bewirkt. Freilich: ein Teil der jetzt mehr wie früher ermittelten gewerblichen Produzenten erscheint nur in der Statistik, nicht in Wirklichkeit neu. Es vollzieht sich nämlich nachweisbar das ganze Jahrhundert hindurch, besonders rasch im letzten Drittel, eine stetige Verringerung der hausgewerblichen Eigenproduktion, die wir im Anfang des Jahrhunderts noch sehr verbreitet fanden. Es wird auch in bäuerlichen Kreisen, geschweige denn in den städtischen Familien, heute nur noch in verschwindend geringem Umfange der Bedarf an gewerblichen Erzeugnissen durch Backen, Schlachten, Gerben, Spinnen, Weben, Schustern, Schneidern usw. selbst gedeckt. Als Regel darf vielmehr gelten, daß der gesamte Bedarf auf dem Markte eingekauft oder beim selbständigen Gewerbetreibenden bestellt wird. Also: dieselbe Arbeit, die noch vor hundert und vor fünfzig Jahren nebenberuflich in der Familie ausgeführt und somit vom Statistiker gar nicht als „gewerbliche Tätigkeit" ermittelt wurde (die Familien, die sie betrieben, erschienen vielmehr in der Mehrzahl als zur Landwirtschaft gehörige), die bildet jetzt den Inhalt eines bestimmten gewerblichen Berufs und wird nunmehr als gewerbliche statistisch ermittelt. Erster Grund, weshalb (in diesem Falle nur scheinbar) die gewerbliche Tätigkeit an Umfang während des neunzehnten Jahrhunderts zugenommen hat.

Aber sie hat es auch in Wirklichkeit. Und zwar aus mehrfachen Gründen. Es ist zunächst der gesteigerte Reichtum, der es bewirkt. Der bei weitem größte Teil dessen, was wir zur vermeintlichen oder wirklichen Steigerung unseres Lebensgenusses heute an Gütern mehr wie vor hundert Jahren gebrauchen, entstammt der Sphäre der gewerblichen Produktion — richtiger, hat diese durchschritten, ehe er gebrauchsfertig wurde. Es muß bedacht werden, daß die Vervollkommnung unserer Wohnungen und ihrer Ausstattung, unserer Kleidung, unseres Schmuckes, unserer Unterhaltung mit Gegenständen der Kunst oder der Literatur oder durch Schaustellungen aller Art, die Vervollkommnung des Reisens, der Behandlung Kranker, Irrer, Gefangener, die Vervollkommnung der Heilkunst (Instrumente!) und Hygiene, die Anlage von städtischen Bereinigungs- und Beleuchtungswerken: daß

alles dieses, was wir unter der Bezeichnung der sachlichen Kultur zusammenzufassen pflegen, gewerbliche Erzeugnisse zur Grundlage, richtiger: eine Stoffbearbeitung zur notwendigen Voraussetzung hat. Unzweifelhaft nimmt nun aber diese einen größeren Raum ein bei der Herstellung dieser tausend und abertausend Gegenstände, als die auf die Erzeugung der dazu erforderlichen Rohstoffe gerichtete Mehrarbeit; und auch die zur Hervorbringung von Nahrungsmitteln dienende Tätigkeit, weil diese selbst nicht in gleichem Umfange differenziert und verfeinert sind wie die gewerblichen Erzeugnisse, brauchte längst nicht in gleichem Umfange gesteigert zu werden, wie die stoffverarbeitende Tätigkeit. Schon aus diesem Grunde würde also auch in einem nach außen geschlossenen Staate die Zahl der Gewerbetreibenden rascher zunehmen als diejenige der Rohstoff- und Nahrungsmittelproduzenten (allerdings unter der Voraussetzung steigender Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit!).

Nun kommt dazu, daß Deutschland, wie wir noch sehen werden, die Rohstoffe, die es verarbeitet und ehedem im Lande erzeugte, heute in großem Umfange vom Auslande bezieht: beispielsweise Hanf, Flachs, Wolle, Holz, Felle, dann aber auch mehr exotische Rohstoffe verwendet wie früher: Baumwolle, Jute usw. Damit wird, wie ersichtlich, abermals eine stärkere Steigerung der Zahl gewerblicher Produzenten bewirkt, da die Erzeuger der verarbeiteten Rohstoffe nicht mehr, wie ehedem, im eigenen Lande, sondern in der Fremde als landwirtschaftlich tätige Personen gezählt werden. Natürlich muß Deutschland die Rohstoffe, die es vom Auslande bezieht, kaufen, was zum Teil mit Industrieerzeugnissen geschieht: neuer Grund zur Vermehrung der gewerblichen Produzenten. Und endlich haben auch die Vertreter der gemeinen Meinung zum kleinen Teile recht, wenn sie behaupten, wir kauften unsere Nahrungsmittel, die wir ehedem im eigenen Lande gewannen, heute mit gewerblichen Erzeugnissen vom Auslande, wie ebenfalls später noch ziffernmäßig nachzuweisen sein wird.

Aber einen allerbedeutsamsten Grund, weshalb es mit Notwendigkeit immer mehr gewerbliche Produzenten geben muß — diesmal wieder ohne jede internationale Handelsbeziehung, auch im „geschlossenen", „isolierten" Staate, und diesmal sogar ohne die Voraussetzung steigender Produktivität der landwirtschaftlichen Arbeit — habe ich nun erst noch namhaft zu machen. Er liegt eingeschlossen in jener Verschiebung der Bedarfsdeckung, wie sie im neunzehnten Jahrhundert durch die eigentümliche Entwicklung der ökonomischen Technik eingetreten ist, jener Ersetzung organisierter Materie

durch unorganisierte, die wir als einen Grundzug der gesamten technischen Evolution festzustellen in der Lage waren. Wir sahen, in welchem beträchtlichen Umfange namentlich das Eisen statt des Holzes, des Hanfes, des Leders und anderer Stoffe aus organisierter Materie heutzutage Verwendung findet (über die Steigerung der Eisen- und Stahlproduktion in den letzten Jahrzehnten unterrichtet Anlage 18); in welchem beträchtlichen Umfange der tierische Motor durch den Dampf und die Elektrizität ersetzt ist, ebenso wie der lebendige Pflanzenheizstoff durch die toten Wälder der Vergangenheit; in welchem beträchtlichen Umfange die chemisch hergestellten Stoffe, vor allem die Farben, aber auch Arzneien, Genußmittel usw. pflanzliche und tierische Erzeugnisse verdrängt haben. Nun ist es handgreiflich, daß alle diese Vorgänge wiederum eine Vermehrung der gewerblichen Produktion im Gefolge haben mußten: das Eisen, aus dem heute Schiffe, Brücken, Häuser erbaut werden, beschäftigt tausend und abertausend „gewerbliche" Arbeiter, während ehedem das Holz von den Arbeitern im Forst gewonnen wurde; die Leute, die das Holz zum Heizen herrichteten, waren ebenfalls forstwirtschaftliche Arbeiter: die Steinkohlen werden von Industriearbeitern gefördert. Um die Pferde zu erzeugen, die ehedem zur Fortbewegung der Wagen dienten, waren Menschen in Land- und Viehwirtschaft nötig: die Lokomotiven und die elektrischen Motorwagen werden in industriellen Etablissements hergestellt. Den Krapp und den Wald pflegten landwirtschaftlich tätige Personen; die Anilinfarben, die jene Farbstoffe ersetzen, sind das Werk von Arbeitern in chemischen Fabriken und so weiter.

2. Die Zurückdrängung des Handwerks

Der zweite große Charakterzug der gewerblichen Entwicklung Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert sei, sagte ich, die Zurückdrängung der handwerksmäßigen Organisation durch die kapitalistische. Nicht ihre Vernichtung, das wäre falsch. Das Handwerk tritt in das zwanzigste Jahrhundert noch als bedeutsamer Bestandteil der deutschen Volkswirtschaft ein, wie ein Blick auf die Ziffern der Anlage 19 beweist. Freilich sind aus Gründen, die ich noch erörtern werde, keineswegs alle Personen in Kleinbetrieben als zum Handwerk gehörig zu betrachten. Immerhin glaube ich annehmen zu sollen, daß es noch rund etwa zwei Millionen erwerbstätige Handwerker (einschließlich ihrer Hilfspersonen) am Schlusse des Jahrhunderts gab und auch heute noch, ein Jahrzehnt später, gibt.

Was recht eigentlich die Bedeutung des verflossenen Jahrhunderts für die Neugestaltung der gewerblichen Produktion ausmacht, ist dieses: daß der Kapitalismus auf allen Gebieten und in allen Lagen die Fähigkeit bewiesen hat, an die Stelle des Handwerks zu treten. Er hat überall, wenn noch nicht erobert, so mit Erfolg marodiert. Man könnte auch sagen: das Handwerk ist durch die Entwicklung des neunzehnten Jahrhunderts, namentlich wiederum der letzten Hälfte und innerhalb dieser Zeitspanne der beiden letzten Jahrzehnte, in seinen Grundfesten erschüttert worden. Nicht nur, daß ihm einzelne Produktionsgebiete, wie schon in früheren Jahrhunderten (z. B. der Bergbau größtenteils) vom Kapitalismus genommen wären: es ist in allen seinen Teilen angefressen, zersetzt, bedroht, gefährdet. Vielleicht ist es mir gestattet, das Ergebnis, zu dem mich meine Studien geführt haben, so wie ich es in meinem Kapitalismus eingehend begründet habe, kurz zusammengefaßt hier wiederzugeben.

Was sich mir zu unumstößlicher Überzeugung herausgebildet hat, ist dieses: daß alle qualitativen Unterschiede in der Entwicklung der einzelnen Handwerke nur Unterschiede in der Form sind, der sich der Kapitalismus bedient, um seine Herrschaft zu begründen, daß dagegen alle sachlichen Unterschiede am letzten Ende nur quantitative sind, daß wir keinen Ort, keinen Gewerbezweig ausfindig machen können, von dem sich sagen ließe: hier liege eine im Wesen andere Entwicklung vor. Gewiß weisen in manchen Gewerbezweigen Großstadt, Mittelstadt, Kleinstadt, Land unterschiedliche Gestaltungen in der Lage des Handwerkes auf. Was dort schon der Vergangenheit angehört, steht hier erst im Kampfe um sein Dasein oder erfährt erst die ersten Erschütterungen in seinem Bestande. Aber weder die Kleinstadt noch das platte Land haben sich als irgend sichere Rückzugsgebiete für das Handwerk erwiesen: gerade in den kleinen und mittleren Städten, „diesen Hauptsitzen des Handwerks", ist die Verwüstung in den letzten Jahrzehnten am stärksten gewesen: wohl hauptsächlich deshalb, weil es hier in der Tat noch am meisten zu verwüsten gab. Aber auch über das Handwerk auf dem platten Lande sind die Stürme der neuen Zeit nicht wirkungslos hinweggegangen. Selbst die alten, spezifischen Landhandwerke Schmiederei und Stellmacherei kämpfen einen harten Kampf um ihren alten Besitzstand; welche Sicherheit haben dann die anderen Gewerbe auf dem Lande? Die Phrase von dem konservativen Sinn der Landbevölkerung hat ihre Geltung großenteils eingebüßt. Wir sehen den Bauer seine Kleider

beim Juden in der nächsten Kleinstadt kaufen und die Möbel aus dem Magazin entnehmen, dieselben Möbel, die vielleicht der Gevatter Handwerker auf dem Dorfe eben erst in die Stadt zum Magazininhaber gefahren hat. Der Bauer gewöhnt sich an den Emailletopf und die Petroleumlampe ebenso leicht, wie an die fertig im Laden gekauften eisernen Geräte und ledernen Pferdegeschirre, und seine Frau und Tochter nehmen Hausierern gern die Tücher und Jacken ab, die sie eben noch vielleicht am eigenen Webstuhl gewebt haben. Ja — man ist versucht zu sagen, das Blatt habe sich gewandt; es sei die größere Stadt ein sichereres Feld für die Betätigung des Handwerks geworden, als es Kleinstadt und plattes Land sind. Die rasche Neugestaltung des gewerblichen Lebens in den Großstädten schafft in jedem Augenblick Arbeitsgelegenheiten neu, deren sich der gewandte Handwerker bemächtigen muß; namentlich auf dem Gebiete der Baugewerbe, bei der Installation von Gas- und Wasserleitungen usw. fallen immer wieder Brosamen ab, von denen sich der Handwerker, eine Zeitlang wenigstens, nähren kann. Auch die umfassenderen Reparaturen in den reichbevölkerten Städten geben dem Handwerker größeren Arbeitsstoff, als er in den extensiven Siedelungsgebieten findet.

Und ebensowenig wie Stadt und Land einen grundsätzlichen Unterschied begründen, läßt sich ein solcher nachweisen für die in ihrer Agrarverfassung und allgemeinen Siedelungsverhältnissen voneinander abweichenden einzelnen Gebietsteile Deutschlands. Wohl mag der einzelne Handwerker, der als badischer Bauerssohn mit einem väterlichen Erbteil in die Stadt wandert, vielleicht noch auf Zuschüsse von den Verwandten rechnen darf, eine behäbigere Existenz sein als sein Genosse in unserem armen Osten, der als Proletarierkind oder Instensohn sein Gewerbe beginnt. Aber die Lage des Handwerks ist darum keine andere in Baden als in Schlesien, die Sicherheit seines Besitzstandes keine irgendwie höhere im reichen Westen als im armen Osten. Städte wie Breslau und Köln, wie Posen und Karlsruhe, wie Eisleben und Freiburg, wie Nakel und Emmendingen weisen in den Grundzügen völlig gleiche Entwicklungsreihen auf. Vielleicht macht es einen Wesensunterschied für die Lage des Handwerks aus, ob es in Gebieten geschlossenen Hofbesitzes oder in solchen beweglichen Kleinbauerntums seinen Sitz hat? Gewiß kommen hier wieder Unterschiede zum Vorschein: die Bauerndörfer auf der Hard, die uns Dr. Hecht geschildert hat, haben gründlicher mit dem Handwerk aufgeräumt, als etwa die Gegenden der ge-

schlossenen Schwarzwaldgüter; in dem Marschland wird das Tempo der Entwicklung langsamer sein, als auf der Geest. Aber auch hier doch immer wieder nur: Unterschiede im Zeitmaß, nicht im Wesen! Bleibt die unterschiedliche Gestaltung in den einzelnen Gewerben. Wie eifrig ist man seit einem Menschenalter — namentlich in professoralen Kreisen und solchen, die ihnen nahestehen — bemüht, den Nachweis zu führen, daß zwar einzelne Handwerke dem Untergange geweiht seien, „wie die Färber, die Kammmacher, die Nagelschmiede", aber dagegen andere usw. Seit dem seligen Rau finden wir in allen Darstellungen der gewerblichen Entwicklung eine — freilich stetig sich verkleinernde! — Liste von Handwerkern wiederkehren, auf der diejenigen Berufszweige verzeichnet stehen, die vor allen Schrecknissen der Zersetzung gesichert erscheinen. Beim alten Rau ist noch die Fortdauer folgender Handwerke außer Frage: der Schneider, Schlosser, Schuhmacher, Schreiner, Wagner, Zimmerer, Maurer, Glaser, Bäcker, Fleischer, Buchbinder, Tüncher, Zuckerbäcker, Uhrmacher, Büchsenmacher, Tapezierer, Sattler, Zinngießer, Knopfmacher, Bürstenmacher, Töpfer, Goldschläger, Steinhauer, Kürschner, Klempner „und anderer", wie der Verfasser hinzuzufügen nicht unterläßt. Ähnlich reichhaltig ist die Liste, die z. B. noch Viehbahn im Jahre 1868 von den dauernd gesicherten Handwerken entwirft. Aber noch im Jahre des Heils 1885 gelingt es einem deutschen Professor, den Fortbestand folgender Handwerke als dauernd gesichert zu betrachten: der Schneider, Schuhmacher, Tischler, Drechsler, Schlosser, Schmiede, Sattler usw., der Fleischer, Bäcker, Müller; „aber am festesten steht der kleine Betrieb wohl in den Baugewerben". Man ersieht aus solchen Beispielen, wie vorsichtig man doch im Voraussagen zukünftiger Entwicklung sein muß! Zumal, wenn man die Lage der Dinge nicht kennt. Vor allem sollte man nie nie sagen! Deutsche Professoren haben die Undurchführbarkeit des Dampfschiffahrtsbetriebes, der Eisenbahnen und anderer Neuerungen haarklein nachgewiesen. Sollten wir immer noch nichts gelernt haben? Die Spuren schrecken!

Uns lehrt heute die erdrückende Fülle der Tatsachen, daß, wie schon gesagt wurde, kein einziger Zweig des Gewerbes vom Hauche des Kapitalismus unberührt geblieben ist; an allen frißt der Wurm. Das einzige, was wir zuverlässig sagen dürfen, ist dieses: die verschiedenen Handwerke weisen im Zeitmaße ihrer Zersetzung Unterschiede auf. Und wenn wir diejenigen mit langsamerer von denjenigen mit rascherer Auflösung sondern wollen, so

werden wir zu jenen die Ernährungs- und Bauhandwerke, zu diesen die Bekleidungs- und Gerätschaftshandwerke rechnen. Dazu können wir bemerken, daß an Stelle der ihm immer mehr entzogenen Neuarbeit das Handwerk sich in nicht unbeträchtlichem Umfange an der Reparatur und Flickarbeit zu stützen vermag.

Wie schon angedeutet, hat sich dieser Zersetzungsprozeß des Handwerks nicht in gleichem Tempo das ganze Jahrhundert hindurch vollzogen. Bis um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war vielmehr das Eroberungsgebiet des gewerblichen Kapitalismus nicht wesentlich gegen früher erweitert worden. Es waren im wesentlichen die Montanindustrie, einige Zweige der Textilindustrie und die meisten Luxusindustrien, in denen der Kapitalismus Boden gefaßt hatte. Dann um die Mitte des Jahrhunderts begannen die letzten Reste der Textilindustrie seinem Angriff zu weichen. Bis zum Ende der 1860er Jahre wurde auch das wichtige Gewerbe der Wollweberei dem Handwerk entzogen. Aber der stürmische Vormarsch des Kapitalismus gegen das gesamte Gebiet des Handwerks setzt doch erst recht gegen Ende der 1870er und in den 1880er Jahren ein. Und man darf getrost sagen, daß in den letzten beiden Jahrzehnten mehr handwerksmäßige Organisation auch in der Sphäre der gewerblichen Gütererzeugung vernichtet worden ist, als in den voraufgegangenen beiden Jahrhunderten.

Wenn diese Tatsache in den Ziffern der Statistik nur unvollkommen oder gar nicht zum Ausdruck kommt, so liegt das in der Unvollkommenheit der statistischen Methode begründet. Angesichts der Wichtigkeit, die diese Einsicht für das Verständnis des Verlaufs der gewerblichen Entwicklung besitzt, kann ich es dem Leser nicht ersparen, mit wenig Worten die kritische Beanstandung hier wiederzugeben, die ich in meinem Kapitalismus den Ziffern der Gewerbestatistik habe zuteil werden lassen.

Diese Mängel sind zunächst begründet in der Art der Veröffentlichung. Diese ist viel zu summarisch, um uns tiefere Einblicke in die wirtschaftlichen Zusammenhänge zu gestatten. Was soll ich mit den Ziffern in einem „Regierungsbezirk“ oder selbst einem „Kreis“ anfangen, wo es mir auf die Verfolgung, ich möchte sagen des einzelnen Falles eines bestimmten Handwerks ankommt. Selbst ein „Kreis“ umschließt noch Stadt und Land, Mittel- und Kleinstädte, also Gebiete mit vielleicht sehr verschiedenen Entwicklungsbedingungen für die Organisation der gewerblichen Produktion. Dasselbe gilt für die Abgrenzung der Berufe, die ebenfalls eine viel zu rohe ist. Unsere

gewiß erstklassige deutsche Berufs- und Gewerbestatistik führt ununterschiedlich nur „Gerber" auf, während doch die Schicksale der Weißgerberei und Lohgerberei ganz verschieden sind; spricht nur von „Ofentöpferei", während Ofenfabrikation und Ofensetzerei zwei Gewerbe mit himmelweit voneinander verschiedenen Entwicklungstendenzen darstellen. Und so in tausend andern Fällen. Aber noch bedeutsamer ist doch der Übelstand, daß auch die Art der Ermittelung eine viel zu ungenaue, zu wenig eindringende, ich möchte sagen zu äußerliche, ist (und sein muß), um wirklich alle für den sozialen Theoretiker bedeutsamen Tatbestände aufzudecken. Um für diese Behauptung den Beweis zu erbringen, greife ich zwei besonders in die Augen fallende Unzulänglichkeiten der statistischen Methode heraus.

Speziell die Berufs-, aber auch die Gewerbestatistik vermag uns nur zu belehren über die Berufsangehörigkeit einer Person, allenfalls über die Tatsache, daß sie ihren Beruf ausübt, aber niemals über den Umfang ihrer Berufstätigkeit. Und an dessen Ermittelung ist uns doch wesentlich gelegen. Denn was sagen uns z. B. für die Beantwortung der Frage, ob an einem Ort, in einem bestimmten Gewerbszweige das Handwerk zurückgegangen sei oder nicht, Ziffern, die uns nur die Zahl der Betriebe oder gar nur der Berufsangehörigen nennen, ohne hinzuzufügen, ob und wieviel diese Betriebe oder Berufsangehörigen produzieren. Man ermesse z. B. die gänzliche Bedeutungslosigkeit einer Statistik für unsere Zwecke, die in Eisleben 5 „Kleinbetriebe" und 1 „Großbetrieb" in der Müllerei zählt, wenn die Verhältnisse wie folgt liegen: „Die Wassermüller haben wegen Wassermangels die Arbeit so gut wie ganz einstellen müssen, einer lebt ... von der Bäckerei, der zweite hat einen ziemlich umfangreichen landwirtschaftlichen Betrieb und der dritte hat eine Badeanstalt eingerichtet. Soweit sie noch mahlen, haben sie wie die beiden Windmühlen noch etwas Lohnmüllerei (Roggen); hauptsächlich benutzen sie aber ihre Mahlgänge zum Schroten des Getreides (für Futterzwecke). Ihre wichtigste Einnahme beziehen die Windmüller aus dem Detailverkauf von fremdem Mehl." Oder welches wäre der Wert einer Handwerkerstatistik des badischen Dorfes Nöttingen-Darmsbach — hier wird immer schon angenommen, die allgemeine Statistik sei örtlich und beruflich so verfeinert, daß sie in die Details einzudringen vermöchte, was, wie schon gerügt wurde, nicht der Fall ist — die also lautet: es befanden sich am Ort: 5 Schneider, 5 Schuster, 1 Metzger, 4 Zimmerleute, 1 Glaser, 4 Tischler, 1 Anstreicher, 4 Schmiede, 3 Wagner, 1 Holzdreher, 1 Sattler, 1 Korbmacher,

3 Böttcher, 2 Müller, wenn ein Ortskundiger folgende Erläuterungen zu diesen Ziffern gibt: 3 Schneider müssen nach Neujahr und Pfingsten wochenlang feiern; 10 gelernte Schuster haben ihr Geschäft einstellen müssen, von fünf haben nur zwei das ganze Jahr Beschäftigung; von den 4 Zimmerleuten haben einer 15—20, der andere 60 Tage, der dritte und vierte je 120—130 Tage im Jahre zu tun; das Geschäft des Glasers steht im Winter fast ganz still; von den Tischlern sind zwei kaum die Hälfte des Jahres im Handwerk beschäftigt; der Anstreicher hat nur 8 Monate im Jahre Arbeit; zwei von den Schmieden müssen die Hälfte des Jahres hindurch feiern; von den 3 Wagnern verdient Nr. 1 = 100 Mark, Nr. 2 = 2—300 Mark, Nr. 3 = 5—600 Mark im Jahr; der Holzdreher findet nicht genügend Beschäftigung, der Sattler nur während 2/3 des Jahres; der Korbmacher ist weggezogen, weil er nicht genügende Beschäftigung fand; die Böttcher sind nur etliche Wochen im Jahre mit der Böttcherei beschäftigt und die Müller haben 1/3 des Jahres nur in der Hälfte der Woche zu mahlen. Offenbar: unter solchen Verhältnissen gibt eine Berufs- und Betriebsstatistik nicht nur keinen brauchbaren Aufschluß, sondern muß in höchst bedenklichem Maße irrige Vorstellungen erwecken. Nun ist aber eine solche Nichtausübung des Berufes, wie sie in unseren Beispielen zum Ausdruck kommt, keineswegs eine vereinzelte Erscheinung, die der Statistiker etwa übersehen dürfte. Vielmehr bildet sie eine wiederkehrende Eigenschaft des Handwerks unserer Tage und bedarf der genauesten Feststellung. Wie denn auch hierher die Erwähnung der Tatsache gehört, daß heute eine große Anzahl von Gewerbetreibenden oft nur Händler sind und vielleicht kein Stück, das sie in ihrem Leben verkaufen, selbst angefertigt haben, gleichwohl aber einen vollen Gewerbebetrieb in der Statistik als Hutmacher, Uhrmacher, Klempner, Drechsler usw. darstellen. Daß aus dem angeführten Grunde die Ermittelung der Berufsangehörigkeit oder auch Berufstätigkeit ebensowenig wie über die Verbreitung der Produktionsweise über die Lage der Gewerbetreibenden Aufschluß gibt, mag nur nebenbei erwähnt werden; ich meine, ob einer als Schuster leben kann und lebt, wenn er Inhaber eines Schuhmachereibetriebes ist, entzieht sich gänzlich der Beurteilung. Reicht demnach die blanke statistische Zahl nicht hin, um, wenn ich so sagen darf, die quantitative Bedeutung eines Gewerbebetriebes zum Ausdruck zu bringen, so noch viel weniger, um Aufschluß zu geben über seine qualitative Bedeutung, auf deren Erkenntnis aber der soziale Forscher ganz besonderen Wert legt.

Die Statistik belehrt uns nämlich nicht, ob der Gewerbetreibende noch ökonomisch selbständig tätig ist oder bereits in einem irgendwie gearteten Abhängigkeitsverhältnis zu einem kapitalistischen Unternehmen steht. Das ist wohl der wichtigste Vorwurf, der gegen die Ziffern der allgemeinen Berufs- und Gewerbestatistik erhoben werden kann. Denn ohne eine solche Belehrung erfahren wir im besten Falle einiges über Betriebsgestaltung, aber nichts über die wirtschaftliche Organisation der gewerblichen Arbeit, also nichts über die Hauptsache. Hätte nicht bisher eine so bedauerliche Verwirrung auf dem Gebiete der Lehre von den Wirtschafts- und Betriebsformen geherrscht, so wäre man wohl schon allgemein zu der Einsicht gelangt, daß eine Betriebsstatistik z. B. der Tischlerei, Schneiderei, Schuhmacherei, also dreier der wichtigsten Gewerbe völlig belanglos ist für die Frage, ob sich das Handwerk gegenüber dem Kapitalismus erhalten habe oder nicht. Denn die dort aufgeführten „selbständigen" Gewerbetreibenden sind großenteils keine Handwerker mehr, sondern Rädchen in dem großen Uhrwerk der kapitalistischen Verkehrswirtschaft.

Um zu begreifen, was es mit dieser Bemerkung auf sich habe, wird es der ausdrücklichen Erinnerung bedürfen, daß der gewerbliche Kapitalismus keineswegs, wie es die gemeine Meinung bisher annahm, immer nur in der Form des großen Fabrikbetriebes mit allem Schingterra höchstentwickelter Technik seinen Einzug in die unterworfenen Gebiete der gewerblichen Produktion hält. Daß er vielmehr häufig genug in ganz bescheidenem Auftritt erscheint, in ganz anspruchslosen Formen, die sich auf den ersten Blick von denen der handwerksmäßigen Organisation kaum unterscheiden. Ja in vielen Fällen ist an der Art und Weise, wie die Gütererzeugung und der Güterabsatz sich vollziehen, so gut wie nichts geändert, und doch müssen wir feststellen, daß das Kapital mit einem Fuße wenigstens bereits in dem ehemaligen Produktionsgebiete des Handwerks steht. Das sind diejenigen Fälle, die ich als Fälle indirekter Abhängigkeit vom Kapital bezeichnet habe. Sie liegen vor, wenn der Kapitalist den Handwerker, zu dem er sonst keine Beziehung hat, nur dadurch ausbeutet, daß er ihn, den Produzenten, seine Erzeugnisse zu Schleuderpreisen an ihn, den Geldbesitzer, der alsdann meist Händler ist, abzusetzen zwingt; oder aber, wenn der Handwerker in eine Art von Schuldknechtschaft zu einem Gelddarleiher gerät, der ihm die Mittel zur Daseinsfristung oder zur Ausübung seiner Tätigkeit vorschießt. In beiden Fällen bleibt der Handwerker „selbständiger Meister",

wird auch von der Statistik und von oberflächlichen Beobachtern als solcher gewertet: in Wirklichkeit ist er kapitalhörig geworden, er frondet, um die Geldsumme eines fremden Mannes zu nutzen, der einstweilen diese Nutzungsart bequemer findet als die Begründung einer selbständigen kapitalistischen Unternehmung.

In derartige Abhängigkeit vom Kapital sind nun heute zahlreiche Handwerker geraten, namentlich unter den Bäckern, Bauhandwerkern und Möbeltischlern.

Viele Bäcker sind nichts anderes als die Puppen, die von den Mehlhändlern oder den Häuserbesitzern in den Laden gesetzt werden. Sie besitzen selbst keinerlei Vermögen; ihre Selbständigkeit ist daher eine meist nur scheinbare.

Ganz besonders verschlungen sind die Beziehungen zwischen Kapital und Handwerk im Baugewerbe. Hier befindet sich der kleine Handwerker überall dort in einer gedrückten Lage, wo er (und das ist heute in allen größeren Städten die Regel), statt wie früher mit einem privaten Bauherrn, mit einem kapitalistischen Unternehmer seine Verträge abschließt: mag dieser wie bei den meisten Spekulationsbauten ein sogenannter Zwischenunternehmer oder ein solider Architekt oder eine Bauunternehmung, ein Baugeschäft oder sonst etwas, mag der Bau ein Bestellungs- oder ein Spekulationsbau sein. Immer hat sich jetzt die Sachlage insofern zuungunsten des Bauhandwerkers verschoben, als er mit einer Gegenpartei zu tun hat, die nach Profit strebt und den eigenen Profit zu vermehren trachtet dadurch, daß sie den Gewinn des Handwerkers selber zu verringern sucht. Man bemüht sich, diesen letzteren in einen möglichst erbitterten Konkurrenzkampf mit seinen Genossen hineinzutreiben, was bei der naturgemäß schwachen Stellung der Kleinhandwerker in der Regel nicht schwer fällt. Das überaus wirksame Mittel, dessen man sich zu diesem Zwecke bedient, ist das Submissionsverfahren: die Handwerker werden aufgefordert, Gesamtangebote für die Übernahme der betreffenden Bauarbeit zu machen, und dadurch veranlaßt, sei es aus Unkenntnis, sei es aus Not, ihre Forderungen so tief herabzudrücken, daß ihr Verdienst im besten Falle ein anständiger Arbeitslohn ist. Dazu kommt, daß sehr häufig durch ein sehr verschmitztes Verfahren die kleinen Bauhandwerker überhaupt um ihren Verdienst oder ihr ganzes Geld gebracht werden, weil im entscheidenden Augenblicke ihr Auftraggeber, ein mittelloser Zwischenunternehmer, dessen sich das Kapital ledig-

lich als Strohmann bedient, zahlungsunfähig wird. Die Summen, die auf diesem Wege des sogenannten Bauschwindels von den Handwerkern namentlich in den großen Städten in den letzten Jahrzehnten verloren worden sind, gehen sicher in die Hunderte von Millionen.

In einer anderen Form wiederum ist der Möbeltischler abhängig vom Kapital geworden. Hier hat die moderne Entwicklung zuvörderst eine weitgehende Spezialisation unter den einzelnen Tischlern erzeugt. In Berlin beispielsweise gibt es Tischlereibetriebe, die nur Schränke, Tische, Stühle, Kommoden, Nähtische, Nachttische, Waschtische, Spiegeluntersätze, Vertikos, Büfetts, Bettstellen, Spiegelrahmen, Gardinenhalter, Sofas, Fauteuils, Herrenschreibtische, Damenschreibtische, Küchenschränke, Küchentische usw. anfertigen. Und auch bei dieser Teilung hat man noch nicht Halt gemacht. Bei den Stühlen besteht eine scharfe Trennung zwischen gewöhnlichen und feinen, bei den Schränken unterscheidet man Garderobeschränke, Bücherschränke, Glasschränke usw., und bei den Tischen außer den schon angeführten noch Kulissentische, Sofatische, Blumentische, Salontische usw., von denen fast jeder Gegenstand den Spezialartikel eines Handwerkers bildet. Nun ist es klar, daß diese Entwicklung wiederum zum Nachteil des Tischlermeisters ausschlagen mußte. Je spezialisierter seine Tätigkeit, desto abhängiger wird er von den Magazinen, für die er liefert; und je weniger Magazine er bedient, also je kleiner er ist, desto argwöhnischer muß er auf die Erhaltung seiner Kundschaft bedacht sein. Ein kleiner, armer Meister, der für drei oder vier Händler arbeitet, wird eher geneigt sein, nachteilige Bedingungen zu erfüllen, als ein großes Geschäft, das selbst kapitalkräftig ist, und mit dreißig oder vierzig Magazinen in Verbindung steht. Die Mehrzahl der großstädtischen Tischlereien wird aber von solchen ganz kleinen, jämmerlichen Existenzen gebildet. Von etwa 3000 Berliner Tischlermeistern arbeiten 2000 mit weniger als 3 Gehilfen, 1110 aber überhaupt ohne Gehilfen. Bei den ganz kleinen hat die Ausbeutung durch die Magazine einen besonders hohen Grad erreicht durch die Ausbildung eines Absatzsystems, das den Tischlermeister auf Gnade und Ungnade den Händlern unterwirft. Das ist das System, das die Franzosen Trôle, die Engländer hawking nennen, das also im Deutschen wohl als Hökerei zu bezeichnen wäre. Es ist bei Möbeln ganz geringer Sorte, die vollständig vertretbar sind und weil von jedem Tischler herstellbar, in stets hinreichender Menge angeboten werden, in allen größeren Städten ausgebildet worden, und besteht darin,

daß die Magazininhaber von irgend welcher festen Bestellung bei den Tischlern überhaupt absehen und das Angebot im eigenen Laden erwarten. Da fertigt denn der „Handwerksmeister" die Woche über Möbel einer bestimmten Gattung, für die er noch keinen Abnehmer weiß, und fährt mit ihnen am Sonnabend oder an einem andern bekannten Wochentage von Magazin zu Magazin, seine Ware feilbietend. Absetzen muß er, sonst hat er kein Geld zu leben und weiterzuarbeiten. Er stellt deshalb von Anfang an die niedrigsten Preise und unterbietet sich selbst von Stunde zu Stunde, je mehr sich der Abend nähert. Schließlich verkauft er zu Spottpreisen, die vielleicht nicht einmal seine Auslagen decken.

Und so etwas füllt die Spalten der Gewerbestatistik als selbständiger Gewerbetreibender, und wenn ihrer Tausend beieinander sind, gewinnt es den Anschein, als sei hier noch das alte Tischlerhandwerk in ungebrochener Kraft und Ausdehnung erhalten geblieben!

Aber der Kapitalist kann schon völlig zum Unternehmer geworden sein, daß heißt, er kann die Leitung der Produktion und des Absatzes bereits ganz in seine Hand genommen haben, kann dem technischen Arbeiter, der nun ganz nach seinen Absichten, nach seinen Angaben produziert, alles vorschießen, was dieser zum Leben wie zur Arbeit braucht: und doch kann dieser abhängige Arbeiter immer noch den Anschein eines selbständigen Gewerbetreibenden bewahren, kann als Vertreter eines altehrwürdigen Handwerks von der Statistik verzeichnet worden sein, weil er in der Tat noch einem selbständigen Handwerksbetriebe vorsteht. Es ist dies der Fall, wenn der Kapitalismus in der Form des Verlages oder der Hausindustrie ein Gebiet gewerblicher Produktion erobert. Hauptbeispiel: die Bekleidungsindustrien, namentlich die Schneiderei. In diesen Gewerben werden die einzelnen Arbeiter in ihrer Wohnung oder Werkstatt vom Unternehmer belassen, erhalten aber von einer Zentrale aus bestimmte Aufträge, meist auch werden ihnen die schon vorgearbeiteten Rohstoffe — den Schneidern und Schneiderinnen also die zugeschnittenen Kleider- oder Wäschestücke — geliefert. Sie sind also Lohnarbeiter im Dienste eines kapitalistischen Unternehmers, nicht anders wie jeder Fabrikarbeiter. Äußerlich aber bewahren sie sich oft ein handwerksmäßiges Ansehen. Ihre Existenz hat schon zu vielen Mißverständnissen Anlaß gegeben, namentlich dort, wo sich auch eine bedeutende Handfertigkeit bei solcherart Hausindustriellen erhalten hat. Und das ist häufig der Fall. Gerade in der Schuhmacherei und Schneiderei hat

die kapitalistische Organisation mit am frühesten sich der Qualitätsware bemächtigt: allerfeinstes Schuhwerk wird seit Jahrzehnten oder wurde bis vor kurzem in sehr eleganten „Maßgeschäften“ sei es fertig gekauft, sei es von der Kundschaft bestellt, in Geschäften, die meistens hochqualifizierte Heimarbeiter als sogenannte Bodenarbeiter in ihren Wohnungen beschäftigen, während im Hauptgeschäft nur das Leder zugeschnitten wird. Ähnlich ist die Organisation des eleganten Herrenschneidergeschäfts, das namentlich in größeren Städten häufig auf breiter kapitalistischer Basis ruht (der Tuchhandel bildet in vielen Fällen den Hauptteil des Geschäftes!), seine ganz individuell zu behandelnden Erzeugnisse aber nicht in großen Werkstätten, sondern bei einzelnen Meistern, die sich zuweilen auch noch Gesellen halten, herstellen läßt.

Wo es sich um minderwertige Massenartikel handelt — wie meist in der Konfektion, d. h. bei der Erzeugung fertiger (nicht nach Maß bestellter) Kleider- oder Wäschestücke — beruht dann die Stärke der meist sehr großen Konfektionshäuser nicht mehr, wie bei den feinen Maßgeschäften, auf der Qualität, sondern auf der Quantität und Anspruchslosigkeit der Arbeitskräfte. Hier sind es neben wiederum ehemalig selbständigen Schneidern vor allem die billigen, weiblichen Arbeitskräfte, wie sie in Massen die Großstadt liefert, auf denen sich der Sieg des Kapitalismus über das Handwerk gründet. Denn während er in den eleganten Maßgeschäften durch die Güte der (oft recht teuren!) Erzeugnisse die Konkurrenz aus dem Felde schlägt, tut er es in dem großen Bereiche der Konfektionsware durch die verblüffende Billigkeit, die nur zum kleineren Teile eine Folge besserer Arbeitsorganisation, namentlich weitgetriebener Spezialisation der Arbeitsverrichtungen, zum überwiegenden Teile dagegen Folge der beispiellos billigen Arbeitskräfte ist, die der Kapitalismus in seine Netze zu bringen vermag.

Während von den beiden großen Bekleidungsgewerben die Schuhmacherei immer nur in einzelnen Artikeln und vorübergehend hausindustriell organisiert war, von Anfang an aber auch in fabrikmäßiger Organisation erscheint — 1849 gab es in Erfurt, der damals bedeutendsten Schuhmacherstadt Preußens, bereits 5 Schuhwarenfabriken, oder wenigstens Großbetriebe, mit zusammen 148 Personen, und ähnliche Ziffern werden uns für jene Zeit aus Kalau, Mainz und Frankfurt a. M. berichtet — während heute die kapitalistische Schuhmacherei (und das ist für die Neuarbeit sicher der bei weitem überwiegende Teil des gesamten Schuhmachergewerbes) fast

ausschließlich fabrikmäßig betrieben wird, hat die Schneiderei von jeher und bis heute noch eine besondere Vorliebe für hausindustrielle Organisation an den Tag gelegt.

Die Anfänge der Konfektionsschneiderei reichen in Deutschland in die 1840er Jahre zurück. Gerson, eines der ersten großen Konfektionsgeschäfte, ist 1842 begründet. 1852 beschäftigte es schon 5 Handwerksmeister, 3 Direktricen, 120—140 Arbeiterinnen in der Werkstatt, 150 Meister mit je 10 Gesellen außer dem Hause, 100 Kommis, Aufseher usw. im Verkaufslokal. Ende der 1840er Jahre unternimmt die Berliner Kleiderkonfektion ihren ersten schüchternen Schritt aufs Land. In München wurde die Befugnis zum Verkauf fertiger Kleider erst 1847 freigegeben. Nun erst entstanden große Kleiderhandlungen. Nebenbei bemerkt: diese ersten Äußerungen kapitalistischen Lebens im Gebiet der Bekleidungsgewerbe erfolgten ohne jede Veränderung der Technik: 1854 kommt die erste Nähmaschine nach Deutschland, die übrigens auch nur wenig Einfluß auf Betriebs- und Wirtschaftsorganisation ausgeübt hat. Würde sie doch jedem Handwerker ohne weiteres zugänglich sein. Hier wie in tausend anderen Fällen sind es ganz andere Dinge als die veränderte Produktionstechnik, die dem gewerblichen Kapitalismus zum Siege verholfen haben.

Heute ist die Konfektion einer der wichtigsten Zweige des gewerblichen Kapitalismus in Deutschland geworden. Und zwar ruht sie im wesentlichen noch heute auf der hausindustriellen Organisation, nur daß in der Kleiderkonfektion häufig zwischen den Heimarbeiter und das Konfektionshaus „Zwischenmeister" treten, die dann die einzelnen Arbeiter oder Arbeiterinnen in eigenen kleinen Werkstätten zu sechs, zehn, fünfzehn vereinigen. Über die Verbreitung und Ausdehnung dieses wichtigen Industriezweiges teile ich noch folgendes mit:

In Deutschland lassen sich für die Herrenkonfektion drei Produktionsgebiete unterscheiden: ein norddeutsches, ein süddeutsches und ein westdeutsches. Das norddeutsche Produktionsgebiet hat seine Mittelpunkte in Berlin und Stettin. Der Hauptsitz, nicht nur für Norddeutschland, sondern für ganz Deutschland, ist unstreitig Berlin, das besonders in besseren Waren den Markt völlig beherrscht, aber auch sehr viele billige Artikel fertigt. Das süddeutsche Produktionsgebiet liegt vornehmlich in und um Frankfurt a. M., Aschaffenburg, Nürnberg und Stuttgart. Das westdeutsche Produktionsgebiet umfaßt die rheinisch-westfälische Arbeiter- und Sommerkon-

fektion. Seine Hauptsitze sind München-Gladbach, Barmen-Elberfeld und die Kreise Minden, Herford, Lübbecke, Stadt- und Landkreis Bielefeld. Die Damenkonfektion beschränkt sich auf drei städtische Mittelpunkte: ihr Hauptsitz ist Berlin, das alle, namentlich bessere und beste Ware erzeugt; in Breslau und Erfurt werden mittlere und Stapelartikel gearbeitet. Alle Kleiderkonfektion haust zum überwiegenden Teil in großen, zumeist sehr großen Unternehmungen. Das größte Herren- und Knabenkonfektionshaus in Breslau fertigt täglich 1000—1800 Anzüge, das größte Damenmäntelgeschäft daselbst jährlich 200000 „Piecen", d. h. Damenmäntel und Jacketts. 135 Personen sind allein als Geschäftspersonal angestellt. In Breslau sollen im ganzen 25—30000 Schneider und Schneiderinner tätig sein, davon die große Mehrzahl als Heimarbeiter in der Konfektion. In Stettin bestehen etwa 30 Geschäfte mit mehreren Tausend Arbeitern, in Aschaffenburg 6 Engrosgeschäfte mit etwa 2000 Arbeitern. Der Absatz dieser Riesengeschäfte erfolgt nur zum kleinen Teil am Herstellungsorte selbst — die meisten halten allerdings wohl stets ein Detailverkaufsmagazin — der überwiegende Teil der Erzeugnisse wird in alle Welt versandt; aus Deutschland werden jährlich für etwa 100 Millionen Mark, namentlich an Damenkonfektion, ausgeführt. Aber für viel mehr bleibt im Inlande. Man schätzt den Wert, der in Deutschland hergestellten Konfektionswaren auf 400 Millionen Mark, den der Berliner Mäntelkonfektion allein auf 120—130 Millionen Mark.

Die Wäschekonfektion, d. h. im wesentlichen die Herstellung von Damen- und Kinderwäsche, hat ihre Hauptsitze in Berlin, wo 30 Engrosfirmen etwa 5000 Arbeiterinnen beschäftigen, in Breslau und Köln. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt von zwei Seiten her, von den Leinenhandlungen und von den Nähschulen. Sie unterscheidet sich von den übrigen Zweigen der Konfektion wesentlich dadurch, daß ihre Erzeugnisse früher der Regel nach überhaupt nicht gewerbsmäßig, sondern in der Familie hergestellt wurden.

In allen Fällen nun aber, in denen es sich nicht um eine bloß indirekte Abhängigkeit vom Kapital handelt, in denen der Kapitalismus sich auch nicht der Form der hausindustriellen Organisation bedient, kann es offenbar nur die *Gestalt des Großbetriebes* sein, in der der Kapitalismus das ehemalige Schaffensgebiet des Handwerks erobert. Das müßte also seinen ziffermäßigen Ausdruck in der Gewerbestatistik finden und findet es auch bis zu einem gewissen Grade und bei kritischer Betrachtung.

Zunächst dürfen wir den Begriff des „Großbetriebes" nicht zu eng fassen.

Vielmehr wenn wir erfahren wollen, wo der gewerbliche Kapitalismus vordringt, müssen wir auch in denjenigen Größenklassen Umschau halten, die von der Statistik als sogenannte „Mittelbetriebe“ bezeichnet werden. In ihnen können zwar auch Großhandwerker ihr Wesen treiben. Aber häufiger doch wohl dasjenige, was ich kleinkapitalistische Unternehmer genannt habe. Die kleinkapitalistische Unternehmung, deren Tätigkeitsfeld übrigens keineswegs auf die Sphäre der gewerblichen Produktion beschränkt ist, wenn sie auch hier am häufigsten sich findet, wird dadurch gekennzeichnet, daß bei ihr die Funktion der Ordnung und Leitung zwar nur vom Kapitalisten ausgeübt wird, dieser aber nicht nur als Ordner und Leiter, sondern daneben auch als technischer Arbeiter auftritt. Die kleinkapitalistische Unternehmung stellt sich damit systematisch als eine Zwitterbildung, historisch als eine Übergangserscheinung dar: es finden sich Bestandteile der kapitalistischen Unternehmung mit solchen der handwerksmäßigen Organisation gepaart.

Es scheint nun, als ob sich in vielen Fällen der Übergang der handwerksmäßigen in die kapitalistische Gewerbeverfassung in den vergangenen Jahrzehnten in Deutschland nicht sowohl mit einem plötzlichen Sprung in die Großindustrie vollzogen habe, als vielmehr in der Weise, daß aus dem Handwerkerstande selber eine Anzahl kräftiger Naturen zu solchen kleinkapitalistischen Unternehmern emporgewachsen sind. Für die Richtigkeit dieser Annahmen spricht zunächst die Statistik. Sie belehrt uns, daß die Zahl der Betriebe, in denen 6—10 Personen tätig sind, von 1882—1895 um 65,1 % (von 68763 auf 113549), diejenigen der Betriebe mit 11—50 darin beschäftigten Personen sogar um 76,9 % (von 43952 auf 77752), beide Gruppen von Betrieben in den dreizehn Jahren also um 69,7 % angewachsen sind. Während die in ihnen beschäftigten Personen um 66,6, 81,8, 76,3 % sich vermehrt haben, und zwar in den Betrieben mit 6—10 Personen von 500097 auf 833418, in den größeren von 891623 auf 1620915 Personen. Seit 1895 ist die Entwicklung in gleicher Richtung weiter verlaufen. Nun steckt zwar in der kleineren der beiden Betriebsgrößen sicher noch eine Menge echtes Handwerk, in der größeren schon echte Großindustrie, aber ebenso sicher befindet sich der größte Teil dieser „Mittelbetriebe“ in den Händen kleinkapitalistischer Unternehmer. Erst 1895 sind die Betriebe mit 11—20 Personen gesondert gezählt, so daß sie wenigstens mit denen des Jahres 1907 verglichen werden können: im Jahre 1895

gab es in der Sphäre der gewerblichen Produktion 35774 solcher Betriebe mit 516707 Personen, 1907 dagegen 50315 mit 732054 Personen.

Sodann bestätigt es aber auch die Erfahrung, daß in zahlreichen Zweigen Unternehmer mit einem Sachvermögen von 20—30000 Mark, die gut zu rechnen verstehen, ihr Auskommen sehr wohl zu finden vermögen, oder sagen wir vorsichtiger: soweit bisher die Entwicklung reicht, zu finden vermocht haben. Das ist beispielsweise der Fall in der Feinbäckerei, der Fleischerei, der schon erwähnten Maßschneiderei, der Bauschlosserei, in einigen Zweigen der Tischlerei.

Aber auch eine derartige Rücksichtnahme auf die Unternehmungen mittlerer Größe würde noch nicht genügen, um das Eroberungsgebiet des gewerblichen Kapitalismus in der Sphäre ehemals handwerksmäßiger Gütererzeugung richtig zu bestimmen, wollte man sich etwa damit begnügen, das Vordringen des Kapitalismus lediglich in dem eigenen Arbeitsgebiete des früheren Handwerks zu verfolgen. Also etwa festzustellen, welchen Umfang der „Mittelbetrieb" oder der „Großbetrieb" nach den Angaben der Statistik in den „wichtigsten Zweigen des früheren Handwerks" — vgl. Anlage 19 — gewonnen haben. Natürlich kommen diese Ziffern auch in Betracht. Wir ersehen daraus, daß in den aufgeführten Zweigen in dem Zeitraum von 1882—1895 die Zahl der in „Kleinbetrieben", also vorwiegend handwerksmäßig beschäftigten Personen von etwa vier Fünftel auf zwei Drittel zurückgegangen ist. Ziehen wir aber die zunehmende Produktionsleistung der größeren „Betriebe" in Rücksicht ebenso wie deren Verringerung in den kleinen und kleinsten, so werden wir nicht zuviel behaupten, wenn wir sagen, daß in dem ureigenen Herrschaftsgebiete handwerksmäßiger Produktion doch nur etwa noch die Hälfte der Arbeit in „Kleinbetrieben" geleistet wird.

Diejenigen Produktionszweige, in denen der „Großbetrieb" in derselben Gruppierung der Arbeitsverrichtungen, wie sie das Handwerk vorgenommen hatte, vordringt, sind namentlich Maurerei und Zimmerei, dann aber doch auch Schlosserei.

Nun ist aber ganz besonders wichtig zu beachten, daß sich in dieser Form keineswegs alle oder auch nur die wichtigste kapitalistische Produktion, durch die alte Handwerksarbeit ersetzt wird, heutigentags abspielt. Es wäre auch auffallend, wenn es so wäre. Denn die Bildung von Berufszweigen, wie sie durch die kapitalistische Organisation hervorgerufen wird, muß naturgemäß

eine andere sein als sie die Handwerker im Ablaufe der Jahrhunderte vorgenommen hatten. Diese, das wissen wir, hatten eine solche Anzahl von Verrichtungen solcher Art zu einem Gewerbezweige zusammengefaßt, wie sie am zwanglosesten die Berufstätigkeit eines persönlich wirkenden Arbeiters und seiner wenigen Hilfskräfte — des Meisters mit seinen Gesellen und Lehrlingen — zu bilden vermochten. Die kapitalistische Unternehmung kennt diese Rücksichtnahme auf persönliches Wirken nicht. Sie bestimmt die Zusammengehörigkeit der einzelnen Arbeitsverrichtungen und Produktionsprozesse ausschließlich nach sachlichen Gesichtspunkten größtmöglicher Zweckmäßigkeit. Sie tut nichts anderes als die wirtschaftliche Organisation für die versachlichte moderne Technik zu schaffen. Daraus folgt also, daß das Tätigkeitsfeld eines Handwerkers oder sagen wir von hundert Handwerkern keineswegs zusammenfallen muß und häufig genug auch nicht zusammenfällt mit derjenigen einer kapitalistischen Unternehmung. Die völlige Umschichtung des systematischen Aufbaues unseres Gewerbewesens durch den Kapitalismus, die ganz neue Gruppierung der einzelnen Gewerbezweige ist vielmehr gerade einer der hervorstechenden Züge des modernen Gewerbewesens.

So kommt es denn, daß diejenige kapitalistische Unternehmung, die einem Handwerk das Leben sauer macht oder es ganz vernichtet, oft genug einer ganz anderen Branche angehört als das Handwerk selbst. Wenn wir nach den Quälgeistern der handwerksmäßigen Seilerei Umschau halten, dürfen wir beileibe nicht nur unter „Seilerei" suchen und uns begnügen, die hier vorhandenen Großbetriebe als Konkurrenten anzusprechen: vielmehr stecken diese unter den Fabriken für Drahtseile oder Ketten, denn die eisernen Stricke haben die hanfenen verdrängt. Die handwerksmäßige Töpferei ist nicht nur durch die „Großbetriebe" im eigenen Lager geschädigt, sondern mindestens ebenso stark durch die Emaillewarenfabriken. Die Schuhmacherei hat Einbuße durch die Gummiwarenfabriken erhalten, die Zimmerei oder Tischlerei durch die Eisenwarenfabrikation, die Malerei durch die Farbenfabriken usw.

Endlich muß noch in Rücksicht gezogen werden, wenn wir den Umbildungsprozeß richtig werten wollen, den die gewerbliche Produktion im neunzehnten Jahrhundert durchgemacht hat, daß der „Großbetrieb" auch dort, wo er sich im Umkreis der ehemals handwerksmäßig ausgeübten Tätigkeiten einnistet, doch sehr häufig die einzelnen Arbeitsverrichtungen unter anderem

Gesichtspunkte anordnet. Entweder nämlich er spezialisiert sich auf einzelne Gebiete eines früheren Handwerks oder er kombiniert ein neues Gewerbe aus weiland selbständigen Handwerkern.

In der Form des spezialisierten Großbetriebes, der nur kleine Enklaven im Gebiete des alten Handwerks besetzt, tritt der gewerbliche Kapitalismus sehr häufig in die Geschichte ein. Oft erobert er dann von diesem ersten Stützpunkte aus die ganze Provinz. So fing die kapitalistische Schuhmacherei teils mit der Anfertigung von Schäften, teils mit der Herstellung einzelner Gegenstände (Kinderschuhe, Strandschuhe, Ballschuhe usw.) an, um allmählich den gesamten Umkreis des alten Schusterhandwerks in ihren Bereich zu ziehen. Die großindustrielle Schlosserei fing mit der Anfertigung von Tür- und Fensterbeschlägen an, dann folgte die Schloß- und Schlüsselerzeugung, heute werden fast alle Schlosserartikel fabrikmäßig hergestellt. Die handwerksmäßige Schlosserei ist im wesentlichen nur noch Reparatur- und Anbringungsgewerbe. Aus dem Bereiche der Tischlerarbeiten wurde die Parkett-, Leisten-, Kisten-, Stuhlerzeugung ausgeschieden und großen Fabriken übertragen. Aus dem Gebiete der Fleischerei fiel die Wurstfabrikation, aus dem der Bäckerei die Hartbrot-, Biskuit- usw. Fabrikation dem Großbetriebe anheim. Und so fort in tausend Fällen. Der Gang der Entwicklung kann dann, wie schon angedeutet, ein verschiedener sein: entweder der Großbetrieb gliedert dem ursprünglichen Teilbetriebe alle übrigen Zweige des ehemaligen Handwerks an, das dann als Ganzes fabrikmäßig betrieben wird: Typus der Schuhmacherei. Oder es bleibt bei den Spezialbetrieben. Dann können sie allmählich auch das gesamte Gebiet der Produktion erobern und dem Handwerk nur die Anbringung belassen: Typus der Schlosserei. Oder sie bilden immer nur erst einen kleinen Bestandteil der Gesamttätigkeit des ehemaligen Handwerks, das als solches ziemlich unverändert daneben bestehen bleibt: Verhältnis der Spezialfabriken im Bereiche der Fleischerei und Bäckerei. Oder es teilt sich das ehemalige Handwerk: die eine Hälfte wird in fabrikmäßigen Spezialbetrieben organisiert, die andere entwickelt hausindustrielle oder manufakturmäßige Formen: Typus der Tischlerei.

Auf der anderen Seite sehen wir, wie die kapitalistische Unternehmung gleich von vornherein oder im Laufe der Entwicklung mehrere früher selbständige Handwerker zu einem neuen Produktionsorganismus zusammengliedert. Es entsteht die Waggonmanufaktur (aus Schmieden,

Schlossern, Tischlern, Stellmachern, Lackierern, Glasern, Klempnern, Tapezierern, Sattlern, Malern und anderen kombiniert), das Baugeschäft, die Bauunternehmung (aus einigen oder sämtlichen Bauhandwerken zusammengesetzt), das Ausstattungsgeschäft (das Tapeziererei, Tischlerei, Drechslerei und anderes vereinigt).

Man sieht: eine fast grenzenlose Menge von Varietäten weist die Entwicklung des modernen Gewerbewesens in ihrem Übergang aus der handwerksmäßigen Organisation in die kapitalistische auf, denen aber dies eine gemeinsam ist: daß sie sämtlich einer Verallgemeinerung kapitalistischen Wesens die Wege ebnen.

Wie ich schon hervorhob: nicht eine Vernichtung, wohl aber eine durchgängige Gefährdung des Handwerks, auch in den Gewerbezweigen, in denen es noch standgehalten hat, ist das Ergebnis der Wandlungen im neunzehnten Jahrhundert und darüber hinaus. Deshalb erscheint die Bedeutung des Handwerks in der Statistik heute vielleicht noch größer, als sie tatsächlich ist. Die Ausführungen auf diesen Blättern sollten vornehmlich bezwecken, das Urteil des Lesers beim Studium der Statistik zu schärfen. Aus dieser selbst, von der ich in den Anlagen eine Probe gebe, möge er nun das übrige ersehen. Trotzdem die Ziffern zwei weit auseinanderliegende Zeiträume, die Jahre 1834 und 1895, betreffen und dadurch an Wert gewinnen, sind sie doch sehr wohl vergleichbar, wenigstens so weit, um eine ungefähre Vorstellung von dem Entwicklungsgange des Handwerks im neunzehnten Jahrhundert zu geben. In dem gleichen Gebiete (Königreich Preußen alten Bestandes) hat die Zahl der Handwerker in den zwei Menschenaltern noch um rund ½ Million zugenommen; der Anteil der Handwerker an der Gesamtbevölkerung ist gleichwohl ein wenig: von 4,1 auf 3,7% gesunken; zieht man die im Vorstehenden gemachten Bemerkungen in Betracht, so ist die Verringerung noch etwas stärker. Im übrigen muß ich schon voraussetzen, daß der Leser die Tabelle selber studiert, die allen erwünschten Aufschluß gibt, wohlgemerkt: soweit dazu die Statistik überhaupt imstande ist.

Ist es aber eine unbestrittene Tatsache, daß im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts der gewerbliche Kapitalismus aus unscheinbaren Anfängen sich zur vorherrschenden Form gewerblicher Produktion sogar im Bereiche des ehemaligen Handwerks entwickelt hat, so werden wir seine überragende Bedeutung erst recht zu ermessen vermögen, wenn wir bedenken, daß dieses Gebiet nur einen Teil vielleicht nicht einmal den bedeutsamsten seines Wir-

kungskreises ausmacht; daß er sich zu gewaltigen Leistungen gerade auch in denjenigen Gewerbezweigen aufgeschwungen hat, die er in Deutschland schon zu Anfang des Jahrhunderts so gut wie allein beherrschte (Montanindustrie) oder die sich als ganz neue Produktionszweige erst im Laufe des Jahrhunderts herausgebildet haben (chemische Industrie, Maschinenindustrie). Die folgenden Betrachtungen sind diesem Entwicklungsgange des gewerblichen Kapitalismus selbst gewidmet.

3. Die Entwicklung der Industrie

Welche Kapitalbeträge während des neunzehnten Jahrhunderts befruchtend in den Schoß dieser Favoritin des modernen Kapitalismus geflossen sind, läßt sich auch nicht annähernd genau feststellen. Eine schwache Vorstellung davon, um welche ungeheuren Mengen es sich jedenfalls handelt, gibt die statistische Übersicht, die ich über die industriellen Aktiengesellschaften (nach dem Handbuche der deutschen Aktiengesellschaften) in der Anlage 20 gebe. Diese Statistik ist lehrreich in mehrfacher Hinsicht. Sie läßt zunächst die überragende Bedeutung der mächtigsten unserer Industrien: der Montanindustrie, klar erkennen. Diese stellt fast ein Drittel des Aktienkapitals der gesamten Industrie. Das wird noch deutlicher, wenn wir die Ziffern der Produktionsstatistik mit den Kapitalanlageziffern vergleichen. Der Produktionswert der Montanindustrie wurde schon am Ende des vorigen Jahrhunderts auf etwa 4 Milliarden Mark geschätzt. Wir besitzen ähnliche Produktionsberechnungen aus dem Anfange des Jahrhunderts (in Krugs Nationalwohlstand), die sich allerdings nur auf das damalige Königreich Preußen (also ohne Rheinland und mit Polen) beziehen. Immerhin mögen sie hier mitgeteilt werden, weil sie doch dazu verhelfen, den unglaublichen Abstand zwischen den Jahren 1800 und 1900 zu verdeutlichen. Den Gesamtwert der preußischen Montanerzeugnisse (Kohle, Eisen, Steine und Erde, Torf) bezifferte man für das Jahr 1798 auf 4415953 Tlr. 23 Sgr. Davon entfielen auf Westfalen 1660614 Tlr. 15 Sgr. 6 Pf., auf Schlesien 1349753 Tlr. 20 Sgr. 1 Pf. Also etwas über 13 Millionen Mark stehen der heutigen (deutschen) Produktion von 4000 Millionen Mark gegenüber! Möge man auch — was wahrscheinlich zu hoch gerechnet ist, da 1835 die Ausbeute der gesamten preußischen Montanindustrie auch erst auf 7 Millionen Tlr. geschätzt wurde — den Produktionswert der außerpreußischen und rheinländischen Montan-

industrie Anno 1798 auf 12 Millionen Mark anschlagen, so ergäbe sich immerhin eine Steigerung von 25 auf 4000 Millionen Mark. Will man etwa annehmen, daß vor hundert Jahren das Gesamtkapital in zwei Jahren, heute dagegen in einem Jahre einmal umschlägt, so würde man zu einer Vermehrung des Kapitals in dieser einen Industrie von 50 Millionen auf 4000 Millionen Mark gelangen. Tatsächlich berechnete man vor hundert Jahren den Gesamtkapitalwert aller Montanwerke Preußens, die sich im Privatbesitz befanden, auf nur 6 561 394 Tlr. also rund 20 Millionen Mark.

Was die Ziffern der Anlage 20 ferner erkennen lassen, ist die rasch anwachsende Stärke des Kapitalzuflusses, den die Industrie erfährt. Wir dürfen annehmen, daß bis um die Mitte des Jahrhunderts nur eine tropfenweise Vermehrung der Kapitalanlagen stattgefunden hat: seit Mitte der 1830er Jahre fangen Montan- und Textilindustrie an, sich langsam auszuweiten. Aber was will diese schrittweise Ausdehnung besagen gegenüber dem sprunghaften Vordringen des Kapitals, namentlich in den letzten Jahrzehnten! Die Gründungen von Aktiengesellschaften sowie die Vermehrung ihres Kapitals nehmen erst in den 1880er und 1890er Jahren ein wahrhaft reißendes Tempo an, das im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts anhält. Man könnte die Zunahmerate des Kapitals während des neunzehnten Jahrhunderts in der Formel der Fallgeschwindigkeit ausdrücken: sie wächst rasch und stetig an. Begreiflicherweise. Denn auch für die Industrie gilt das, was wir für die Eisenbahnen feststellen konnten: in dem Maße, wie sie ihre Kräfte entfaltet, liefert sie in wachsendem Umfange selbst die Mittel zu weiterer Ausdehnung. Volkswirtschaftlich gesprochen: je größer die Produktion und je produktiver die Arbeit, desto beträchtlichere Summen erübrigen sich zu weiterer Vermehrung der Produktionsmittel. Kapitalistisch ausgedrückt (was hier theoretisch nicht zu beweisen ist): je rascher die Zunahme des Produktionswertes und je rascher die Steigerung der Produktivität, desto erheblicher die Überkapitalisation. Wobei noch im besonderen zu berücksichtigen ist, daß letztere in der am stürmischesten vorwärts drängenden Industrie, der Montanindustrie, durch die in den letzten Jahren (infolge der Syndizierungen) künstlich hochgehaltenen Preise eine nicht unbeträchtliche Förderung erfahren hat.

Leider stehen uns nicht gleichwertige Ziffern zur Verfügung, die uns eine andere mächtige Tendenz der modernen Industrie, die Tendenz zur Kapitalkonzentration, erkennbar machen könnten. Daß aber jene Tendenz

vorhanden ist, bestätigt alles, was wir sonst vom Gange der Industrie wissen. Insbesondere auch das ziemlich reichhaltige Material, das uns über die Betriebsgrößen und deren Entwicklungstendenzen Aufschluß gibt und von dem ich in den Anlagen 21, 22, 23, 24, sowie im weiteren Verlaufe dieser Darstellung einige Proben mitteile. Nur daß die Betriebsgröße doch nur ganz annäherungsweise die Größe der einzelnen Unternehmungen (die immer mehr Betriebe in sich zu vereinigen Lust zeigen) erkennen läßt, und daß die Ziffern der Gewerbezählung (Zahl der beschäftigten Arbeiter) nicht einmal für die Feststellung der Betriebsgrößen brauchbar sind, dieweil ja in den meisten Industrien die Produktionsmittel viel rascher anwachsen als die Arbeiterzahl, kapitalistisch ausgedrückt: daß Sachkapital viel schneller sich vermehrt, als das Personalkapital.

Was aber an dieser Stelle noch besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist die Tatsache, daß das Kapital, in dem Maße, wie es der Industrie zuströmt, gleichzeitig die Rechtsform der Unternehmungen umzugestalten die Neigung hat. Derselbe Prozeß vollzieht sich auch hier, den wir schon anderwärts, namentlich im Gebiete der Seeschiffahrt zu beobachten, Gelegenheit hatten: die Versachlichung des Kapitalverhältnisses. Beim Beginne des Jahrhunderts kennt die Industrie nur zwei Formen der kapitalistischen Unternehmung: die Einzelfirma und die kapitalistische Genossenschaft, letztere vornehmlich im Bergbau unter dem Namen Gewerkschaft verbreitet und ihrem Wesen nach der uns bekannten Partenreederei verwandt. Beide Formen der Unternehmung, namentlich die genossenschaftliche, haben nun die Tendenz, zu verschwinden und der unpersönlichen Aktiengesellschaft Platz zu machen. Die Aktiengesellschaft wiederum strebt nach Verwandlung ihrer Aktien aus Namen- in Inhaberpapiere und damit zum börsenmäßigen Handel, in dem der persönliche Charakter der Unternehmerschaft in seinen letzten Resten beseitigt ist.

Wenn in der Montanindustrie — die in jeder, nicht zuletzt auch in kapitalistischer Hinsicht als die „schwere Industrie" bezeichnet werden kann — heute die Aktiengesellschaft noch nicht allein das Feld beherrscht, so trägt dazu der Umstand bei, daß ein Teil der Werke sich in den Händen des Fiskus befindet, ein anderer Teil — in Schlesien wohl der größere — im Besitze großer Grundherren (Fürst von Pleß, Herzog von Ratibor, Fürst von Donnersmarck u. a.), deren Verwaltungen natürlich von dem Charakter einer Privatunternehmung so gut wie gar nichts mehr an sich tragen.

Was aber hat der Kapitalismus, der, wie die wenigen angeführten Ziffern schon ersehen lassen, während des neunzehnten Jahrhunderts ganz neue Reiche der gewerblichen Produktion begründet hat, aus der Industrie und ihrer Organisation, wie sie ihm die Jahrhunderte überliefert hatten, zu machen gewußt, welche neue Gestalt hat er dem industriellen Leben gegeben: das ist es, was auf den folgenden Blättern in flüchtigen Umrissen gezeichnet werden soll.

Das erste, was der Kapitalismus in der Verfolgung seiner Zwecke vornimmt, ist eine Umschichtung der Bevölkerung. In dem Bilde, das wir von der deutschen Volkswirtschaft im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts uns gemacht hatten, war ein charakteristischer Zug die Verbreitung der gewerblichen Tätigkeit, auch dort, wo sie schon in kapitalistischer Organisation vorgenommen wurde, über das ganze Land hin. Diese Verstreuung hatte ihren Grund zum ersten in der eigentümlichen Technik vieler Industrien, namentlich auch der Eisenindustrie, die einen starken Bedarf an Holz hatten (Holzkohlehochöfen! Frischfeuer! Pottasche!) und sich deshalb gern in waldreichen Gegenden ansiedelten, die aber als treibender Kraft sich ausschließlich des Wassers (oder des Windes) bedienten und darum den kleinen Wasserläufen (oder den Hügelketten) entlang ihre Arbeitsstätten aufschlugen. Zum anderen in der unvollkommenen Betriebsorganisation, die großenteils noch die Hausindustrie war (bei der die Arbeiter daheim in ihren Wohnungen beschäftigt werden) und dies sein konnte dank der unentwickelten Technik, die den handwerksmäßigen Arbeitsprozeß noch unberührt gelassen hatte. Dies gilt namentlich von Spinnerei und Weberei.

Nun drang die moderne Technik, deren Etappen wir kennen, als willkommener Bundesgenosse den kapitalistischen Interessen zur Seite vor, und ihre Anwendung heischte jene Umschichtung der Bevölkerung, von der ich sprach, und die in einer Zusammenballung der Arbeitskräfte ihren bezeichnenden Ausdruck findet. Zusammengeballt werden diese in bestimmten Gegenden des Landes, zusammengeballt in den Arbeitsstätten der Unternehmer. Jenes ist eine Folge vornehmlich des Übergangs der Eisenindustrie zum Kokesverfahren, sowie der zunehmenden Bedeutung der Steinkohlen als Heizmaterial (Dampftechnik!). Dadurch wird eine Gruppierung der ehemals über alle waldreichen Gegenden hin zerstreuten Arbeitermassen um die Kohlen- und Eisenerzfelder bewirkt. Wir können diesen Prozeß ziffernmäßig wenigstens insoweit verfolgen, als wir das wachsende Übergewicht

der Eisenindustrie in den kohle- und erzreichen Provinzen Schlesien, Westfalen und Rheinlande über diejenige der anderen preußischen Provinzen nachzuweisen vermögen. Noch um die Mitte des Jahrhunderts (im Durchschnitt der Jahre 1848 bis 1857) betrug der Anteil der in den genannten Provinzen in der Eisenindustrie (ausschließlich Erzbergbau) beschäftigten Arbeiter erst etwas mehr als zwei Drittel (69%) von der im ganzen Königreich tätigen Eisenindustrie-Arbeiterschaft, heute ist es fast die gesamte Arbeiterschaft.

Die Zusammenballung der Arbeiter in geschlossenen, dem Unternehmer gehörigen Etablissements aber ist die Folge der Vervollkommnung, die die Betriebsorganisation in der Sphäre der gewerblichen Produktion während unseres Jahrhunderts erfahren hat: der Kapitalismus schafft sich als mächtigste Waffe eine völlig neue Ordnung des Arbeitsprozesses in dem modernen gesellschaftlichen Großbetriebe, vor allem in der modernen Fabrik.

Was es mit diesen wundersamen Gebilden auf sich habe, habe ich ausführlich in dem einleitenden Abschnitte meines Kapitalismus erörtert. Hier nur so viel, daß wir unter Fabrik diejenige Form des gesellschaftlichen Großbetriebes zu verstehen haben, in welchem die entscheidend wichtigen Teile des Produktionsprozesses von der formenden Mitwirkung des Arbeiters unabhängig gemacht, einem selbsttätig wirkenden System lebloser Körper übertragen worden sind. In der Fabrik, deren Idee in der Emanzipation von der lebendigen Tätigkeit eines persönlichen, einzelnen Arbeiters beruht, findet der Entseelungsprozeß der modernen Technik seinen betriebsorganisatorischen Ausdruck. Die besondere Funktion der Fabrik ist diese: eine Betriebsform zu sein, in welcher die durch die Einführung der Maschinerie und des wissenschaftlichen chemischen Verfahrens in die Produktion ermöglichte Überwindung der qualitativen wie quantitativen Beschränktheit des individuellen Arbeiters in jeweils höchst vollendeter Weise in die Wirklichkeit übertragen wird. Die Fabrik ist gleichsam das Werkzeug des kollektiven Gesamtarbeiters, mittels dessen er Kraft, Feinheit, Sicherheit, Schnelligkeit über die Schranke des Organischen hinaus zu entwickeln vermag, um damit der tiefsten Idee der modernen Technik zur Verwirklichung zu verhelfen.

Diese vollendete Durchbildung des Prinzips gesellschaftlicher, d. h. unpersönlicher Produktion, wie sie in dem reinen Fabriktypus (etwa einer Dampfmühle oder einer Petroleumraffinerie) zutage tritt, erfolgt häufig nicht auf einen Schlag, sondern allmählich. Es erscheinen dann Zwischen-

stufen zwischen dem Individualbetriebe des einzelnen Arbeiters oder eines Arbeiters und seiner Gehilfen und der Fabrik. Die Arbeiter sind schon in Großbetrieben zusammengeschlossen, aber üben ihre Tätigkeit zum Teil noch in handwerksmäßiger Weise, wenn auch vielleicht schon auf Grund einer weitgehenden Spezialisierung der einzelnen Teilverrichtungen aus: Typus der Stecknadelverfertigung, wie sie Adam Smith beschreibt, die Schuhwarenindustrie vor Einführung der Sohlennähmaschine, der großen Webereien, in denen die Webstühle noch nicht mechanisch angetrieben werden. Solche gesellschaftlichen Großbetriebe, in denen wesentliche Teile des Produktionsprozesses noch durch Handarbeit ausgeführt werden, nennen wir Manufakturen. Sie bilden in den genannten Fällen also Vorstufen zur Fabrik, und stellen eine Form der Betriebsorganisation dar, die unvollkommener als jene ist. Wir können verfolgen, wie der Kapitalismus während des neunzehnten Jahrhunderts auch diesen Fortschritt: von der Manufaktur zur Fabrik in zahlreichen Industrien vollzieht.

Nun wäre es aber irrtümlich, anzunehmen, daß die fabrikmäßige Organisation in allen Fällen die höchste Form der Betriebsanordnung darstellte. Diese kann vielmehr unter Umständen auch in manufakturmäßiger Gestaltung den höchsten Grad der Vollkommenheit erreichen. Das trifft dort zu, wo die Güterherstellung dauernd in wichtigen Abschnitten der individuellen Betätigung durch den einzelnen Arbeiter unterliegen soll; wo es sich also um Ausübung von künstlerischer oder besonders schwieriger Handarbeit handelt, wie beispielsweise in der Porzellanwarenbereitung, in der Bronzewarenerzeugung, in der Herrichtung von Kunstmöbeln mit Schnitzereien, Intarsia oder dergleichen, mit einem Wort, in der Sphäre aller eigentlich kunstgewerblichen Tätigkeit. Hier gewährt zwar auch der Großbetrieb überragende Vorteile, doch heischt seine zweckmäßige Verwendung die Freilassung bestimmter handwerksmäßiger Vornahmen. Deshalb bleibt hier die Manufaktur der höchste Ausdruck der Betriebsorganisation, ebenso wie in jenen anderen Fällen es die Fabrik ist. Es ist gerade auch eine der genialsten Leistungen des modernen Kapitalismus, die Kunstmanufaktur, wie man diese Spielart der Manufaktur nennen könnte, geschaffen und damit die kunstgewerbliche Tätigkeit auf die dem modernen Empfinden und der modernen Technik entsprechende Grundlage gestellt zu haben.

Diese kurze theoretische Auseinandersetzung erschien notwendig, um die betriebstechnischen Wandlungen, die die gewerbliche Produktion durch den

Kapitalismus im neunzehnten Jahrhundert erfahren hat, in ihrer ganzen Tragweite würdigen zu können. Ich versuche nun diese Wandlung selbst an der Hand der wenigen Ziffern, die uns zur Verfügung stehen (für die frühere Zeit sind sie meist dem Redenschen Werke entlehnt), in einigen der wichtigeren Industrien, zunächst in der Textilindustrie, zu verfolgen.

Bis um die Mitte des Jahrhunderts wurde in Deutschland nicht nur die Weberei, sondern auch noch ein großer Teil der Spinnerei von den Arbeitern in ihrer Wohnung, selbstverständlich ohne Anwendung von mechanischer Kraft, ausgeübt. Eine sehr eingehende und anmutige Schilderung der alten hausindustriellen Textilindustrie auf doch schon kapitalistischer Basis findet man in „Wilhelm Meisters Wanderjahren", im fünften Kapitel des dritten Buches. Der Leser, auch der Nichtfachmann, ist also über den damaligen Stand der Dinge wohl unterrichtet. Im Jahre 1810 kam die erste Flachsspinnmaschine nach Deutschland, aber im Jahre 1837 gab es erst 5 mechanische Spinnereien mit zusammen 10300 Spindeln, 1846 war ihre Zahl auf 14, diejenige der Spindeln auf 45000 gestiegen (davon in Schlesien 43138), Anfang der 1850er Jahre setzt von Reden die Spindelzahl auf 65000 an. Für die gleiche Zeit berechnet derselbe Statistiker die Menge des verarbeiteten Flachses auf 800000 Zentner, und daß zu dessen Verspinnung etwa 1½ Millionen Spindeln erforderlich waren, die also fast alle von hausindustriell beschäftigten Handspinnern gestellt wurden.

Etwas weiter fortgeschritten ist um die Mitte des Jahrhunderts der Zentralisationsprozeß in der Wollgarnspinnerei, die im Anfange des Jahrhunderts offenbar auch noch ausschließlich hausindustriell betrieben wurde. In der genauen Übersicht über die „Fabriken" des preußischen Staates im Jahre 1802, die Krug gibt, findet sich eine einzige Wollspinnerei (in Wesel) mit 30 Arbeitern und einer Fabrikationssumme von 20000 Talern verzeichnet. 1846 weist die preußische Fabrikentabelle 419523 Feinspindeln in Streichwollespinnereien und 32470 in Kammgarnspinnereien auf: was doch sicher auch erst ein kleiner Teil der Gesamtspindelzahl war.

Dagegen scheint die Baumwollspinnerei in Deutschland frühzeitig, vielleicht von Anfang an, fabrikmäßig betrieben worden zu sein. Im Jahre 1802 gab es im ganzen Königreich Preußen freilich erst eine Baumwollspinnerei (in Schermbeck) mit 190 Arbeitern und 32187 Talern Jahresprodukt. 1846 wies Preußen jedoch schon 153 Baumwollspinnereien mit 170433 Spindeln auf, der Zollverein dagegen hatte 313 Spinnereien mit

750274 Feinspindeln und 2397 Arbeitern, deren Verteilung über die einzelnen Staaten aus der Anlage 24 ersichtlich ist.

Daß heute kein Lot Garn mehr außerhalb der Fabriken gesponnen wird, bedarf kaum erst der besonderen Hervorhebung. Wenn die Statistik gleichwohl immer noch hausindustrielle „Handspinner" aufweist, so handelt es sich offenbar in diesen wenigen Fällen nicht um Spinnerei im eigentlichen Sinne, sondern um Spulerei, Schererei oder ähnliche Hilfsindustrien der Textilindustrie.

Viel zäher ist das Leben der Hausindustrie in der Weberei gewesen. Hier herrscht die hausindustrielle Betriebsorganisation um die Mitte des Jahrhunderts noch in sämtlichen Zweigen vor, in der Seiden- und Leinenweberei sogar noch fast allein. Die Wollweberei Preußens beschäftigte im Jahre 1846 noch 29721 Stühle in den Wohnungen der Arbeiter gegen nur 14237 in geschlossenen Etablissements, und diese auch noch überwiegend als Handstühle (vgl. Anlage 24). In der Baumwoll- und Halbwollweberei liefen 71166 von insgesamt 139460 Stühlen in den Behausungen der Arbeiter, von den übrigen waren 45666 Handstühle und nur 2628 mechanische Webstühle.

In der Seidenindustrie, wie gesagt, war der geschlossene Betrieb noch so gut wie unbekannt, und auch in der Leinenweberei hatte er nur ganz geringe Verbreitung. Zehn Jahre später (1855), nach Jahren mächtigen Aufschwungs, gab es im Königreich Preußen erst 204 „Fabriken" für leinene Zeuge mit 3268 Stühlen, worunter 30 mechanische, daneben jedoch noch 45921 „gewerbsweise gehende", d. h. hausindustrielle Stühle.

Der Zentralisationsprozeß ist am Ende des Jahrhunderts auch in der Weberei so gut wie vollendet gewesen. Aber auch nicht viel früher. Die Seidenweberei ist erst in den letzten Jahrzehnten zum geschlossenen Betriebe fortgeschritten. Von 1882 bis 1895 ist die Zahl der hausindustriellen Seidenweber um 34381, das heißt auf ein Drittel der früheren Ziffer zurückgegangen, von 1895 bis 1907 ist die Zahl noch einmal um 5392 gesunken. Die nicht unbeträchtliche Zahl der hausindustriellen Weber aller Art, die im Jahre 1895 und selbst noch 1907 die Statistik aufweist — es ist die Anlage 24a zu vergleichen! — stellt doch nur noch Überbleibsel dar. Das Leben ist längst aus diesen Zurückgebliebenen gewichen. Es sind verlorene Posten. Für die Industrie als Ganzes fallen sie nicht mehr ins Gewicht. Sie existieren nicht mehr, weil die Unternehmer keinen Wert auf ihre Erhaltung legten, sondern weil sie wegen hohen Alters, kleinen Besitztums oder dergleichen,

also aus persönlichen Gründen den Übergang in die Fabriken nicht mehr zu vollziehen vermögen. Sie sind daher zum langsamen Hungertode vom Kapitalismus, der sie nicht mehr braucht, verurteilt.

Ein ähnliches gilt von einer Reihe anderer Hausindustrien, die die Leser in der Anlage 24a verzeichnet finden, nämlich von allen denjenigen, die eine Tendenz zur Verminderung aufweisen. Es sind eben jene in einer fabriklosen Zeit meist auf dem Lande entstandenen älteren Hausindustrien, die heute vom Großbetriebe verdrängt worden sind. Ihre Abnahme — selbst in der kurzen Spanne Zeit von 13 Jahren — fällt so sehr ins Gewicht, daß ihretwegen die Gesamtziffer der Hausindustriellen in Deutschland von 1882 bis 1895 eine Verminderung erfahren hat: die Betriebe um 43744, die Zahl der Personen um 16223, trotzdem, wie wir aus dem vorigen Abschnitte dieses Kapitels wissen, in einer ganzen Menge Gewerbezweigen die hausindustrielle Organisation (auf Kosten des Handwerks) gegenwärtig im Vordringen begriffen ist: worüber ebenfalls die Anlage 24a den erwünschten Aufschluß gibt. Das sind diejenigen Hausindustrien, die ich als moderne oder auch großstädtische bezeichne. Unter ihnen stehen Tischlerei, Schuhmacherei, Schneiderei obenan. Letzterer sind auch, meiner Meinung nach, die 11502 Personen zuzuzählen, um die sich die Kategorie der hausindustriellen Näherinnen in dem gedachten Zeitraum verringert haben soll. Wahrscheinlich werden diese jetzt in Zwischenwerkstätten beschäftigt und sind von der Statistik in den Betrieben von 6 bis 10 oder 11 bis 20 Personen (die in der Näherei beträchtlich zugenommen haben) gezählt worden.

Sehen wir von diesen zu wachsender Bedeutung gelangenden „modernen" Hausindustrien ab, so sind die Reste der hausindustriellen Organisationsform am Ende des Jahrhunderts als quantité négligeable in Deutschlands Volkswirtschaft anzusehen, wie ein Vergleich der Ziffern in der Anlage 24a mit denjenigen der Anlagen 21 und 22 deutlich erkennen läßt.

Das habe ich angesichts der Ziffern geschrieben, die uns am Ende des neunzehnten Jahrhunderts vorlagen. In der Hauptsache, scheint mir, hat die Entwicklung den Verlauf auch in dem Zeitraum von 1895 bis 1907 in derselben Richtung wie vorher weiter genommen. Und diejenigen Ziffern, die dem zu widersprechen scheinen, sind gerade eine Bestätigung.

Unter den Hausindustrien mit Verminderungstendenz stehen auch jetzt noch die Textilindustrien obenan. Gerade auch die Wollweberei, die bis 1895 auch zugenommen hatte, weist eine starke Verminderung auf: Beweis dafür, daß

ich die Zunahme von 1882—1895 richtig gedeutet hatte. Die Näherei erscheint auch dieses Mal in starker Abnahme. Ich wüßte weiter keine andere Erklärung zu geben als das andere Mal. Was es mit den Wasch- und Plättanstalten für eine Bewandtnis hat, weiß ich nicht. Möglich, daß dieses Gewerbe, das früher mehr von Wäschefabriken usw. nebenher betrieben wurde, jetzt Gegenstand selbständiger Geschäfte geworden sind. Dann aber stehen auf der „Verminderungsliste“ zwei Gewerbearten, die für meine Kennzeichnung als „alte Hausindustrie“ sicher nicht paßt: Tischlerei (mit Drechslerei) und Schuhmacherei, die beide sehr beträchtlich (um 11000 und 8000 Personen) von 1895—1907 abgenommen haben. Das bedeutet nun aber gar nichts anderes als daß diese „neuen Hausindustrien“ den Gipfelpunkt ihrer Entwicklung bereits überschritten haben und im Begriffe sind, in die fabrikmäßige Organisation überzugehen. Was sich früher im Verlauf von mehreren Jahrhunderten abspielte: Vernichtung eines Handwerks durch eine kapitalistische Hausindustrie und Verwandlung der Hausindustrie in eine Fabrikindustrie: das erleben wir jetzt in unserem kurzen Menschenleben. Der typische Fall ist die Schuhmacherei: sie ist innerhalb 25 Jahren Handwerk, Hausindustrie und Fabrikindustrie gewesen und hat das letzte Stadium so schnell durchlaufen dank vor allem der Einbürgerung der Good-year-Sohlennähmaschine.

Daß unter den Hausindustrien mit Vermehrungstendenz auch im Zeitraum von 1895—1907 die „neuen Hausindustrien“ vorherrschen, lehrt ein Blick auf die Zifferreihen. Zu den alten, vorwiegend ländlichen Hausindustrien, die eine stärkere Zunahme aufweisen, gehört nur die Kleineisenindustrie (V. c. q.), die immer ihren eigenen Weg gegangen ist. Hier werden vielleicht lokale Konjunkturen Grund für die Zunahme bilden, die übrigens sehr wohl auch in einer dauernden Lebensfähigkeit gerade dieser Hausindustrie ihre Erklärung finden kann.

Nun beobachten wir aber, wie der solcherart geschaffene Großbetrieb im Laufe namentlich wieder des letzten Menschenalters eine unausgesetzte Vervollkommnung erfährt. Was er an technischen Errungenschaften in sich aufnimmt, habe ich in dem achten Kapitel angedeutet, wo ich von der Entfaltung der modernen Eisenindustrie, von der Entwicklung des Maschinenwesens, von dem Eindringen des wissenschaftlichen Verfahrens in alle Zweige der Produktionstechnik in kurzen Worten gesprochen habe. Ich muß mich darauf beschränken, den Leser auf das dort Gesagte zu verweisen.

Aber einiger Wandlungen, die die Betriebsorganisation selbst, nicht zuletzt unter dem Einfluß der modernen Technik, erfahren hat, möchte ich hier doch noch Erwähnung tun.

Da ist zunächst die fortschreitende Spezialisation, die fast alle Industriezweige gleichmäßig erfahren. Zwar ist Deutschland nicht in der glücklichen Lage wie England, beispielsweise in der Textilindustrie die Spezialisierung auf einzelne Artikel — Garne einer einzigen Nummer, glatte, einfarbige Kalikos u. dgl. — so allgemein vorzunehmen, wie es jenseits des Kanals geschieht, wo man für den Bedarf halbzivilisierter Völkerschaften in Indien und anderen Kolonien produziert. Die deutsche Textilindustrie, namentlich die Weberei, ist größtenteils auf das Inland oder auf Kulturländer mit differenziertem Geschmacke als Absatzgebiet angewiesen und muß sich deshalb immer mit zahlreichen Musterungen abquälen. Aber soweit es irgend die Nachfrage gestattet, drängt die Industrie doch zur Betriebsspezialisation, die eine ganze Reihe hier nicht zu erörternder Vorzüge aufweist. Und die Nachfrage gestattet es natürlich um so eher, je nachhaltiger sie wird, also in wachsendem Umfange. Besonders rasche Fortschritte hat in der letzten Zeit die Betriebsspezialisation auf dem Gebiete der Maschinenindustrie gemacht. Während noch vor wenigen Jahrzehnten eine Fabrik eine Ehre dareinsetzte, möglichst vielerei zu erzeugen, „von der Gartenhacke bis zur Dampfmaschine", finden wir heute Spezialfabriken für Pumpen, für Turbinen, für Gewehre, für Nähmaschinen, für Fahrräder, für Dampfmaschinen, für Gasmotoren oder Werkzeugmaschinen, während andere die Herstellung von Kesseln, Brücken, Panzerplatten und Kanonen wieder vornehmlich betreiben.

Gleichzeitig mit der fortschreitenden Spezialisation und zunehmenden Vervollkommnung der Technik vollzieht sich nun aber in der industriellen Betriebsorganisation ein Vorgang, der als einer der allerwichtigsten besonderer Hervorhebung bedarf: das ist die stetige und rasche Vergrößerung der einzelnen Betriebe. Wiederum ist es hier nicht am Platze, die (übrigens naheliegenden) Gründe dieses Vorganges zu erörtern. Es muß genügen, wenn ich die tatsächliche Entwicklung an einigen symptomatischen Ziffern nachzuweisen versuche.

Zunächst bitte ich den Leser, die Spalten der Anlagen 21 und 22 einer Durchmusterung zu unterziehen. Er ersieht daraus, daß in allen Zweigen der Großindustrie eine ziemlich starke Tendenz besteht, die Zahl der in einem

Betriebe beschäftigten Personen zu vermehren, also diesen selbst zu vergrößern. Vergleichen wir weiter auseinanderliegende Zeiträume (was immer nur in ganz bestimmten Fällen möglich ist, in denen der Zufall uns brauchbare und vergleichbare Ziffern überliefert hat), so tritt dieser Prozeß, sagen wir einmal der Personalvergrößerung, noch handgreiflicher in die Erscheinung. So betrug die Belegschaft eines Steinkohlenbergwerks in Preußen (von Reden), bzw. Deutschland (Stat. Jahrb.), 1842 durchschnittlich 40 Arbeiter, im Jahre 1900 dagegen 1224 und 1910 schon 1922, die Zahl der Arbeiter an einem Hochofen in den drei Jahren 13, 322 und 453. Die mechanischen Spinnereien Preußens hatten im Jahre 1846 durchschnittlich je 10 Arbeiter, womit die Ziffern der Anlage 22 in Vergleich zu stellen sind! Nun wies ich aber schon darauf hin, daß die Personalvergrößerung nicht annähernd die gesamte Betriebsvergrößerung zum Ausdruck bringt, weil meistens die Vermehrung des Bestandes an Produktionsmitteln weit beträchtlicher als diejenige an Personen ist. Deshalb ist es wünschenswert, noch andere Ziffern, aus denen auch die (wie wir sagen wollen) Realvergrößerung ersichtlich ist, wenn möglich zum Vergleich heranzuziehen. Solche Ziffern stehen uns beispielsweise für die Eisenindustrie zur Verfügung. Es ist lehrreich, zu erfahren, daß die Jahresleistung eines Hochofens im Jahre 1842 rund 574 t, am Ende des Jahrhunderts 78888 t und 1910 149425 t betrug. Während also die Belegschaft nur sich etwas mehr als verdreißigfachte, stieg die Leistungsfähigkeit eines Hochofens in demselben Zeitraum im Verhältnis von 1 : 263. Jedes Steinkohlenbergwerk aber, das im Jahre 1842 rund 5111 Tonnen im Durchschnitt lieferte, förderte im Jahre 1900 durchschnittlich 323343, im Jahre 1910 aber 480525 Tonnen.

Leider besitzen wir für andere Industrien nicht gleich allgemeine und vergleichbare Ziffern wie für die Montanindustrie. Immerhin kann man doch auch für die andere Hauptindustrie, die Textilindustrie, ganz lehrreiche Vergleiche zum Beispiel zwischen der durchschnittlichen Spindelzahl einer Spinnerei vor fünfzig Jahren und heute ziehen. Die Ziffern für das Jahr 1846 finden sich für die Baumwollspinnerei in der Anlage 24, für die Leinen- und Wollgarnspinnerei habe ich sie im Texte mitgeteilt. Der Durchschnitt für das Königreich Preußen in den drei Zweigen betrug 1114 (Baumwolle), 3215 (Leinengarn), 128 (Kammgarn) und 238 (Streichwolle).

Diesen allgemeinen Ziffern müssen zunächst die bei der letzten Reichs-Gewerbezählung bzw. bei den Produktionserhebungen des Reichsamts des

Innern ermittelten Angaben gegenübergestellt werden. Danach gab es 1895 im Deutschen Reiche im ganzen 10076900 Feinspindeln, 1907 jedoch Baumwollspindeln 9522659, Flachsspindeln 273456, Jutespindeln 160506, Streichgarnspindeln 1956342; mit dieser Ziffer würde Deutschland an dritter Stelle unmittelbar hinter den Vereinigten Staaten und in weiterem Abstande hinter Großbritannien schreiten. Das wenigstens dürfen wir schließen aus dem Rangverhältnis, das die Länder in der Baumwollspinnerei einnehmen.

Nach den Veröffentlichungen des Internationalen Verbandes der Baumwollspinner- und Webervereinigungen in der Deutschen Industriezeitung gab es am 1. März 1911 auf der Erde insgesamt 135596724 Baumwollspindeln; davon entfielen auf:

Großbritannien	53859247
Vereinigte Staaten von Amerika . .	28500000
Deutschland	10299597
Frankreich	7200000
Österreich	4686433
Italien	4215000
Rußland	8600000

usw.

Aber was uns hier vor allem interessiert, ist die Verteilung jener Spindeln auf die einzelnen Betriebe. Darüber unterrichtet uns die Produktionserhebung von 1907 in folgender Weise. Die Flachs- und Hanfhechelei und Spinnerei wies 37 Betriebe mit 273456 Spindeln (durchschnittlich 7393 gegen 3768 im Jahre 1895 in jedem Betriebe) auf. Die Baumwollspinnerei hatte in 401 Betrieben jene bereits erwähnten 9522659, so daß auf jeden Betrieb im Durchschnitt 23305 gegen 15646 im Jahre 1895 entfielen.

Nun erhält man aber auf Grund dieser Gesamtziffern kein zuverlässiges Bild von dem Entwicklungsgrade der Spinnerei. In ihnen drücken zahlreiche zurückgebliebene kleine Betriebe, die für die Beurteilung längst nicht im Verhältnis zu ihrer Zahl in Betracht kommen, in ganz irreführender Weise den Durchschnitt. Eine deutliche Vorstellung von dem Stande der Spinnerei würde nur eine Statistik geben können, aus der die Verteilung der Spindeln nach Größenklassen auf die einzelnen Betriebe ersichtlich wäre. Um sie in

einiger Hinsicht wenigstens zu ersetzen, stelle ich im folgenden noch die Ziffern zusammen, die wir von der Spindelanzahl unserer Aktienspinnereien besitzen. Es sind zwar die größten. Immerhin belehren die Zahlen weit besser als die eine Durchschnittsziffer der Gewerbestatistik. Man erkennt daraus doch, was heutzutage unter einer Spinnerei großen Stils zu verstehen ist und ersieht vor allem auch, welche Höhe die Betriebskonzentration in dieser Industrie zurzeit erreicht hat. Endlich ersieht man ungefähr, welche Bedeutung die Aktiengesellschaft als Unternehmungsform für diesen Gewerbezweig besitzt. Wobei jedoch im Auge zu behalten ist, daß die Angaben über Spindelzahl sich nur bei einem Teile der Aktiengesellschaften finden.

In der Streichwollbranche gaben nur drei Gesellschaften ihre Spindelzahl mit 4500, 14000 und 70000 an; ein Durchschnitt läßt sich daraus nicht berechnen. In der Kammgarnspinnerei finden wir Angaben von 12 Gesellschaften, von denen eine zwei Spinnereibetriebe umfaßte. Diese 12 Gesellschaften hatten zusammen 745436 Spindeln, darunter 723180 Fein- und 22256 Zwirnspindeln. Das ergäbe einen Durchschnitt von 55629 Feinspindeln und 57341 Spindeln überhaupt in jedem Betriebe. Die größten Betriebe haben je 120000, 92000, 75000 Spindeln. Hauptsitze sind Rheinprovinz, Pfalz, Elsaß und Königreich Sachsen. Die Flachsspinnerei weist nur 11 Gesellschaften mit Angabe ihrer Spindelzahl auf; diese hatten insgesamt 103696, also jede im Durchschnitt 9427 Spindeln. Hier ist der Unterschied gegen früher am geringsten, was sehr begreiflich ist.

Am ausführlichsten sind wir über die Baumwollspinnereien unterrichtet. Deren enthält das Handbuch der deutschen Aktiengesellschaften (Jahrgang 1901/1902), dem diese Ziffern entnommen sind, 91 — ich habe die verschiedenen im Besitze einer Gesellschaft befindlichen Spinnereibetriebe je als einen Betrieb gezählt — mit zusammen 3782179 Spindeln (einschließlich der wenigen Zwirnspindeln), das sind über zwei Drittel (67,7%) aller im Jahre 1895 ermittelten Spindeln. Es würde also auf jeden Betrieb eine Spindelzahl von durchschnittlich 41562 entfallen. Der größte Betrieb, die Leipziger Baumwollspinnerei, hat 200000 Spindeln, die nächstgrößte, die Baumwollspinnerei am Stadtbach in Augsburg 137342; die Mechanische Baumwollspinnerei und Weberei in Augsburg arbeitet mit 126600 Spindeln, die aber in 3 Spinnereien verteilt sind, so daß nur noch die Mechanische Baumwollspinnerei und Weberei in Bamberg mit mehr als hundert Tausend (125000) Spindeln in einem Betriebe arbeitet. Eine vierte Spinnerei nähert sich dieser

Ziffer mit 99588 Spindeln. Diese 4 Etablissements zusammen haben also 688530 Spindeln: etwa soviel wie der Zollverein in 313 Spinnereien vor fünfzig Jahren, während die größte Aktienspinnerei ein Sechstel mehr Spindeln besitzt als sämtliche 153 Spinnereien des Königreichs Preußen zusammen im Jahre 1846. Mehr wie 60000 Spindeln hatten am Ende des Jahrhunderts 13 Firmen, mehr wie 40000 38 Firmen. Wie beträchtlich die Vergrößerung im letzten Jahrzehnt noch gewesen ist, ergibt ein Vergleich dieser Ziffern mit der von der Bremer Baumwollbörse zusammengestellten Statistik. Danach gab es im Jahre 1892 in Deutschland (ausschließlich Elsaß-Lothringen) insgesamt erst 27 Firmen mit je mehr als 40000 Spindeln, heute dagegen, wie wir sehen, bereits 38 und das sind noch nicht einmal sämtliche Aktiengesellschaften, von denen vielmehr eine ganze Anzahl und gerade die größten keine Angaben über Spindelzahl gemacht haben.

Ein Hauptsitz der deutschen Baumwollspinnerei ist von altersher das Königreich Sachsen. Hier wurde im Jahre 1798 die erste mechanische, mit Wasserkraft betriebene Baumwollspinnerei in Harthau an der Würschnitz eingerichtet, der bald andere folgten, so daß die Gesamtzahl der mechanischen Baumwollspindeln Sachsens im Jahre 1814 (Einfluß der Kontinentalsperre!) bereits 276625 betrug, während sie um die Mitte des Jahrhunderts mit rund ½ Million zwei Drittel aller Spindeln des Zollvereins ausmachten. Dann ist die sächsische Baumwollspinnerei aber von der bayerischen überflügelt worden. Andere Mittelpunkte dieser Industrie sind Baden, Württemberg und die Rheinlande, vor allem aber Elsaß-Lothringen.

Die Vergrößerungstendenz der Betriebe findet in technischen und anderen Bedingungen früher ihre Begrenzung als das Streben des Kapitals, sich in riesigen Unternehmungen zusammenzuballen, um entweder nur das Feld seiner Betätigung zu erweitern oder gleichzeitig sich in wachsendem Umfange die Vorteile zu eigen zu machen, die eine Ausweitung der Anlagesphäre naturgemäß mit sich bringt. Daraus erklärt es sich, daß die Vergrößerungstendenz der kapitalistischen Industrieunternehmung sich stärker fühlbar macht, als die der einzelnen Industriebetriebe; erklärt sich mit anderen Worten die Tatsache, die wir täglich zu beobachten Gelegenheit haben, daß die Betriebskonzentration fortschreitet zu einer Betriebskombination in einer und derselben Unternehmung. Die Betriebskombination steht nicht etwa in einem Gegensatz zu der von uns schon beobachteten Betriebs-

spezialisation. Im Gegenteil: sie ergänzt und vervollständigt diese. Erst vollzieht sich zum Zwecke vorteilhafterer Betriebsgestaltung und um die Errungenschaften der Technik besser zur Anwendung bringen zu können, die Spezialisierung und gleichzeitig die Vergrößerung der Betriebe, deren mehrere dann zu gemeinsamer kapitalistischer Verwertung in eine Unternehmung zusammengefaßt werden.

Wir lernten eben schon solche Fälle in dem Überblick über die deutschen Aktienspinnereien kennen. Dort sahen wir, wie öfters mehrere große Spinnereien, die zuweilen an weit voneinander liegenden Orten ihren Sitz haben, in der Hand einer Gesellschaft vereinigt sind. Auch als wir die Tätigkeit der modernen Großbanken uns vor Augen führten, konnten wir wahrnehmen, wie in rasch wachsendem Umfange in dem Besitze der großen Kapitalverbände zahlreiche Einzelwerke sich zusammenfinden. In diesen Fällen ist es nichts anderes als das Streben des Kapitals, sich von einer Stelle aus umfassender zu verwerten, was die Betriebskombination herbeiführt. Daneben beobachten wir nun aber ein anderes Bestreben: die einzelnen Betriebe nämlich so zu kombinieren, daß sie unter einheitlicher Verwaltung einen vollkommeneren Produktionsorganismus darstellen, als in ihrer Vereinzelung. Dann handelt es sich also um die Zusammenfügung von Spezialbetrieben, deren Tätigkeit ineinandergreift: sei es, daß der eine die Abfallprodukte der andern oder, was noch häufiger der Fall ist, dessen Hauptprodukte verarbeitet, sei es, daß Hilfsarbeiten, die ehedem von fremden Geschäften besorgt wurden, nun in eigener Regie ausgeführt werden. Die Gründe, welche hauptsächlich zu solchen organischen Betriebskombinationen, wie man sie nennen könnte, den Anlaß gaben, entstammen vornehmlich aus der Erwägung, daß dadurch die einzelne Unternehmung von den Konjunkturen des Marktes oder dem guten Willen fremder Geschäfte unabhängiger gemacht wird und zudem die Profite, die an den gekauften Gegenständen haften, in die eigene Tasche geleitet werden.

Am häufigsten erfolgt wohl die *organische Betriebskombination* in der *Montanindustrie*. Hier finden wir die größeren Werke fast regelmäßig auch im Besitze von Erz- und Kohlengruben, Hochöfen, Stahl- und Walzwerken, Gießereien, oder doch wenigstens sind einige dieser Zweige in einer Hand vereinigt. Das berühmteste und zugleich großartigste Beispiel für solcherart Kombinierung ist das Kruppsche Werk in Essen, das mit einem größeren Kapitale als vielleicht irgendeine deutsche Aktiengesellschaft be-

trieben wird (nach der Steuerveranlagung Krupps wird man sein Vermögen auf mehrere Hundert Millionen Mark schätzen dürfen) und das in seinen Bereich alle und jede Tätigkeit gezogen hat, die bei der Erzeugung von Eisen- und Stahlproduktion von der ersten Gewinnung der Rohstoffe an ausgeübt werden muß. Ist in dieser Vollkommenheit die Betriebskombination auch wohl nur vereinzelt durchgeführt, so lehrt doch ein Blick in das Handbuch der deutschen Aktiengesellschaft, das im Vereine mit dem Statistischen Jahrbuche für das Deutsche Reich die vorzüglichste Quelle volkswirtschaftlicher Erkenntnis bildet, wie verbreitet der geschilderte, statistisch natürlich nicht faßbare Vorgang in der deutschen Industrie heute schon ist. Um was es sich dabei handelt, ersieht der Leser, glaube ich, besser als aus einer allgemeinen Umschreibung, aus dem Geschäftsberichte eines auf gut Glück aus der Fülle von Beispielen herausgegriffenen einzelnen Werkes (der Oberschlesischen Eisenbahnbedarfs-Aktiengesellschaft).

Besondere Hervorhebung verdient an dieser Stelle eine Industrie, die sich in Deutschland während der letzten beiden Jahrzehnte des Jahrhunderts zu einem der mächtigsten Zweige unserer Volkswirtschaft ausgewachsen hat und die durch die Wucht ihres Vordringens und die Eigentümlichkeit ihrer Organisation ein neues Zeitalter des Kapitalismus einzuleiten scheint: die elektrische Industrie.

Wie Pilze nach einem warmen Sommerregen im Walde, so sind in den 1880er Jahren, namentlich aber in den 1890er Jahren Werke über Werke dieses Zweiges gewerblicher Tätigkeit in die Höhe geschossen, so daß heute schon Deutschland übersät ist mit dieser neuen Industrie, die vor dreißig Jahren so gut wie unbekannt war. Wie ein hungriger Wolf hat das Kapital sich über die Beute hergestürzt und sie in meist recht ansehnlichen Bissen verschlungen. 129 Aktiengesellschaften, die sich mit Erzeugung oder Verwertung von Elektrizität befassen, gibt es heute in Deutschland, davon sind 71 in der Zeit von 1890—1900 gegründet. Das Gesamtkapital beträgt (1909) 857,6 Millionen Mark, also soviel, wie mancher alten Industrie im Laufe des ganzen Jahrhunderts nicht in den Schoß geflossen ist. Die führenden Unternehmungen auf dem Gebiete der elektrischen Industrie sind Gebilde von einer Kapitalkraft, wie sie nur von ganz wenigen Seeschiffahrts- und Bergwerksunternehmungen erreicht und lediglich von den großen Berliner Banken übertroffen wird. Vier haben (1909) ein Kapital von 50—100, neun ein Kapital von 20—50 Millionen Mark.

Mit bankähnlichen Unternehmungen müssen die größeren Gesellschaften auf dem Gebiete der elektrischen Industrie in der Tat verglichen werden. Darin aber liegt ihre Bedeutung als neuer Typus kapitalistischer Organisation, daß sie von der Seite des Industriekapitals her zu gleichen oder ähnlichen Bildungen gelangt sind wie die Großbanken von der Seite des Bankkapitals her. In den Elektrizitätsgesellschaften sehen wir tatsächlich Produktions- und Handelskapital eine wilde und geniale Paarung vollziehen. Zu einem Systeme industrieller Anlagen mit weitestgehender Betriebskombination, zu einem über die ganze Erde ausgedehnten Einrichtungsgeschäft tritt die Tätigkeit der Finanzierung und Gründung, wie wir sie bei den Großbanken kennen gelernt haben.

Von der umfassenden Geschäftstätigkeit der allergrößten Elektrizitätsgesellschaften bekommt man erst einen Begriff, wenn man ihre Berichte eingehend studiert. Als Probe empfehle ich einige Stellen aus dem Jahresberichte der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft in Berlin zu lesen. Die Gesellschaft ist heute die größte ihrer Art in Deutschland, und verfügt über ein Kapital einschließlich der Reserven von 272,7 Millionen Mark.

Will man sich eine Vorstellung davon machen, wie es um den Kapitalismus im weiteren Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts ausschauen wird, so wüßte ich nichts Besseres zu empfehlen, als ein Studium unserer großen Banken und der ihnen verwandten Elektrizitätsgesellschaften. Den charakteristischen Zügen der hochkapitalistischen Entwicklung wird man in ihnen am ehesten auf die Spur kommen: Kolossalität, Universalität, Unpersönlichkeit treten unter ihnen am deutlichsten hervor.

Aber es hieße den Industriekapitalismus in seiner modernen Gestaltung schlecht zeichnen, wollte man nicht ein Merkmal außer den bisher genannten noch mit allergrößter Schärfe hervorheben: seine Neigung zur Bildung von Vereinigungen der einzelnen Unternehmungen untereinander, also dessen, was man heute noch unterschiedslos Unternehmerverbände, Kartelle, Syndikate, Konventionen oder in Anlehnung an amerikanische Verhältnisse Trusts zu nennen gewohnt ist.

Was wir bisher an Neubildungen der modernen Industrie zu beobachten Gelegenheit hatten: Tendenz und Zentralisation, zur Spezialisation und Kombination der Betriebe, zur Vergrößerung und Umbildung der Unternehmungen spielte sich alles im Rahmen einer Produktionswirtschaft ab. Die Kartellierung dagegen setzt stets voraus, daß zwei oder mehrere ehemals

selbständige Unternehmungen in Beziehung zueinander treten. Aus Gründen, die bekannt sind: um (ganz allgemein gesprochen) an Stelle des Wettbewerbes die Vereinbarung, die Verständigung über wesentliche Punkte der Gütererzeugung und des Güterabsatzes treten zu lassen, oder dasselbe in einer etwas getrageneren Sprache ausgedrückt (wie sie die Geschäftsführer der Kartelle selbst gern zur Anwendung bringen): um an die Stelle der „anarchischen" eine „geregelte" Produktion zu setzen.

Die Kartelle, deren Ursprung nur wenige Jahrzehnte hinter uns liegt — im Jahre 1883 wurden sie von Professor Kleinwächter für die Wissenschaft erst entdeckt! — sind nicht, wie man vielfach angenommen hat, Notstandskinder. Nicht die Zeiten schwerster Depression sind es (wie man denken könnte), in denen sich die einzelnen Unternehmer eines Gewerbezweiges bereitfinden, über Preise und ähnliche Dinge Vereinbarungen zu treffen (in solchen Zeiten hofft vielmehr jeder doch wohl noch eher auf eigene Faust sich durchschlagen zu können), sondern gerade die Zeiten des Aufschwunges, wenn also ein Absatz auch zu höheren Preisen, als sie den Produktionskosten entsprechen, gesichert erscheint. In Deutschland waren es vornehmlich die Jahre des wirtschaftlichen Aufschwunges von 1888 bis 1891, in denen die meisten der noch bestehenden Kartelle gegründet wurden (nach den Berechnungen Liefmanns bestanden in Deutschland vor 1865 4, vor 1875 8, vor 1885 90, dagegen 1890 bereits 210, während die Ende 1905 von der Reichsregierung vorgelegte Denkschrift 366 Industriekartelle kennt) und ist es die Hausseperiode von 1895 bis 1900 gewesen, in denen das Kartellwesen bei uns zu einer bis dahin völlig unbekannten Bedeutung gelangt ist.

Leider ist das, was man von Ausdehnung und Art, Ursachen und Wirkungen der Syndikate bei uns weiß, so wenig, daß sich kaum etwas Zuverlässiges über sie aussagen läßt. Unbegreiflicherweise hüllt unser Unternehmertum, und was ihm bezahlte Dienste leistet, alles, was mit dem Kartellwesen im Zusammenhange steht, in einen undurchdringlichen Schleier. Von Kartellen mit Draußenstehenden zu sprechen, gilt schon als verdächtig und gefährlich; gar Studien über das Geschäftsgebaren der Syndikate werden geradezu verabscheut und gefürchtet. Als ob es sich um geheime Spielergesellschaften oder Verbände von Falschmünzern handelte; und als ob Dinge vor sich gingen, die man dem hellen Tageslichte nicht aussetzen möchte. Warum das aber, wenn man doch (wie ich annehme und wie jeder Unbefangene mit mir zunächst als selbstverständlich voraussetzen wird), nichts

zu verbergen hat. Auch die vor einigen Jahren veranstaltete Kartellenquete hat kaum mehr gelehrt als man schon wußte.

Genug — für den Historiker der deutschen Volkswirtschaft ergibt sich aus dieser Sachlage die mißliche Folge, daß er an einer der wichtigsten Erscheinungen des modernen Wirtschaftslebens mit einigen allgemeinen Bemerkungen vorübergehen muß.

Was sich immerhin wohl mit einiger Bestimmtheit aussagen läßt, ist folgendes. Kartelliert sind heute in Deutschland fast alle Zweige der Industrie, welche Rohstoffe erzeugt und Halbfabrikate fertigt, insbesondere in der Sphäre der Montanindustrie. Dagegen wird als lästiger Übelstand gerade von der kartellierten Industrie empfunden, daß das Syndikatswesen in der sogenannten Verfeinerungsindustrie noch nicht in gleicher Stärke entwickelt ist. Als Grund dieser unterschiedlichen Gestaltung wird wohl mit Recht angeführt, daß in der Halbfabrikats- und Rohstoffindustrie die Zusammenballung des Kapitals viel weiter fortgeschritten ist als in den Fertigfabrikatindustrien. Dazu kommt, daß die Erzeugnisse jener Industrien einheitlicher, die einzelnen Stücke und Mengen vertretbarer sind als in den letztgenannten, weshalb der Ruf der einzelnen Unternehmung dort eine viel geringere Rolle spielt als hier, also auch das Aufgeben der vollen Selbständigkeit geringerem Widerstande begegnet.

Was die innere Organisation der Kartelle anbetrifft, so wissen wir, daß sie trotz der kurzen Zeit ihres Bestehens doch bereits eine merkliche Entwicklung zu höheren, d. h. festeren und dauerhafteren Formen durchgemacht hat.

Der erste Schritt zur Kartellbildung besteht wohl in der Regel in einer bloßen Verabredung über innezuhaltende Mindestpreise, wodurch man gleichsam auf Umwegen den Gang der Produktion zu regeln trachtet. (Reine Preiskartelle oder Preiskonventionen.) Diesen Preisverabredungen gesellen sich Vereinbarungen über die jedem der Vertragschließenden gestattete Maximalproduktion zu, was einen ersten Versuch einer direkten Beeinflussung der Produktion bedeutet: das Kartell wird ein Kontingentierungskartell. Bald mußte sich nun aber herausstellen, daß solcherart lose Vereinbarungen nicht genügen, um das vorgesteckte Ziel zu erreichen. Man hat zwar — namentlich von ausländischer Seite — als eine Eigenart des deutschen Kartellwesens die Pflichttreue und Zuverlässigkeit hervorgehoben, mit der die einzelnen Mitglieder ihre Verabredungen einzuhalten pflegen. Und gewiß

werden deutsche Industrielle eher zur Erfüllung einmal übernommener Pflichten geneigt sein als die Geschäftsleute manches andern Landes. Aber es gilt doch auch für die Deutschen: man soll die Pflichttreue des einzelnen nicht auf eine zu harte Probe stellen und lieber Vorkehrungen treffen, daß er nicht in Versuchung komme, vom Pfade der Tugend abzuweichen. Diese Erwägungen sind es wohl, denen der weitere Ausbau des Kartellwesens auch in Deutschland zu danken ist. Sie mußten zunächst dazu führen, etwelche Möglichkeit einer Beaufsichtigung der syndizierten Unternehmungen zu schaffen, in Form von Kontrollbureaus, Aufsichtskommissionen und dergleichen, denen sich dann Vereinbarungen über Strafen bei Übertretung der Konvention und ähnliche Zwangsmittel ergänzend anfügten. Die weiteren Schritte bestanden dann in einer Beschränkung der Absatzfreiheit der einzelnen Werke. Man wies diesen entweder bestimmte Gebiete zu, in denen sie allein ihre Ware vertreiben durften, oder man benahm ihnen überhaupt die Möglichkeit des direkten Verkehrs mit der Kundschaft, indem man ein gemeinsames Verkaufsbureau errichtete, das alle Bestellungen zu vermitteln hat.

Damit war der einstweilen höchste Punkt in der Entwicklung der Syndikatsorganisation in Deutschland erreicht. Es ist derjenige, auf dem die festgefügten Verbände, wie das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat, das Westfälische Kokessyndikat und einige andere heute angelangt sind: Das Syndikat setzt die Verkaufspreise fest, ebenso wie die Produktionsmenge, verteilt die Gesamtproduktion unter die einzelnen Werke und vermittelt den Absatz durch eigene Verkaufsbureaus. Die juristische Form, in der es erscheint, ist in diesen Fällen die Aktiengesellschaft.

Nach der schon erwähnten Denkschrift von 1905 sollen von den 366 Industriekartellen etwa 200 den Charakter des Syndikates tragen.

In letzter Zeit sind in den Kreisen der deutschen Industriellen Bestrebungen hervorgetreten, die Organisation der Kartelle noch weiter zu vervollkommnen und sie derjenigen der amerikanischen Trusts zu nähern. Bei diesen, wie man weiß, verliert das einzelne Werk auch seine Betriebsfreiheit, die es in Deutschland noch in vollem Maße besitzt. Die Gesamtproduktion wird nicht nur wie jetzt bei uns festgesetzt und nach Raten, also rein quantitativ verteilt, sondern sie wird von der Zentrale aus geregelt und den einzelnen Werken wird ganz genau die Art und Weise vorgeschrieben, in der sie die ihnen zugewiesene Gütermenge herzustellen haben.

Obwohl man gelegentlich ausgeführt hat, zum Beispiel Mr. Rousiers in

seinem Werke über die Kartelle, daß die Form der Trusts mit ihrem selbstherrischen Charakter ebenso dem amerikanischen „Volksgeiste" entspräche wie die der mehr genossenschaftlich gegliederten Syndikate dem deutschen (woraus man den Schluß ziehen zu sollen glaubte, daß das deutsche Syndikat sich niemals zum Trust entwickeln könne), so glaube ich doch ganz im Gegenteil, daß die deutsche Industrie, wenigstens in einzelnen Zweigen, in erster Linie natürlich der Montanindustrie, nicht weit entfernt mehr von der amerikanischen Vertrustung ist (obwohl in den 10 Jahren, seitdem dies geschrieben wurde, eine stärkere Annäherung an den Trusttypus sich nicht beobachten läßt.

Und erst in dieser perspektiven Betrachtung gewinnt man den richtigen Standpunkt, um der großen, prinzipiellen Bedeutung, die das Kartellwesen für unsere Volkswirtschaft besitzt, völlig gerecht zu werden. Was wir heute, am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts beobachten, sind, wie auf so vielen andern Gebieten, Keime zu einer grandiosen Neugestaltung der Volkswirtschaft, genauer gesprochen, Ansätze höherer und höchster Formen kapitalistischer Organisation.

Was mir an dem Kartellwesen vor allem bedeutsam erscheint, ist nicht sowohl der ausgleichende Einfluß, den die Syndikate auf die Gestaltung der Preise ausüben, so hoch man auch immer diese Äußerung ihrer Wirksamkeit anschlagen möge. Von viel größerer und entscheidenderer Wichtigkeit scheint mir vielmehr der Umstand zu sein, daß sie dazu beitragen werden, alle jene Entwicklungstendenzen, die wir als dem modernen Industriekapitalismus eigentümliche erkannt haben, zu verstärken und also die Umbildung zu neuen Formen zu beschleunigen. Schon in ihrer heutigen Gestalt müssen die Kartelle auf die Betriebsorganisation einen fördernden Einfluß ausüben, insofern sie zur Konzentration, Spezialisation und Kombination, also in Summa zur Vervollkommnung Anreiz bieten. Man hat wohl das Gegenteil horoskopiert und diese Auffassung mit dem Hinweise begründet, daß der Wegfall der Konkurrenz das Interesse an der Verbesserung der Produktionsmethoden lähmen würde. Das ist unklar gedacht. Man muß doch dieses vor allem in Rücksicht ziehen, daß in dem Augenblicke, in dem Preise und Produktionsmenge festgelegt sind, eine Steigerung des Profits nur noch durch Herabsetzung der Produktionskosten möglich ist. Und daß das Erwerbstreben nachlassen sollte, ist wohl nicht anzunehmen. Also wird alles Sinnen und Trachten der syndizierten Gesellschaften entweder auf eine Senkung des

Arbeitslohnes (also nicht, wie man gemeinhin annimmt, verbessert sich die Lage der Arbeiterschaft infolge der Kartelle, im Gegenteil!) oder — wo ein solches Streben in dem Widerstande der organisierten Arbeiterschaft seine Grenze findet — auf bestmögliche Betriebsorganisation und höchstmögliche Verwendung vollkommenster Verfahrungsweisen gerichtet sein. In der Form des Trusts werden dann diese Bestrebungen noch reiner und freier zur Entfaltung kommen können. Stellt ja doch der Trust nichts anderes dar als ein Riesenwerk, das nach wohldurchdachtem Plane die Größe, den Grad der Spezialisation und Kombination der ihm unterstehenden Betriebe zu regeln vermag und gewillt ist.

Aber auch in der kapitalistischen Organisation der Unternehmung selbst stellen Kartell und Trust diejenigen Typen dar, auf die, wie die ganze Darstellung in diesem Werke Zeile für Zeile gezeigt hat, unsere Entwicklung hinsteuert.

Zwei Züge vor allem sind es, die bei diesen Neubildungen sich als besonders markig dem Beschauer einprägen und die, wie wir wissen, allem neukapitalistischen Wesen besonders eigentümlich sind: die Grenzenlosigkeit der Kapitalvereinigung und die wachsende Unpersönlichkeit des Kapitalverhältnisses selbst.

Schon im Kartell tritt eine Art von kapitalistischer Genossenschaft in die Erscheinung, deren Machtbereich unerhört ist. Man bedenke, daß beispielsweise dem Rheinisch-westfälischen Kohlensyndikate etwa 100 Zechen angehören, daß es 50% der gesamten Steinkohlenförderung Deutschlands, 95% derjenigen des Ruhrgebietes „beherrscht" („kontrolliert" sagt man drüben), daß hier also ein Kapital von vielen Hunderten von Millionen Mark geschlossen auftritt! Und was uns die Zukunft bringen wird, dafür liefern uns die amerikanischen Zustände genügend Anhaltspunkte: ist doch der berühmte Stahltrust auf einer Kapitalbasis von 1,1 Milliarden Dollars, also annähernd 5 Milliarden Mark errichtet.

Aber was fast noch wichtiger als diese Steigerung der Kapitalkonzentration erscheint, ist die Versachlichung, die infolge der Kartellierungen und Vertrustungen alle Kapitalbeziehungen erleiden müssen. Schon im deutschen Kartell ist die Einzelunternehmung ihrer Qualitätsnote völlig beraubt und als Ziffer in eine Gesamtsumme eingesetzt. Die Vertretbarkeit der Erzeugnisse macht weitere Fortschritte und damit steigert sich der unpersönliche Charakter der Industrieproduktion, ganz ähnlich wie wir es beim Groß-

handel beobachten konnten. Im Trust ist dann die Individualität des einzelnen Werkes völlig ausgelöscht und die Gesamtindustrie erscheint nur noch als eine große Summe qualitätsloser ziffermäßig feststellbarer Größen. Die naturgemäße Folge ist dann die, daß an die Spitze eines solchen Unternehmens eine große Bank tritt oder mit anderen Worten, daß die industrielle Organisation in eine rein bankmäßige Finanzverwaltung übergeleitet wird.

So scheint es in der Tat, als ob Kartelle und Trusts zur Erreichung dieser höchsten Stufe kapitalistischer Organisation, die durch eine Verschmelzung von Kredit- und Produktionsunternehmungen gekennzeichnet wird, ihr wesentliches Teil beizutragen im Begriffe und noch mehr in Zukunft berufen seien.

Dreizehntes Kapitel: Die Landwirtschaft

1. Allgemeines. Kapitalismus und Landwirtschaft

Der Schritt aus der Stadt hinaus aufs Land bedeutet den Eintritt in eine andere Welt: das gilt nicht zuletzt von den Zuständen der Wirtschaft. Der Grundton, auf den das Wirtschaftsleben auf dem Lande abgestimmt ist, ist nicht derselbe wie in den übrigen Sphären der Volkswirtschaft. Hatten wir bisher einen durchgehend gleichen Zug der Entwicklung im Bank- und Börsenwesen, im Groß- und Kleinhandel, im Gewerbe und Verkehr beobachten können: den Zug zu einheitlicher Gestaltung, zur Ablösung der persönlich-konkreten, handwerksmäßigen Organisation durch eine sachlich-abstrakte, kapitalistische, so gewährt die Landwirtschaft, wie der erste Augenschein lehrt und eindringendes Studium bestätigt, ein völlig abweichendes Bild: nicht Einheit, sondern Mannigfaltigkeit erscheint als Grundzug der Entwicklung und die verschiedenen wirtschaftlichen Organisationsformen erscheinen uns nicht im Verhältnis des Nacheinander, sondern des Nebeneinander. Bauernländer wie Frankreich und die Schweiz neben Latifundienländern wie Großbritannien; kapitalistische Großpächter wie in England und Deutschland neben Zwergpächtern wie in Irland und Sizilien oder Teilbauern wie in Mittelitalien und Frankreich; kleine gartenähnlich gepflegte Wirtschaften mit vollendeter Technik neben extensiv und altfränkisch bewirtschafteten großen Gütern in einem und demselben Lande wie Deutschland; patriarchalische Großbauernwirtschaften, kapitalistische Gutswirtschaften, kleinbäuerliche Handwerksbetriebe in derselben Provinz: alle diese Typen, die sich beliebig vermehren lassen, friedlich nebeneinander, ohne daß der eine Typ eine irgendwie deutliche und allgemeine Neigung zeigte, sich auf Kosten des andern auszudehnen. Also das gerade Gegenteil von dem, was wir in allen andern Gebieten des Wirtschaftslebens beobachtet haben.

Es ist hier, wo alle Theorie auf ein Mindestmaß beschränkt bleiben soll, nicht der Ort, den verzweigten Gründen jener Verschiedenheit in Land- und Stadtwirtschaft im einzelnen nachzuspüren. Ich will nur mit wenigen Worten andeuten, worin meiner Ansicht nach vornehmlich die Erklärung zu suchen ist: ich meine in der geringeren Abhängigkeit der ländlichen Wirtschaft von den Gesetzen des Marktes.

Es gilt vor allem zu bedenken, daß der Landwirt und er allein von allen

Wirtschaftssubjekten sich unter Umständen ganz, meist aber wenigstens teilweise überhaupt vom Markte lossagen und seine Wirtschaft auf sich selber stellen kann. Auch der Gutsherr kann selbst heute noch einen großen Teil seines Bedarfs und dessen seiner Leute in eigener Wirtschaft befriedigen. Wobei nicht einmal nur an den Nahrungs-, Kleidungs- und Wohnungsbedarf gedacht zu werden braucht, sondern auch an manchen ideelen Bedarf: der Gutsherr kann sein Besitztum als Wildgehege oder zu sportlichen Zwecken nutzen oder er kann in der bloßen Tatsache des Besitzes Befriedigung suchen, ohne Anspruch auf landesübliche Verzinsung des aufgewandten Vermögens. Es gibt so viele Möglichkeiten, den landwirtschaftlichen Betrieb oder das Gelände, auf dem er sich abspielt, außer aller Berührung mit dem Markte zu lassen: Möglichkeiten, die offenbar andern Berufszweigen sich nicht darbieten. Oder wer möchte ein Walzwerk anlegen, nur um sich an den Feuerschlangen zu erfreuen, die auf den Walzenstraßen hin und her züngeln, wenn Schienen ausgewalzt werden? Oder kann ein Fabrikant, der das beste Mundwasser erzeugt, mit seinen Produkten sich und seine Arbeiter auch nur 24 Stunden ernähren? Und was für die Gutswirtschaft gilt, gilt in teilweise erhöhtem Maße für so manche Bauernwirtschaft: sie vermag als Eigenwirtschaft ganz oder teilweise sich vom Markte unabhängig zu machen. Ein Schuster kann nicht leben, wenn er nicht einen Käufer für seine Erzeugnisse findet: der Bauer kann es.

Aber auch dort, wo der Landwirt für den Markt produziert, ist die Unterwerfung unter die Gesetze des Marktes niemals eine vollständige: er wird niemals so tyrannisch behandelt, wird niemals so mit allen Fasern seines Wesens marktuntertan, wie die Wirtschaften in anderen Sphären des Wirtschaftslebens. Was wiederum engstens mit den Produktionsbedingungen der Landwirtschaft zusammenhängt.

Zum ersten: das auf unvollkommenere, d. h. extensivere Weise erzeugte Produkt ist nicht teurer, sondern meist sogar billiger als das in der höchstvollkommenen, d. h. intensivsten Wirtschaft gewonnene Produkt. Die Wirtschaft niederer Ordnung vermag also den Wettbewerb derjenigen höherer Organisation nicht nur auszuhalten: sie hat sogar einen Vorsprung vor dieser voraus. Sie verkauft nur weniges, aber das wenige um so müheloser. Während die unvollkommene Wirtschaft in der Sphäre der gewerblichen Produktion (weil hier das in der intensivsten Wirtschaft erzeugte Produkt das billigste ist) überhaupt nichts mehr verkauft. Sie erleidet damnum

emergens, die extensive ländliche Wirtschaft nur lucrum cessans. Jene ist zum Untergang verurteilt, diese nicht.

Sodann: in der Landwirtschaft fallen Intensitätsgrad und Größe des Betriebes keineswegs so vollständig zusammen, wie in anderen Wirtschaftsgebieten. Auch der kleine Betrieb ist intensiver Gestaltung fähig, der große extensiver. Die Organisation in der Wirtschaft eines Bördebauern ist viel vollkommener und leistungsfähiger als diejenige auf den großen Gütern eines verschuldeten polnischen Edelmanns. Eine Bauernwirtschaft mit einem Areal von 50 ha kann Fruchtwechselwirtschaft und rationelle Viehzucht mit Stallfütterung treiben; eine zehnmal so große Gutswirtschaft kann in der Dreifelderwirtschaft und in der primitiven Weidewirtschaft stecken geblieben sein. Womit wiederum irgendein anderes Gebiet des Wirtschaftslebens zu vergleichen wäre! Die Gründe dieser unterschiedlichen Gestaltung eingehend darzulegen, muß ich späteren Studien vorbehalten. Hier genügt schon der kurze Hinweis auf die Tatsachen, um nun daraus die für unsere Zwecke besonders wertvolle Schlußfolgerung zu ziehen:

Wenn in der Sphäre der landwirtschaftlichen Produktion eine einheitlich und zwingend wirkende Beeinflussung der Wirtschaftsverfassung durch den Markt nicht stattfindet, so entfällt auch alle sogenannte „Gesetzmäßigkeit", d. h. geradlinig verlaufende Regelmäßigkeit der Entwicklung. Denn alle ökonomische Gesetzmäßigkeit, die wir kennen (das ist besonders wichtig zu beachten), wird durch die Abhängigkeit der Einzelwirtschaft vom Markte erzeugt. Eine andere als die durch den Markt geschaffene (Kausal-)Gesetzmäßigkeit gibt es im Wirtschaftsleben nicht.

Wenn aber diese einheitlich wirkende Ursachenreihe (wie sie die Beziehung zum Markte für die übrigen Wirtschaftsgebiete erzeugt), in der Landwirtschaft entfällt, so folgt des weiteren als selbstverständlich, daß nun den übrigen auf die Wirtschaftsorganisation Einfluß ausübenden Ursachen Raum für ungehindertes Wirken geschaffen wird. Daher die bunte Mannigfaltigkeit in der Sphäre der Landwirtschaft. Denn die außerökonomischen Umstände, die die Wirtschaft beeinflussen, sind (für unsere Betrachtung) dem Zufalle preisgegeben. Man denke, wie mannigfach die bedingenden Momente sein können: Klima, Boden, Rasse, überkommene Erbrechtsordnung, bewußtes Eingreifen des Staates, Landessitten (Zweikindersystem!), zufällige Geschichtsereignisse in vergangenen Jahrhunderten (französische Revolution!), die dank dem Trägheitsgesetze der Geschichte weiterwirken und tau-

send andere Umstände können tiefgreifende Wirkungen auf die Gestaltung der landwirtschaftlichen Verfassung ausüben und haben sie ausgeübt, wie ein Blick in die Blätter der Geschichte irgendeines Landes lehrt. Gewiß streben alle diese Sonderumstände nach Wirksamkeit in allen Sphären des Wirtschaftslebens. Aber der Witz ist eben dieser: daß sie außerhalb der Landwirtschaft einer mächtigen einheitlich und nachhaltig wirkenden Ursachenreihe: den Marktvorgängen begegnen, die sie in ihrer Wirksamkeit aufhält oder ablenkt, und immer zur Einheitlichkeit drängen wird, dank ihrer Beständigkeit. Während, wie wir sehen, dieser einheitlich wirkende Ursachenkomplex in der Landwirtschaft entfällt.

So flüchtig diese Bemerkungen waren, so werden sie doch, denke ich, dazu beigetragen haben, das Verständnis zu wecken für das, was nun in darstellender Form von den Zuständen und Vorgängen im Gebiete der deutschen Landwirtschaft im neunzehnten Jahrhundert zu berichten sein wird. Sie werden das Staunen mindern helfen, wenn ich diese Darstellung mit der ersten wichtigen Feststellung beginne: daß sich in der äußeren Struktur der deutschen Landwirtschaft während des verflossenen Jahrhunderts überhaupt so gut wie gar nichts verändert hat.

In der Anlage findet der Leser einen Überblick über die Verteilung der verschiedenen Organisationsformen der Landwirtschaft über die einzelnen Gebietsteile Deutschlands. Was die amtliche Statistik, der diese Angaben entnommen sind, uns bietet, ist eine Betriebsstatistik, also weder eine Statistik der Besitzgrößen, noch eine solche der Wirtschaftseinheiten. Ein schlesischer Magnat, wie der Fürst von Pleß, der 150764 Morgen besitzt und diesen Besitz von einer Stelle aus (also in einer Wirtschaft) verwalten läßt, erscheint nicht als solcher in der Statistik, die vielmehr seine zwanzig oder dreißig einzelnen Güter (Betriebseinheiten) verzeichnet. Immerhin ist das Bild ein annähernd deutliches, das wir durch die Ziffern der Statistik von der äußeren Struktur der deutschen Landwirtschaft am Ende des Jahrhunderts empfangen. Wir sehen in ganz groben Umrissen die Hauptgebiete sich voneinander sondern: eines mit starkem Anteil des Großgrundbesitzes, also gutswirtschaftlich organisiert: das Gebiet östlich der Elbe, obwohl man sich von der Bedeutung des Großgrundbesitzes selbst in diesen Gebietsteilen keine übertriebene Vorstellung machen darf. Betriebe mit mehr als 200 ha (800 Morgen), für jene Gegenden doch wohl die Mindestgröße eines „Gutsbetriebes", nehmen in Ostpreußen, Westpreußen und Brandenburg noch nicht

ein Drittel der Gesamtfläche ein, in Schlesien und der Provinz Sachsen noch nicht ein Fünftel und nur in Posen und Pommern umfassen sie knapp oder gerade die Hälfte der Gesamtfläche. Der Rest entfällt auf bäuerliche Wirtschaften, die also in keiner Provinz weniger als die Hälfte, im größeren Teil von „Ostelbien" zwei Drittel bis vier Fünftel der Gesamtfläche innehaben. Daß sich für einzelne kleinere Gebiete der Anteil des Großgrundbesitzes erhöht, ist begreiflich und aus den Ziffern der Anlage 28 ersichtlich.

Dann läßt sich ein Gebiet mit vorwiegend großbäuerlichen Wirtschaften (20—200 ha) abgrenzen, das namentlich die niedersächsischen Stämme einschließt und sich über Schleswig-Holstein, Hannover, Westfalen, Oldenburg, Braunschweig erstreckt: hier hat der Großbauer über zwei Fünftel bis zu zwei Drittel der Gesamtfläche (Schleswig-Holstein) inne.

Der Rest Deutschlands gehört fast ausschließlich der mittleren und kleineren Bauernwirtschaft an, die je mehr nach dem Westen um so kleiner wird und in der südwestlichen Ecke sowie in einzelnen Teilen der Rheinprovinz und Elsaß-Lothringens zur winzigen Parzellenwirtschaft herabsinkt. Haben doch in den Rheinlanden mehr als vier Fünftel aller Betriebe, die beinahe ein Drittel der anbaufähigen Fläche bewirtschaften, weniger als 5 ha.

In Summa: Deutschland ist ein Bauerland, in das in einzelnen Teilen stärkere Beimischungen von Großgrundbesitz eingesprengt sind; im ganzen ist es noch nicht ein Viertel der Fläche, die diesem gehört, wenn wir ihn bei 100 ha, gerade ein Fünftel, wenn wir ihn bei 200 ha und ein Zehntel, wenn wir ihn bei 500 ha anfangen lassen.

Und wie sich am Ende des Jahrhunderts das Bild gestaltet, fast ebenso sah es am Anfang aus, wie ich schon hervorgehoben habe. Was sich an bedeutsamen Veränderungen im Besitzstande der einzelnen Wirtschaftsformen während des neunzehnten Jahrhunderts vollzogen hat, ist vornehmlich zweierlei: Erstens sind infolge der sogenannten Agrarreformen, mit denen, wie wir wissen, Ablösung zahlreicher Nutzungsrechte und Aufteilung des Gemeinbesitzes verknüpft waren, viele ganz kleine Bauernwirtschaften ihrer Daseinsmöglichkeit beraubt und eingegangen. Dasselbe Los hat ebenfalls kleine (nicht spannfähige) Bauernwirtschaften im Osten des Reiches betroffen, wo sie durch dieselben Reformen von der „Regulierbarkeit" ausgeschlossen wurden und den Gutsbesitzern zur Beute fielen: es sind (oder waren!) diejenigen Bauern, deren Sohn und Enkel wir heute als Gutstage-

löhner auf den Gütern Ostelbiens wiederfinden (oder bis vor einiger Zeit fanden!). Der Bestand an solchen Parzellenwirtschaften (sie werden meist unter 2 ha, sämtlich wohl unter 5 ha Areal bewirtschaftet haben) scheint nun aber im ganzen heute nicht kleiner als vor hundert Jahren zu sein, maßen auf Kosten der spannfähigen Bauernnahrungen, namentlich auch in industriellen Gegenden, vielerorts eine Vermehrung dieser Größenklassen stattgefunden hat. Eine leise Verringerung haben die spannfähigen Bauernwirtschaften im Osten auch dadurch erfahren, daß sie einen Teil ihres Areals, nach Serings Berechnungen 104000 ha, im Wege des freien Güterverkehrs während des neunzehnten Jahrhunderts an den Großgrundbesitz verloren hatten. Dieser Abgang ist nun aber ebenfalls am Schlusse des Jahrhunderts bereits wieder ersetzt worden, und zwar durch Vermehrung der bäuerlichen Ansiedelungen auf dem Wege der inneren Kolonisation, die durch das preußische Ansiedelungsgesetz für Posen und Westpreußen vom 26. April 1886, sowie durch die ebenfalls preußischen Rentengutsgesetze vom 27. Juni 1890 und 7. Juli 1891 von der preußischen Regierung eingeleitet worden ist. Die Zahl der Rentengüter, die auf diese Weise in den sechs östlichen Provinzen Preußens neugeschaffen sind, betrug am 31. Dezember 1899 rund 127000 mit einer Gesamtfläche von rund 180000 ha. Bis 1910 war die in Rentengütern ausgelegte Fläche auf 349074 ha angewachsen: das ist immerhin schon ein recht stattliches Areal, etwa von der Ausdehnung des preußischen Regierungsbezirks Erfurt.

Wie wenig aber, von diesen künstlichen Eingriffen abgesehen, der Bestand der einzelnen Wirtschaftsformen in der Gegenwart sich zu verändern die Tendenz hat, zeigt ein Vergleich der Statistik von 1907 mit der von 1895 und der von 1882 (Anlage 27). Was sich hier verschoben hat, kommt kaum in Betracht und beruht jedenfalls auf keiner irgendwie gesetzmäßigen, fortwirkenden Entwicklung: Die Gruppen, die an einer Stelle abgenommen haben, wie das Großbauerntum in den meisten Gebieten des Reichs, haben doch in anderen wieder zugenommen (Rheinland, Posen). Eine Beobachtung, die sich auf Grund anderen Materials, auch für die frühere Zeit machen läßt (Anlage 28).

Aber es wäre nun ein bedenklicher Irrtum, zu glauben, das neunzehnte Jahrhundert mit seiner Neugestaltung aller Lebensbedingungen sei an der deutschen Landwirtschaft vorübergegangen, ohne seine Spuren zu hinterlassen. Auch die Landwirtschaft hat in diesem unerhörten Jahrhundert mehr

Veränderungen erfahren, als in einem Jahrtausend vorher. Es gilt nur, sie da zu suchen, wo sie sich wirklich und nicht nur in der Vorstellung des Dogmatikers vollzogen haben. Da ist denn nun zunächst des Wandels zu gedenken, den die innere Struktur der landwirtschaftlichen Organisation erfahren hat. Ich denke dabei in erster Linie an den neuen Geist, der in die Wirtschaftsleiter eingezogen ist und sie ihre Aufgabe in veränderter Gestalt erfassen heißt. Und unter den Landwirten wiederum vor allem an die größeren, die Gutsbesitzer.

Es wird nicht zuviel behauptet sein, wenn man sagt, daß vor hundert Jahren die große Mehrzahl der Rittergutsbesitzer ihren angestammten Besitz betrachteten als den naturgemäßen Standort ihrer Existenz, als die Grundlage ihrer Macht im Staate, als die Quelle, aus der ihnen und den Ihrigen der standesgemäße Unterhalt, den Hintersassen die Mittel zur üblichen Lebensfristung flossen. Man wirtschaftete in der Väter Weise, in erster Linie um Gebrauchsgüter für sich und seine Leute zu gewinnen, danach erst um den Überschuß (soviel sich ergab) auf dem Markte zu versilbern. Das wurde unter dem Einflusse der zunehmenden Kapitalwirtschaft anders. Die Ansprüche wuchsen, das Wirtschaften wurde schwieriger, man mußte rechnen lernen; und mit der Zeit drang aus den Kontors der Städte langsam aber stetig auch eine neue Grundauffassung vom Wesen der Wirtschaft in die Reihen der Gutsbesitzer ein: sie hörten auf, Grund und Boden nur noch als Standort und Nahrungsquelle zu betrachten, lernten vielmehr in ihm, wie Rodbertus es genannt hat, eine „Rentenquelle" zu erblicken. „Was bringt ein Gut an Reinertrag?" wurde die Frage, die eine neue Epoche auch in der Landwirtschaft einleitete und diese in die Bahnen wies, in denen Bankunternehmungen und Hosenknopffabriken von jeher gewandelt waren. Man fing an zu rechnen; man zog Bilanzen; die Buchführung wurde eine kaufmännisch geordnete; mit einem Worte: kapitalistischer Geist zog in die Schlösser oder unter die geflickten Strohdächer ein, wo der Geschäftsunkundige Gutsherr gehaust hatte. Und dem neuen Streben versuchte man die Organisation der Wirtschaft anzupassen.

Diesen Umwandlungsprozeß in seinen Einzelheiten zu verfolgen, dazu fehlen uns die statistischen Grundlagen. Nur an einzelnen Symptomen vermögen wir sein Fortschreiten im neunzehnten Jahrhundert zu ermessen. Wenn wir beispielsweise erfahren, daß schon in den 1880er Jahren (nach den Zusammenstellungen Conrads) in den sieben östlichen Provinzen Preußens

von 11015 Gutsbesitzern 7086 (64,33%) bürgerlich waren, und bedenken, daß am Ende des achtzehnten Jahrhunderts noch kein Bürgerlicher ein Rittergut erwerben konnte, so sind wir berechtigt, den Schluß zu ziehen, daß heute erheblich mehr Gutsbesitzer als vor hundert Jahren — nämlich sicher ein sehr großer Teil der bürgerlichen Elemente — ihre Wirtschaft unter dem Gesichtspunkte betreiben, eine höchstmögliche Rente zu erzielen. Dafür sind es Bürgerliche und haben sie den Grundbesitz „käuflich erworben": ihr Lebenslauf als Landwirte fängt also mit einer Geldsumme an, deren Verzinsung als ein selbstverständliches Ziel gilt. Argent oblige!

Weiter: wenn wir beobachten, daß in wachsendem Umfange die größeren Landwirte Kapital aufsaugen (ein Teil wenigstens der noch in anderem Zusammenhange zu würdigenden Zunahme der Verschuldung ist dem Bedürfnis nach Ausweitung der kapitalistischen Basis zuzuschreiben), so läßt dies ebenfalls darauf schließen, daß sie sich mit modernem Geiste zu erfüllen beginnen.

Und endlich dürfen wir auch das Vordringen der Pachtwirtschaft auf den größeren Gütern gerade derjenigen Landesteile, die wir als die landwirtschaftlich am weitesten fortgeschrittenen kennen, für ein Zeichen zunehmender kapitalistischer Organisation ansehen. Denn der Pächter heutzutage wird kaum einen anderen Sinn haben, als sein Kapital nach Möglichkeit hoch zu verwerten. Welchen breiten Raum das Großpächterverhältnis heute in einzelnen Landesteilen, namentlich in Braunschweig, Schleswig-Holstein und der Provinz Sachsen einnimmt, machen die Ziffern der Statistik ersichtlich. Die genannten Gebiete, vornehmlich Sachsen und Braunschweig, sind denn auch in der Tat diejenigen, in denen die kapitalistische Landwirtschaft ihren Höhepunkt in Deutschland erreicht. Man muß die rationell betriebenen Gutswirtschaften dieser Provinzen aus eigener Anschauung kennen, um zu wissen, daß ihre Organisation wie ihre ganze Geschäftsführung in nichts von denen eines großen industriellen oder kommerziellen Unternehmens verschieden ist. Hier herrschen Erwerbsprinzip und ökonomischer Rationalismus unbeschränkt, in den großen Arnheims stehen die stattlichen Reihen der Hauptbücher, die Zahlungen werden durch Überweisungen auf das Girokonto bei der Reichsbank geleistet, und die Hauptarbeit wird von einem Heere freier, geldgelohnter Wanderarbeiter verrichtet.

Aber ich möchte glauben: in dieser ausgeprägten Form bilde die kapitalistische Gutswirtschaft bei uns heute noch immer eine fast verschwindende Ausnahme. Ich erwähnte das Girokonto bei der Reichsbank: aber wir

wollen nicht vergessen, daß im Jahre 1900 erst 183 Landwirte solche Konten hatten (1,3% aller Konteninhaber), und daß die Höhe ihres Guthabens nur 923420 Mark (0,4%) betrug, das einzelne Guthaben also eine Höhe von 5046 Mark erreichte (gegen einen allgemeinen Durchschnitt von 17533 Mark). Ich wies auf den starken Anteil des Pachtlandes in einigen Teilen Deutschlands hin. Wir müssen aber in Rücksicht ziehen, daß in den meisten Gebieten des Großgrundbesitzes die Gutspacht heute noch ganz zurücktritt gegenüber der Eigenwirtschaft. Und der Augenschein bestätigt es, daß wir einstweilen in Deutschland nur ganz wenige reinkapitalistische organisierte Gutswirtschaften besitzen, daß die große Masse auf halbem Wege zum Kapitalismus stecken geblieben ist, und daß eine nicht unbeträchtliche Minderheit unserer Rittergüter heute wie vor hundert Jahren ohne einen Anflug kapitalistischen Geistes bewirtschaftet werden.

Um dieses auffallend langsame Schrittmaß kapitalistischer Entwicklung selbst im Bereiche der Großlandwirtschaft zu erklären, ist man zunächst geneigt, auf zufällig persönliche Gründe zurückzugreifen. Es liegt nahe, die mangelnde Kapitalkraft, die Unwirtschaftlichkeit oder sonst eine Eigenschaft, die die Mehrzahl unserer ostelbischen Gutsbesitzer kennzeichnet oder kennzeichnen soll, für die ökonomische Rückständigkeit so vieler Gutswirtschaften verantwortlich zu machen. Näheres Nachdenken erweist die Haltlosigkeit dieser Annahme. Wenn wirklich den jetzigen Besitzern die persönlichen und sachlichen Bedingungen für eine kapitalistische Wirtschaft fehlen: warum treten nicht andere an ihre Stelle? So wie die unfähigen und schwächlichen Fabrikbesitzer durch kräftigere Naturen ersetzt werden? Warum greift das Kapital nicht von außen her die Gutswirtschaft an? Warum (mit anderen Worten) gibt es keine einzige rein landwirtschaftliche Aktiengesellschaft? Warum werden Bäder und Heilanstalten, Hotels und Theater, Zoologische Gärten und Panoptiken, von Industrie- und Handels-, Transport- und Versicherungs-Unternehmungen gar nicht zu reden, in der Form von Aktiengesellschaften massenhaft betrieben, nur kein einziges Rittergut? Warum sind nicht schon längst sämtliche Standesherrschaften „gegründet" worden?

Offen gestanden: ich weiß es nicht. Denn eine grundsätzliche Unmöglichkeit, auch eine Gutswirtschaft als Aktiengesellschaft zu betreiben, vermag ich nicht einzusehen. Aber es schweben mir doch eine Reihe von Gründen vor, die die landwirtschaftliche Produktionssphäre für das Kapital zu einer

wenig anziehenden gestalten. Es mag zunächst die Unsicherheit der von der Ernte abhängigen Erträge sein, die namentlich die unpersönliche Form der kapitalistischen Unternehmung (die Aktiengesellschaft) ausschließt. Dann aber läßt sich, glaube ich, der Nachweis führen, daß die Profitrate in der Landwirtschaft im allgemeinen niedriger ist als in anderen Sphären des Wirtschaftslebens, weil (wie ich an anderer Stelle näher dargelegt habe) in dem der Regel nach stets zu hohen Bodenpreise ein Faktor geschaffen wird, der die Tendenz hat, auf die Profitrate senkend einzuwirken. In der Landwirtschaft besteht ferner eine geringere Möglichkeit, durch Steigerung der Produktivität wie in der Industrie oder durch Ausnutzung günstiger Konjunkturen Extraprofite zu machen. Dazu kommt, daß eine sehr starke Zusammenballung von Kapital (wie im Bankwesen, in den Transportgewerben, in zahlreichen Zweigen der Industrie) in der Landwirtschaft meist keine besonderen Vorteile im Gefolge haben würde. Und was dergleichen Erwägungen, die hier alle nur angedeutet werden sollen, mehr sind.

Während so auf der einen Seite dem Kapital geringerer Lohn in der Sphäre der Landwirtschaft winkt — mag sein, daß deren Depressionszustand während der letzten Jahre, in denen sich bei uns der Kapitalismus erst recht entfaltet hat, dazu beiträgt, das Vordringen des Kapitals hintanzuhalten, und daß eine Hausseperiode, wie wir sie in den 1850er und 1870er Jahren erlebt haben, inmitten des Kapitalreichtums der Gegenwart auch die Aktiengesellschaft aufs Land hinaustragen würde — so drängt ihrer ganzen Natur nach die landwirtschaftliche Tätigkeit darauf hin, die kapitalistischen Gesichtspunkte bei ihrer Organisation fernzuhalten. Erleben wir es doch, daß eingefleischte Geldmänner, selbst jüdischer Rasse, wenn sie ein Rittergut erwerben und Landwirtschaft betreiben, gleichsam weich werden, die schroffen Grundsätze kapitalistischer Geschäftsführung abmildern. Wie stark muß dann erst diese Abneigung, die Prinzipien des Kontors aufs Land zu übertragen, bei den alten Familien germanischer Abkunft sein, die seit Jahrhunderten auf angestammtem Besitze angesessen sind.

Was in der Sphäre der Landwirtschaft so schwer fällt, ist gerade alles das, worauf die kapitalistische Organisation ihrem Wesen nach beruht: die Auflösung aller Werte in Quantitäten; der Ersatz jeder persönlich-individuell-konkret gefärbten Beziehung durch eine Summe abstrakt-sachlicher Vertragsverhältnisse; die Betrachtung jedes Besitzteilchens wie jeder Vornahme ausschließlich unter dem Gesichtspunkte des Gelderwerbs.

Immer drängt sich dem Landwirt wieder die Freude am Besitz, und zwar an dem individuellen, konkreten Besitz, den er just inne hat, übermächtig auf. Die Verwendbarkeit seines Eigens zu außerwirtschaftlichen Zwecken, die Reize, die es bloß durch sein persönliches Dasein ausübt, kreuzen jederzeit wieder das geschäftliche Kalkul. Wirtschaftshof und Vaterhaus, Jagdrevier und nutzbare Ackerfläche schmelzen in eins zusammen und damit die Beziehungen gemütlicher und geschäftlicher Natur, die der Besitzer zu ihnen hat. Die alten Linden, unter denen er als Knabe gespielt hat, sind mit seiner ganzen Persönlichkeit verwoben, und es gehört schon ein hohes Maß von — fast möchte ich sagen — Roheit dazu, so tausendfach in ihrer lebendigen Eigenart mit dem persönlichen Wesen verwachsene Dinge nun immer nur unter dem Gesichtspunkte höchstmöglicher Ertragfähigkeit zu werten. In allen anderen Sphären des Wirtschaftslebens ist das leichter: zwischen einem Hochofen oder einer Papierfabrik und ihren Besitzern knüpft sich kein Band von irgendwie persönlicher Färbung. Solche Vermögensobjekte können ihrer Natur nach immer nur unter quantitativ-ökonomischem Gesichtspunkte gewertet werden. Wozu denn nun kommt, daß die wirtschaftlichen Vorgänge selbst, ebenso wie die Erzeugnisse in der Landwirtschaft, in viel stärkerem Maße eine persönliche Note tragen, auch in größeren Wirtschaften, als irgendwo sonst. Es ist etwas wesens anderes, Vieh zu züchten als Garn zu spinnen. Abermals wird es dem Landwirt schwerer als anderen Wirtschaftsleitern, alle seine mit liebevoller Hingebung und eingehender Sorgfalt erzeugten Produkte nun lediglich wiederum als Geldgrößen, als reine Quantitäten anzuschauen und zu werten.

Was alles zu dem Schlusse führt: daß schon ganz besondere Umstände zusammentreffen müssen, um die Gutswirtschaft in die streng kapitalistische Organisation überzuführen.

Ich möchte sagen, erst dem Landwirt auf fremdem Grund und Boden, dem Pächter, eignet die erforderliche Unbefangenheit, das Besitztum, das ihm nicht gehört, nun ausschließlich als Erwerbsgegenstand zu betrachten. Der rücksichtslose, kalte Geschäftsstandpunkt wird in der Regel nur bei Pächtern zu finden sein. Wo der Pächter vorherrscht, wird er dann leicht mit seinem Geist alle Gutsbesitzer einer Gegend durchtränken. Daher wird die höchste Entfaltung kapitalistischer Wirtschaft mit starker Verbreitung des Pachtverhältnisses Hand in Hand gehen sehen.

Man könnte allerdings dem auch den Gedanken entgegenhalten: wo die

sachlichen Bedingungen kapitalistischer Landwirtschaft erfüllt sind, finden wir den Pächter. Was auch seine Berechtigung hat. Diese sachlichen Bedingungen erblicke ich namentlich in folgendem: fruchtbaren Boden, der intensiven Anbau lohnt, guter Verkehrslage, vor allem aber Verbindung der Landwirtschaft mit industriellen oder kommerziellen Unternehmungen. Wo diese sich dem landwirtschaftlichen Betrieb angliedern, zersetzen sie die alten antikapitalistischen Anschauungen, und es strömt unmerklich der kapitalistische Geist aus ihnen in die Landwirtschaft hinüber. Das ist die große volkswirtschaftliche Bedeutung der Spiritusbrennereien und namentlich der Zuckerindustrie, die sich in den Gebieten fruchtbaren schweren Bodens angesiedelt hat, daß sie die von ihnen durchsetzten Landwirtschaftsbetriebe kapitalistisch ansteckt.

Aber es ist nun offensichtlich, daß sich diese Bedingungen nur schrittweise erfüllen, und daß ihre Erfüllung auf bestimmte Gebiete beschränkt bleibt. Betrug doch die mit Rüben angebaute Fläche im Deutschen Reich, trotz des unerhörten Aufschwungs, den die Zuckerindustrie in den letzten Jahren genommen hat, im Betriebsjahr 1900—1901 erst 447606 ha (1911 496000 ha) von etwa 50 Millionen ha landwirtschaftlich genutzter Fläche überhaupt, also noch nicht 1 %.

So daß sich genug sächliche Gründe ergeben, die die verhältnismäßig (nämlich zu dem Fortschritt des Kapitalismus auf allen übrigen Gebieten des Wirtschaftslebens) geringe Entwicklung der kapitalistischen Organisation in der Landwirtschaft erklärlich machen.

Das alles gilt von der Gutswirtschaft. Welches Verhältnis hat nun aber der Kapitalismus zu den bäuerlichen Wirtschaften gewonnen? Hat er überhaupt Einfluß auf ihre Entwicklung ausgeübt und welchen?

Gewiß hat auch die bäuerliche Wirtschaft in ihrer Stellung nach außen nicht minder als in ihrer ökonomischen Struktur wesentliche Veränderungen im neunzehnten Jahrhundert durchgemacht. Die wichtigste davon kennen wir bereits: es war die Lösung zahlreicher Bauernwirtschaften des Ostens aus dem gutsherrlichen Verbande und der meisten Bauernwirtschaften aus dem alten Dorfverbande. Die Wirtschaft des Bauern wurde „frei", d. h. auf sich selbst gestellt, niemandem mehr verpflichtet, aber auch von niemandem mehr gestützt und gefördert. Die alten Gemeinschaften verschwanden und mit ihnen wohl auch zum größten Teile der alte Gemein-

schaftsgeist. Wenn wir auch heute noch gelegentlich von Spuren eines urwüchsigen Gemeinbewußtseins der Dorfgenossen Kunde erhalten, so gilt doch wohl als Regel für die Gegenwart, daß der „individualistische" Geist auch in die Dörfer eingezogen ist. Ja, wir dürfen aus manchen Anzeichen schließen, daß hinter ihm her sein Bastardbruder — der moderne „Geschäftsgeist" — hie und da schon in die Bauernstuben sich eingeschlichen hat. Hie und da — denn noch, glaube ich, gehört es zu den Ausnahmen, was uns von smarten Bauern im Badischen oder in einzelnen Teilen der Provinz Sachsen berichtet wird, daß der bäuerliche Wirt zum rechnenden Kaufmann geworden ist, gleichsam zum kapitalistischen Unternehmer, dem nur die kapitalistische Unternehmung fehlt, der aber schon das Scheckbuch in der Tasche trägt und das Studium der Marktkonjunkturen zu seiner Hauptbeschäftigung gemacht hat.

Lassen sich hier nur Vermutungen aussprechen, so sind wir über einige andere Wirkungen, die die moderne Entwicklung auf die Bauernwirtschaft ausgeübt hat, etwas genauer unterrichtet. Wir wissen, wenn wir auch keine ziffermäßigen Angaben darüber zu machen vermögen, daß das Vordringen des ebenerwähnten „individualistischen" Geistes, dieses Erzeugnisses kapitalistischer Wirtschaft und namentlich städtischen Wesens (das wiederum durch jene erst zu rechter Entfaltung kommt) auf die innere Struktur namentlich der alten Großbauernwirtschaft revolutionär umgestaltend gewirkt hat. Diese hatte ihrem Wesen nach beruht auf dem Zusammenschluß einer größeren Anzahl von Familiengliedern über den Kreis der Einzelfamilie hinaus: Brüder und Schwestern des Wirtschaftsvorstandes halten ebenso wie die erwachsenen Söhne und Töchter im Verein mit einigen Gesindepersonen die Arbeitsgemeinschaft dieser Großfamilienwirtschaft gebildet. Mit der Zeit ist der *Verbleib der erwachsenen Familienglieder in der Wirtschaft des Vaters oder Bruders immer seltener* geworden und die Wirtschaft hat in zunehmendem Maße auf der Heranziehung fremder Hilfskräfte aufgebaut werden müssen.

Naturgemäß ist der Wirtschaftsbetrieb dadurch erschwert worden, und die Klage über „Arbeiternot" spielt heute nirgends eine größere Rolle als in jenen Großbauernwirtschaften. Wenn deren Stellung heute in vielen Gegenden gefährdeter als diejenige irgendeines andern Typs bäuerlicher Wirtschaften erscheint, so hat dies seinen Grund nicht zuletzt in dem Umstande, daß die Mittel- und Kleinbauern sich viel mehr von fremder Hilfe frei

machen, ihren Bedarf an Arbeitskräften also im wesentlichen innerhalb des engeren Familienkreises decken können.

Gleichzeitig betroffen sind wohl fast alle Bauernwirtschaften von einer Reihe anderer Vorgänge, die wir als eine allgemeine Erscheinung der kapitalistischen Entwicklung auf dem Gebiete der gewerblichen Produktion bereits kennen gelernt haben: von der Verringerung der hausgewerblichen Eigenproduktion, sowie von der fast durchgängig während des neunzehnten Jahrhunderts vollzogenen Zentralisation der Industrie in einzelnen Gebieten und geschlossenen Etablissements (Verschwinden der ländlichen Hausindustrie und der kleinen Betriebe in den landwirtschaftlichen Nebengewerben, wie Brauerei, Brennerei usw.). Es ist augenscheinlich, daß durch diese Umgestaltungen vielen bäuerlichen Wirtschaften ein empfindlicher Nachteil zugefügt worden ist: die Verwertung der Arbeitskraft während der stillen Jahreszeit, sei es zur Deckung des eigenen Bedarfs an gewerblichen Erzeugnissen, sei es zwecks Erzeugung von Waren für den Absatz, hat aufgehört oder ist beträchtlich eingeschränkt worden. Und damit ist ein Eckstein aus der Grundmauer ausgebrochen worden, auf der die Bauernwirtschaft in der früheren Zeit ruhte. Es zeugt für ein hohes Maß von Widerstandskraft, wenn der Bau trotz dieser Erschütterung einstweilen noch immer den Stürmen zu trotzen vermocht hat.

Das, von dem bisher die Rede war, sind nun alles nur Wirkungen, die der Kapitalismus auf Umwegen auf die Struktur der bäuerlichen Wirtschaft ausgeübt hat. Fragt sich, ob er nicht in direkte Beziehungen zu ihr getreten ist, wie wir es so vielfach in der Nachbarprovinz, in der Sphäre gewerblicher Produktion beobachten.

Gibt es in der Landwirtschaft Gegenstücke zu der hausindustriellen Organisation, zum Verlagssystem in den Gewerben? Vereinzelt wohl. Ich glaube, kleine Bauern in der Nähe von Zuckerfabriken stehen häufig in einem ganz ähnlichen Verhältnis zu diesen, wie ein verlegter Handwerksmeister zu einem Magazin oder einer Fabrik. Sie erhalten Vorschüsse in Geld oder in natura und führen im wesentlichen die Aufträge ihrer Mandanten, der Zuckerfabriken oder der größeren Gutswirtschaften, aus. Doch, wie gesagt, dürfte es sich in solchen Fällen bisher um Ausnahmeerscheinungen handeln.

Was dagegen eine große und allgemeine Verbreitung in der Landwirtschaft gefunden hat, ist ein Verhältnis der kleinen Wirtschaft zum Kapital,

das wir ebenfalls schon aus der Betrachtung der gewerblichen Entwicklung her kennen und das ich dort als indirekte Abhängigkeit vom Kapital bezeichnet habe.

Ganz ähnlich, wie wir es dort bei dem kleinen Bauhandwerker oder dem kleinen Tischlermeister beobachten konnten, finden wir häufig auch den bäuerlichen Wirt in einer Art von Unterwerfung unter das Handelskapital. Er steht einem geschlossenen Ringe von Handelsleuten gegenüber, deren Bedingungen er unbesehens anzunehmen durch die Not gezwungen wird. Das gilt namentlich vom Viehhandel. Was wir von dessen Organisation aus Hessen erfahren, dürfte sich in zahlreichen Gebieten Deutschlands wiederholen. „Will der einzelne Landwirt sein Vieh direkt kaufen und kommt in die Ställe seiner Mitbauern, ohne Beihilfe eines Viehhändlers wird er schwerlich zum Zweck kommen, oder entmutigt durch die Schwierigkeiten und unbefriedigt durch den Erfolg des Geschäftes es wieder aufgeben, gegen den Strom zu schwimmen. Der Bauer, zu dem der Käufer kommt, wird entweder gar nicht in ein Geschäft eintreten oder übertriebene Forderungen stellen, teils weil er nicht handeln darf, teils weil er zu handeln sich nicht sicher fühlt ohne die Mithilfe und den Beistand seines Juden. Dieser macht die Taxe und bringt durch eifriges Auffieeinreden die Handelnden zusammen, Nachbarn werden herbeigerufen, denn an einem richtigen Handelsgeschäft nehmen gern alle teil, endlich beschließt ein Handschlag das Geschäft. Der Weinkauf ‚mit gespaltenem Huf' vereint die ganze Gesellschaft nach der oft hitzigen und stürmischen Handelsszene in Friede und Fröhlichkeit. Auch der Jude ist ruhig geworden, sein Verdienst ist ihm sicher, seine Unentbehrlichkeit wieder bewiesen.

In gleich ungünstiger Lage ist der Bauer als Verköufer. Wohl befährt er mit seinem Vieh den Markt, in der Hoffnung, dort den Preis zu erzielen, der ihm von Rechts wegen gebührt, den er aber im Stall von seinem Juden nicht erhalten kann. Eitle Hoffnung! Viehhändler und Metzger vereinigen sich, ihm gründlich klar zu machen, wie er so viel besser zu Haus geblieben wäre und ihn und andere durch Statuierung eines heilsamen Exempels von Gelüsten nach Selbständigkeit abzuschrecken. Umringt von Handelsleuten und dadurch isoliert, durch Gebote unter Wert mürbe gemacht, wird er, wenn er den Erlös zurzeit entbehren kann, unverkauft sein Vieh zurückbringen, Zeit und Mühe und Geld verloren haben, oft Vorwürfe zu Haus und Spott der Nachbarn erwarten und später vorsichtiger sein, oder er schlägt

sein Vieh los, weil er muß, aber zu niederen Preisen, und geht ‚geschächtet‘ nach Haus.“

Geschäftskniffe, wie sie hier geschildert sind, grenzen bereits dicht an das, was die deutsche Sprache als Wucher oder wucherische Ausbeutung zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Das heißt (im ökonomischen Sinne) eine Ausbeutung oder noch genauer, weil ganz ohne ethische Färbung: eine Anteilnahme an den Erträgnissen fremder Arbeit, die über den landesüblichen Durchschnitt hinausgeht. Eine solche pflegt dort sich einzustellen, wo besonders weltfremde und geschäftsunkundige Personen mit wirtschaftlich hervorragend begabten Elementen zusammenstoßen. Das aber trifft zu in vielen bäuerlichen Gegenden Deutschlands, namentlich in den kleinbäuerlichen Geländen des Westens und Südwestens (Hessen, Rheinlande, Elsaß-Lothringen, Baden, Teilen von Württemberg und Bayern). Hier ist (fast können wir schon sagen: war) es einer verhältnismäßig kleinen Anzahl von Handelsleuten (fast durchgängig jüdischer Abstammung) gelungen, einen großen Teil der Bauernschaft in eine tatsächliche Schuldknechtschaft zu bringen, also daß die kleinen Landwirte nicht mehr für sich und die Ihrigen, sondern fast ausschließlich für jene Geschäftsleute den Acker bestellten.

Wir besitzen über den „Wucher auf dem Lande“ eine Enquete des Vereins für Sozialpolitik aus dem Jahre 1887, die zur Zeit ihres Erscheinens viel von sich reden machte und die von einer Reihe von Kritikern in der abfälligsten Weise beurteilt worden ist. Unzweifelhaft ist sie theoretisch, d. h. methodologisch, grundschlecht. In ihren praktischen Ergebnissen ist sie trotzdem, wie mir scheint, unübertrefflich gut. Denn was durch die fast stereotype Berichterstattung von Auskunftspersonen, die untereinander keinerlei Fühlung hatten, mochten die einzelnen Referenten auch so voreingenommen wie möglich sein, doch sicher erwiesen wurde, war: daß die Auswucherung der kleineren und mittleren Bauern als eine allgemein verbreitete Erscheinung in Deutschland zu gelten habe, die in den genannten Gebieten eine besonders weite Ausdehnung erlangt hatte; eine Erscheinung, die dadurch in ihrer Tatsächlichkeit und Gesetzmäßigkeit aufgedeckt wurde, daß sie fast überall dieselben Formen angenommen hatte.

Ich muß es mir hier versagen, auf Einzelheiten einzugehen. Es mag genügen, festzustellen, daß der „Wucher auf dem Lande“ auftritt als Geld- oder Darlehenswucher, als Viehwucher (Einstellverträge usw.), als Grundstückswucher und als Warenwucher (Kreditierung von Saatgut gegen Aus-

haltung eines Anteils an der Ernte, Umtausch der landwirtschaftlichen Produkte gegen minderwertige andere Waren usw.). Daß es sich aber fast in allen Fällen um eine geschickte Verquickung aller dieser verschiedenen Arten handelt und daß, wie oben schon angedeutet wurde, die völlige Abhängigkeit der bäuerlichen Wirtschaft von der Willkür des Handelsmannes als das Ziel erscheint, das dieser anstrebt und oft genug erreicht.

Zur Bestätigung gebe ich einigen Berichterstattern der erwähnten Wucherenquete aus verschiedenen Teilen Deutschlands das Wort. Ihre übereinstimmende Schilderung der Vorgänge zeigt deutlicher, um was es sich handelt, als es eine theoretische Auseinandersetzung vermöchte.

Aus der bayerischen Rheinpfalz lautet der Bericht:

„Je ärmer die Gegend, desto schamloser macht sich das Wuchergeschäft breit. Abgelegene Ortschaften und Gehöfte werden mit Geld und anderen Lebensbedürfnissen ‚versorgt', müssen aber die Gänge ihrer Versorger teuer zahlen. Diese sind regelmäßig von alters her in größeren Ortschaften zahlreich ansässig und haben, um die Konkurrenz unter sich und mit anderen auszuschließen, das Land unter sich geteilt. Ein jeder besucht jeden Tag sein ‚Gäu', und nimmt es jedem anderen kurios übel, der es unternimmt, ‚ihm in sein Gäu zu gehen'. In ‚seiner' Ortschaft ist er Herr. Da vermittelt er die An- und Verkäufe von Vieh und Getreide, Futter und Grund und Boden. Häufig genug ist er selbst der einzige Verkäufer und Käufer aller dieser Artikel in den betreffenden Ortschaften. Manchmal ist das Arbeitsfeld dieser Leute auch in der Art geteilt, daß in einem Orte der eine nur in Gütern, der andere nur in Felderzeugnissen ‚macht', noch andere wieder das Brot, das Mehl, die Bohnen, Erbsen usw. liefern und für den gewährten Kredit sich ‚billigen' Preis anrechnen. Die Kreide wird meistens von ihnen allein, dafür aber häufig doppelt geführt, weil der Bauer entweder zu faul oder zu einfältig ist, seine Schuldigkeit selbst zu notieren."

Über die Zustände in den Rheinlanden läßt sich der Landwirtschaftliche Zentralverein dieser Provinz dahin aus, „daß die erwähnten Formen des Wuchers selten gesondert auftreten, in den meisten Fällen finden sie sich vereinigt, weil die eine Form notwendig aus der anderen hervorgeht. Das Endresultat ist meistens, wenn auch nicht immer, die absolute wirtschaftliche Abhängigkeit des Bewucherten von dem Wucherer. Dem letzteren gehört in Wirklichkeit Haus und Hof des armen Bauern, der Lohn seiner und seiner Angehörigen Arbeit fließt in die Tasche seines Gläubigers. Solange ein

solcher Lohn noch erzielt wird, hütet sich der Wucherer wohl, die Schlinge zuzuziehen und durch Subhastation sein Opfer von Haus und Hof zu bringen, weil der Wert des Anwesens häufig der fingierten Schuldforderung nachsteht. Erst wenn die Aussaugung so weit gediehen ist, daß keine Aussicht auf Gewinn mehr vorhanden ist, dann wird der Sache ein Ende gemacht, und der Bauer verläßt mit Frau und Kind als Bettler seine Heimstätte. Aber, so paradox es klingen mag, dies ist noch der bessere Ausgang des Geschäfts; viel schlimmer ist es, wenn der Bauer in einer Abhängigkeit, die der eines Leibeigenen fast gleichkommt, festgehalten wird, aus welcher es ein Entrinnen für ihn nicht gibt. Nach den vorliegenden Berichten soll die Zahl solcher Existenzen eine nicht geringe sein. Äußerlich scheint alles in der besten Ordnung zu sein. Der Bauer bewirtschaftet seinen Hof, hat Inventar und Vieh, aber alles gehört dem Juden; er selbst ist nichts weiter als Taglöhner, der häufig noch froh ist, daß er nicht an den Pranger gestellt wird."

Der badische Finanzminister Buchenberger schreibt über die Zustände in Baden:

„Der Wucher tritt selten nur in der einen Form des Verleih- oder des Vieh- oder des Güter- oder Warenwuchers auf; vielmehr müssen, wie die angeführten Beispiele deutlich erkennen lassen, in der Regel alle möglichen Wucherformen zusammenwirken, um den Schuldner nach und nach in den Zustand vollster Abhängigkeit vom Gläubiger zu versetzen. Gerade in der eigentümlichen, für die meisten Schuldner nach ihrem Bildungsstand kaum übersehbaren und bald überhaupt nicht mehr zu entwirrenden Verschlingung aller möglichen Rechtsgeschäfte aus Darleihverträgen, Güter- und Viehkäufen usw. liegt die besondere Kunst des gewerbsmäßigen Wucherers, die ihm das von ihm ausersehene Opfer unrettbar verfallen sein läßt. Dabei ist die geldliche Aussaugung des Bewucherten bis zur völligen Erschöpfung desselben nicht minder traurig, als die unglaublichen moralischen Demütigungen, denen er ausgesetzt zu sein pflegt. In einzelnen der oben mitgeteilten Fälle erscheint die persönliche Freiheit des Schuldners fast aufgehoben und dieser zur Rolle eines willensunfähigen Hörigen des Gläubigers verurteilt; er arbeitet nur noch für diesen, und je mehr er sich abmüht, von den Schlingen sich loszumachen, um so sicherer weiß ihn mit immer neuen Versprechungen, Drohungen, irreführenden Reden der Wucherer in seine Gewalt zu bekommen. Daß unter solchen Umständen manches der Opfer schließlich eine Art moralischen Stumpfsinnes sich bemächtigt, weil „alles doch nichts hilft", darf

22*

kaum wundernehmen; und ebensowenig kann man darüber staunen, wenn, wie in einem der beiden erwähnten Prozesse ziemlich glaubhaft gemacht worden ist, einer dieser jahrelang unbarmherzigst gequälten kleinen Bauern schließlich in seiner Verzweiflung keinen anderen Ausweg mehr als den freiwillig gesuchten Tod wußte."

Man erinnert sich bei diesen Worten des prächtigen Romans „Der Büttnerbauer", mit dem uns Wilhelm von Polenz, dieser unerreichte Kenner der ländlichen Psyche, beschenkt hat.

Ich deutete schon an, daß wahrscheinlich ein großer Teil der in diesen Berichten geschilderten Zustände heute bereits der Vergangenheit angehöre. Ihren Höhepunkt scheint in den meisten Gegenden die wucherische Ausbeutung des Landvolkes gegen Ende der 1870er Jahre erreicht zu haben; das Wuchergesetz von 1880 hat wohl schon die allerschlimmsten Übelstände beseitigt. Was aber erst recht zu einer Eindämmung oder sogar Zurückstauung der kapitalistischen Flut geführt hat, ist doch etwas anderes. Es ist der Schutz, der dem Bauernvolk durch die während der 1880er und 1890er Jahre zu rascher Entfaltung gelangenden Genossenschaftsbildung zuteil geworden ist. Vor allem gehören hierher die ländlichen Darlehnskassen; außer ihnen kommen in Betracht die Bezugs- und Verkaufsgenossenschaften. Sie alle haben mit Erfolg das gleiche Ziel erstrebt, den Bauern aus den Händen des Wucherers freizumachen und sind (scheint es) im Begriffe, namentlich für den kleinen und mittleren Bauernstand eine neue wirtschaftliche Organisation zu schaffen. Sie auch nur in den Grundzügen ihres Wirkens darzustellen, gebricht es hier an Raum. Es muß genügen, wenn ich einige ziffermäßige Angaben über ihre heutige Ausdehnung mache.

Die landwirtschaftlichen Genossenschaften Deutschlands sind in verschiedenen großen Verbänden zusammengeschlossen, von denen der größte der „Allgemeine Verband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften" ist. Diesem Offenbacher Verbande, der 1884 gegründet wurde, sind heute (Ende 1901) in 24 Verbänden 42 Zentralgenossenschaften, 4902 Spar- und Darlehnskassen, 1457 Bezugsgenossenschaften, 1077 Molkereigenossenschaften (über deren Bedeutung ich noch in anderem Zusammenhange sprechen werde) und 333 sonstige Genossenschaften nebst 3 Zentralgeschäftsanstalten angegliedert, die zusammen mehr als eine halbe Million Mitglieder umfassen. Der zweitgrößte Genossenschaftsverband ist der Neuwieder, der „Generalverband ländlicher Genossenschaften für Deutschland (Raeffeisen-

Organisation)". Ihm gehörten am Schlusse des Jahres 1901 3713 Genossenschaften an, davon 3379 Raiffeisenvereine und 334 Betriebsgenossenschaften.

Die Gesamtstatistik ergibt folgendes Bild. Landwirtschaftliche Genossenschaften überhaupt gab es im Jahre 1900 15034, davon waren 10487 Darlehnskassen, 149 Bezugsgenossenschaften. Die Darlehnskassen des Allgemeinen Verbandes hatten bei den Zentralkassen einen Umsatz von 859 Millionen Mark, die nicht angeschlossenen Kassen einen solchen von 628 Millionen Mark, zusammen also betrug der Umsatz fast 1½ Milliarde Mark. Der Wert der Waren, der durch die Bezugsgenossenschaften insgesamt umgesetzt wurde, bezifferte sich auf mindestens 70 Millionen Mark, Getreide wurde durch Vermittlung von Verkaufsgenossenschaften für etwa 30 Millionen Mark verkauft. Was mir aber viel wichtiger als diese Zustandsziffern erscheint, ist das rasche Tempo, in dem sich die Genossenschaften entwickelt haben. Man darf sagen, daß sie erst in den beiden letzten Jahrzehnten recht in Aufschwung gekommen sind. Waren doch von den 433 berichtenden Darlehnskassen des Allgemeinen Verbandes nur 33 älter als 20 Jahre, von den 1101 Bezugs- und Absatzgenossenschaften nur 34. Ja: die Hauptsache leistet sogar erst das letzte Jahrzehnt: in diesem sind von den 15034 am 1. Juli 1901 bestehenden Genossenschaften genau vier Fünftel, nämlich 12028, begründet worden. In diesen Ziffern, scheint mir, kommt deutlich genug zum Ausdruck, daß es sich um eine lebenskräftige, zukunftsreiche Organisation größten Stiles handelt.

* *
*

Was ich vor 10 Jahren schrieb, hat sich als richtig bewährt: die Ausdehnung des landwirtschaftlichen Genossenschaftswesens hat ungeahnte Dimensionen angenommen. Heute (1909) besteht ein „Reichsverband der deutschen landwirtschaftlichen Genossenschaften", dessen 12738 Kreditgenossenschaften über 1 Million Mitglieder und 4½ Milliarde Mark Umsatz hat, während über 2000 Bezugsgenossenschaften mit 230000 Mitgliedern für 110 Millionen Mark, etwa ebenso viel Molkereigenossenschaften für 204 Millionen Mark verkauften.

2. Betrieb und Leistungen der Landwirtschaft

Ebensowenig wie die wirtschaftliche Organisation folgt die Betriebsgestaltung in der Landwirtschaft denselben Regeln wie in den übrigen Sphären

des Wirtschaftslebens. Fast überall hatten wir in Handel, Verkehr und Industrie eine ausgesprochene Tendenz zur Vergrößerung der Betriebe beobachten können. In der Landwirtschaft besteht eine solche in dem gleichen Umfange und der gleichen Stärke wie in den anderen Gebieten der Volkswirtschaft zweifellos nicht. Deutlich vermögen wir zu erkennen, wie der „Großbetrieb" in der Landwirtschaft bestimmte, nicht sehr weit gesteckte Grenzen nur ungern überschreitet. Also von einer Neigung der großen Betriebe, immer größer und dann noch größer zu werden, ist in der Landwirtschaft keine Rede. Güter von mehr als 1000 ha bilden — zumal in Gegenden fortgeschrittener Kultur — die Ausnahmen. Aus leicht erkennbaren Gründen: Die Entfernung der Außenschläge vom Mittelpunkte, dem Gutshof, darf im Interesse eines unbehinderten Betriebes über ein bestimmtes Höchstmaß nicht hinausgehen. Deshalb führt auch eine Besitzanhäufung in einer Hand, so einheitlich auch immerhin die Wirtschaftsführung gestaltet sein mag, fast niemals zu einer Betriebskonzentration. Auch auf den größten Herrschaften bleibt die Betriebsgröße der einzelnen Güter meist unverändert dieselbe. Woraus sich denn der Schluß ziehen läßt, daß eine etwelche Ammassationstendenz im Grundbesitz, wie sie hier und da in einigen Teilen Ostelbiens beobachtet wird, außerhalb des wirtschaftlichen Kausalzusammenhanges steht und daher von unserem Standpunkte aus gesehen als „zufällig" und der Verfolgung nicht wert erscheint.

Wollten wir nun aber weiter aussagen: es bestehe auch keinerlei Tendenz, daß sich der „Kleinbetrieb" (wie er im Rahmen einer bäuerlichen Wirtschaft sich gestaltet) zum „Großbetriebe" entwickele, so würde dies nicht völlig den Tatsachen entsprechen. Freilich, daß sich der Kleinbetrieb als Ganzes nicht verpflichtet glaubt, dem Großbetriebe den Platz zu räumen, ergibt sich bereits aus dem, was wir in dem ersten Abschnitte dieses Kapitels in Erfahrung gebracht haben. Anders verhält es sich mit einzelnen Teilen des landwirtschaftlichen Betriebes. Dieser umschließt nämlich in seiner überkommenen Gestaltung Produktionsvorgänge, die mit der Landwirtschaft überhaupt nichts zu tun haben, vielmehr rein gewerblichen Charakters sind. Sobald man nun diese nur zufällig angegliederten Vornahmen in eigenen Betrieben verselbständigte, so verfiel begreiflicherweise deren Organisation den Gesetzen der Betriebsgestaltung in der gewerblichen Produktionssphäre, neigte also zum „Großbetriebe". Die Vornahmen, um die es sich handelt, betreffen die weitere Verarbeitung der in der Landwirtschaft gewonnenen

Stoffe, namentlich die Erzeugung von Molkereiprodukten und die Weinbereitung. Es ist ersichtlich, daß diese Produktionszweige ebenso wie die Fleischerei oder Müllerei oder Malzbereitung oder Spinnerei den stoffveredelnden Gewerben zuzurechnen sind und also auch deren Entwicklungsbedingungen unterliegen. Daß die Großbetriebe, zu denen sich Molkerei und Weinbereitung in letzter Zeit auszuwachsen beginnen, meistens die Wirtschaftsform der Genossenschaft annehmen, ist ein zufälliger Umstand. Sie könnten ebensogut auf kapitalistischer Basis ruhen und tun es auch häufig. Die Genossenschaftsbildung ist aber wichtig für das Schicksal der bäuerlichen Wirtschaften. Sie begründet die Möglichkeit, daß auch der kleine landwirtschaftliche Betrieb als solcher weiterbestehen kann und doch an den Vorteilen des Großbetriebes, in den die verselbständigten gewerblichen Tätigkeiten übergeführt werden, teilzunehmen vermag.

Es war von den Molkereigenossenschaften schon die Rede. Ihre Entwicklung in den letzten Jahren ist sehr bedeutend, wie aus folgenden Ziffern hervorgeht. Molkereigenossenschaften gab es in Deutschland am 1. Juli 1890 erst 639, am 1. Juli 1910 schon 3230. Von den 875 berichtenden Molkereien des Allgemeinen Verbandes waren (1901) nur 8 älter als 20 Jahre, 152 älter als 10 Jahre. Die durchschnittliche Mitgliederzahl einer Molkerei stieg von 45 im Jahre 1892 auf 97 im Jahre 1910. Es wurden von den Genossen über 2½ Milliarde Liter Milch eingeliefert, wofür ihnen 212½ Millionen Mark bezahlt wurden.

Die Statistik belehrt uns aber auch, daß es vorwiegend bäuerliche Wirtschaften sind, die ihre Milch in diesen Genossenschaftsmolkereien verarbeiten lassen. Nach einer Zusammenstellung von Mayrs für das Jahr 1895 waren an Molkereigenossenschaften beteiligt, lieferten also ihre Milch in eine Großmolkerei 139197 Betriebe mit einer Wirtschaftsfläche von weniger als 100 ha (53597 waren Betriebe mit 5 bis 20 ha, 43561 mit 20 bis 100 ha), während nur 8805 Betriebe größer waren. Jene bäuerlichen Wirtschaften besaßen zusammen 721511 Kühe, diese Gutswirtschaften (unter denen immer noch ein beträchtlicher Teil stark bäuerliches Gepräge tragen wird) 361435.

Minder großartig, aber doch auch verhältnismäßig nicht unbedeutend ist die Entwicklung der Winzergenossenschaften gewesen. Die meisten von ihnen sind ebenfalls erst im letzten Jahrzehnt entstanden. Während es 1870 erst eine, 1880 14 und 1890 29 gab, beträgt ihre Anzahl im Jahr 1910 bereits nahe an 200. Übrigens wird gerade im Gebiete des Weinbaues

es für zweifelhaft gehalten, ob die genossenschaftliche und darum großbetriebliche Weinbereitung hinreichen werde, um den kleinen Winzer, der niemals die Qualitätsweine der großen Weinbergsbesitzer zu erzeugen vermag und deshalb der in Zukunft sich wahrscheinlich verstärkt fühlbar machenden Konkurrenz der italienischen Weine in besonders empfindlicher Weise ausgesetzt sein wird, eine gesicherte Existenz zu verschaffen. Das Problem ist hier kein Problem der Betriebsgestaltung, wie es scheint, sondern der Gunst der Lagen.

Wenn in der eigentlichen Landwirtschaft keinerlei Tendenz sich bemerkbar macht zum Aufgehen des kleinen Betriebes in dem großen — die Ziffern der Anlage 27 lassen sogar auf eine unbeträchtliche Verringerung der Großbetriebe schließen, — so möchte ich den Grund hierfür vor allem in der Tatsache erblicken, daß die Eigenart der landwirtschaftlichen Produktion eine ganz bestimmte Vornahme nicht zuläßt, auf der die Überlegenheit des Großbetriebs beispielsweise in der gewerblichen Produktionssphäre, wie mir scheint, vornehmlich beruht: ich meine die Zerlegung des Produktionsprozesses in seine einzelnen Bestandteile und eine Ordnung des Betriebes derart, daß die einzelnen Teilprozesse nebeneinander oder, was dasselbe ist, zu gleicher Zeit ausgeführt werden. Das geschieht, wie bekannt, in jeder Manufaktur oder Fabrik, in der zu gleicher Zeit die Baumwollballen geöffnet, die Baumwolle gereinigt, vorgesponnen, feingesponnen und das fertige Garn gebleicht und verpackt wird. Hierdurch wird die einzelne Arbeitsverrichtung spezialisierter und darum die Arbeitsleistung produktiver, desgleichen kann die Maschinerie für die einzelnen Teilprozesse vollkommener gestaltet werden; die gleichzeitige Bearbeitung großer Mengen, d. h. die Anwendung des materialvereinigenden Verfahrens bringt aber auch sonst noch zahlreiche Vorteile mit sich. Im ganzen vollzieht sich der Prozeß schneller und wird auch in seiner Gesamtdauer abgekürzt. Diese Abkürzung ist aber eines der wesentlichen Mittel, durch die die Steigerung der Produktivität bewirkt wird. In der Landwirtschaft kann von alledem keine Rede sein: sowohl der Gesamtproduktionsprozeß (von der Bestellung bis zur Ernte) ist in seiner Dauer festgelegt, als auch seine einzelnen Teile, die in notwendiger, weil natürlicher Reihe aufeinander folgen. Man kann nicht zu gleicher Zeit (bei derselben Frucht) pflügen, säen und ernten. Weil aber somit arbeitzerlegendes und materialvereinigendes Verfahren, auf deren Anwendung ein gut Teil der Vorzüge des Großbetriebes in der Industrie beruht, in der Landwirt-

schaft nicht, oder nur sehr unvollkommen anwendbar sind, so entfällt einer der wichtigsten Gründe, auf die die Überlegenheit des Großbetriebes zurückzuführen ist.

Dazu kommt, daß dagegen andere Organisationsprinzipien oder Techniken, die ebenfalls in der Industrie dem Großbetriebe einen Vorsprung vor dem Kleinbetriebe verschaffen, weil sie diesem verschlossen sind, von dem landwirtschaftlichen Kleinbetriebe fast in gleichem Maße wie von dem Großbetriebe in Anwendung gebracht werden können. Das gilt (wie noch zu zeigen sein wird) vom wissenschaftlichen, aber auch vom maschinellen Verfahren. Es ist zu bedenken, daß (vom Dampfpfluge vielleicht abgesehen) alle auch vom Großbetriebe in der Landwirtschaft vorteilhaft genutzten Maschinen von einem Ausmaße sind, das auch im kleinbäuerlichen Betriebe ihre Verwendung gestattet, und von einer Kraft (der tierischen) bewegt werden, die ebenfalls dem kleinen Betriebe gleicherweise zur Verfügung steht. Bewegung eines Systems von Maschinen von einer Kraftzentrale aus, wie in vielen Industriezweigen, war in der Landwirtschaft bisher ausgeschlossen.

Wo übrigens das Ausmaß der Arbeitsmaschine (wie z. B. der Dreschmaschine) über die Leistungsfähigkeit des kleinen Betriebes hinausgeht, ist die Beschaffung auf genossenschaftlichem Wege wiederum ein, wie es scheint, bewährtes Auskunftsmittel geworden, um dem Kleinbetriebe Hilfe zu leisten.

Aber auch die anderen Tendenzen der Betriebsgestaltung, die wir von der Industrie her kennen (Spezialisation und Kombination), lassen sich in der Landwirtschaft entweder gar nicht oder doch nur in ganz verschwindender Stärke nachweisen. Zwar findet hier und da (meist weil Boden oder Klima es erheischen) eine Bevorzugung einzelner Produktionszweige, etwa der Viehzucht gegenüber dem Ackerbau statt, ganz kleine Wirtschaften verlegen sich wohl auch ausschließlich auf die Hervorbringung eines bestimmten Erzeugnisses (Tabak, Hopfen oder dgl.). Aber das alles fällt der großen Masse gegenüber gar nicht ins Gewicht. Als fast ausnahmslose Regel darf vielmehr gelten, daß der Grad der Spezialisation in den einzelnen Landwirtschaftsbetrieben am Ende des Jahrhunderts eher niedriger ist als zu Beginn, anders ausgedrückt: daß die Mannigfaltigkeit der in einem Betriebe gewonnenen Erzeugnisse heute größer ist als vor hundert Jahren.

Die Gründe dieser Erscheinung sind jedem Landwirt vertraut. Professor Backhaus hat sie vor einiger Zeit in einem lehrreichen Aufsatze über die

„Arbeitsteilung in der Landwirtschaft“ (Conrad 1894) urteilsvoll zusammengestellt. Es gilt zu bedenken, daß schon Boden und Klima sich einer beliebigen Spezialisierung des landwirtschaftlichen Betriebes hindernd in den Weg stellen. Es ist ferner in Rücksicht zu ziehen, daß eine Beschränkung in der Zahl der Anbaugewächse den obersten Grundsätzen der Statik zuwiderläuft: die Abwechselung von Pflanzen erspart Düngung, die sonst auf künstlichem Wege dem Boden zugeführt werden müßte. Namentlich erheischt eine rationelle Fruchtfolge den Anbau auch von Blattpflanzen, die großenteils Futterpflanzen sind und zur Viehhaltung drängen. Diese selbst ist zwecks Beschaffung der bewegenden Kraft, sowie billigen Düngers unentbehrlich usw. Dann aber wächst mit zunehmender Spezialisierung die Unsicherheit der Betriebserzeugnisse: zu trockene oder zu feuchte Sommer wirken naturgemäß um so schädlicher, je gleichförmiger die Anforderungen der Anbaugewächse an die Witterung sind. Bei starker Spezialisierung ist die Ausnutzung der Arbeitskräfte geringer, weil diese alsdann periodenweise brach liegen müssen. Ebenso ist die vorteilhafte Ausnützung von Nebenprodukten bei einseitiger Wirtschaftsführung oft geradezu unmöglich: der Abfälle aus der Hauswirtschaft zur Schweinemast, und was dergleichen mehr ist.

Wo aber keine Spezialisation der Betriebe sich herausbildet, da kommt es auch zu keiner Kombination: das müssen wir aus der Betrachtung der industriellen Entwicklung gelernt haben.

Eine Ausnahmestellung nach beiden Richtungen hin nehmen vielleicht einige ganz große herrschaftliche Verwaltungen ein. Diese, die meist in mehrere Betriebe zerfallen, lassen wohl gelegentlich eine Art von Spezialisation unter den einzelnen Betrieben eintreten, so daß der eine mehr der Schafzucht, der andere mehr der Schweinezucht dient, in diesem die einheimische Viehrasse, in jenem fremde Rassen gezüchtet werden usw., und stellen dann natürlich auch eine aus mehreren Spezialbetrieben kombinierte Wirtschaft dar. Aber auch diese Entwicklung, weil nicht aus ökonomischen Ursachen entspringend, darf nicht als eine irgendwie allgemeine Erscheinung in der Gestaltung der landwirtschaftlichen Betriebsorganisation angesehen werden.

Aus dem gleichen Grunde darf man einen anderen entgegengesetzten Entwicklungsgang nicht als eine irgendwie gesetzmäßige Erscheinung betrachten, so häufig sie sich in einzelnen Gegenden vielleicht auch einstellen mag. Ich

meine die übermäßige Verkleinerung der Betriebe in Gebieten stark zersplitterten Besitzes. Über eine solche wird vielfach im Westen und Südwesten Deutschlands geklagt, wo in der Tat die Betriebsgrößen, wie die Ziffern in Anlage 25 erkennen lassen, weit unter das Ausmaß hinuntergehen, bei dem häufig überhaupt noch eine irgendwie rationelle Betriebsführung möglich ist. Wobei allerdings zu berücksichtigen bleibt, daß sich schematisch gar keine Mindestgröße für einen landwirtschaftlichen Betrieb feststellen läßt, maßen Intensitätsgrad und Eigenart der gewonnenen Produkte auch in ganz kleinen Rahmen noch rationelle Landwirtschaft oder, wenn die Betriebe noch kleiner werden, rationellen Gartenbau zulassen. Daß die Besitzzerstückelung in dem genannten Gebiete eine Folge der realen Erbteilung bei großem Kinderreichtum ist, ist bekannt.

Bisher waren die Ergebnisse unserer Nachforschungen also wesentlich negativer Natur. Wenn wir nun Umschau halten nach dem, was sich tatsächlich in der Organisation der landwirtschaftlichen Betriebe an Veränderungen (und es sind nicht wenige) während des neunzehnten Jahrhunderts vollzogen hat, so wird es erlaubt sein, die Aussagen für Klein- und Großbetrieb zusammenzufassen. Denn in der Tat sind die Schicksale, die die Betriebsgestaltung in der Landwirtschaft erfahren hat, bis auf Einzelheiten, auf die am passenden Ort hingewiesen werden soll, annähernd dieselben für die einzelnen Betriebsgrößen gewesen. Oder es handelt sich wenigstens nur um quantitativ, nicht qualitativ verschiedene Gestaltung der Dinge. Da ist denn nun wohl an erster Stelle der Erwähnung wert die Tatsache, daß dank der zum größten Teile bis zum Schlusse des Jahrhunderts durchgeführten Landeskulturgesetzgebung die einzelnen Betriebe von den Fesseln befreit worden sind, in die sie durch die Gemengelage, sowie durch eine Anzahl lästiger Nutzungsrechte vorher geschlagen waren; daß gleichzeitig aber auch — wenigstens in dem Osten und Norden des Reichs — ihre Herauslösung aus allen Gemeinschaftsverhältnissen erfolgt ist, die im Laufe der Jahrhunderte aus dem Dorfverbande erwachsen waren. Die Gesetze, durch die jene „Agrarreformen" in die Wege geleitet wurden, sind uns bekannt. Leider sind wir über ihre Durchführung nicht in gleicher Weise unterrichtet.

Eine irgendwie brauchbare Auseinandersetzungsstatistik fehlt. Das Ergebnis, zu dem die Verfasser des neuesten Bandes vom „Boden des preußischen Staates" auf Grund eingehender Studien für das Königreich Preußen

gelangen, ist dieses: „daß die Aufteilung gemeinschaftlich benutzter Grundstücke im wesentlichen beendet" sei. Nur im Westen der Monarchie haben sich noch beträchtliche Reste der alten Marken erhalten. Soweit diese in Wäldern bestehen, ist ihre dauernde Erhaltung und forstmäßige Bewirtschaftung durch das Gesetz vom 14. März 1881 gesichert. Vielfach hat jetzt überhaupt eine rückläufige Bewegung in der Behandlung der Allmenden eingesetzt: man hat die schon erwähnten schädlichen Wirkungen ihrer Aufteilung namentlich auf die kleinsten Wirtschaften erkannt und sucht ihrer weiteren Verringerung Einhalt zu tun. In Süddeutschland ist der Bestand an Allmenden ebenso wie in Rheinland noch heute nicht unerheblich. Nach den Ermittelungen, die bei Gelegenheit der 1895er Zählung veranstaltet worden sind, gab es 382833 landwirtschaftliche Betriebe mit Anteil am Gemeindeland, dessen Gesamtfläche 168097 ha. Davon entfielen auf Baden 31357, Elsaß-Lothringen 25062, Bayern 24263, Württemberg 23011 (Schwarzwaldkreis allein 15217), Großherzogtum Hessen 5686, Provinz Hessen-Nassau 5322, Rheinprovinz 21390, Hohenzollern 3347 ha, auf die genannten Gebiete zusammen also 139436 ha. Man sieht freilich: im ganzen handelt es sich doch nur um geringe Reste, wenn man die heutigen Bestände an Gemeindeland mit denjenigen vergleicht, die zur Zeit der alten Dorfwirtschaft notwendig haben vorhanden sein müssen und sicher zu Beginn des Jahrhunderts noch vorhanden waren. Von der Gesamtanbaufläche des Deutschen Reichs machen jene 168097 ha nur noch 0,39% aus. Und selbst im Großherzogtum Baden sind es nur 3,6% der Gesamtfläche, die als „Anteile am Gemeindeland" ermittelt wurden.

Was die „kulturschädlichen Servituten" anbetrifft, so bemerken unsere Gewährsmänner für Preußen, daß die meisten von ihnen, „soweit sie nicht durch die Gemengelage und Wegelosigkeit der Grundstücke in den nicht zusammengelegten Fluren bedingt sind", „unzweifelhaft gegenwärtig beseitigt" seien.

Über die Ausführung des wichtigsten Teils der Landeskultur-Gesetzgebung: die Zusammenlegung (Verkoppelung) der Grundstücke sind wir nun aber leider noch weniger zureichend unterrichtet. Wir wissen nur so viel, daß in den östlichen Provinzen des Königreichs Preußen Großgrundbesitz und bäuerlicher Grundbesitz heute „meist genügend arrondiert" sind, daß dagegen „noch eine große Anzahl von Fluren in den westlichen Provinzen des Staates (und man wird hinzufügen dürfen: in den süddeutschen

Staaten ebenfalls) der Zusammenlegung" bedürfen. Doch stimmen alle Angaben darin überein, daß auch in diesen Gebieten, „namentlich in neuerer Zeit, die Reform erheblich fortgeschritten" ist. Wieviel nun aber von der Gesamtfläche des Deutschen Reichs tatsächlich noch im Gemenge liegt, ist nicht möglich festzustellen. Wir müssen uns also hier mit diesen summarischen Umschreibungen Genüge sein lassen.

Da mit den Separationen und Zusammenlegungen meist auch die Anlage eines verzweigten Wegenetzes verbunden war, so wurde in den wohlarrondierten, bequem zugänglichen Flächen gleichsam der Rahmen geschaffen, in dem sich eine Modernisierung des landwirtschaftlichen Betriebes vollziehen konnte. Die Hohlwege und Moore, die breiten planlosen Raine und die wilden Schlehdornsträuche verschwanden auch von den Feldern, die nun, in regelmäßige Rechtecke zerlegt, von schnurgeraden, teilweise gepflasterten Straßen durchzogen — ich habe das Bild der landwirtschaftlich am meisten fortgeschrittenen Provinz Sachsen vor Augen — den Rationalismus verkörperten, der langsam in die Landwirtschaft eindrang.

Daß am Schlusse des Jahrhunderts die Gesichtspunkte rationeller Wirtschaftsführung die Großbetriebe in ihrer großen Mehrzahl, aber auch von den bäuerlichen Betrieben einen nicht unbeträchtlichen Teil beherrschen, darauf lassen eine Menge Anzeichen sicher schließen.

Ich denke dabei in erster Linie an die glänzende Entwicklung, die in Deutschland, namentlich wiederum während der letzten Jahrzehnte, das landwirtschaftliche Vereinswesen, sowie der landwirtschaftliche Unterricht erlebt haben. Die Anfänge einer lebhafteren Vereinsbildung fallen in die 1840er Jahre. Seitdem ist die Organisation von Jahrzehnt zu Jahrzehnt vervollkommnet worden: allerwärts sind Orts-, Zweig- und Kreisvereine gegründet, diese schufen sich in Preußen in den Zentralvereinen der einzelnen Provinzen (denen dann ähnliche Instanzen in den übrigen deutschen Ländern nachgebildet sind) ihre Spitze, während die Zentralvereine Preußens in dem 1842 begründeten Landesökonomiekollegium, Deutschlands in dem 1872 ins Leben gerufenen Deutschen Landwirtschaftsrat gipfelten. Preußen besaß bis zur Gründung der Landwirtschaftskammern (1894), die jetzt meist an die Stelle der Zentralvereine getreten sind, 22 Zentralvereine, 2348 Vereine mit etwa 200000 Mitgliedern. Unter den Kammern aber soll sich noch eine weitere starke Vermehrung der Einzelvereine vollzogen haben. Die landwirtschaftlichen Vereine hatten aber für

die Entwicklung der modernen Landwirtschaft darum eine so große Bedeutung, weil sie von jeher als eine ihrer Hauptaufgaben betrachten: die Errichtung von agrikultur-chemischen Versuchsstationen, die Pflege des Wanderlehrerwesens, kurz die Verbreitung landwirtschaftlich nützlicher Kenntnisse. Ihnen zur Seite stehen dann zahlreiche Spezialvereine, unter denen die Züchtervereinigungen einen hervorragenden Platz einnehmen. Züchtervereinigungen gab es im Jahre 1887 in Deutschland 88, am Ende des Jahrhunderts bereits 541. Für die Verbreitung moderner Ideen in weiten Kreisen der Landwirte sind dann aber neben den ständigen Vereinen die schon in den 1820er Jahren beginnenden Wanderversammlungen deutscher Land- und Forstwirte bedeutsam geworden, an denen häufig Tausende von Personen begeisterten Anteil nahmen. Ihnen zur Seite trat die im Jahre 1841 in Erfurt gegründete „Deutsche Ackerbaugesellschaft", deren vornehmster Zweck die Förderung des Ausstellungswesens war. Sie ist im Jahre 1886 abgelöst worden durch die von vornherein auf breitere Basis gestellte und seitdem zu großartiger Entwicklung gelangte „Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft", die am Schlusse des Jahrhunderts 13000 Mitglieder zählte. Die Hauptverdienste dieser Vereinigung liegen in der Förderung des Ausstellungswesens auf ihren Jahresversammlungen, sowie in der Veranstaltung wissenschaftlicher und praktischer Untersuchungen und der Herausgabe landwirtschaftswissenschaftlicher Schriften. Damit greift sie in das Gebiet des landwirtschaftlichen Unterrichts hinüber, der, wie schon hervorgehoben wurde, in Deutschland ebenfalls zu hoher Blüte gelangt ist.

Nicht nur, daß die Vertretung der Landwirtschaftswissenschaft an den deutschen Universitäten und in den selbständigen landwirtschaftlichen Instituten immer vollkommener nach Lehrplänen und Methoden sich gestaltet hat, und daß dadurch einem immer größeren Kreise von Großlandwirten die Möglichkeit geboten wird sich die neuesten Früchte dieses blühenden Wissenschaftszweiges alsobald anzueignen: auch das mittlere und niedere landwirtschaftliche Unterrichtswesen ist in den letzten Jahrzehnten mächtig gefördert worden und verschafft den bäuerlichen Wirten schon jetzt reichliche Gelegenheit, sich das erforderliche Maß von Kenntnissen anzueignen.

Während die Landwirtschaftsschulen dazu bestimmt sind, die kleinen Großgrundbesitzer und die Großbauern theoretisch und praktisch für ihren Beruf vorzubilden, haben die Ackerbauschulen und landwirtschaftlichen Winterschulen die Aufgabe, den kleineren bäuerlichen Wirten das notwendige

Wissen zu vermitteln. Den genannten Einrichtungen fügen sich ergänzend an; die landwirtschaftlichen oder ländlichen Fortbildungsschulen, endlich das Institut der landwirtschaftlichen Wanderlehrer.

Eine besondere Bedeutung haben für die Landwirtschaft die Versuchsstationen erlangt, die in dem „Verbande landwirtschaftlicher Versuchsstationen im Deutschen Reich" zusammengeschlossen sind. Ihre Organisation ist wesentlich vervollkommnet. Während noch vor einem Menschenalter die Hauptbedeutung der Versuchsstationen für den Ackerbau in der chemischen Untersuchung der Düngemittel und den damit verbundenen wissenschaftlichen Arbeiten beruhte, besitzt die moderne Versuchsstation nicht allein den chemischen Apparat, sondern ist mit einer botanischen Abteilung zur Untersuchung von Sämereien und zur Beantwortung sonstiger botanischer Fragen versehen. Die Wichtigkeit der bakteriologischen Forschung hat ferner die Notwendigkeit gezeitigt, auch besondere Abteilungen dafür einzurichten. Milchwirtschaftliche Abteilungen u. a. vervollständigen die Anlage. Ein sehr wichtiger Fortschritt aber besteht darin, daß zur Prüfung von Düngungs- und Anbaufragen mit den Laboratorien ein Versuchsgarten oder auch schon ein Versuchsfeld verbunden zu sein pflegt.

Aber weshalb ich dies alles hier erzähle, während ich vom gewerblichen und kaufmännischen Unterrichts- und Vereinswesen gar nicht gesprochen habe? Weil diesen Erscheinungen für die Landwirtschaft eine wesensandere und viel größere Bedeutung zukommt als für irgendein anderes Gebiet der Volkswirtschaft (so nützlich selbstverständlich eine gute Organisation des Vereins- und Unterrichtswesens auch für Handel und Industrie ist). Überall sonst sind sie nur Förderer eines ökonomisch-technischen Fortschritts, der sich unter dem Zwange der Konkurrenz, aber auch ohne sie vollzieht: in der Landwirtschaft sind sie vielfach dessen Erzeuger. Der Gewerbetreibende und der Händler, die lässig in der Annahme moderner Grundsätze und Methoden sind, werden durch den Untergang der eigenen Wirtschaft für diese Unterlassung gestraft: das geschieht beim Landwirt nicht. Diesem entgeht zwar, wie wir wissen, ein Gewinn, wenn er in der Väter Weise weiter wurstelt, aber zugrunde zu gehen braucht er deshalb noch lange nicht. Es ist also leicht einzusehen, daß ihm gegenüber Vereins- und Unterrichtswesen ganz andere Aufgaben zu erfüllen haben, wie gegenüber andern Wirtschaftssubjekten.

Wenn wir nun aber auch nur wüßten, in welchem Umfange diese Fort-

schrittswecker ihre Mission erfüllt haben! Das läßt sich ziffernmäßig natürlich ganz und gar nicht ermitteln. Wir werden uns deshalb mit der Feststellung begnügen müssen, in welcher Richtung die Fortschritte liegen, die sich in der Betriebsgestaltung der Landwirtschaft während des verflossenen Jahrhunderts vollzogen haben.

Die starke Abhängigkeit, in der sich die Landwirtschaft von der Mitwirkung der Natur befindet, bringt es mit sich, daß der Schwerpunkt aller Betriebsfortschritte immer in der Verbesserung der Anbauweise liegen wird, d. h. der vollkommeneren Beherrschung der natürlichen Wachstumsprozesse. Wir wissen aus dem Kapitel über die Technik, daß die Wissenschaft in dieser Hinsicht der Landwirtschaft während des neunzehnten Jahrhunderts ganz neue Wege gewiesen hat. Worauf es nun ankam, war: die Gesetze der Pflanzenernährung durch eine sinngemäße Betriebsanordnung in der Wirklichkeit zu voller Entfaltung zu bringen. Das geschah in erster Linie, wie bekannt, durch eine Verbesserung der Fruchtfolge: an Stelle der alten, den Boden zwar erschöpfenden, aber doch ihn nur wenig ausnützenden Körnerwirtschaften (deren typischer Vertreter die Dreifelderwirtschaft war) trat die Fruchtwechselwirtschaft, die auf dem Grundsatze regelmäßigen Wechsels zwischen Halm- und Blattfrüchten beruht. Sie ist heute, darf man annehmen, das herrschende Anbausystem auf den weitaus meisten großen Gütern, die hie und da schon im Begriffe sind, zur „freien Wirtschaft" überzugehen, hat aber auch in zahlreichen bäuerlichen Betrieben, wenigstens dort, wo die Zusammenlegung der Grundstücke erfolgt ist, heute bereits Eingang gefunden.

Die Vermehrung des Viehfutters infolge stärkeren Anbaus von Futterpflanzen führte zu einer Vergrößerung des Viehbestandes, diese wiederum ergab die Möglichkeit reichlicherer Düngung. Aber damit nicht genug: man hat die Düngerzufuhr durch Einführung der Gründüngung, sowie durch Verwendung künstlicher Dünger noch weiter gesteigert, wie aus den Ziffern sich entnehmen läßt, die ich im achten Kapitel mitgeteilt habe.

Der besseren Düngung kam die Tiefkultur zu Hilfe, um den Acker ertragfähiger zu machen: Anfang des Jahrhunderts betrug die Furchentiefe nur 10 cm, heute durchschnittlich 26 cm, im Hochbetriebe mit Tiefkultur aber 30—40 cm. Die natürlichen Mängel des Bodens versuchte man durch Drainage, Mergelung, Moorkultur und andere Mittel mit Erfolg zu beheben.

Gleichzeitig fand das maschinelle Verfahren immer mehr Anwendung,

worüber ich ebenfalls bereits ziffermäßigen Aufschluß im achten Kapitel erteilt habe. Die vorhandenen Maschinen wurden verbessert: die Drillmaschine ersetzte die Breitsämaschine und ermöglichte die Anwendung der Hackkultur auch bei Halmfrüchten u. dgl.

Daß auch, wie bereits hervorgehoben wurde, der bäuerliche Mittelbetrieb sich in weitem Umfange das maschinelle Verfahren zunutze gemacht hat, dafür legen die Ziffern der Statistik ebenfalls Zeugnis ab. Sie geben uns auch Aufschluß über die nicht unbeträchtliche Zunahme der Maschinenverwendung in den genannten Betrieben. Von den kleinbäuerlichen Betrieben (5—20 ha) arbeiteten 1895 überhaupt 45,8%, 1907 schon 72,8% mit Maschinen. Die Zahl der Betriebe dieser Größenklasse, die Mähmaschinen benutzten, stieg von 1882—1895—1907 von 1493 auf 6746 auf 137624, diejenigen, die sich einer Dreschmaschine bedienten, im gleichen Zeitraum von 173317 auf 427869 auf 742723. Größere Bedeutung hat die Maschinenverwendung begreiflicherweise für die großbäuerlichen Betriebe (20 bis 100 ha). Von diesen wandten das maschinelle Verfahren 1895 78,79%, 1907 92,7% an. Mähmaschinen waren 1882 in 10681, 1895 in 19535, 1907 in 136104 Betrieben, Dreschmaschinen 1882 in 134132, 1895 in 227353, 1907 in 259623 Betrieben vorhanden.

Es wurde auch bereits darauf aufmerksam gemacht, daß sich die kleineren Betriebe die Möglichkeit, eine Maschine zu verwenden, in wachsendem Umfange auf genossenschaftlichem Wege verschaffen.

Besondere Fortschritte hat der landwirtschaftliche Betrieb dort gemacht, wo die Zuckerrübenkultur Eingang oder weitere Verbreitung fand. Diese erforderte eine tiefe und sorgfältige Bearbeitung und reiche Düngung des Bodens, wie sich andrerseits diese nicht nur durch ihre unmittelbaren Erfolge, sondern auch dadurch bezahlt machte, daß der Acker für die übrigen Gewächse ertragreicher wurde. Nun ist aber namentlich während des letzten Menschenalters das mit Rüben angebaute Areal ganz beträchtlich ausgedehnt worden. Noch 1873—1874 waren im Deutschen Reich erst 88877 ha mit Rüben angebaut; 1892—1893 dagegen schon 352015 ha, 1900—1901 447606 ha und 1911 496000 ha. Und zwar sind es gerade auch wieder die kleineren und mittleren Betriebe, die an dieser Steigerung besonders reichlichen Anteil haben. Im Jahre 1895 entfiel über die Hälfte der mit Rüben bestandenen Fläche auf die Betriebe mit weniger als 200 ha. Von den Betrieben aber, welche die Zuckerrüben lieferten, gehörten 6,41% den

Großbetrieben (über 100 ha) an, 23,53% dagegen waren Mittelbetriebe (20—100 ha), 41,63% Kleinbetriebe (5—20 ha) und 28,43% Betriebe mit weniger als 5 ha Wirtschaftsfläche.

Nicht mindere Fortschritte wie der Ackerbau aber hat während des neunzehnten Jahrhunderts die Viehzucht gemacht, der, wie schon angedeutet, ein Teil der Reformen unmittelbar zugute kam, die im Interesse der besseren Bodenausnutzung gemacht worden waren.

Der empfindlichste Punkt der alten Dreifelderwirtschaft war die zu geringe Produktion von Viehnahrung gewesen. Das Rindvieh wurde im Sommer auf die meist nicht sehr fette Naturweide getrieben, im Winter aber mit Strohfütterung kümmerlich hingehalten; das wenige Heu gab man den Pferden und den Schafen, auf denen denn auch bis in die Mitte des Jahrhunderts der Schwerpunkt der Viehwirtschaft ruhte. „Die Schafhaltung, konnte ein so erfahrener Landwirt wie Heinrich von Thünen feststellen, ist für den gegenwärtigen Moment (die 1820er und 1830er Jahre) die Angel, um welche sich die ganze Wirtschaftseinrichtung dreht." Wir kennen auch schon die Gründe, weshalb man in dieser Weise die Schafzucht bevorzugte: wegen des starken Wollbedarfs erst Englands, dann auch der sich entfaltenden heimischen Industrie, der in jenen Jahrzehnten, wie wir sahen, größtenteils durch die inländische Produktion gedeckt wurde. Seit Mitte des Jahrhunderts wird dann die Schafzucht stark vermindert; Rindvieh und Schweine ersetzen mehr und mehr das Schaf: entsprechend der zunehmenden Intensität des Wirtschaftsbetriebes.

Die Fruchtwechselwirtschaft lieferte jetzt reichliches Viehfutter, das noch vermehrt wurde durch die mehr und mehr in Aufnahme kommenden künstlichen Futtermittel sowie durch die Abfallprodukte der Zucker- und Spiritusindustrie, deren Verwendung wiederum die Ausdehnung der Stallfütterung beförderte. Gleichzeitig wurde die Wissenschaft von der Tierernährung ebenso wie die wissenschaftliche Züchtungslehre, letztere in Deutschland durch Männer wie Mentzel, Nathusius, Settegast und andere vervollkommnet und der Praxis zugänglich gemacht. Züchtungsvereine und Herdbuchgenossenschaften sorgten für die sinngemäße Durchführung der neu gewonnenen Einsichten.

Der Schwerpunkt der deutschen Viehwirtschaft, zumal der Viehzucht (mit Ausnahme der Schafzucht, die zur Hälfte den Großbetrieben zur Last fällt), ruht am Schlusse des Jahrhunderts mehr denn je in den mittleren und kleineren Betrieben. Das lassen die Ziffern der Statistik

deutlich erkennen. Von den rund 20 Millionen Stück Rindvieh entfielen nur etwas über 2 Millionen auf die Betriebe über 100 ha, von den 3491000 Pferden noch nicht ein Fünftel; und von diesen 650000 Pferden waren wiederum der größte Teil Ackervieh. Die Pferdezucht liegt also fast ausschließlich den bäuerlichen Betrieben ob. Daß von rund 19 Millionen Schweinen noch nicht anderthalbe Million in Großbetrieben gezählt wurde, wird uns nicht in Erstaunen versetzen.

Fragen wir nun aber nach dem volkswirtschaftlichen Ergebnis aller dieser Reformen, die der landwirtschaftliche Betrieb während des neunzehnten Jahrhunderts erfahren hat, so kann nicht zweifelhaft sein, daß er in einer gleichmäßig beträchtlichen Steigerung der Produktenmenge wie in einer Hebung der Qualität des Erzeugnisses gipfelt.

Es ist zunächst klar, daß der Übergang zu der modernen Betriebsweise eine bessere Ausnutzung des vorhandenen anbaufähigen Bodens im Gefolge haben mußte: das Ödland wurde verringert, Brache und ewige Weiden nicht minder. Die Anbaufläche dehnte sich dementsprechend aus. So nahm im Königreich Preußen alten Bestandes im Jahre 1852 (nach Reden) das „natürliche Grasland" noch 4,2 Millionen ha, 1900 („Weiden und Hutungen") nur noch 1,3 Millionen ha ein, die Fläche des Acker- und Gartenlandes dehnte sich dementsprechend von 11,7 auf 14,6 Millionen ha aus. Im Königreich Sachsen waren im Jahre 1843 als Acker- und Gartenland 785180 ha, im Jahre 1900 dagegen 843760 ha genutzt. Wir werden nicht zu hoch greifen, wenn wir den Umfang des anbaufähigen Landes, das die deutsche Landwirtschaft während des neunzehnten Jahrhunderts neu erobert hat, auf ein Viertel bis ein Drittel der Gesamtfläche ansetzen.

Aber viel beträchtlicher ist die Steigerung, welche die Ernteerträge während dieser Zeitspanne erfahren haben. Leider besitzen wir für die frühere Zeit (vor 1878) keine zuverlässige Gesamtstatistik der Ernteerträge im ganzen Reich. Die ziemlich übereinstimmenden Ziffern für einzelne Güter und Landesteile lassen jedoch den Schluß zu, daß in den beiden ersten Dritteln des Jahrhunderts bereits eine Steigerung des Durchschnittsertrages bei Weizen um die Hälfte, bei Roggen, Gerste, Hafer auf das Doppelte stattgefunden habe. Ich verweise zum Belege auf die Ziffern der Anlage 29. Aber auch in den letzten zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, für die wir die vergleichbaren Zahlen der Reichsstatistik besitzen, hat sich der Durchschnittsertrag weiter um ein Beträchtliches gesteigert. Bei Roggen

und Kartoffeln abermals um 50%, bei den übrigen Nährfrüchten um etwa ein Drittel.

Das gleiche gilt für die Viehzucht. Auch hier ist das Ergebnis eine starke Vermehrung des Viehbestandes (mit Ausnahme der Schafe), wie die Ziffern der Anlage 30 ersichtlich machen, der eine Steigerung des Lebendgewichts der einzelnen Tiere sowie eine Verbesserung der Rassen, Erhöhung des Nutzwertes (namentlich des Milchertrags bei Kühen) zur Seite gingen. Über die Qualitätsfortschritte lassen sich keine ziffernmäßige Angaben machen. Dagegen vermögen wir mit einiger Zuverlässigkeit die Gewichtszunahme, namentlich beim Rindvieh zahlenmäßig festzustellen. Dieterici nimmt für die Jahre 1828 und 1840 gleichmäßig das durchschnittliche Schlachtgewicht des Rindes mit 440 Pfund an, nach neueren Berechnungen (Kirstein) beträgt es jetzt 8 Zentner, das würde also einer Verdoppelung annähernd gleichkommen. Nach H. Werner würde die Steigerung des Lebendgewichtes des Rindviehs allein in den Jahren 1883—1892 18,3% betragen haben; von der Goltz schätzt die Vermehrung des Gewichtes und damit die Leistungen der einzelnen Tiere durch sinngemäßere Züchtung und Fütterung innerhalb der letzten zwanzig Jahre auf mindestens 10%.

Wollen wir das Ergebnis dieser Untersuchung zusammenfassen, so werden wir sagen dürfen: die Ergiebigkeit der deutschen Landwirtschaft ist während des neunzehnten Jahrhunderts sicher auf das Doppelte, vielleicht auf das Dreifache gestiegen. Professor Max Delbrück sagte sogar — allerdings in einer Festrede zur Verherrlichung des scheidenden Jahrhunderts —: auf das Vierfache! Von der gleichen Bodenfläche wird dieser mehrfache Ertrag erzielt. Ich nenne das eine Steigerung der Bodenproduktivität. Wie aber steht es um die Arbeitsproduktivität? Ist sie in gleichem Verhältnis, ist sie langsamer, ist sie gar nicht gestiegen, hat sie sich verringert? Will sagen: wird der erhöhte Ertrag mit einem verhältnismäßig gleichen, geringeren oder größeren volkswirtschaftlichen Aufwande erzielt? Dieser ist nicht zu verwechseln mit den privatwirtschaftlichen Produktionskosten, in denen ja die Arbeitslöhne eine besonders große Rolle spielen. Ist es während eines Jahrhunderts dank einer beispiellosen Vervollkommnung der Technik und einer entsprechenden Verbesserung der Betriebsorganisation der deutschen Volkskraft gelungen, das grausame „Bodengesetz“ vom abnehmenden Ertrage in seiner Wirksamkeit aufzuhalten? Wir wissen es nicht. Das einzige, was feststeht, ist dieses: daß die erheblichen Mehrerträge in der Landwirt-

schaft sicher ohne eine entsprechende Vermehrung der landwirtschaftlichen Bevölkerung erzielt worden sind. Wenn wir auch nur die Ergebnisse der drei letzten Berufszählungen miteinander vergleichen, so ergibt sich, daß die zur Landwirtschaft gehörende Bevölkerung im Deutschen Reich von 18704038 auf 17815187 auf 16920671 während des Zeitraumes von 1882—1895—1907 zurückgegangen ist. Aber hat die Verwendung von Produktionsmitteln während dieser Jahre so stark zugenommen, daß der gesamte Arbeitsaufwand sich doch gleich geblieben oder vielleicht gewachsen ist? Haben fremde Arbeiter das Defizit ganz oder zum Teil oder mehr als gedeckt? Wir wissen es nicht. Festzustellen (auf dem Wege der Einzeluntersuchung!), ob die Arbeitsproduktivität in der Landwirtschaft sinkt oder steigt, das „Gesetz vom abnehmenden Bodenertrage" also in Wirklichkeit gilt oder nicht, erscheint als die Aufgabe national-ökonomischer Forschung der nächsten Zeit.

Eines aber läßt sich jetzt schon mit völliger Sicherheit behaupten: mag es vielleicht auch der Landwirtschaft während des verflossenen Jahrhunderts gelungen sein, ihre Arbeitsproduktivität um einige Grade zu erhöhen: von einer so fabelhaften Zunahme der Produktivität, wie wir sie auf allen übrigen Gebieten des Wirtschaftslebens beobachtet haben, kann in der Sphäre der Landwirtschaft gar keine Rede sein. Auch in diesem entscheidenden Punkte erweist sie sich abermals als eine Provinz im Reiche der Volkswirtschaft, die nach eigenen Gesetzen regiert wird und eine Sonderbildung bleibt. Diese Erkenntnis wird uns nach allem, was die bisherige Untersuchung zutage gefördert hat, nicht mehr in Erstaunen versetzen.

Aber von den absonderlichsten Sondererscheinungen, wie sie in der Landwirtschaft auftreten, werden wir doch nun erst noch Kenntnis erhalten, wenn wir im folgenden das privatwirtschaftliche Fazit der geschilderten Entwicklung ziehen, d. h. der Frage nach der Rentabilität der Landwirtschaft unser Interesse zuwenden.

3. Landwirts Freuden und Leiden

Ich will hier zunächst einiges bemerken über den Wechsel der Konjunkturen, denen im Laufe des Jahrhunderts die Landwirtschaft ausgesetzt gewesen ist, und auf die bei mehreren Gelegenheiten bereits flüchtig unsere

Aufmerksamkeit gerichtet gewesen war. So erinnert sich der Leser vielleicht dessen, was ich über die Hausseperiode und den „Krach" in den beiden ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts seinerzeit bemerkt habe. Auch daß bis in die 1840er Jahre hinein deutsche Wollen und Flächse gesuchte Ausfuhrartikel waren, an denen hohe Verdienste gemacht wurden, wird ihm im Gedächtnis geblieben sein.

Dann aber seit der Mitte des Jahrhunderts, als die Ausfuhr schon anfing geringer zu werden, kam erst rechtes Leben in den Handel mit Agrarprodukten in dem Maße, wie in Deutschland selber die rasch erblühende Industrie und die mit ihr zunehmende Industriebevölkerung in den Städten eine neue kräftige Nachfrage erzeugten, eine Nachfrage, für deren Befriedigung die einheimische Landwirtschaft einstweilen so gut wie ausschließlich in Betracht kam. Ihren ziffermäßigen Ausdruck findet diese so überaus vorteilhafte Marktlage in dem stetigen und vielfach raschen Ansteigen der Preise fast aller Bodenerzeugnisse während der 1850er, 1860er und in der ersten Hälfte der 1870er Jahre. Ich verweise den Leser auf das Zahlenmaterial der Anlage, das ihm einen Einblick in die Preisbewegung während des neunzehnten Jahrhunderts gewährt.

Und nun kam der sattsam bekannte Rückschlag. Seit Ende der 1870er Jahre begannen (mit Ausnahme der Viehpreise) die Preise aller wichtigen Erzeugnisse der Landwirtschaft, denen sich zum Unglück für viele deutsche Landwirte bald auch die Zucker- und Spirituspreise zugesellten, mit konstanter Bosheit sich unablässig Schritt vor Schritt, ja hie und da sprunghaft, rückwärts zu konzentrieren, bis in die Mitte der 1890er Jahre, wo sie den einstweilen tiefsten Stand erreichten. Um welchen förmlichen Preissturz es sich handelte, machen die Ziffernreihen der Anlage ersichtlich. Die Tabelle B enthält die Hamburger Großhandelspreise, also die Weltmarktspreise im wesentlichen, in denen die rückläufige Bewegung in ihrer vollen Stärke zum Ausdruck kommt. Im Binnenlande war ihre Wucht schon abgeschwächt durch die Schutzzölle, deren seit 1879 die Agrarerzeugnisse teilhaftig wurden (1879 10 Mark, 1885 30 Mark, 1887 50 Mark, 1892 35 Mark für die Tonne Weizen oder Roggen). Trotzdem gingen auch auf dem Inlandsmarkte die Preise beträchtlich herunter. Die Tonne bayrischen, guten Mittelweizens, die im Durchschnitte der Jahre 1879 bis 1883 noch 215,3 Mark gekostet hatte, wurde 1894 mit 155,8, 1895 mit 164,3 Mark bezahlt. Der Tonnenpreis des entsprechenden Roggens fiel während des

gleichen Zeitraumes am gleichen Orte von 174,6 Mark auf 122,5 Mark und 134,7 Mark.

Die Gründe dieses allgemeinen Preisrückganges sind heute jedermann bekannt. Auch diejenigen Theoretiker, die geneigt sind, der Baisse-spekulation an der Börse einen (meines Erachtens übertrieben großen) Anteil an dem Preisfalle zuzuschreiben, können nicht leugnen, daß seit Ende der 1870er Jahre der Weltmarkt oder richtiger der Markt Westeuropa mit ungeheuren Mengen billigen Getreides überflutet worden ist, das man aus dem Innern Rußlands, Ungarns und den Balkanstaaten, aus Indien, Nordamerika und Argentinien heranzuschleppen nicht müde wurde. Die Vervollkommnung der Verkehrsmittel hatte die Möglichkeit geschaffen, die Erzeugnisse dieser meist sehr fruchtbaren, durchgängig aber ohne den Balast eines hohen Bodenpreises arbeitenden Länder an die Küste und von da auf die westeuropäischen Märkte zu bringen. Ein Blick auf die Frachtsätze, die ich an verschiedenen Stellen in diesem Buche für Wasser- und Landtransport mitgeteilt habe, genügt, um die Bedeutung der Verbesserung der Transporttechnik zu ermessen. Es kam dazu, daß jeder Kilometer Eisenbahn, der in die unbesiedelten Kolonialländer hineingeführt wurde, nicht nur einen neuen Bezirk für die Ausfuhr von Bodenerzeugnissen erschloß, sondern gleichzeitig ein paar Tausend europäische Kolonisten in die jungfräulichen Gebiete der neuen Welt verpflanzen half. Ein wütender Konkurrenzkampf zwischen den verschiedenen Ausfuhrländern um die Herrschaft auf den westeuropäischen Märkten bildet das letzte Glied in dieser Kette von Ursachen, auf deren Wirksamkeit die Senkung namentlich der Getreidepreise zurückzuführen ist.

Ist es also auch klar, aus welchen Gründen die Preise der meisten Agrarprodukte seit Ende der 1870er Jahre fielen, so bedarf es doch erst noch einer näheren Prüfung, weshalb denn ein derartiger Preisrückgang, wie für die gesamte westeuropäische, so auch für die deutsche Landwirtschaft so empfindliche Nachteile im Gefolge hatte. Anders ausgedrückt: warum diese nicht oder nur schwer imstande war, sich der veränderten Marktlage anzupassen, warum sie vielmehr in weitem Umfange in einen „kritischen" Zustand dank der geschilderten Entwicklung geraten ist. Um dies zu verstehen, müssen wir uns die Begleiterscheinungen vor Augen führen, die in unserer heutigen Wirtschaftsordnung mit jeder Preishausse für die Landwirtschaft verbunden zu sein pflegen.

Steigende Preise bedeuten wie überall so auch in der Landwirtschaft zunächst steigende Gelderträge. Mit den vermehrten Gelderträgen gewinnt aber auch die Quelle entsprechend an Bedeutung, aus der sie fließen; das heißt: steigende Gelderträge bedeuten Steigerung des Bodenwertes. Diese wiederum findet ihren Ausdruck sowohl in steigender Grundrente, wie sie in dem Steigen der Pachtpreise zur Erscheinung kommt, als auch in steigenden Bodenpreisen, deren Höhe man zu erkennen vermag, sobald ein Besitzwechsel stattfindet. Nun ist es aber ferner eine ganz allgemein gemachte Beobachtung, daß in Zeiten aufsteigender Konjunktur der Grund und Boden infolge freiwilliger Veräußerung häufiger seinen Besitzer wechselt: der frühere Eigentümer hat Lust zu verkaufen, um den gestiegenen Bodenwert in klingender Münze umzusetzen, ein Käufer aber findet sich leicht, weil die Aussicht auf die zukünftige Steigerung zum Kaufen reizt. Einige ziffermäßige Anhaltspunkte zur Erfassung dieses naturgemäßen Vorgangs bietet die Anlage 31. Der Glaube an eine Dauer der Preishausse verbreitet sich in allen Teilen der Bevölkerung. Deshalb ist man bei Erpachtung oder Erwerbung eines Grundstückes geneigt, höhere Preise zu zahlen, als sie der augenblicklichen Preislage auf dem Produktenmarkte entsprechen, gleichsam also die zukünftigen Mehrerträge zu diskontieren.

Das alles sind bekannte Dinge, deren wir uns nur zur rechten Zeit erinnern müssen. Um aber nachzuweisen, wie die geschilderten Zusammenhänge zu tatsächlicher Verwirklichung in der deutschen Landwirtschaft während der Jahre von 1850—1875 gelangt sind, bedarf es vielen statistischen Materials, mit dem ich den Text nicht gern belasten möchte. Ich stelle deshalb in einer besonderen Anlage eine Reihe von Tatsachen zusammen (über ihre Herkunft gibt mein Kapitalismus Aufschluß), in denen sich die Bewegung der Erträgnisse, der Grundrente, der Pacht- und Güterpreise während des genannten Zeitraumes und teilweise in den ihn begrenzenden Zeitläuften widerspiegelt. Sie machen ersichtlich, wie seit der Mitte des Jahrhunderts bis zum Ende der 1870er Jahre und selbst noch darüber hinaus beispielsweise die Pachtpreise der königlich preußischen Domänen sich verdreifachen, die Güterpreise aber ebenfalls auf mindestens das Doppelte, wenn nicht ebenfalls auf das Dreifache steigen.

Wie nun aber muß die Wirkung eines Preisfalles der Produkte sich äußern? Es sind offenbar zwei Möglichkeiten denkbar. Entweder die Produktivität der Arbeit wird durch Ausdehnung der Produktion, ver-

besserte Verfahrungsweisen, Vervollkommnung der Betriebsorganisation so gesteigert, daß trotz Senkung der Produktenpreise der Gesamtprofit unverändert bleibt. Der normale Ausweg für die Industrie, der jedoch der Landwirtschaft nicht offen steht. Denn wenn wir auch, wie ich an anderer Stelle hervorhob, nichts darüber wissen, in welchem Umfange die Arbeitsproduktivität in der Landwirtschaft sich verändert hat: das wird man auf Grund aller vorliegenden Produktionskostenberechnungen mit Sicherheit annehmen dürfen, daß die Produktivität nicht in einem solchen Maße gestiegen ist, um 1. den Mehraufwand an Produktionsmitteln; 2. die Steigerung der Arbeitslöhne; 3. die Senkung der Produktenpreise wett zu machen. Bleibt also nur die zweite Möglichkeit, wie sich die Wirkung eines Preisfalles der Produkte äußern kann: das ist die Herabminderung der Reinerträge. Mit den Erträgen wird aber auch die Grundrente fallen, wie sie ihren Ausdruck fast rein (natürlich nicht völlig rein, da der Pächter auch Zinsen und Amortisation für den Gebäudeaufwand, für Meliorationsanlagen usw. zu zahlen hat) in dem Pachtpreise findet.

Ein Rückgang der Pachtschillinge, wenn auch nur in bescheidenen Grenzen, hat denn auch seit Beginn der 1890er Jahre, teilweise sogar schon früher, Platz gegriffen. Im Großherzogtum Baden belief sich der durchschnittliche Pachtvertrag vom Hektar im Jahrzehnt 1878—1887 auf 90,7 Mark, im folgenden Jahrzehnt (1888/97) auf 85,6 Mark. In den sieben östlichen Provinzen Preußens waren die Pachten (nach einer Zusammenstellung Conrads) bei einer größeren Anzahl Güter (106—156) im Durchschnitt der Jahre 1870—1874 noch um 63,4% gegen früher gestiegen, im Jahrfünft 1875—1879 abermals um 72,5% gegen die zuletzt gezahlte Pacht, im folgenden Jahrfünft um 24,2%. Dann aber verringert sich die bisherige Pachtsumme im Jahrfünft 1885/89 von 100 auf 93,8, 1890/94 auf 89,9, 1895/99 auf 85,4. Die Pacht der altpreußischen Domänen belief sich für den Hektar nutzbarer Fläche im Durchschnitt des Jahres 1889 auf 39,10 Mark (Höchstbetrag), 1899 dagegen nur noch 36,48 Mark. Trotz dieser Herabsetzung haben sich die Pachtreste nicht unbeträchtlich vermehrt. Sie betrugen im Durchschnitt der Jahre 1881/82—1884/85 644289,17 Mark, 1896/97—1898/99 dagegen beinahe das Dreifache (1538229,89 Mark).

Nun aber die Güterpreise? Sie müssen selbstverständlich einen gleichen Abschlag erfahren wie die Erträge. Denn es muß stets im Auge behalten

werden, daß sie doch nur der Exponent eines bestimmten Ertrages sind, der selbst wieder von den Produktenpreisen abhängig ist. Brachte ein Gut einen Reinertrag von 9000 Mark und wurde es daraufhin mit 150000 Mark bezahlt, so ist es, wenn der Ertrag auf 6000 Mark sinkt, 100000 Mark und keinen Pfenning mehr wert. Gerade wie eine Aktie in diesem Falle von 150 auf 100 im Kurse fallen würde. Diese theoretisch einwandfreie Wertherabsetzung im Leben zu vollziehen, begegnet nun aber, wie sich denken läßt, einigen Schwierigkeiten. Den Inbegriff dieser Schwierigkeiten, die Bodenwerte der veränderten Marktlage anzupassen, pflegt man als „Agrarkrisis" zu bezeichnen.

Ist es nun aber in jeder Lage peinlich, sich damit abzufinden, seine Einnahmen wie sein Vermögen um ein Viertel oder ein Drittel verringert zu sehen, so stößt dieser Gewöhnungsprozeß bei der Landwirtschaft noch auf besondere Hindernisse. Ich will nicht davon sprechen, daß in zahlreichen Fällen die Wertverminderung mit einer Deklassierung gleichbedeutend sein würde, da es sich häufig genug um Existenzen handelt (ob gutsherrliche oder bäuerliche bleibt sich gleich), die just nur au niveau ihrer sozialen Klasse sich befinden, obwohl dieser Umstand schwer ins Gewicht fällt. Ich denke vielmehr an etwas anderes: nämlich an die Tatsache, daß die Landwirte fast sämtlich hoch verschuldete Güter bewirtschaften. Ist aber ein Gut verschuldet, oder gar hoch verschuldet, sage zur Hälfte, zu drei Fünftel des Ertragswertes, so nimmt die Frage der Herabminderung der Einnahmen oder der Güterpreise ein ganz anderes Gesicht an. Bleiben wir bei dem angenommenen Beispiele und lassen wir unser Gut zu drei Fünftel, also mit 90000 Mark zu durchschnittlich 4% verschuldet sein. Alsdann sind jährlich 3600 Mark Hypothekenzinsen zu entrichten. Die Einnahme des Landwirts, die ehedem 5400 Mark betragen hatte, sinkt auf 2400 Mark, das heißt nicht auf zwei Drittel (wie es der Ertragsverminderung entsprechen würde, wenn das Gut schuldenfrei wäre), sondern auf weniger als die Hälfte. Hatten aber dem Besitzer ehedem 60000 Mark zu eigen gehört, so bleiben ihm nach der Wertherabsetzung nur noch 10000 Mark: sein Vermögen sinkt also auf den sechsten Teil des früheren Betrages, während der Gutswert sich nur (wie wir annahmen) um ein Drittel verringert hatte. Das sind natürlich willkürlich angesetzte Ziffern, aber sie zeigen doch, daß die „Agrarkrisis" überall dort einen brennenden Charakter annehmen muß, wo die Landwirte hoch verschuldet sind. Denn hier bedeutet schon

eine leise Herabminderung der Erträge und des Bodenwertes leicht einen Luziferstur3 in die dunkle Tiefe.

Nun ist aber die Verschuldung wie der Schatten, der der Landwirtschaft in unserer Wirtschaftsordnung folgt. Aus nicht ganz naheliegenden Gründen, deren Erörterung ich mir an dieser Stelle versagen muß, ergibt sich zum Unterschiede von anderen Wirtschaftssphären in der Landwirtschaft leicht eine übermäßige Belastung mit sogenannten Besitzschulden, d. h. solchen, die nicht zum Zwecke der Ausweitung oder Hebung der Produktion (sog. Meliorationsschulden) aufgenommen werden, sondern die nichts anderes sind, als der Ausdruck für die schlichte Tatsache, daß einem Besitzer ein Gut nur zum Teile gehört, und daß sich sein Anrecht auf den Ertrag nur soweit erstreckt, als das Gut unverschuldet geblieben ist. Es kauft jemand ein Gut, dessen Preis 150000 Mark beträgt, und zahlt davon 60000 Mark an, so heißt das: er hat zwei Fünftel von dem Gute und seinem Ertrage erworben. Der Rest ist dem früheren Besitzer verblieben oder wer sonst die Hypotheken inne hat. Desgleichen wenn drei Geschwister dasselbe Gut beim Erbgange teilen, der älteste Sohn es (meinetwegen mit einer Vorzugserbquote von 10%) übernimmt und jeden seiner beiden Brüder mit einer Hypothek von je 45000 Mark abfindet. Es mag beachtet werden, daß alle Besitzschulden solcher Art (und sie bilden sicher den größten Teil der vorhandenen Schulden: wieviel wissen wir nicht; Sachkenner nehmen an, zwei Drittel bis drei Viertel) mit Kapitalismus auch nicht entfernt etwas zu schaffen haben. (Was übrigens zum Troste der mit Besitzschulden überlasteten Eigentümer wenig beitragen dürfte!)

Besitzschulden entstehen bei unserer heutigen Rechtsordnung immer, wenn das Gut vererbt wird und es den einzigen Besitz bildet: es sei denn, daß nur ein Erbe da ist oder die Miterben leer ausgehen. Letzteres ist beinahe der Fall in den Gegenden mit streng durchgeführter Anerbensitte, wie in den niedersächsischen Hofsiedelungsgebieten. Die Verschuldung im Erbgange wird dagegen um so größer sein, je weniger verbreitet die Sitte der Realteilung ist und je mehr die gleichmäßige Bedenkung der Erben im Testamente als Regel gilt. Man wird annehmen dürfen, daß diese Bedingungen für die Gebiete des Großgrundbesitzes am meisten zutreffen.

Besitzschulden entstehen nicht mit Notwendigkeit aber leicht, wenn das Gut durch Kauf erworben wird. Namentlich in Zeiten aufsteigender Konjunktur ist die Neigung, einen großen Teil des Kaufschillings als Hypothek

auf dem Gute stehen zu lassen, d. h. dieses mit einer geringen Anzahlung zu erwerben, besonders stark. Begreiflicherweise. Denn wenn tatsächlich die Hausse anhält, so ist jede Mark, die ich von dem Gutspreise nicht anzuzahlen brauche, dazu bestimmt, Wucherzinsen zu bringen. Der Erwerber wird um so reicher, je weniger er anzahlt; mit anderen, verständlicheren Worten: ein je größeres Gut er mit einem bestimmten Vermögen erwirbt. Beispiel: es besitzt jemand 50000 Mark und kauft damit im Jahre 1850 ein Gut im Werte von 50000 Mark (bezahlt also den ganzen Kaufpreis bar aus). Dieses Gut war 1870 mindestens 100000 Mark wert: Gewinn 50000 Mark. Derselbe Mann sei damals so gescheit gewesen, ein Gut im Werte von 200000 Mark zu kaufen und von dem Kaufpreise 150000 Mark sich kreditieren zu lassen. Im Jahre 1870 bekam er für sein Gut 400000 Mark, abzüglich der Hypothekenschuld also 250000 Mark. Gewinn: 200000 Mark. Also Haussekonjunkturen verstärken die Tendenz zur Besitzverschuldung. Natürlich sind sie auch besonders geeignet zur Vermehrung der Meliorationsschulden, maßen sie zur Erweiterung und Verbesserung der Produktion anregen. Nun können wir aber die Beobachtung machen, daß die hypothekarische Verschuldung der deutschen Landwirte, die fröhlich während der Aufschwungsperiode in die Höhe geklettert war, in den letzten beiden Jahrzehnten trotz der Mollstimmung, die überall auf dem Lande herrscht, doch nicht herabgegangen, auch nicht gleich geblieben, sondern noch ganz beträchtlich und zwar in immer beschleunigtem Tempo gewachsen ist. Wie erklärt sich diese auffällige Erscheinung? Sind die Meliorationsschulden doch noch vermehrt, um den Betrieb auf eine höhere Stufe zu bringen? Sind in wachsendem Umfange Personalschulden hypothekarisch eingetragen worden? Das könnte als ein Symptom der Gesundung angesehen werden, wenn man nicht etwa der Hypothese Conrads zuzustimmen geneigt ist, daß die zunehmende Verschuldung gerade Zeichen eines Notstandes sei, da es sich um Defizits in der Wirtschaftsbilanz handele, die man im Laufe der Jahre durch Aufnahme von Personalschulden zu decken sich genötigt gesehen habe. Aber ein derartiges Verfahren müßte ja binnen kurzem zu einem Ende mit Schrecken führen! Griechische Finanzgrundsätze in der deutschen Landwirtschaft? Genug: die Tatsache, daß die Verschuldung nicht nur immer weiter zunimmt, sondern in immer rascherem Schrittmaße wächst, ist nicht aus der Welt zu schaffen. Die Ziffern der Anlage 32 reden eine zu deutliche Sprache. Denn selbst wenn man einen

Teil der Zunahme hypothekarischer Eintragungen, die im Königreiche Preußen von 1883—1896 annähernd 2½ Milliarde Mark betragen haben soll (nach Ansicht der „Boden"-Verfasser sind es in den einzelnen Landesteilen 0—22 %) auf Hypotheken rechnet, die abbezahlt, aber nicht gelöscht sind, so bleibt doch ein recht erklecklicher Batzen übrig, um den die Landwirte ihr Bündel auf dem Rücken in wenigen Jahren beschwert bekommen haben. Übrigens finden die Ziffern der Tabelle I, das sind die Ziffern der Hypothekenbewegungsstatistik, ihre Bestätigung in den Ziffern der Schuldenstandsstatistik, wie sie die Tabelle II enthält (zur näheren Orientierung verweise ich den Leser auf das siebente Kapitel im sechsten Bande des „Boden"-Werkes). Danach würde die Zunahme der Verschuldung in dem genannten Zeitraume etwa 2 Milliarden Mark betragen.

Und zwar scheinen die bäuerlichen Besitzungen an dieser Neuverschuldung besonders stark beteiligt zu sein. Während die Verschuldung der größeren Güter nämlich von 1883—1896 nur um 18 % stieg, stieg die der großbäuerlichen um 37 %, die der kleinbäuerlichen um 55 %. Der Grund freilich, weshalb die größeren Güter nicht mehr verschulden, ist gerade kein sehr erfreulicher: weil sie nämlich so hoch bereits verschuldet sind, daß eine weitere Steigerung immer schwieriger wird. Denn auch nachdem die bäuerlichen Anwesen innerhalb der letzten Jahre so viel stärker mit Schulden belastet sind, ist ihre Verschuldung heute noch immer eine weit geringere als beim Großgrundbesitz, wie aus den Tabellen III, A und B ersehen werden kann. Diese Tabellen lassen auch deutlich erkennen, daß die Verschuldung im Osten des preußischen Staates weit mehr fortgeschritten ist als im Westen. Sondert man die einzelnen Besitzklassen nach Osten und Westen, so ergibt sich folgende Gesamtübersicht. Es sind hochverschuldet (mit mehr als 60 % des Schätzungswertes):

Großgütern über 1500 Mark	G. E. 54,7 %	13,5 %
Groß- u. Mittelbauern 300—1500 Mark	„ „ 19,9 „	7,5 „
Kleinbauern 90—300 Mark	„ „ 14,8 „	10,6 „

Wenn also die Annahme richtig ist, von der wir ausgingen, daß die Verschlechterung der Reinertragsverhältnisse, wie sie sich als Folge der veränderten Marktlage ergeben mußte, sich um so empfindlicher fühlbar macht, je verschuldeter eine Wirtschaft ist, so führen uns die Ziffern zu dem Schlusse, daß am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — allen technischen Errungen-

schaften zum Trotz — in der Landwirtschaft die Lage der kleineren bäuerlichen Wirte eine weniger gedrückte ist, als die der Gutswirte. Ferner aber auch, daß die „Agrarkrisis“ im Osten des preußischen Staates in schärferer Form auftritt, als im Westen und, können wir hinzufügen, in den außerpreußischen Staaten, in denen die Verhältnisse denen Westelbiens verwandter sind, als denen jenseits der Elbe. Diese günstigere Stellung des Bauerntums wird dann aber noch dadurch verstärkt, daß die bäuerlichen Wirtschaften im Verhältnis stärker als die Gutswirtschaften an der Hervorbringung solcher Produkte beteiligt sind, deren Preise der allgemeinen Senkung weniger oder gar nicht unterworfen sind, also namentlich des Viehes und seiner Erzeugnisse.

Freilich soll man, wenn man ein abschließendes Urteil über die Widerstandskraft der einzelnen Wirtschaftsgruppen oder der sie vertretenden Wirtschaftsprodukte, gewinnen will, die bedeutsame Tatsache in Rücksicht zu ziehen nicht unterlassen, daß scheinbar jetzt auch die bäuerlichen Wirtschaften erst recht anfangen, sich mit Schulden vollzusaugen. Und an dem Maße der Verschuldung, das müssen wir festhalten, hängt Wohl und Wehe der ländlichen Wirtschaft. Hier, wo es immer nur die Klarlegung der bestehenden Verhältnisse gilt, ist nicht der Ort, das Problem der Verschuldung unter wirtschaftspolitischem Gesichtspunkte zu betrachten. Nur die Feststellung möchte ich zum Schlusse dieses Kapitels machen, weil sie sich als das natürliche Ergebnis aller vorhergehenden Erörterungen gleichsam von selbst aufdrängt: daß alle andern Probleme an Größe und Bedeutung weit überragend, in der Sphäre der Landwirtschaft das Verschuldungsproblem sich heraushebt. Ja, ich glaube, man übertreibt nicht, wenn man sagt: das allgemeine Problem der Agrarpolitik (die „Arbeiternot“, die daneben drohend ihr Haupt erhebt, bildet ein Problem doch nur für einen Teil der größeren Wirtschaften) ist die Frage, wie man der zunehmenden Verschuldung Einhalt tun könne, ohne den ökonomischen Fortschritt der Landwirtschaft allzusehr zu verlangsamen. Aber wie gesagt: das alles gehört nicht hierher und muß der Erörterung in anderm Zusammenhange vorbehalten bleiben.

Ich möchte vielmehr dieses Kapitel mit einem ganz andern Gedanken endigen, den die in ihm eingeschlossenen Betrachtungen auch dem Leser werden nahegelegt haben: dem Gedanken nämlich, daß das Schicksal einer so breiten Bevölkerungsschicht, wie der Landwirte, offenbar stark beeinflußt

worden ist durch Vorgänge, die sich nicht im Rahmen der deutschen Volkswirtschaft selber abgespielt haben. Entscheidend für das Los der Landwirtschaft sind vielmehr geworden Wandlungen auf dem Weltmarkte, Wandlungen in dem Wirtschaftsleben anderer Völker und dadurch hervorgerufene Veränderungen in den Beziehungen zwischen Deutschlands Volkswirtschaft und dem Auslande. Was aber für die Landwirtschaft gilt, gilt natürlich (wenn auch vielleicht nicht in gleich starkem Maße) für andere Sphären des Wirtschaftslebens, wie ich an verschiedenen Stellen im Vorübergehen wohl schon bemerkt habe. Es ergibt sich also die Einsicht, daß die Wandlungen, die die deutsche Volkswirtschaft im neunzehnten Jahrhundert erfahren hat, nicht zu verstehen sind, wenn man nicht gleichzeitig die Wandlungen in Berücksichtigung zieht, denen Deutschlands Stellung auf dem Weltmarkte während des verflossenen Jahrhunderts ausgesetzt gewesen ist. In dieser Erwägung aber findet das letzte Kapitel dieses Buches seine einleuchtende Begründung. Es soll in zusammenfassender Betrachtung die Gesamtheit der Beziehungen aufdecken, die zwischen der Volkswirtschaft Deutschlands und den fremden Volkswirtschaften im Laufe der letzten hundert Jahre sich herausgebildet haben.

Vierzehntes Kapitel: Die deutsche Volkswirtschaft und der Weltmarkt

In den Anlagen 33, 34, 35 findet der Leser das Zahlenmaterial, in dem die Bewegung des deutschen Außenhandels während des verflossenen Jahrhunderts zum Ausdruck kommt. Wiederum haben wir es mit einem Zweige der deutschen Volkswirtschaft zu tun, der in diesen hundert Jahren mächtig zur Entfaltung gelangt ist. Die Ziffern der Handelsstatistik sind die beliebtesten Renomierstücke aller fortgeschrittenen Nationalökonomen. Leider sind Geist und Witz, mit denen die Zahlen erörtert werden, nicht immer in gleichem Verhältnis gewachsen wie Einfuhr und Ausfuhr. Ja, wenn ich den alten Krug oder den Dieterici oder den Viebahn oder den Reden oder den Bienengräber zur Hand nehme, kommt es mir sogar manchmal vor, als seien die Leute in volkswirtschaftlichen Dingen um so gescheiter gewesen, je weiter ihre Schriften zurückliegen. Kommt es mir vor, als hätten die Alten die viel kleineren Ziffern wissenschaftlich analysiert, während sie die Jüngeren nur politisch paraphrasieren. Damals herrschte der Mensch — ob Statistiker oder Theoretiker — über die Ziffern, heute wird er von ihnen beherrscht. Damals ging man liebevoll auf den Qualitätswert der einzelnen Zahl ein, heute steht man wie erstarrt unter dem Eindrucke der Quantitäten einer mächtig anschwellenden Bewegung. Was man aber an theoretischer Beurteilung unserer Handelsentwicklung hat zuteil werden lassen, scheint mir in mehr als einem Punkte anfechtbar zu sein.

Wenn man auf Grund der handelsstatistischen Ziffern von der Entstehung einer Weltwirtschaft spricht, so hat das natürlich insofern seine volle Berechtigung, als unbestreitbar heute mehr Waren zwischen den einzelnen Ländern umgesetzt werden als vor fünfzig oder hundert Jahren. Um zu dieser Einsicht zu gelangen, genügt es zu wissen, daß achtzig mehr als zehn ist. Versteht man aber unter weltwirtschaftlicher Organisation einen Zustand fortgeschrittener Differenzierung und Integrierung der einzelnen Volkswirtschaften untereinander, ein zunehmendes Überwiegen der internationalen Beziehungen über die nationalen, so ist diese (soviel ich sehe) einzige Weisheit, die die handelstheoretische Literatur des letzten Menschenalters zutage gefördert hat, ganz entschieden falsch.

Die Kulturvölker, so behaupte ich vielmehr, sind heute (im Verhältnis

zu ihrer Gesamtwirtschaft) nicht wesentlich mehr, sondern eher weniger durch Handelsbeziehungen untereinander verknüpft. Die einzelne Volkswirtschaft ist heute nicht mehr, sondern eher weniger in den Weltmarkt einbezogen, als vor hundert oder fünfzig Jahren. Mindestens aber (und dafür kann ich den ziffermäßigen Nachweis erbringen) ist es falsch anzunehmen, daß die internationalen Handelsbeziehungen eine verhältnismäßig wachsende Bedeutung für die moderne Volkswirtschaft gewinnen. Das Gegenteil ist richtig. Die Entwicklung der letzten Jahrzehnte hat wenigstens für die deutsche Volkswirtschaft eine Abnahme des Anteils der auswärtigen Handelsbewegung an der Gesamtleistung der wirtschaftlichen Tätigkeit als Ergebnis gehabt. Sicher für die Ausfuhr, wahrscheinlich auch für den Gesamthandel.

Wie aber liegen die Dinge, wenn wir die weit auseinanderliegenden Zeiträume von 1800 und 1900 ins Auge fassen? Genaue Bilanzen für die Zeit vor hundert Jahren besitzen wir nicht. Ich stelle aber folgende Betrachtung an: Im Jahre 1802 berechnete Krug das durchschnittliche Einkommen eines preußischen Untertanen auf 27¼ Taler, also 81¾ Mark. Für das Jahr 1830 setzt man den Gesamtwert des deutschen Außenhandels auf 660 Millionen Mark an. Ich glaube, man wird nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß der Volkswohlstand 1830 eher niedriger war, als 1802. Nehmen wir ihn als gleichgeblieben an, so würde auf den Kopf der Bevölkerung also ein Einkommen von rund 80 Mark entfallen, dagegen ein Anteil am auswärtigen Handel von rund 22½ Mark (Deutschland hatte damals 29½ Millionen Einwohner), das wären rund 28 % vom Gesamteinkommen. Für das Jahr 1895 berechnet Mulhall das Einkommen eines Deutschen auf durchschnittlich 506 Mark, der Wert der Einfuhr und Ausfuhr betrug in jenem Jahre (im Spezialhandel) 7670 Millionen Mark, also auf den Kopf der Bevölkerung 148 Mark. Der Anteil des einzelnen am Außenhandel würde also 29 % (gegen 28 % im Anfange des Jahrhunderts) ausmachen; er wäre also so gut wie unverändert geblieben.

Das sind natürlich Berechnungen, die auf teilweise sehr anfechtbaren Zahlen beruhen. Alle Schätzungen des Volkseinkommens oder Volksvermögens sind mehr oder weniger Spielereien. Immerhin wird man jene Rechnungen so lange anstellen und sie auch als Beweismaterial benutzen dürfen, als die entgegengesetzte (herrschende) Auffassung keine besseren und zuverlässigeren Beweise für die Richtigkeit ihrer Behauptungen erbringt.

Um den hier vertretenen Standpunkt zu stützen, sind nun aber derartige vage Kalkuls nicht einmal notwendig, da wir genügend zuverlässiges Material besitzen, um die These von der abnehmenden (oder wenigstens sich gleichbleibenden) Bedeutung der internationalen Handelsbeziehungen für die einheimische Volkswirtschaft in ihrer Richtigkeit zu erweisen.

Ich beginne mit der Ausfuhr, für die ich vor einigen Jahren bereits den ziffermäßigen Nachweis erbracht habe, daß sie wenigstens in den letzten Jahrzehnten eine „fallende Quote" der deutschen Gesamtproduktion ausmache. Weitere Nachforschungen, deren Ergebnisse ich im folgenden mitteile, haben mich in meiner Auffassung nur bestärkt.

Damals hatte ich nur von dem Industrieexport gesprochen. Will man jedoch die Frage allgemein entscheiden, ob Deutschland mehr oder weniger in die Weltwirtschaft eingegliedert sei, so muß man natürlich auch das wichtigste Gewerbe: die Landwirtschaft in Berücksichtigung ziehen. Diese lernten wir, bei unserer Überschau über die deutsche Volkswirtschaft im ersten Drittel des Jahrhunderts, als ein ausgesprochenes Exportgewerbe kennen. Heute, wie jedermann weiß, deckt sie nicht annähernd den einheimischen Bedarf. Ich komme bei Besprechung der Einfuhr darauf zurück.

Aber ich behaupte ja die fallende Exportquote auch für die „Industrie". Auf die Gründe einzugehen, die es erklärlich machen, weshalb von den wichtigsten Industrien ein immer größerer Teil der Produktion im Inlande bleibt, ist hier ja nicht der Ort. Ich bemerke nur, daß es nicht einheitliche Ursachenreihen sind, die dasselbe Ergebnis zeitigen. Bei einigen Industrien (Montanindustrie, chemische Industrie) ist es der zunehmende Ersatz der organisierten durch unorganisierte Materie, der die Ausweitung ihres Binnenabsatzgebietes bewirkt, bei andern (Textilindustrie, Lederindustrie, Bekleidungsindustrie u. a.) der zunehmende Wohlstand der Bevölkerung in Verbindung mit der Verdrängung handwerksmäßiger Produktion durch kapitalistische, also mit der Einbürgerung des gewerblichen Kapitalismus in Deutschland selbst. Wir werden beobachten, daß eine ganze Reihe von Industrien allerdings bis in die 1870er Jahre einen steigenden Export aufweisen, der dann aber, als die deutsche Volkswirtschaft ihre Siebenmeilenstiefeln anzieht, hinter der Gesamtproduktion zurückbleibt.

Bei Steinkohlen ist sich das Verhältnis der Produktion zur Ausfuhr bis in die letzte Zeit annähernd gleich geblieben: es wurden von der Gesamtproduktion ausgeführt: 1860 14,6%; 1880 15,3%; 1900 13,9%: also

leises Ansteigen bis 1880, leises Sinken bis zur Gegenwart. Beständig gesunken seit den 1860er Jahren ist jedoch die Quote der Mehrausfuhr: sie betrug in den genannten Jahren 12,5%, 11,0%, 7,3%.

Leider ist die Berechnung der Exportquote nicht überall so leicht und einwandfrei, wie bei Steinkohlen. Bei andern Industrien müssen wir auf Umwegen dazu gelangen.

So stelle ich bei der Eisenindustrie die Produktion von Roheisen in Vergleich mit der Ausfuhr sämtlicher Eisenfabrikate (einschließlich Roheisen und Maschinen). (Immer, wenn nichts anderes bemerkt ist, sind die Ziffern nach 1870 dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich, diejenigen der 1860er Jahre Bienengräber, die früheren Dieterici entnommen.) Da ergibt sich, daß die Ausfuhrmengen von den Produktionsmengen 1880 noch 40,7%, 1900 dahingegen nur noch 20,0% ausmachten. Der Anteil der Mehrausfuhr von Eisenfabrikaten sank in diesem Zeitraum sogar von 29,3% auf 7,8% der Roheisenproduktion. Also die riesige Steigerung von 2,7 auf 8,5 Millionen Tonnen fand vollständig Unterkunft innerhalb Deutschlands.

Bei andern Industrien bieten einen Anhalt die Menge der beschäftigten Arbeiter: wenn wir (was zulässig ist) annehmen, daß die Produktivität in der Industrie nicht abnimmt, so bedeutet eine Vermehrung der Arbeiterschaft eine mindestens gleich starke Steigerung der Produktion. Steigt der Export nicht in gleichem Verhältnis, so fällt die Exportquote. So stieg in der chemischen Industrie die Zahl der beschäftigten Personen 1882 bis 1895 um 60,5%, die Menge der ausgeführten Erzeugnisse nur um 38,2%; in der Maschinenindustrie betrug im gleichen Zeitraum die Zunahme der Arbeiterschaft 7,0%, die Ausfuhrmengen nahmen dagegen sogar um 19,9% ab.

Für einige andere Industriezweige habe ich versucht, die Mengen der verarbeiteten Rohstoffe und Halbfabrikate zu ermitteln, um auf Grund dieser Ziffern die Gesamtproduktionsmenge zu berechnen. Es ist dies für die Lederindustrie, die Baumwoll- und Wollindustrie mit einiger Zuverlässigkeit möglich.

Für die Lederindustrie besitzen wir die Einfuhrziffern für Häute und die Ziffern des einheimischen Viehbestandes. Da für die Lederindustrie das Schafleder nur eine geringe Rolle spielt, Schafe aber seit 1860 allein sich vermindert haben, während alle andern Tierarten sich vermehrt haben, so

dürfen wir getrost annehmen, daß die Mengen einheimischer Häute mindestens dieselben geblieben sind. Nun betrug aber die Mehreinfuhr an Häuten aller Art in den Jahren 1860, 1880, 1900 je 21700, 36600, 85000 Tonnen. Dagegen in denselben Jahren die Ausfuhr an Leder und Lederwaren aller Art 4500, 11400, 14100 Tonnen; die Ausfuhr bildete also von den ersteren Mengen 20,8%, 31,1%, 16,5%. Hat sich die Lieferung deutscher Häute gesteigert (was wahrscheinlich ist), so ist die Verringerung der Exportquote noch beträchtlicher.

Bei der Baumwollindustrie habe ich nach dem Vorgange Bienengräbers die Baumwolle auf Garn im Verhältnis von fünf zu vier, das Garn auf Gewebe im Verhältnis von vier zu drei zurückgeführt und die Mehreinfuhr von Garn dem im Inlande gesponnenen zugerechnet. Ich erhalte dann folgende Ziffern, die ich in Tabellenform zusammenstelle, um sie übersichtlicher zu machen:

Im Durchschnitt der Jahre	gelangte Garn zur Verarbeitung Tonnen	wurden baumwollene Waren angefertigt Tonnen	betrug die Ausfuhr baumwollener Waren Tonnen	betrug die Exportquote
1836 40	23 864	17 897	4 460	24,9 %
1851 55	46 617	34 963	7 283	20,8 %
1856,61	66 649	49 987	9 157	18,3 %
1880	112 000	84 000	21 300	25,6 %
1897/99	252 600	189 450	35 300	18,6 %

Im ganzen keine wesentliche Verschiebung seit sechzig Jahren; aber doch seit 1880 merkliche Abnahme des Anteils der Ausfuhr.

Bei der Wollindustrie habe ich lediglich die Wolle in Garn umgerechnet (in allen Jahren mit 1/5 Abgang); die verbrauchten Wollmengen aber ermittelt aus einer Addition der Mehreinfuhr und der einheimischen Wollproduktion (die ich — für die Gegenwart zu niedrig, so daß die Produktionsziffer kleiner erscheint als sie in Wirklichkeit ist — durchgängig nach Dietericis und Bienengräbers Vorgange unter Zugrundelegung von 1,1 kg Wollertrag vom Schaf, wie er den feinen Merinoschafen entsprach, berechnet habe). Dann ergibt sich folgende Übersicht:

In den Jahren	Verbrauch inländischen und ausländischen Garns Tonnen (rund)	Ausfuhr von Wollwaren aller Art Tonnen (rund)	Es betrug die Exportquote (auf Garn berechnet)
1840	21 000	3 250	15,5 %
1860/61	42 000	12 500	29,8 %
1880	66 000	21 800	33,0 %
1900	156 000	29 300	18,7 %

Also Verdoppelung der Exportquote von 1840 bis 1880, Herabsinken auf halbe Höhe (fast auf das Niveau von 1840) innerhalb der letzten beiden Jahrzehnte.

Ich denke, diese Beispiele werden hinreichen, um es mindestens sehr wahrscheinlich zu machen, was ich eingangs behauptete, daß die Ausfuhr in den letzten fünfzig und noch mehr in den letzten zwanzig Jahren (Einfluß des Aufschwungs seit 1895?) einen immer geringeren Teil der Gesamtproduktion der deutschen Volkswirtschaft bildet, um es aber außer allen Zweifel zu setzen, daß die Lehre von der zunehmenden Bedeutung des Exports sicher falsch ist.

Ich habe diese Darstellung, wie ich sie in der ersten und zweiten Auflage dieses Buches gegeben hatte, zunächst ohne Zusatz wiederholt, um daran anknüpfend über die Erfahrungen zu berichten, die uns das seitdem verflossene Jahrzehnt hat machen lassen. Ist die Richtigkeit meiner Auffassung, daß der Export eine immer geringere oder wenigstens kaum wesentlich steigende Quote der Gesamtproduktion bilde, durch den Gang der Entwicklung bestätigt worden oder nicht? Ich will, um möglichst unparteiisch zu sein, die Ergebnisse mitteilen, zu denen andere Forscher nach mir gelangt sind. Ich verweise den Leser auf die Anlage 36, wo ich die Ziffern mitteile, die Dr. Rudolf Meerwarth berechnet hat.

Zweifelhafter bin ich gegenüber der Einfuhr. Jedenfalls ist es viel schwieriger, hier irgendwie verläßliche Anteilsberechnungen vorzunehmen. Daß die Landwirtschaft überhaupt erst seit einem Menschenalter mehr importiert als exportiert, ist bekannt, auch daß sie eine (im Verhältnis zur inländischen Produktion) ständig steigende Importquote habe, dürfte anzunehmen sein.

Wesentlich anders verhält es sich mit der Industrie. Hier haben offenbar die verschiedenen Gewerbezweige während des neunzehnten Jahrhunderts ein ganz verschiedenes Schicksal gehabt.

Unzweifelhaft gibt es eine große Anzahl wichtiger Industrien, die heute (im Verhältnis zur Gesamtproduktion) mehr Rohstoffe oder Halbfabrikate einführen als vor fünfzig oder hundert Jahren. Ich komme auf sie noch zu sprechen. Es sind alle autochthon-deutschen Industrien, die auf dem deutschen Boden erwachsen sind, will sagen: einheimische Bodenerzeugnisse (Stoffe des Pflanzen- oder Tierreichs) verarbeiteten. Hauptbeispiele: Wollindustrie, Leinenindustrie, Holzindustrie, Lederindustrie.

Umgekehrt aber ist es den andern Industrien ergangen. Sie sind vom Auslande abhängiger geworden, d. h. sie führen heute weniger Teile der Gesamtproduktion ein als früher, stehen also mehr auf rein deutschem Boden, ihre Verschlingung mit andern Volkswirtschaften ist geringer als ehedem. Sie sind Belege für die Richtigkeit der Lehre von der abnehmenden Bedeutung der weltwirtschaftlichen Beziehungen.

Hierher gehören zunächst alle diejenigen Industrien, die exotische Rohstoffe verarbeiten, vornehmlich also die Baumwollindustrie. Diese haben immer allen Rohstoff einführen müssen. Sie taten es aber früher vorwiegend in der Form von Halbfabrikaten (Garn), während heute der unverarbeitete Rohstoff (Baumwolle) nach Deutschland hereinkommt. Da nun aber das Halbfabrikat einen größeren Anteil am Werte des Gesamtproduktes hat als der Rohstoff, so machte die Einfuhr bei diesen Industrien ehedem einen größeren Prozentsatz von der Gesamtproduktion aus als heute. Zum Belege führe ich folgende Ziffern an:

Es betrug in den Jahren 1840 bis 1842 im Zollverein die durchschnittliche Mehreinfuhr von

roher Baumwolle	242720	Zentner,
Baumwollgarn	400873	„

Dagegen im Durchschnitt der Jahre 1898 bis 1900 die Mehreinfuhr von

roher Baumwolle	298900	Tonnen,
Baumwollgarn	10900	„

Vor sechzig Jahren wurde das Material der deutschen Baumwollindustrie noch zu etwa zwei Drittel, heute nur noch zu einem Dreißigstel in Garnform eingeführt. Man ermesse daran, um wieviel selbständiger, nationaler heute die große Baumwollindustrie dasteht als vor zwei Menschenaltern, als sie zudem noch ein Drittel mehr ausführte als heute.

Eine eigentümliche Entwicklung hat die Eisenindustrie durchgemacht, die aus einem Stadium starker Abhängigkeit vom Auslande durch ein Stadium

völliger Nationalisierung hindurch jetzt (Anfang des zweiten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts) in ein Stadium erneuter Abhängigkeit vom Auslande gelangt ist. Über ihren Stand im Anfang der 1840er Jahre gibt eine Zusammenstellung Auskunft, die der kundige Dieterici macht und mit folgenden ewig denkwürdigen Worten begleitet:

„Sollte im Zollverein so viel Eisen mehr produziert werden, als derselbe (!) bei dem so außerordentlich gestiegenen Bedarf an Eisenbahnschienen usw. mehr als früher verwendet, so müßte mehr geschaffen werden nach den Zahlen von 1842:

a) Die berechnete Mehreinfuhr von Roheisen von . .	1117302 Zollztr.
b) Das Material, das Halbfabrikat, Roheisen, zu der Mehreinfuhr von Stabeisen. — Diese war 1842: 891436 Zollzentner. 72 Zentner Schmiedeeisen sind 100 Zentner Roheisen; — die 891436 Zollzentner Schmiedeeisen ergeben also	1238106 Zollztr.
	sind 2355408 Zollztr.

Da der Zollverein etwa 3 Millionen Zentner Roheisen produziert, so müßte diese Produktion fast um das Doppelte, näher wie 5:9 sich erhöhen, wenn der Zollverein seinen Eisenbedarf aus eigener Produktion decken sollte. Es steht sehr dahin, ob dies möglich sein wird. Wenn durch hohen Einfuhrzoll auf Roheisen auch die Konkurrenz fremden Roheisens verringert werden kann, so wird doch ein Zuschuß vom Auslande nach den hier gegebenen Zahlenverhältnissen bei dem sehr gestiegenen Verbrauch des Eisens im Zollverein nötig bleiben, und nur der Preis des Roheisens gesteigert werden. — Festzuhalten ist immer, daß außer der namhaften Mehreinfuhr von Roheisen und Stabeisen auch im preußischen Staate dennoch die Produktion von Roheisen und Schmiedeeisen in der Zeit von 1840 bis 1842 nicht zurückgegangen, sondern gestiegen ist."

Am Schluß des Jahrhunderts war die Eisenindustrie fast völlig nationalisiert: sie erzeugte nicht nur die von Dieterici oben berechneten 2½ Millionen Zollzentner mehr, sondern außerdem noch 167½ Millionen Zentner! Und zwar so gut wie völlig unabhängig vom Auslande, wie die Übersicht in der Anlage deutlich erkennen läßt. Sie bezog aus jenem $1/_{20}$ des Roheisenbedarfs und ebenfalls $1/_{20}$ des Bedarfs an Eisenerzen (829000 t von 17,9 Millionen Tonnen Jahresförderung im Durchschnitt 1898 bis 1900).

Dafür liefert sie aber noch beträchtliche Überschüsse „einfach bearbeiteten" Eisens, das ehedem auch vom Auslande kam, an dieses ab.

Heute (1912) ist insofern eine neue Situation für die deutsche Eisenindustrie geschaffen, als die in Deutschland produzierten Eisenerze für die riesig gesteigerte Roheisenproduktion (1910 = 14,8 Mill. t) anfangen knapp zu werden: infolgedessen steigt die Mehreinfuhr von Eisenerzen rasch. Sie betrug 1910 rund 7 Mill. t, 1911 8 Mill. t, was gegenüber einer Inlandsproduktion von (1910) 28,7 Mill. t schon ins Gewicht fällt. Übrigens würde die deutsche Eisenindustrie auch bei einem wachsenden Mehrverbrauch ausländischer Eisenerze (die namentlich aus Schweden und Spanien eingeführt werden) doch noch national selbständiger sein als sie um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts war (ähnlich wie wir es bei der Baumwollindustrie feststellen konnten), da sie ja damals Halb- und Fertigfabrikate, jetzt Rohstoffe bzw. von den beiden Rohstoffen den einen (Erze) einführt.

* *

*

Wenn ich es nun aber auch für meine Pflicht hielt, einer oberflächlichen und bei vielen verbreiteten Anschauung entgegenzutreten, die ohne rechte Kenntnis der Sachlage eine Theorie von zunehmender „Differenzierung" der nationalen Wirtschaften, von dem Anwachsen weltwirtschaftlicher Organisation und dergleichen schönen Dingen sich zurecht gezimmert hat, so liegt mir, wie ich kaum ausdrücklich hervorzuheben nötig haben sollte, nichts ferner, als die tiefgreifenden Änderungen ableugnen zu wollen, die die Beziehungen der deutschen Volkswirtschaft zum Auslande während des verflossenen Jahrhunderts erfahren haben. Nur daß ich sie eben ganz wo anders sehe, als die meisten, die über diese Dinge geschrieben haben.

Wenn ich die Wandlung, die das neunzehnte Jahrhundert für Deutschland in seinem Verhältnis zu den fremden Wirtschaftsgebieten gebracht hat, in einem Schlagworte zusammenfassen wollte, so würde ich etwa sagen: Deutschland ist in diesen hundert Jahren aus einem Ausfuhrlande ein Einfuhrland geworden. Mit dieser Formel ersetze ich die übliche Wendung: es sei aus einem Agrarstaate ein Industriestaat geworden. Ich könnte auch sagen: Deutschland habe sich aus einem Bodenlande in

ein Arbeitsland, aus einem Naturlande in ein Kunstland verwandelt. Aber die Hauptsache bleibt ja doch, daß ich erkläre, was ich im Sinne habe.

Unter einem Ausfuhrlande verstehe ich ein Land, das den gesamten eigenen Bedarf an Nahrungsmitteln und Produktionsmitteln durch Eigenerzeugung deckt und darüber hinaus einen Teil seiner aus eigenen Mitteln gewonnenen Erzeugnisse fremden Ländern abgibt. In physiokratischer Ausdrucksweise würde dies lauten: ein Land, das einen Teil seines Produit net exportiert. Fürchtete ich nicht mißverstanden und des Abfalls von dem allein seligmachenden Glauben aller wissenschaftlichen Nationalökonomen (deren Bekenntnis lautet: „ich glaube that the annual labour of every nation is the fund which usw.") geziehen zu werden, so könnte ich auch sagen: ein Ausfuhrland ist dasjenige, welches Teile seines Bodenertrages gegen andere Bodenerträge oder gegen Arbeit — kürzer: welches Boden gegen Boden, oder Boden gegen Arbeit — tauscht, welches aber sein Saldo immer mit Boden begleicht. Dabei ist es gleichgültig, ob es die Erträgnisse des eigenen Bodens selbst noch weiter verarbeitet und etwa in Form von Fabrikaten ausführt (dann kauft es mit Boden + Zusatzarbeit ein): wenn nur die Bodenerzeugnisse das Plus in den Aktiven ergeben.

In einem solchen Zustande befand sich nun Deutschland vor hundert und noch vor siebzig Jahren. Der Leser findet den Ausweis in den Ziffern der Anlage 34. Deutschland sandte die Überschüsse seines Bodens teils in unverarbeitetem Zustande ins Ausland: in Form von Getreide, Wolle, Holz, Borke, Flachs; teils verarbeitet in Form von Holzwaren, in Wollwaren und Leinenwaren. Diese beiden Industrien, die Wollindustrie und die Leinenindustrie, die seit alters her (namentlich die letztere), auch als sie noch durchaus handwerksmäßig betrieben wurden, doch schon Exportgewerbe waren, sind recht eigentlich bodenständige Industrien Deutschlands, die nur zur Entwickelung gelangten, weil sie eine bequemere Form zur Ausfuhr von Landeserzeugnissen darboten.

Es mag im Vorbeigehen bemerkt werden, daß immer dann, wenn sich ein besonders lebhaftes Exportbedürfnis in einem Lande herausstellt, dieses von einer starken Tendenz zum Freihandel erfüllt wird. So begründeten die vorwaltenden Interessen des Exportagrarismus die freihändlerische Politik Preußens in der ersten Hälfte des Jahrhunderts, die vorwaltenden Interessen des Exportindustrialismus aber leiteten die Freihandelsära der 1860er und 1870er Jahre ein. Sobald die Einfuhrinteressen die Oberhand

gewinnen, schlägt die Stimmung um: die schutzzöllnerischen Bestrebungen gewinnen maßgebenden Einfluß. Das aber war für einzelne Industrien (Eisen- und Garnindustrie) in Deutschland die Sachlage um die Mitte des Jahrhunderts; für die überwiegende Mehrzahl aller agrarischen und industriellen Gewerbe aber ist es die Situation seit Ende der 1870er Jahre.

Deutlich vermögen wir wahrzunehmen, wie der Umschwung sich vollzog. Der Kapitalismus, und zwar in erster Linie der gewerbliche Kapitalismus hat ihn bewirkt: wer anders sollte diese Gewalt im neunzehnten Jahrhundert besitzen, Staaten auf andere Grundlagen zu stellen als auf denen sie jahrhundertelang geruht.

Schon seit einiger Zeit hatte es das Kapital für vorteilhaft erachtet, fremde Bodenerzeugnisse mit den einheimischen in Wettbewerb treten zu lassen, auch als diese noch beträchtliche Überschüsse lieferten: man schlug das Leinen und den Wollstoff durch das billigere Fabrikat aus Baumwolle aus dem Felde. Hier war der Grund der Einfuhr von Produktionsmitteln die Minderwertigkeit des neuen Konkurrenzstoffes gewesen. Die Baumwolle blieb aber doch eine Ausnahme.

Die grundsätzliche und allgemeine Neuordnung der Dinge nahm erst ihren Anfang, als unter dem Einflusse des gewerblichen Kapitalismus sich die Industrie immer weiter ausdehnte und mit ihren Folgeerscheinungen: Zunahme der Bevölkerung und Städtebildung behufs Beschaffung der erforderlichen Produktionsmittel so hohe Anforderungen an die Erzeugnisse des vaterländischen Bodens stellte, daß sie entweder technisch oder doch wenigstens wirtschaftlich (zu annehmbaren Preisen) nicht mehr von der einheimischen Landwirtschaft befriedigt werden konnten. Der innere Markt sog zunächst alle Bodenüberschüsse an, die ehedem ausgeführt worden waren. Bald aber genügten die Bodenerträge — trotz ihrer, wie wir gesehen haben, außergewöhnlich starken Vermehrung — nicht mehr, um den Bedarf der Industrie an Produktionsmitteln (wozu ich natürlich auch Getreide und Vieh rechne) zu decken.

Um den Folgen dieser mißlichen Knappheit zu entgehen, gab es zwei Auswege. Deutschland hat sie beide beschritten. Der eine führte unter die Erde im eigenen Lande, der andere auf die Böden fremder Länder.

Unter der Erde im eigenen Lande fanden die deutschen Produzenten Zementlager, Kalisalzlager, vor allem aber natürlich Kohlen- und Eisenerzlager. Verdrängung der organisierten Materie durch die unorganisierte

lautet, wie wir wissen, die Losung, unter der ein großer Teil der modernen Industrie ihren Siegeslauf angetreten hat. Jeder eiserne Träger, jeder eiserne Mast machte einen Baum im heimischen Walde entbehrlich. Der künstliche Dünger ersetzte eine Menge Vieh, die Anilinfarben gaben die Ackerflächen, die ehedem mit Krapp oder Waid bestanden waren, zu anderer Verwendung frei.

Aber es ist einleuchtend, daß hierdurch nicht voller Ersatz für die knapper werdenden Bodenerzeugnisse geschaffen werden konnte. So mußte man denn den andern Ausweg beschreiten: man mußte die Ernten fremder Länder zu Hilfe nehmen, um sich die Elemente für die nationale Produktion zu verschaffen. Was Deutschland heute vom Auslande einführt, sind zu vier Fünftel Produktionsmittel, während noch im Jahre 1840 über zwei Fünftel der Gesamteinfuhr aus genußreifen Gütern bestand, und zwar überwiegend Kolonialien und verwandten Genußgütern, wie die Zusammenstellung in Anlage 34 ersichtlich macht.

Sofern nun die eingeführten Produktionsmittel zur Erzeugung von Lebensmitteln dienen, oder auch genußreife Lebensmittel (was ebenfalls in beträchtlichem Umfange geschieht: siehe immer Anlage 35) über die Grenze kommen, wird in wachsendem Maße die Möglichkeit geschaffen, die übrigen Produktionsmittel als Rohstoffe hereinzunehmen und den Produktionsprozeß von Anfang bis zu Ende nach Deutschland zu verlegen: das bedeutet die zunehmende Tendenz, Wolle, Baumwolle, Flachs, Hanf und Jute statt Garn, Häute statt Leder, Erz statt Roheisen einzuführen. 1880 entsprach einer Spinnstoffeinfuhr von 327500 t eine Garneinfuhr von 39400 t, 1900 war jene auf 667100 t, diese auf nur 57300 t, 1910 jene auf 860794 t, diese auf nur 64211 t angewachsen. 1880 wurden neben 31500 t Häuten noch 5723 t Leder eingeführt, 1900 neben 60000 t Häuten nur noch 2660 t Leder, 1910 neben 145039 t (Rinds- und Roß-)Häuten nur 1284 t Leder. 1880 betrug die Menge der eingeführten Erze nur wenig mehr als das Doppelte (607007 t) des eingeführten Roheisens (238572 t): im Durchschnitt der Jahre 1898/1900 fast das Siebenfache. 1910 ist das Verhältnis gar erst zugunsten der Erzeinfuhr verschoben: diese steigt auf 9816822 t, denen nur noch 136326 t Roheiseneinfuhr gegenüberstehen.

In der vorhin beliebten Ausdrucksweise heißt das: Deutschland tauscht immer weniger fremde Arbeit und immer mehr fremden Boden und fremde Bodenschätze ein. Es liefert Arbeit selbst genug, mehr als genug. Was

ihm fehlt ist Boden und immer wieder Boden, Boden der tropischen, vor allem aber Boden der gemäßigten Zone.

Das scheint mir in der Tat die Pointe der ganzen Umwälzung zu sein, die das neunzehnte Jahrhundert für Deutschland gebracht hat. Am Anfang bot der Boden des Deutschen Reichs so viel Raum, daß neben dem eigenen Volke noch fremde Völker mit darauf stehen konnten. Am Schlusse sind die fremden Völker längst davon verdrängt (Deutschland führt allerdings auch jetzt noch Bodenerzeugnisse aus, aber doch eben längst nicht so viel wie es fremde einführt), die deutsche Nation hat aber selbst keinen Platz mehr und hat immer mehr Auslandsboden mit Beschlag belegen müssen. Anders ausgedrückt: vor hundert Jahren trug der deutsche Boden die deutsche Volkswirtschaft ganz und einige Teile fremder Volkswirtschaften außerdem, heute ist das Fundamentum der deutschen Volkswirtschaft weit über die Grenzen Deutschlands hinaus, tief in fremde Länder hinein ausgedehnt worden.

Man weiß, daß die hierdurch gekennzeichneten Veränderungen (wenn auch vielfach in schiefer Beleuchtung) gerade in den letzten Jahren des scheidenden Jahrhunderts Gegenstand lebhafter Erörterungen gewesen sind, weil man sie in Zusammenhang mit den Problemen der Handelspolitik gebracht hat. Obwohl nun in diesem Buche jedes politische Räsonnement streng verpönt ist, so kann ich doch nicht umhin, an dieser Stelle wenigstens einige der zur Diskussion stehenden Tatsachenbestände der kritischen Sonde zu unterwerfen, selbstverständlich nur innerhalb des Rahmens, der der wissenschaftlichen Betrachtung gesteckt ist. Ich möchte vor allem dem Gedanken Ausdruck verleihen, daß es meines Erachtens eine geradezu abenteuerliche Vorstellung ist, zu glauben, ein Volk wie das deutsche sei noch der Erhaltung aus eigener (Boden-)Kraft fähig. Dabei bleibt ganz außer Betracht, ob es mehr oder weniger wünschenswert sei, daß ein Volk bodenständig bleibe oder nicht. Alle Diskussion des better or worse ist von vornherein mit dem Makel der Unwissenschaftlichkeit behaftet. Man muß sich deshalb auch sehr wohl hüten, in die wissenschaftliche Diskussion so gänzlich unbestimmte Begriffe wie kulturell entbehrliche oder unentbehrliche Dinge einzuführen. Absichtlich habe ich bisher nach Möglichkeit die Unterscheidung unserer Einfuhr nach den Kategorien „Nahrungsmittel“, „Rohstoffe für die Industrie“ usw. vermieden, weil dadurch, wie ich glaube, falsche Vorstellungen wachgerufen werden: als ob jene weniger entbehrliche Dinge seien als diese. Davon ist keine Rede: der Spinnstoff ist nicht „entbehrlicher“ als das Ge-

treide. Beides sind zunächst Produktionsmittel, die einer Industrie ihr Dasein ermöglichen. Die aus ihnen erzeugten Genußgüter sind aber doch auch inkommensurabel, was ihre „Entbehrlichkeit“ anbetrifft: man kann doch nicht daran denken, die Menschen nur zu ernähren, sie aber nackt gehen zu lassen ohne Wohnungen, ohne Geräte, in denen sie die Speisen kochen, mit denen, von denen sie essen. Schnurrige Vorstellung das: eine Herde nackter Menschen ohne alle Gebrauchsgüter außer dem Mehlbrei, den sie zu ihrer Lebensfristung gebrauchen. Wobei zu berücksichtigen bleibt, daß auch der Mehlbrei zu seiner Herstellung immerhin noch einiger Produktionsmittel benötigt, die möglicherweise aus dem Auslande stammen.

Ich will vielmehr nur an einigen Ziffern ersichtlich zu machen versuchen, in welchem Umfange die deutsche Volkswirtschaft telle qu'elle est auf ausländischem Boden ruht. Zu diesem Ziele führt, wie mich deucht, nicht der Weg, den einige Volkswirte vor mir eingeschlagen haben, nämlich die Berechnung des Wertes der eingeführten Bodenerzeugnisse und die Beziehung des Wertes auf den der einheimischen Bodenproduktion. Worauf es vielmehr ankommt, ist: eine Vorstellung zu gewinnen von der Bodenfläche, die zur Erzeugung der eingeführten Produkte über diejenige des Deutschen Reichs hinaus erforderlich ist. Denn es handelt sich ja gerade bei der Einfuhr vielfach um die Erzeugnisse sehr extensiver Anbauweisen.

Gemeinhin, wenn man die Frage aufwirft: was müßte die deutsche Landwirtschaft mehr liefern, um Deutschlands Volkswirtschaft wieder bodenständig zu machen, denkt man nur an die Erzeugung von Getreide und Vieh zur Ernährung. Da kommt man denn auf Ziffern wie höchstens ein Fünftel, was an Mehrertrag über die heutige Produktion hinaus bedurft würde. Das wäre ja allenfalls (und ist sogar sehr wahrscheinlich) durch Steigerung der Intensität des Anbaus leicht mehr zu erzeugen. Nun komme ich aber mit folgenden Erwägungen:

Um die mehreingeführten Roßhäute zu liefern, muß jährlich etwa eine Million Pferde das Leben lassen. Da Deutschland vier Millionen Pferde besitzt, müßte etwa ein Viertel in jedem Jahre geschlachtet oder aber der Pferdebestand müßte vervierfacht werden. Gehen wir nun zum lieben Rindvieh über, so wurde schon erwähnt, daß es sich um einige Prozente vermehren müßte, um das Defizit an Fleisch zu decken. Aber wo blieben die Häute? Nach der üblichen Annahme fällt jährlich etwa ein Achtel des Rindviehbestandes eines Landes wie Deutschland, alle Arten Rindvieh durch-

einander gerechnet. Das ergäbe bei 20,6 Millionen Stück 2,8 Millionen Häute im Jahr. Man rechnet 4 auf den Zentner, das wären 700000 Zentner oder 35000 t. Die Mehreinfuhr ausländischer Kalbsfelle und Rindshäute beziffert sich aber (1910) auf rund 109000 t. Es müßte also der Rindviehbestand vervierfacht werden, um den inländischen Häutebedarf zu decken. Man bedenke: 60 Millionen Stück Rindvieh mehr, während die Zunahme von 1860—1907 fünf Millionen betragen hat! Und dann die kleinen Schafe! Deren weiden heute in Deutschland rund 7,7 Millionen. Sie geben — den Wollertrag des Schafes hoch zu durchschnittlich 2 kg gerechnet — 15500 t Wolle. Die Mehreinfuhr fremder Wolle betrug im Jahre 1910 rund 183000 t. Das bedeutet, daß der heimische Schafbestand verdreizehnfacht werden, also auf 100 Millionen Schafe gebracht werden müßte, während zur Zeit, als das Schaf in Blüte stand, sicher nie mehr als 30 Millionen Wolltiere in Deutschlands Auen ihr Futter fanden. In ganz Europa und den Vereinigten Staaten von Amerika gab es aber Ende des 19. Jahrhunderts (nach Juraschek) nur 256 Millionen Schafe und Ziegen. Wollte man auch die Baumwolle durch Wolle ersetzen, müßte abermals eine Verdreifachung des Schafbestandes eintreten: wir hätten dann 300 Millionen Schafe in Deutschland! Nun ist aber das ganz besonders Mißliche, daß die Landwirtschaft diesen und vielen andern Verpflichtungen — Borsten, Klauen, Hörner usw. — zu liefern nur schwer nachkommen könnte, ohne andere zu vernachlässigen: das Fleischschwein hat gar keine Borsten, das Fleischschaf viel schlechtere Wolle, die Shorthorn-Rinder liefern keine Hörner usw.

Ob all das Federvieh, das in geradezu unglaublichen Mengen nach Deutschland hereinströmt, ob die drei Millionen Zentner (!) Eier, ob die fünf bis sechs Millionen Zentner Obst nebenbei gewonnen werden könnten, wenn man den Pferdebestand vervierfachte, den Rindviehbestand vervierfachte, den Schafbestand verdreizehnfachte, weiß ich nicht. Es muß aber jedenfalls in Rücksicht gezogen werden, daß der Hochwald auf das Doppelte der jetzigen Fläche, der Eichenschälwald auf die dreifache Fläche, die er in seiner Blütezeit (1840er Jahre) einnahm, ausgedehnt werden müßte, damit der Bedarf an Bau- und Nutzholz, sowie an Borke gedeckt werde, den wir jetzt aus den Wäldern Österreich-Ungarns, Rußlands, Schwedens und Amerikas decken müssen. Verdoppelt man aber auch nur die Waldfläche, so nimmt man die Hälfte des Ackerlandes (26 Millionen ha) weg. Die andere Hälfte würde reichlich gebraucht werden, um Futter für den ver-

größerten Viehbestand zu beschaffen. Dann bliebe für Getreideproduktion überhaupt kein Land übrig.

Und nun gälte es, erst noch etwa viel mehr Pflanzenspinnstoff (außer Baumwolle), Leinsaat, Raps, Rübsaat usw. dem Boden abzugewinnen als heute. Dazu wären mindestens noch einmal 250—300000 ha erforderlich, zwei Drittel des heute mit Rüben angebauten Areals. Von Seide, Wein oder gar tropischen Erzeugnissen gar nicht zu reden! In Summa: man wird nicht übertreiben, wenn man sagt, daß die deutsche Volkswirtschaft heute schon auf einer zwei- bis dreimal so großen Bodenfläche ruht, als sie das Deutsche Reich mit seinen Grenzen umspannt.

Ich denke: der Leser wird jetzt wissen, was es mit einem „Einfuhrlande" für eine Bewandtnis hat.

Nun haben wir aber bisher immer nur eine Seite — für die frühere Zeit die Ausfuhr, für die Gegenwart die Einfuhr — in Betracht gezogen. Wie alles in der Welt hat aber auch der auswärtige Handel zwei Seiten. Wie steht es mit den jeweils zweiten Seiten?

Für ein Ausfuhrland, wie es Deutschland während der ersten Hälfte des Jahrhunderts war, bietet die Herstellung einer vernünftigen Handelsbilanz keinerlei Schwierigkeiten: das Prius ist die Ausfuhr, es entsteht also für die Nation ein Aktivsaldo. Dies kann sie nach Belieben zur Schatzbildung verwenden, oder zum Ankauf irgend welcher appetitlicher Luxusgegenstände, wenn sie nicht etwa (was ja meist der Fall ist) Schuldzinsen an Nachbarstaaten zu entrichten hat. Ausfuhrländer haben meist aktive Handelsbilanzen. Viel problematischer gestaltet sich die Frage der Handelsbilanz für ein Einfuhrland. Dieses hat Bedarf an Güterzufuhr, es muß also darauf sinnen, wie es sich diese verschafft. Die bequemste Form der Beschaffung ist die Tributerhebung: man legt diesem Lande die Lieferung von soundsoviel Wolle, jenem von soundsoviel Holz auf usw. Doch ist diese unverhüllte Tributerhebung selbst bei Völkern, die Kolonien haben, wie man weiß, heute nicht mehr üblich. Sie war beispielsweise der Weg, auf dem sich Rom die Erträgnisse fremder Böden aneignete. Eine verschleierte Tributerhebung besteht aber auch heute; sie greift sogar immer weiter um sich. Sie erscheint in der Form des Bezuges von Kapitalprofit, Darlehnszinsen usw., zu dem die Hingabe von Wertsummen an fremde Völker berechtigt. Es ist wohl erst ein Ergebnis der ungeheuren Kapitalanhäufung der letzten Jahrzehnte, daß die Zinsen der in fremden Ländern angelegten

Vermögen so beträchtliche Summen ergeben, um für die Handelsbilanz ins Gewicht zu fallen. Noch der kenntnisreiche alte Rau (§ 420 seiner Grundsätze) denkt an diese Möglichkeit gar nicht. Er führt als ein Mittel, Waren ohne Gegenleistung in Waren oder Geld vom Auslande zu beziehen, vielmehr nur den Fall der Schuldaufnahme an: das borgende Volk kaufe von dem leihenden mehr Güter als es „außerdem" tun würde: es empfange also einen Teil der geliehenen Summe in der Form (unbezahlter) Waren. Heute wird man die Höhe des Kapitals, das Deutschland werbend im Auslande angelegt hat, auf 8—10 Milliarden Mark, die öffentlichen Schuldtitel auf deutschem Besitz 14—15 Milliarden Mark, veranschlagen dürfen. Das ergäbe 22—25 Milliarden Mark, von denen Deutschland die Zinsen (also in Höhe von etwa 1—1¼ Milliarden Mark) vom Auslande bezieht. Um diesen Betrag kann es unentgeltlich Waren einführen. Aber es ist erst ein Achtel seines gesamten Einfuhrbedarfes. So muß es für sieben Achtel Gegenleistungen machen. Diese bestehen in Höhe von etwa ¼—½ Milliarde in Seetransportgewinnen, Einnahmen aus Reiseverkehr usw. Um den Rest der Einfuhr, also im Werte von rund 7½ Milliarden Mark, sich zu verschaffen, bleibt ihm nichts anderes übrig, als selbst sich zur Warenlieferung an das Ausland, also zur Ausfuhr zu entschließen. Der Leser ersieht, daß in der Tat um den angegebenen Betrag Güter aus Deutschland versandt werden.

Die Pièce de résistance unserer Ausfuhr bilden heute Fabrikate höherer Ordnung, worunter ich solche verstehe, in denen ein großer Arbeitswert und ein geringer Bodenwert oder so gut wie gar kein Bodenwert (Erzeugnisse des Mineralreichs!) steckt: also Maschinen aller Art, Textilfertigfabrikate, Eisenwaren, Steinkohlen, Zucker (als Spezialität!): von diesen Erzeugnissen betrug (1910) der Wertanteil an der Gesamtausfuhr je mehr als 2%. Deutschland bezahlt also — man darf getrost sagen, denn es kann gar nicht anders sein: in wachsendem Umfange — fremden Boden mit heimischer Arbeit, zum Teil auch noch mit den (unverarbeiteten) Überschüssen seiner unter der Erde ruhenden Schätze: Steinkohle!

Überblickt man die geographischen Beziehungen des deutschen Außenhandels — vgl. Anlage 35.2 — so findet man die hier vertretene Auffassung vom Wesen des modernen internationalen Güteraustausches voll bestätigt. Deutschland bezieht aus Österreich-Ungarn, Rußland, Schweden-Norwegen, Italien, den Vereinigten Staaten, den englischen Kolonien (über

England!) und den exotischen Ländern die wenig oder gar nicht bearbeiteten Erzeugnisse ihres Bodens, um die Erzeugnisse seiner Arbeit dorthin zu senden. Daß sich natürlich neben diesen beiden großen Warenströmen eine tausendfältige Kreuzung aller möglichen Handelsbeziehungen zwischen den einzelnen Ländern ergibt, bedarf erst keiner weiteren Hervorhebung. Es wäre auffallend, wenn es anders wäre. Daß insbesondere auch ein reger Güteraustausch zwischen Arbeitsländern ebenso wie zwischen Bodenländern stattfindet, ist eine bekannte Tatsache. In ihr findet zweifellos einmal das so viel mißbrauchte „Gesetz der zunehmenden nationalen Differenziierung" seinen Ausdruck. Im allgemeinen, so lehrt der Augenschein, herrscht in den internationalen Handelsbeziehungen eine ziemliche Stetigkeit. Die Änderungen sind diese: Im Anfange des Jahrhunderts war es England fast allein, das sich fremde Bodenerzeugnisse auf dem Wege des Handels aneignen mußte. Jetzt sind einige wenige westeuropäische Staaten, unter ihnen an erster Stelle Deutschland, in die gleiche Lage versetzt. Dagegen sind Rußland und die Vereinigten Staaten — dank ihrer ungeheuren Ausdehnung und Bodenfruchtbarkeit — bis heute Ausfuhrländer par excellence geblieben. Zu ihnen haben sich einige ferner von Westeuropa gelegene exotische Länder (unter ihnen ragen Australien und Argentinien an Bedeutung hervor) als Bodenlieferanten gesellt, die aber noch nicht annähernd den Rang der beiden erstgenannten Staaten einnehmen.

Auf Einzelheiten darf ich hier natürlich nicht eingehen. Ich darf auch nicht, so reizvoll es wäre, Betrachtungen über die Gestaltung des Welthandels im weiteren Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts anstellen. Nur eins kann ich mir nicht versagen: zur Beachtung für alle, die das nahe bevorstehende Ende der Güterausfuhr in die Bodenländer voraussagen, eine Stelle aus dem Werke eines der besten Volkswirte seiner Zeit, Gustav von Gülichs, hierherzusetzen, in der er dem Export nach den Vereinigten Staaten das Horoskop stellt (geschrieben Anfang der 1840er Jahre). Es heißt da: „Aber eine andere Frage ist: wird der Verkehr zwischen den beiden Weltteilen, insbesondere die Ausfuhr aus Europa nach Amerika auf die Länge in dem bisherigen Umfang bestehen können? Wir glauben diese Frage verneinen und dafür halten zu müssen, daß er schon jetzt sehr bedeutend gesunken sein würde, wenn nicht die ebengedachten außerordentlichen Umstände ihn gehoben hätten. Sie sind aber — wir meinen besonders das gedachte Kreditwesen — so künstlicher Natur und so wenig geeignet, Dauerndes zu fördern,

dann sind ferner die Briten, welche unter allen europäischen Nationen doch bisweilen den ausgedehntesten Verkehr mit Amerika unterhalten, durch sehr bittere Erfahrungen belehrt, so scheu geworden, zu Ähnlichem sich herzugeben, daß auf dieser Basis auch nicht einmal auf wenige Jahre ein schwunghafter Verkehr aufs neue sich begründen lassen möchte. Gehen wir nunmehr ins einzelne, so zeigt sich, daß in neuerer Zeit, namentlich von 1830—1840, die Ausfuhr aus unserem Weltteile nach Amerika überhaupt zwar bedeutend stieg, daß aber, wie das eben auch in dem Abschnitte über die Handelsbilanz herausgehoben ist, eine sehr große Konsumtion von europäischen Fabrikaten nur in den Gegenden sich zeigte, in welchen europäische Bevölkerung entschieden vorherrscht, dieselbe (!) wenigstens sehr bedeutend ist.

Ferner ist bekannt, daß auch in fast allen diesen Gegenden der Absatz von europäischen Erzeugnissen in neuester Zeit gewöhnlich nur dadurch bewirkt werden konnte, daß man sie, wenigstens die meisten dieser Waren, um immer niedrigern Preis verkaufte, und daß demnach in den letzten Jahren eine Erweiterung des Absatzes von solchen nicht mehr eintrat, in den meisten Gegenden Amerikas sich vielmehr Abnahme zeigte. Und was diejenigen Gegenden dieses Weltteils, welche seit längerer Zeit die größte Menge von europäischen Erzeugnissen verbrauchten, die Vereinigten Staaten, insbesondere anlangt, so bewies schon die bekannte Krisis vom Jahre 1836, daß mehrere dieser Staaten nur so lange sehr große Massen fremder Waren kaufen konnten, als die von den Engländern ihnen geliehenen Summen sie dazu in Stand setzten, und ferner daß, als die Briten sich nicht mehr geneigt zeigten, die Darlehen zu erneuern, dies die Amerikaner zwang, durch Förderung ihres Ackerbaus und Gewerbefleißes sich mehr und mehr unabhängig vom Auslande zu machen, und es machte darauf die Industrie in den Unionsstaaten, welche in der früheren Zeit, zumal in den zwanziger Jahren, sich sehr gehoben, in den dreißiger Jahren aber, infolge der in denselben (!) wieder eingetretenen größeren Konkurrenz der englischen Fabrikate auf den amerikanischen Märkten, sich weniger entwickelt hatte, in allerneuester Zeit wiederum überaus bedeutende und so große Fortschritte, daß mehr als wahrscheinlich ist, es werden diese Staaten von manchen europäischen Erzeugnissen von Jahr zu Jahr weniger bedürfen; namentlich von den Geweben, in deren Herstellung der Umstand diese Staaten nicht wenig begünstigt, daß sie den Rohstoff selbst erzeugen; wie dies ganz besonders mit der Baumwolle der Fall ist, und daß sie ferner im Maschinellen so weit

vorgeschritten sind als, die Briten ausgenommen, fast keine europäische Nation. Es möchte unter diesen Umständen selbst dann, wenn die neuerlich hier eingeführte hohe Besteuerung fremder Fabrikate nicht Bestand haben sollte, höchstens nur für einzelne europäische Waren hier ein bedeutender Absatz ferner noch zu erwarten sein."

Ebenso, wie ich es mir versagen muß, Ausblicke in die Zukunft zu tun, verzichte ich natürlich auch darauf, irgendeine praktische Schlußfolgerung aus den gemachten Feststellungen zu ziehen. Hier kommt es nur darauf an, daß diese selber sich dem Leser denkbar und deutlich einprägen. Deshalb möchte ich dieses Kapitel nicht schließen ohne einige Bemerkungen allgemein orientierenden Inhalts, die deshalb ganz besonders nötig erscheinen, weil meine hier vertretene Auffassung von der Bedeutung des inneren und äußeren Marktes für Deutschlands Volkswirtschaft schon bei früheren Gelegenheiten Mißverständnissen begegnet ist.

Auf den ersten oberflächlichen Blick könnte es scheinen, als ständen der erste und der zweite Teil dieser Ausführungen in einem Gegensatze zueinander, als höbe ich in dem zweiten Teile wieder auf, was ich im ersten mit solcher Entschiedenheit behauptet habe.

Sieht man jedoch näher zu, so verschwinden die scheinbaren Widersprüche, und die einzelnen Teile fügen sich zu einer durchaus einheitlichen Gesamtauffassung gut ineinander. Wogegen ich mich am Eingange dieses Kapitels gewandt habe, war die allzu häufig vertretene Meinung, die Entwicklung führe zu einer immer engeren Verschlingung der einzelnen Volkswirtschaften im Sinne wachsender nationaler Differenziierung einerseits (Standpunkt des landläufigen Optimismus), zu einer wachsenden Bedeutung des Weltmarktes, namentlich für die Ausfuhrindustrie, die die fremden Märkte abjage, unter den Peitschenhieben eines rasend gewordenen „Exportindustrialismus", dieweil der inländische Markt einer Ausdehnung nicht fähig sei (landläufiger Pessimismus). Demgegenüber habe ich ziffermäßig festzustellen versucht, daß eher das Gegenteil zutrifft: daß die einzelnen Volkswirtschaften immer vollkommenere Mikrokosmen werden, und daß der innere Markt für alle Gewerbe den Weltmarkt immer mehr an Bedeutung überflügelt.

Um jedoch — so wurde nun weiter gefolgert — diese Entwicklung der deutschen Volkswirtschaft zu ermöglichen, muß sie ihre Basis erweitern, muß sie die Erträge fremden Bodens in wachsendem Umfange sich aneignen.

Verglichen also mit dem ursprünglichen Standort der deutschen Volkswirtschaft nehmen die weltwirtschaftlichen Beziehungen an Bedeutung zu, ich möchte sagen: an Extensität. Rascher jedoch schwillt die volkswirtschaftliche Tätigkeit auf dem deutschen Reichsgebiete an, als die Bezüge aus dem Auslande, so daß, wenn wir Volkswirtschaft und Außenhandel in Vergleich stellen, dieser einen immer geringeren Anteil hat. Nehmen also die weltwirtschaftlichen Beziehungen an Extensität zu, so nehmen sie (wie man sagen könnte) an Intensität ab; besser: so werden sie von der volkswirtschaftlichen Entwicklung im Innern an Intensität übertroffen. Nun aber die Pointe: um den intensiven Entwicklungsgang der einheimischen Volkswirtschaft zu ermöglichen, müssen die internationalen Handelsbeziehungen an Extensität stetig wachsen. Um dem inneren Markt seine zunehmende Bedeutung zu sichern, muß der auswärtige Handel an Ausdehnung gewinnen. Deutschlands Handel, so sahen wir, ist heute wesentlich Einfuhrhandel. Die Ausfuhr dient nur als Bezahlung. Der Einfuhrhandel aber verschafft uns erst die Möglichkeit, ein Volk, wie das deutsche, auf so winzigem Gebiete, wie dem Deutschen Reiche, überhaupt zu erhalten.

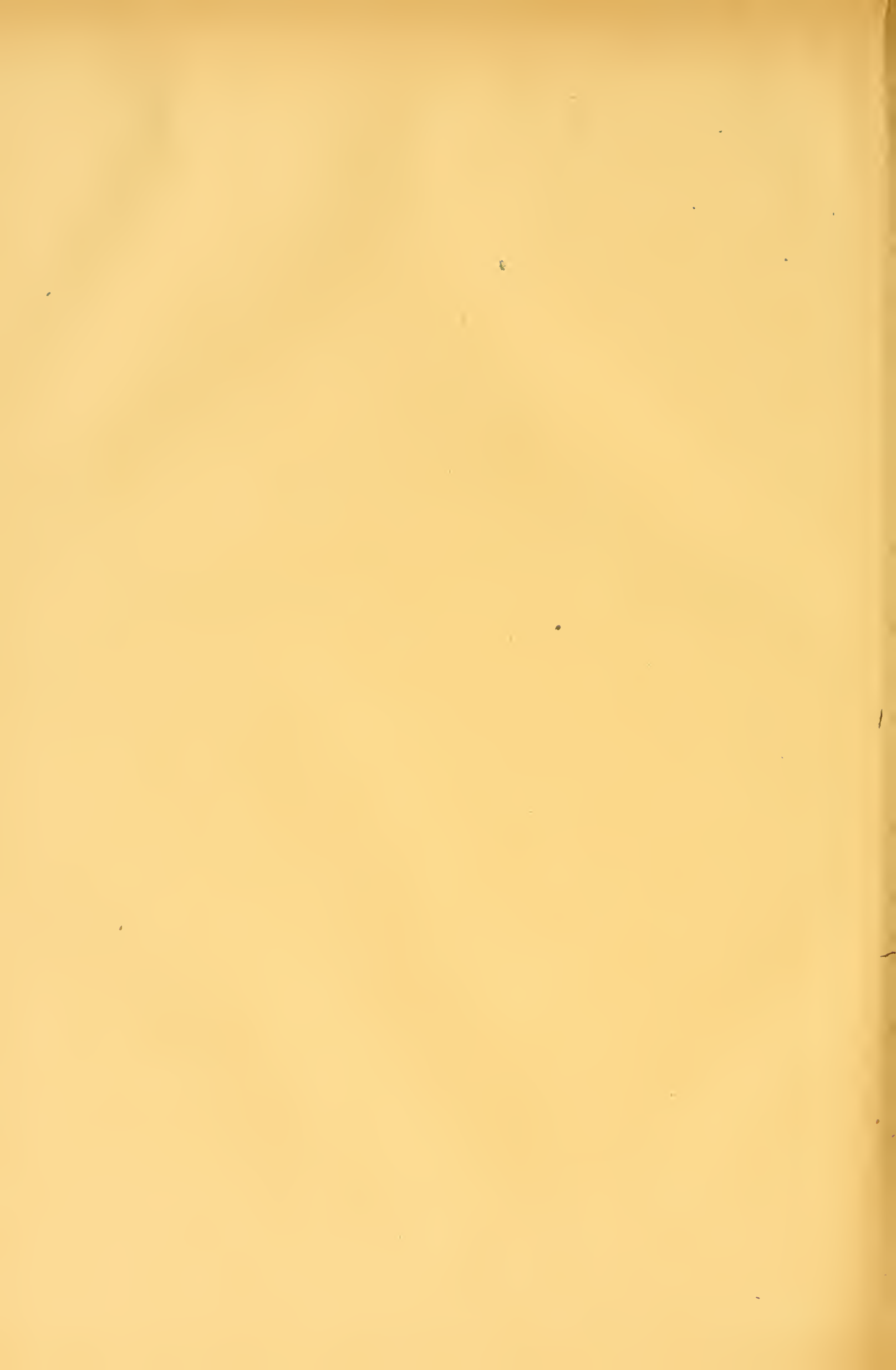
Der Einfuhrhandel weitet, wie nun schon zum Überdruß häufig gesagt ist, den Bodenspielraum, auf dem wir stehen. Aber nicht nur mittels der fremden Bodenerzeugnisse, die er hereinbringt. Viel mehr noch, weil er allein es ist, der die Landwirtschaft in ihrer heutigen Gestalt möglich macht, vor allem eine verhältnismäßig schon so hohe Stufe intensiver Bodennutzung, also eine so große Ertragsfähigkeit. Nur weil das Ausland alle die Erzeugnisse einer intensiveren Wirtschaft — Wolle, Häute, Borsten, Holz usw. — uns liefert, kann unsere Landwirtschaft sich der intensiven Produktion unserer Nahrung widmen. Sie würde es vielleicht in noch vollkommeneren Maße vermögen, wenn noch mehr von der Getreidelieferung dem Auslande übertragen würde. Die deutsche Landwirtschaft in ihrer heutigen Gestalt ist aber noch in einer andern Hinsicht vom Einfuhrhandel schlechthin abhängig. Sie bezog schon im Jahre 1900 an Futtermitteln, künstlichen Düngern und anderen Förderungsmitteln ihres Betriebes für etwa 430 Millionen Mark vom Auslande. Weil sich nun aber die Naturbasis, auf der die deutsche (wie einstweilen jede) Volkswirtschaft ruht, unmittelbar (durch Einführung fremder Bodenerzeugnisse) und mittelbar (durch Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion im Inlande) so beträchtlich ausgeweitet hat, ist es einem wachsenden Teile der Bevölkerung

möglich geworden, sich der Stoffveredelung zuzuwenden, ist es vor allem möglich geworden, neue Industrien auf der Grundlage unorganisierter Materie aufzubauen, die doch erst denkbar sind, wenn das Produit net des Bodens eine bestimmte Höhe erreicht hat. Nun liegt aber Deutschlands Stärke gerade in diesen, sagen wir „unorganischen" Industrien, weil es von der Natur begünstigt ist mit Stoffvorräten, die diese verarbeiten. Die hierin gebundenen produktiven Kräfte sind also erst frei geworden, nachdem sich die entsprechenden Bodenüberschüsse angehäuft hatten. Diese Anhäufung ist nicht zuletzt das Werk unseres Einfuhrhandels: direkt, wie wir gesehen haben, aber wie nun noch vermerkt werden muß, auch indirekt: sofern er (durch Zuführung von Rohstoffen usw.) die industrielle Entwicklung im Lande befördert, die allein der einheimischen Landwirtschaft den Antrieb zur Steigerung ihrer Erträge bietet. Und deshalb besitzt der Einfuhrhandel diese entscheidende Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft.

Mit der Zeit werden wir wohl dahin kommen, einzuführen ohne auszuführen (England bezieht heute schon die Hälfte der Einfuhrmengen vom Auslande unentgeltlich). Einstweilen bedürfen wir noch der Warenausfuhr, deren volkswirtschaftliche Funktion also wesentlich darin beruht, die Einfuhr zu ermöglichen. Ohne diese aber könnten wir vielleicht heute kaum die Hälfte unserer Bevölkerung als ein Kulturvolk erhalten. Ob das alles sehr vergnüglich ist, bleibe dahingestellt. Aber kommt es denn darauf an?



Viertes Buch:
Die Grundzüge der neuen Gesellschaft



Fünfzehntes Kapitel: Wirtschaft und Kultur

1. Masse und Wechsel

Nicht, weil ich es für besonders geistreich hielte (im Gegenteil, die Darstellung erhält dadurch etwas Monotones), sondern lediglich aus Zweckmäßigkeitsrücksichten, aus didaktischen Gründen will ich die tausendfachen Veränderungen, die die wirtschaftliche Entwicklung während des neunzehnten Jahrhunderts an den Grundlagen unserer materiellen Kultur bewirkt hat, unter nur zwei Gesichtspunkten betrachten: unter dem Gesichtspunkte der „Masse" und dem des „Wechsels"; will also versuchen, mit diesen beiden Kategorien die wichtigsten Umgestaltungen, die unsere Umwelt, unsere äußeren Lebensbedingungen während des verflossenen Jahrhunderts erfahren haben, zu einem leidlich geordneten Bilde in unserer Vorstellung zusammenzufügen.

Gibt es in der Tat etwas, das für unsere Zeit charakteristischer wäre als das Massenhafte, als die Menge im Gebiete der Menschenwelt ebenso wie der Güterwelt? Und diese Menge hat uns das neunzehnte Jahrhundert gebracht. Ich beginne mit der Menschenmenge, von der schon öfters die Rede war. Dreißig Millionen Menschen leben im Jahre 1900, vierzig im Jahre 1910, mehr in Deutschland als 1800. Die Bevölkerung hat sich mehr als verdoppelt. Wenn wir also annehmen, daß Deutschland zuvor nie dichter bevölkert war als am Ende des achtzehnten Jahrhunderts (was nach allem, was wir von der Vergangenheit wissen, eine zutreffende Annahme sein dürfte), so hat in diesen letzten hundert Jahren die Zunahme mehr betragen, als seit Armins Zeiten. Alle vergangenen Jahrhunderte zusammen hatten es auf nicht mehr als 25 Millionen gebracht, unser einziges Jahrhundert hat 30 Millionen dazu geliefert. Mir scheint, diese eine Tatsache ist von so überragender Bedeutung, daß alle übrigen Veränderungen dahinter zurückstehen.

Mit seinen 120 Einwohnern auf dem Quadratkilometer gehört Deutschland jetzt zu den volkreichsten Ländern der Erde. Wenn wir von Belgien und Holland absehen, die wir angesichts ihres geringen Umfanges nur mit einer preußischen Provinz oder dem Königreiche Sachsen in Vergleich stellen können, so ist die Dichtigkeit der Bevölkerung überhaupt nur noch in Großbritannien (144) größer, während sie in Italien gerade so groß ist als bei uns.

Was es mit dieser ungeheuren Menschenfülle auf sich hat, empfindet man am klarsten, wenn man an einem schönen Sonntagnachmittage vor die Tore einer Großstadt geht oder während der Ferien in die Nähe eines Kinderspielplatzes gerät: hier ist der einzige Eindruck, den man überhaupt noch empfängt, der einer unterschiedlosen, unübersehbaren Masse. Man hat nur immer wieder den einen Gedanken: mein Gott, wieviel Menschen gibt es! Wie würde der alte Sebastian Franck jetzt erstaunen, sähe er das „viele Volk", das heute in Deutschland herumwimmelt. Was würde der alte Fritz sich freuen!

Daß man in unserer Zeit so häufig die Gelegenheit hat, dies wimmelnde Volk sich ausbreiten zu sehen, findet seine Erklärung in der Gewohnheit des modernen Menschen, sich wie die Schafherde beim Gewitter an wenigen Stellen des Landes dicht zusammenzudrängen, will sagen in Haufen übereinandergetürmt sich in einigen größeren und großen Städten anzusiedeln. Hat das neunzehnte Jahrhundert uns die absolute Menschenmasse als Gesamtbevölkerung gebracht, so die relative (wie man sagen könnte) in den Städten und Großstädten. Nicht nur ist — wie die statistischen Fachausdrücke lauten — die Bevölkerungszunahme, sondern es ist auch die Bevölkerungsagglomeration in den vergangenen hundert Jahren eine so starke gewesen, wie nie in Deutschland zuvor. Die Entwicklung der Stadt, insonderheit der Großstadt fällt ganz in diese Periode: aus Gründen, die in meinem Kapitalismus, wo ich eine Theorie der modernen Städtebildung zu geben versucht habe, ausführlich dargelegt worden sind.

Hier begnüge ich mich mit der Feststellung der Tatsache und beleuchte diese durch einige Ziffern. Wie es zu Beginn des Jahrhunderts mit dem Städtewesen in Deutschland aussah, habe ich bereits im ersten und zweiten Kapitel gezeigt. Aber auch um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ist Deutschland noch ein von wenigen unbedeutenden Klein- und Mittelstädten durchsetztes Gebiet; der Schwerpunkt seines sozialen Lebens ruht durchaus noch auf dem Lande. In Preußen wohnen 1849 erst 28,04% der Bevölkerung in Städten. Selbst im Königreich Sachsen lagen die Dinge nicht erheblich anders: 1849 lebten in 142 Städten 663040 Personen gegenüber 1231791 auf dem Lande. In anderen deutschen Staaten trat die städtische Bevölkerung gegenüber der ländlichen noch mehr zurück. Während in Sachsen im Jahre 1846 auf 100 Stadtbewohner 196 Landbewohner entfielen, betrug das Verhältnis der städtischen zur ländlichen Bevölkerung

in Bayern 100:578, in Württemberg 100:400, in Baden, Hessen-Darmstadt, Hannover 100:560. Preußen besaß 1849 nur 15 Städte über 30000 Einwohner, von den sächsischen Städten hatten im Jahre 1846 nur fünf über 10000 Einwohner.

Um 1850 setzte die Agglomerationstendenz ein. Es lebten im Deutschen Reich in Städten 1871: 36,1% der Bevölkerung, 1875: 39,0%, 1880: 41,4%, 1885: 43,7%, 1890: 47,0%, 1895: 49,8%, 1900: 54,3%, 1905: 57,4%, 1910: 60,0%. An der steigenden Zunahme der städtischen Bevölkerung sind die Groß- und Mittelstädte stärker beteiligt als die Kleinstädte. In Großstädten (über 100000 Einwohner) wohnten 1871: 4,8%, 1910: 21,3%; in Mittelstädten (20000 bis 100000 Einwohner) wohnten 1871: 7,2%, 1910: 13,3%; in Kleinstädten (5000 bis 20000 Einwohner) wohnten 1871: 11,2%, 1910: 14,1%; in Landstädten (2000 bis 5000 Einwohner) wohnten 1871: 12,4%, 1910: 11,2%.

Und der Menschenmenge entspricht die Gütermenge, die das neunzehnte Jahrhundert zu erzeugen uns befähigt hat. Ja, es ist die Vermehrung des Gütervorrats, über den wir zu Zwecken unseres Gebrauches verfügen, in einem noch viel rascheren Tempo erfolgt als die Zunahme der Bevölkerung; mit anderen Worten: wir besitzen heute zu Konsumtionszwecken nicht nur doppelt so viel Güter wie vor hundert Jahren (also daß auf den einzelnen die gleiche Menge entfällt), sondern weit mehr als das Doppelte, vielleicht das Dreifache oder das Vierfache. Der Nationalökonom pflegt diese Gütervermehrung (oder die Fähigkeit zur Mehrerzeugung von Gütern) als Steigerung des Nationalwohlstandes, Zunahme des Reichtumes zu bezeichnen. Und diese ist denn während des verflossenen Jahrhunderts in der Tat eine unerhörte, nie zuvor erlebte gewesen. Ich muß hoffen, daß ich für diese wichtige Tatsache in dem voraufgehenden dritten Buche den quellenmäßigen Nachweis erbracht habe. Aus jeder Zeile muß es dem Leser, denke ich doch, förmlich entgegenschreien: Steigerung der Produktivität, Mehrproduktion, Anwachsen des verfügbaren Gütervorrats. Daß dieser sich als Volksvermögen in den dauernden Anlagen der Nation, den Verkehrsstraßen, Fabriken, Gebäuden, Hauseinrichtungen und tausend anderen Verwendungen niederschlägt und alsdann (in wachsendem Umfange) zu längerer Nutzung zur Verfügung steht oder als Volkseinkommen zu jährlichem Verzehr gelangt, mag noch ergänzend hinzugefügt werden, auch daß es der Eigenart unserer Technik wie unserer Wirtschaft

entspricht, daß das Volksvermögen in rascherer Progression wächst als das Volkseinkommen.

Öfters habe ich auch schon meine Meinung über den geringen Wert allgemeiner statistischer Angaben, die den Reichtumsgrad einer Nation ziffermäßig darstellen wollen, geäußert. Ebenso geben uns ein unvollständiges Bild von den tatsächlichen Verhältnissen die Ziffern des Verbrauchs oder des Einkommens. Ich verzichte deshalb ganz darauf, solche Ziffern, die bei den verschiedenen Methoden der Berechnung stets um ein vielfaches voneinander abweichen, hier mitzuteilen. Zweifellos ist dies: daß wir jedenfalls während des verflossenen Jahrhunderts eine starke Steigerung unserer Produktivität, eine sehr beträchtliche Vermehrung des verfügbaren Güterquantums und zwar sicher eine das Bevölkerungswachstum überholende Zunahme des Nationalreichtums erlebt haben: ob wir nun dreimal oder viermal oder fünfmal so „reich" sind als am Anfange des Jahrhunderts wird sich niemals einwandfrei feststellen lassen, ist aber auch ziemlich gleichgültig. Entscheidend ist die Tatsache des Reichergewordenseins: will sagen auch in der Güterwelt ist ein Mehr, ein Viel, eine Menge, ein Fülle, eine Masse das charakteristische Endergebnis der Entwicklung im verflossenen Jahrhundert.

Wenn viele Menschen viele Güter konsumieren, so entsteht ein massenhafter Konsum, und für das nächstemal ein massenhafter Bedarf. Dieser wird nun leicht zu einem Massenbedarf, d. h. zu einem Bedarf nach gleichartigen Gütern, namentlich wenn (was in unserer Zeit der Fall war) der Zunahme des Verbrauchs nicht eine entsprechende Differenziierung des Geschmacks zur Seite geht. Der Massenbedarf aber wird Veranlassung zu neuen Formen der Bedarfsbefriedigung, die ich als Kollektivisierung des Konsums bezeichnet habe und die zumal in den modernen Großstädten heute bereits eine große Rolle spielt: Mietskaserne! Vergnügungslokale! Städtische Gas-, Wasser- und Elektrizitätsversorgung! Öffentliche Verkehrsanstalten!

Wo eine ansehnliche Gütermasse zu einer äußeren Einheit zusammengefügt ist, bewirkt sie in uns die Vorstellung der räumlichen Größe, der erheblichen Ausdehnung. Und auch in dieser Gestalt beherrscht die Masse unsere Zeit: das wahrzunehmen hatten wir im Verlaufe der Darstellung an verschiedenen Stellen Gelegenheit. Die Ausmaße vieler Dinge wachsen in das Riesenhafte, sie werden „imposant": die Städte, die Straßen,

die Wohnhäuser, die Bahnhöfe, die öffentlichen Gebäude, die Verkaufsläden, die Fabriken, die Maschinen, die Brücken, die Schiffe und so tausenderlei anderes.

* *
*

Und wie die Masse, so ist auch der Wechsel in jeder Gestalt unserer Zeit eigentümlich: die Bewegung, die Umständlichkeit häufig gepaart mit der Masse zu einer einheitlichen sozialen Erscheinung.

Ich denke zunächst an den Wechsel, den Form und Art der uns umgebenden Güterwelt unausgesetzt erfahren. Aus der tiefsten Seele des Kapitalismus bricht immer und immer wieder das Streben hervor, durch Änderung oder Besserung die Absatzfähigkeit einer Ware zu erhöhen. Und die moderne Technik, die ebenfalls in ewigem Wandel befindlich ist, von Verfahren zu Verfahren in überhastetem Jagen stürzt, bietet sich als das geeignete Werkzeug in der Hand des neuerungssüchtigen Kapitalismus dar. Wir sprechen bei diesen Veränderungen von Modewechsel, wenn es sich um Bekleidungsgegenstände, von Veränderungen des Stils, wenn es sich um bauliche Einrichtungen oder Möbel handelt, von technischer Vervollkommnung, wenn die Veränderung Produktionsmittel oder ihnen verwandte Gegenstände (Beleuchtungs-, Beheizungs-, Beförderungsmittel usw.) betrifft. Das Phänomen ist das gleiche und die Ursachen sind es auch. Gewiß sind auch in früherer Zeit Veränderungen der gedachten Art erfolgt. Aber was unsere Epoche wiederum auszeichnet, ist die Massenhaftigkeit und damit die Schnelligkeit des Wechsels. Ein Kleidungsstück, ein Schmuckgegenstand, ein Möbel, ein Fahrrad, eine Lampe, eine Maschine, ein Medikament, eine Reproduktionstechnik, eine Blumenart, kurz was auch immer der Kapitalismus in den Strudel seines Verwertungsbedürfnisses zu ziehen vermag (und was wäre das nicht!) kann sicher sein, in 10, in 5, in 1 Jahre — die Lebensdauer der einzelnen Formen ist verschieden lang — dem mitleidigen Achselzucken der in ihren Anforderungen auf der Höhe ihrer Zeit stehenden Kundschaft zu begegnen.

Sorgt so der Kapitalismus dafür, daß die Gestalt der Dinge, über die sich unsere Verfügungsgewalt erstreckt, unausgesetztem Wechsel unterworfen ist und erzeugt er damit — wenn wir uns in die Seele eines Gebrauchsgutes versetzen! — ein Gefühl der Unsicherheit in der Güterwelt, wie sie keine Zeit zuvor je gekannt hat — ein Andersen würde ein sinniges Märchen

schreiben können, das das Hangen und Bangen des einzelnen Gutes, ob es das Morgen noch erleben wird, ergreifend zur Darstellung zu bringen hätte — so hat er auch den steten Wandel in dem Besitzverhältnis der Menschen zur Güterwelt im Gefolge gehabt. Nicht nur wie die Dinge ausschauen, die wir morgen gebrauchen werden, ist unsicher geworden, sondern ebenso auch, ob und in welchen Mengen wir sie werden nutzen können. Man kann hier, wenn man den Wandel in dem quantitativen Anteil, den die einzelnen Menschen an der Güterwelt nehmen, in seinem Verlaufe überblickt, von einem steten Besitzwechsel reden; besser jedoch wird diese Form des Wechsels vom Standpunkte eines gegebenen Verteilungsverhältnisses aus als Unsicherheit der Existenz (für den einzelnen) bezeichnet.

Man könnte in Zweifel kommen, ob die Existenzunsicherheit während der letzten hundert Jahre wirklich zugenommen habe. Es bildet bekanntlich eine Pièce de résistance in der Apologetik des herrschenden Wirtschaftssystems der Hinweis darauf, daß durch die Vervollkommnung der Verkehrsmittel das Gespenst der Hungersnot wenigstens in Europa beschworen sei. Das ist richtig. Und wenn man davon absieht, daß die regelmäßige Versorgung unseres Getreidemarktes mit um so schrecklicheren Hungersnöten in Rußland und Indien (deren Getreide wir verzehren) erkauft ist, so kann man tatsächlich von einer größeren Sicherung unserer Existenz gegen Teuerung und Hungersnot sprechen. Auch die Schrecken der Cholera, der Pest und anderer Würger der Menschheit sind dank der fortschreitenden Verhygienisierung unserer Zeit gebannt. Aus gleichem Grunde ist die Lebensaussicht der Neugeborenen größer als früher, und alt und jung verdankt den Fortschritten der Medizin eine Verringerung der Todesgefahr. Die Straßen sind sicherer geworden, und die Häuser brennen seltener ab. Es ist wohl im großen ganzen die Sicherung gegen Gefahren, die Leib und Leben bedrohen, größer in unserer Zeit geworden, auch trotz zunehmender Blitzgefahr, trotz Eisenbahn- und Straßenbahnunfällen, trotz Schiffszusammenstößen und Häusereinstürzen, trotz Explosionen und schlagender Wetter. Eine zuverlässige Statistik, die Vergleiche über einen größeren Zeitraum zuließe, besitzen wir darüber nicht.

Aber das alles steht hier nicht in Frage. Es handelt sich hier vielmehr um das, was man die soziale Existenzsicherheit im Gegensatz zu den eben besprochenen Fällen einer neutralen Sicherheit nennen kann. Und wenn wir die Frage so stellen: hat die Sicherheit der wirtschaftlichen, das heißt

also der sozialen Existenz der einzelnen Bürger des Gemeinwesens während des verflossenen Jahrhunderts zugenommen oder hat sie sich verringert? kann die Antwort nur lauten: sie hat sich zweifellos verringert.

Die ökonomische Unsicherheit wächst in dem Maße, wie die Differenzierung der einzelnen Wirtschaften fortschreitet. Der Weg von dem Bauern, der auf eigener Scholle seinen gesamten Bedarf erwirtschaftet, bis zu dem Fabrikanten, der nur noch eiserne Räder für Grubenwagen herstellt, führt zu immer größerer Unsicherheit des wirtschaftlichen Erfolges. Solange die Einzelwirtschaft auf sich allein gestellt, also ökonomisch völlig frei ist, solange ist die wirtschaftliche Tätigkeit auch ganz und gar sicher ihres Erfolges. In dem Maße, wie sich die einzelne Wirtschaft mit andern zu einem gemeinsamen Werke verschlingt, in dem Maße wird sie auch immer mehr abhängig von Vorgängen und Ereignissen, die außerhalb ihrer Verfügungsgewalt liegen, wird sie unfreier, unsicherer. Die Verkäuflichkeit ihrer Ware zu lohnenden Preisen wird nicht mehr von der Kauffähigkeit einer oder zweier, sondern hunderter oder tausender anderer Wirtschaftssubjekte bestimmt. Die Entwicklung des Kredits, die unausgesetzte Vervollkommnung der Technik erhöhen das Maß von Unsicherheit für die einzelne Wirtschaft. Was ja alles bekannte Dinge sind. Nun brauchen wir uns aber nur zu erinnern, daß der wesentliche Inhalt der ökonomischen Entwicklung während des verflossenen Jahrhunderts gebildet wird: durch Verallgemeinerung marktmäßiger Produktion, zunehmende Spezialisierung, das heißt also Differenzierung, in zahlreichen Gebieten des Wirtschaftslebens, Revolutionierung der Produktions- und Verkehrstechnik, Ausdehnung der Kreditwirtschaft, um einzusehen, daß das Wirtschaften heute ein unendlich viel unsichereres Ding ist als vor hundert Jahren. Und was abermals ein Kennzeichen unserer Zeit ist: die Allgemeinheit der Unsicherheit, die Unsicherheit en masse. Vor hundert Jahren mochten ja auch schon die schlesischen Leinenproduzenten oder die Wollexporteure in den Seestädten die Launen des Marktes, die wir als Konjunktur bezeichnen, kennen gelernt haben. Aber die große Mehrzahl der Wirtschaftssubjekte lebte doch in gesicherten Verhältnissen, die meisten Gutsbesitzer, Bauern, Handwerker, Krämer schoben ihren Karren in denselben Geleisen weiter, in denen er seit Jahrhunderten lief. Nun geht das Gespenst des „wirtschaftlichen Ruins" in den entlegensten Alpentälern um, es hockt bei dem kleinen Krämer hinter dem Ladentische, auf der Hobelbank des Hand-

werkers und schreckt den ostelbischen Gutsbesitzer, wenn er zur Jagd ausreitet.

Aber mit der Wirtschaft kommt auch der Besitz ins Schwanken, der sich heute mehr als ehedem mit jener verknüpft. Auch der Besitz wird der Konjunktur des Marktes unterworfen: welch eine Wandlung! Das echte, alte Eigentumsgefühl, wie es freilich nur auf der eigenen Scholle erwachsen konnte, das den Besitz so lange sicher wähnt, als die tatsächliche Verfügung, die tatsächliche Nutzung des Grundstückes dauert, ist untergraben. Der Bauer muß einsehen lernen, daß ihm sein Eigen unter den Händen zerrinnen kann, trotzdem er nach wie vor sein bestes Können seiner Pflege widmet. Bei Regen und Sonnenschein ist er draußen auf dem Felde, er ackert und erntet, sein ganzes Sinnen und Denken ist darauf gerichtet, seine Arbeit gut zu tun, und unterdessen bereiten seine Gläubiger auf dem Gerichtsbureau alles vor, was nötig ist, um einen andern, der nichts von den Sorgen um die übermäßig feuchte Wiese, nichts von den Arbeiten auf dem steinigen Felde weiß, „von Rechts wegen" zum Eigentümer des Besitztums einzusetzen. Man nennt ja das wohl die Mobilisierung des Grundeigentums?

„Mobiler" und damit unsicherer wird aber der Besitz auch in der Stadt. Wie es die Wirtschaft wird, so natürlich auch der Besitz, der sich auf sie gründet: Fabrikanten, Handwerker, Händler, kurz alle Geschäftsleute ruhen mit Hab und Gut immerfort wie auf einem Vulkane. Von den Eintagsfliegen börsenmäßiger Abstammung gar nicht zu reden: den Fondsspekulanten, den Kohlenwucherern, und was sonst ein paar Jahre lang sich im Tiergartenviertel Berlins breit macht, um nach kurzer Zeit wieder in die dunkeln Tiefen der galizischen Urwelt hinabzusinken. Aber die Unsicherheit greift über die Kreise der Geschäftsleute hinaus, denn auch wo sonst sich Vermögen findet, ist es heutigestags in den Strudel der Marktkonjunktur hineingezogen: das macht die Entwicklung des Inhaberpapiers, des Effektenwesens. Vor hundert Jahren, wenn ein Kammerrat oder ein Universitätsprofessor ein kleines Pekulium zu verwalten hatte, gab er es vielleicht einem Verwandten ins Geschäft oder er lieh es als Hypothek dem Nachbar oder er kaufte auch schon Pfandbriefe oder Staatspapiere; doch bildeten die letzteren Anlagen gewiß noch die Ausnahme. Jetzt hat er Aktien der Schuckertgesellschaft oder der Allgemeinen deutschen Kleinbahn oder der Leipziger Bank oder irgendein exotisches Papier. Und wenn er morgens

aufwacht, liest er in der Zeitung, daß seine Gesellschaft in Zahlungsschwierigkeiten sich befindet oder sein Gläubigerstaat oder seine Gläubigerstadt bankrott sei.

Und wenn es sich auch nicht immer um Verlust des Vermögens handelt, so doch um starke Einbußen in den Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs. Ich wies an anderer Stelle schon darauf hin, daß die Verluste in diesen Perioden in wachsendem Umfange durch die Ersparnisse der Außenseiter gedeckt werden, denen man in den Zeiten höchsten Aufschwunges, wenn das Erwerbsfieber alle Schichten der Bevölkerung wieder einmal ergriffen hat, die überwerteten Papiere aufhalst. Ich zweifle nicht, daß in solchen Zeiten des Paroxismus, wenn die Kurse auf 200 und darüber steigen, am meisten Industrie- und ähnliche Aktien von dem „großen Publikum" erworben werden, das dann die Wertminderung auf 100 aus seiner Tasche begleicht. Gelegentlich sind ja solche Schröpfungen der großen Masse auch in früheren Jahrhunderten vorgekommen: zu einer ständigen Einrichtung sind sie erst wieder in unserer Zeit geworden. Und erst unserer Zeit war es vorbehalten, auch die kleinsten Vermögen der Witwen und Waisen den Weltmarktslaunen zu unterwerfen.

Mit dem Erfolge des Wirtschaftens, mit dem Vermögensbesitz ist nun aber auch die Arbeit der Unsicherheit anheimgefallen. Es ist ja eine jedermann vertraute Tatsache, daß die Zeiten der Depressionen vor allem auf dem Arbeiter lasten, der seine Arbeitsstelle ganz verliert oder am Einkommen stark gekürzt wird. Und wann ist er sicher, auch in den besten Zeiten, daß am nächsten Tage nicht die Schrecken der „Krisis" über sein Erwerbsgebiet hereinbrechen?

Aber auch in normalen Zeiten weiß der Arbeiter nicht, ob er morgen noch für sich und die Seinen den Unterhalt gewinnen wird. Sein Geschäft kann dem Pleitegeier unverhofft zur Beute fallen: die Arbeiter werden entlassen. Eine technische Verbesserung kann ganze Arbeiterkategorien überflüssig machen: sie werden entlassen. Die Saisonarbeit ist vollendet, beispielsweise in der Konfektionsindustrie: die Arbeitsaufträge hören auf. Vor hundert Jahren war die Tätigkeit selbst eine viel stetigere, und der Arbeiter hatte meist auch einen Rückhalt in einer kleinen Landwirtschaft.

Und welche Sicherheit haben heute noch die alten handwerksmäßigen Existenzen, deren Enteignung durch die kapitalistische Unternehmung in jeder Stunde bevorstehen kann?

Endlich aber hat der Wechsel, hat die Gefahr des Umschlags, des wirtschaftlichen Niedergangs auch die meisten liberalen Berufe ergriffen: welcher Notar oder Medizindoktor hatte vor hundert Jahren sich viel Sorge um seine Existenz zu machen? Er trat zurzeit, ohne allzuviel Mitbewerber, in die Stelle seines Vorgängers ein und blieb hier unbehelligt sein Leben lang. Während heute jeder jeden Augenblick seine Position zu verteidigen hat, damit nicht der teure Kollege ihm in der Jagd nach der Kundschaft zuvorkomme. Die Masse der „Bildung", die unsere Zeit vor andern auszeichnet, hat hier das Wechselhafte, das Unsichere geradezu aus sich heraus erzeugt.

Wie in der wirtschaftlichen Organisation selbst die Entstehung genossenschaftlicher und gemeinwirtschaftlicher Wirtschaftsformen eine Gegentendenz gegen die kapitalistische Entwicklung darstellt, so ist es auch die hierdurch, sowie durch die Ausdehnung der öffentlichen Tätigkeit überhaupt hervorgerufene Vermehrung der Beamtenschaft, die wiederum eine Anzahl von Existenzen den Fährnissen der Marktlage entzieht, indem sie ihnen einen von der Konjunktur unabhängigen Unterhalt verschafft. Aber man wird getrost sagen dürfen, daß es sich dabei erst um Ansätze zu einer Neuordnung der Dinge handelt, und daß die Vermehrung der Beamtenschaft, wie sie zweifellos während des neunzehnten Jahrhunderts erfolgt ist, noch nichts Wesentliches an der allgemeinen Tendenz zur Existenzunsicherheit zu ändern vermocht hat. Diese bleibt vielmehr mit ihrer ganzen Wucht ein entscheidendes Merkmal der gesellschaftlichen Wandlungen im verflossenen Jahrhundert.

Die dritte Stelle, wo die Ruhe dem Wechsel, die Beharrung der Bewegung gewichen ist, ist die Beziehung der Menschen- und Güterwelt zu ihrem Standorte. Ich meine: der Ortswechsel als Massenerscheinung gehört ebenfalls der Zeitepoche, die wir überblicken, als Kennzeichen an. Die Darstellung des dritten Buches hat den Leser über diesen Punkt, wie ich denke, schon hinreichend aufgeklärt. Wir werden zusammenfassend sagen dürfen: daß noch niemals in irgendeiner früheren Geschichtsperiode auch nur annähernd so viel Güter und Menschen auf einer gegebenen Fläche herumgekarrt sind, noch niemals so viel Nachrichten von Ort zu Ort getragen sind wie in unserer Zeit.

Wir kennen die Gütermassen, die heute auf den Eisenbahnen, auf Flüssen und auf der See hin- und herbewegt werden, meist weil sie Gegenstand des Austausches geworden sind. Wir wissen auch, daß die Masse gleicher

Güter, die ihren Standort wechseln, vielerorts schon groß genug geworden ist, um den Typus des vertretbaren Massengutes, dieses echtesten Wahrzeichens modernen Güterverkehrs, zur Entfaltung zu bringen.

Auch was an Nachrichtenvermittelung durch die Einrichtungen der Post heutzutage geleistet wird, haben wir in Erfahrung gebracht. Ging ehedem die Nachricht von Mund zu Munde durch die lebendige Erzählung, die persönliche Mitteilung, so dient jetzt ein riesenhafter Mechanismus toter Körper dazu, Nachrichtenmassen in kurzer Zeit in weite Entfernungen zu schleudern. Welch eine Fülle von Mitteilungen wird durch das Telephon vermittelt, welche Flut von Nachrichten überschwemmt täglich das Land in Gestalt der Ansichtspostkarten! Vielleicht entwickelt sich hier auch noch der Typ der fungibeln Nachricht? Einen Schritt auf diesem Wege macht eine Einrichtung, die abermals ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit bildet: die Zeitung. Nirgends vielleicht so deutlich wie in der modernen Zeitung, tritt die eigentümliche Paarung von Masse und Wechsel zutage. Höchstes Prinzip jeder Zeitung ist es: den Leser durch die Menge von Nachrichten, die sie enthält, und durch die Häufigkeit ihres Erscheinens für sich zu gewinnen. So ergießt sich denn dreimal und öfters am Tage eine Sturzflut von Nachrichten über uns, die uns den Atem benimmt. Die große Rotationspresse, die in rasender Eile eine endlose Rolle Papier fortwährend mit Druckerschwärze betupft und in einzelne Stückchen zerschnitten in die Welt hinausschleudert, ist wiederum recht ein Symbol unserer fortgeschrittenen Zeit.

Endlich hat uns die voraufgehende Darstellung auch schon einige Kenntnis von den Menschenmengen verschafft, die heutzutage immerfort herumfahren. Bei ihnen wollen wir jetzt noch einen Augenblick verweilen.

848092000 Personen wurden im Jahre 1900 auf den vollspurigen Eisenbahnen befördert. Rechnen wir noch die auf den Kleinbahnen gefahrenen (22,9 Millionen), die die Post benutzenden (3,1 Millionen) und die auf Dampfschiffen herumreisenden Personen dazu, so wird die Zahl der Leute, die sich eines öffentlichen Verkehrsmittels zur Beförderung von Ort zu Ort bedienen, heute von einer Milliarde nicht allzuweit entfernt sein. (Schrieb ich vor 10 Jahren: jetzt befördern die vollspurigen Eisenbahnen allein über $1^1/_2$ Milliarden Personen, im Jahre 1910 = 1541 Millionen!) Beinahe zwei Milliarden fahren jährlich in den Straßen der Großstädte in großen Glaskasten hin und her. Und sicher noch eine zweite halbe oder ganze Milliarde

benutzt Droschken und anderes Privatfuhrwerk, um sich gelegentlich an einen andern Ort zu begeben.

Also durchschnittlich bedient sich jeder Einwohner des Deutschen Reiches im Laufe des Jahres 45—50mal eines Vehikels, um eine mehr oder weniger lange Strecke auf der Erdoberfläche sich verschieben zu lassen. Die Zwecke dieser Ortsveränderung sind mannigfaltig, bald sind es vergnügliche, bald geschäftliche. Dagegen ist der großen Mehrzahl dieser Beförderungsakte gemeinsam, daß der Wandernde den Ortswechsel vornimmt, ohne sein Domizil, auch ohne seine Wohnung zu wechseln. Er kehrt vielmehr nach beendigter Fahrt zu den heimischen Penaten am gewohnten Orte zurück.

Dagegen müssen wir nun noch des ebenfalls immer häufigeren Falls gedenken, daß die Menschen ihr Heim wechseln, also: daß eine Veränderung der Wohnung innerhalb derselben Stadt, des Wohnortes innerhalb desselben Landes eintritt oder aber, daß das Land selber, in dem sie ihren Wohnort aufschlagen, mit einem andern vertauscht wird. Man kann diese Erscheinungen, die man unter der Bezeichnung der Wanderungen zusammenfaßt, insgesamt auch unter dem Gesichtspunkte verringerter Seßhaftigkeit betrachten. Man traut seinen Augen nicht, wenn man die Ziffern der Umzüge sieht, die innerhalb unserer Großstädte Jahr für Jahr bewerkstelligt werden. In einer Stadt wie Breslau, von 400000 Einwohnern, wechselt annähernd die Hälfte (1899 = 194602) jährlich die Wohnung! Und ebenso gewaltig ist die Bewegung von Ort zu Ort innerhalb des Landes. Es wurden gemeldet (wohl gemerkt: ausschließlich der Reisenden!)

in Berlin	zugezogen	235611,	abgezogen	178654
„ Breslau	„	60283,	„	54231
„ Hamburg	„	108281,	„	86245

1911 betrug in 78 Städten über 50000 Einwohner die Zahl der Zugezogenen 2532932, die der Fortgezogenen 2401937.

Ziehen nun auch Hunderttausende von Leuten jährlich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, so weiß man doch, daß der Strom der deutschen Binnenwanderungen seine Hauptquelle in den ländlichen Bezirken hat und sich dann in zwei Arme spaltet, deren einer sich in die Industriebezirke ergießt, während der andere in den Städten mündet, die natürlich ebenfalls großenteils als Industriebezirke anzusehen sind. Für das Jahrfünft 1885—1890 z. B. vollzieht sich der Bevölkerungsaustausch zwischen den einzelnen Landesteilen Deutschlands wie folgt:

Gruppe	Geburten-überschuß	Bevölkerungs-zunahme	Gewinn oder Verlust durch Wanderung	
			absolut	v. d. Geburten-überschuß
I. Östl. Preußen . . .	851 770	212 666	— 639 104	— 75 04 %
II. Westl. Preußen und Mitteldeutschland . .	611 578	531 089	— 80 449	— 13,15 %
III. Südd. Staaten . . .	500 787	347 520	— 153 267	— 30,61 %
IV. Industriezentr. . . .	937 688	1 480 191	+ 542 503	+ 57,86 %

In dem Jahrfünft 1905—1910 haben folgende Gebiete des preußischen Staates einen Verlust durch Abwanderung von mehr als 25000 Menschen in folgender Höhe:

Reg.-Bez.	Königsberg . . .	31719
„	Gumbinnen . . .	32690
„	Allenstein . . .	31488
„	Danzig	29593
„	Marienwerder . .	59751
„	Frankfurt a. O. .	28593
„	Stettin	34015
„	Köstrin	33685
„	Posen	52220
„	Bromberg . . .	35419
„	Breslau	29450
„	Oppeln	31011
„	Magdeburg . .	44112
„	Merseburg . . .	38887

Und all das Volk, das hier wegzieht, strömt zum größten Teil nach Berlin: dies gewann (übrigens nur in den Vororten: der Stadtkreis Berlin weist eine Abwanderung auf!) 389163 Personen. Außerdem hatten noch starken Gewinn durch Zuwanderung die Reg.-Bez. Düsseldorf (116281) und Münster (65562).

Die eine Folge dieser Binnenwanderung ist, wie wir schon wissen, das Anwachsen der Großstädte, die sich natürlich nicht aus eigener Kraft zu ihrer heutigen Größe entwickelt haben. Eine andere selbstverständliche Folge ist die Durcheinanderwürfelung der Bevölkerung innerhalb des Deutschen

Reichs. Immer häufiger wird der Fall, daß eine Person ihr Leben nicht dort beschließt, wo sie es begonnen hat, immer geringer mit andern Worten wird die Bodenständigkeit. Das tritt naturgemäß besonders stark bei der großstädtischen Bevölkerung in die Erscheinung, gilt aber auch für die Kleinstädte und das platte Land. Schon im Jahre 1871 konnte von Mayr für Bayern feststellen, daß in den Orten über 2000 Einwohner von je 1000 Personen nur 573 im Zählungsamt, dagegen 373 im übrigen Bayern, 38 in andern Staaten des Deutschen Reichs und 16 im Auslande geboren waren. Auf dem platten Lande waren die entsprechenden Zahlen 846,138, 9, 7. Viel geringer aber ist die Ortsgebürtigkeit, wie gesagt, bei der großstädtischen Bevölkerung. Hier waren 1890 von 1000 Einwohnern nur noch 473 am Orte geboren.

Nach der Volkszählung vom 1. Dezember 1905 (die gleichen Ziffern sind für 1910 nicht festgestellt worden) waren im Königreich Preußen von 100 Personen nur noch 49,6 ortsgebürtig; in den Städten nur noch 44,3. In anderen Gemeinden des Zählkreises waren gebürtig insgesamt 13,6%, in den Städten 6,1%; in anderen Kreisen der Zählprovinz bzw. 18,98% und 23,15%; in anderen Provinzen des preußischen Staates bzw. 12,70% und 19,42%. Von den Berlinern (im Stadtkreis Berlin) waren 52,06% in anderen Provinzen des preußischen Staates geboren.

Eine starke Bewegung in die deutsche Bevölkerung bringt aber nicht nur dieser Domizilwechsel, dem sich immer größere Teile der Bevölkerung unterziehen, sondern auch die periodischen Wanderungen, wie sie namentlich in der Form der sogenannten Sachsengängerei sich seit einer Reihe von Jahren regelmäßig in der Frühjahrs- und Herbstzeit abspielen. Schon seit alters her ist in verschiedenen Gegenden Deutschlands der wandernde landwirtschaftliche Saisonarbeiter eine bekannte Erscheinung, aber erst die Entwicklung der modernen Landwirtschaft hat ihn zu einer Massenerscheinung werden lassen. Denn mit dieser erst ist die Landwirtschaft ein ausgesprochenes Saisongewerbe geworden, das den zwei- oder dreifachen Bedarf an Arbeitskräften in der Sommers- und Herbstzeit hat. Da nun, wie wir wissen, der Mittelpunkt der intensiven Landwirtschaft in Deutschland die Provinz Sachsen und die angrenzenden Landesteile sind, so war hier ein starker Anziehungspunkt für überschüssige Bevölkerungsmassen anderer Gebiete mit weniger fortgeschrittener Landwirtschaft geschaffen. Diese Gebiete waren zunächst die östlichen Teile Deutschlands selbst und sind es heute zum Teil

noch geblieben. Inzwischen ist aber (zumal seit dem Aufschwunge in der Industrie) der Arbeitermangel auf dem Lande allerorts so gewachsen, daß die deutschen Östlinge den Bedarf der westlichen Provinzen nicht mehr zu decken vermögen. So sind denn ihnen nach und an ihre in den Ostprovinzen des Reichs freigewordene Stelle in wachsendem Umfange russische und galizische Wanderarbeiter herangezogen worden. Im Jahre 1890, als das Aushebungsgebiet für die Sachsengänger noch im wesentlichen die Provinzen Schlesien, Posen, Westpreußen, Brandenburg waren, schätzt Karl Kaerger ihre Zahl auf 100000. Jetzt sind es, einschließlich der nachschiebenden Fremdlinge, zwei- bis dreimalhunderttausend Menschen, die alljährlich ihre östliche Heimat verlassen, um in den westlicher gelegenen Gutswirtschaften ein paar Monate als Nomaden ihr Dasein zu fristen und gegen den Winter zu mit einer kleinen ersparten Summe zu den heimischen Penaten zurückzukehren. Eine Art Zugvögel.

Endlich haben wir noch einer letzten und nicht der geringsten Form des Ortswechsels Erwähnung zu tun: der überseeischen Auswanderung. Wir dürfen die Zahl der Deutschen, die während des neunzehnten Jahrhunderts aus ihrer Heimat ausgewandert sind, um sich jenseits des großen Wassers (meist, wie bekannt, in den Vereinigten Staaten von Amerika) eine neue Lebensstellung zu gründen, auf mindestens 5 Millionen veranschlagen. Davon entfällt ein reichliches Viertel (1,3 Millionen) allein auf das neunte Jahrzehnt (von 1881—1890). Im Jahre 1881 erreicht die deutsche Auswanderung ihren Höhepunkt mit 220902 Personen, um dann seit Anfang und zumal seit Mitte der 1890er Jahre rasch zu sinken. In den fünf Jahren von 1897 bis 1901 beträgt sie nur noch den zehnten Teil ihres Maximums (22—24000), in dem Jahrzehnt von 1902—1911 schwankt sie zwischen 19883 (1908) und 36310 (1903).

Rechnet man aber alle diejenigen zusammen, die im neunzehnten Jahrhundert auf dem Wege der Binnenwanderung oder der Auswanderung ihren Wohnort verlegt haben, so wird man nicht in Zweifel sein können, daß in der Tat während dieser Zeit Deutschland eine Völkerbewegung, eine Bevölkerungsumschichtung, eine Völkerwanderung erlebt hat, mit der verglichen die Schiebungen der vergangenen Jahrhunderte, einschließlich derjenigen, die man die Jahrhunderte der Völkerwanderung schlechthin nennt, zu winzigen Ereignissen zusammenschrumpfen. Und nun noch dazu die Tausende von Millionen Reisender! Wahrhaftig: von der Vogelschau aus ge-

sehen, gleicht heute das Deutsche Reich einem Ameisenhaufen, in den der Wanderer seinen Stock gestoßen hat.

2. Über einige Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher und geistiger Kultur

Wenn ich es im folgenden unternehme, von den Zusammenhängen zu reden, die zwischen den veränderten äußeren Lebensbedingungen des deutschen Volkes und seiner geistigen Kultur obwalten, so bedarf es wohl erst keiner besonderen Hervorhebung, daß es sich dabei lediglich um einige diskrete Andeutungen handeln kann, mehr um Hinweise, wo die Zusammenhänge zu suchen sind, maßen ja anderfalls eine Darstellung der geistigen Kultur selbst gegeben werden müßte, diese aber aus dem Rahmen dieses Buches herausfallen würde. Schade, aber es hilft nun einmal nichts. Auch das Dasein des schriftstellernden Gelehrten setzt sich aus einer Summe schmerzlicher Verzichte zusammen. Was er am liebsten möchte, muß er sich gerade versagen. Ausdrücklich zu warnen wäre auch vor dem Mißverständnis, dem man so häufig begegnet: als sei der Nachweis eines Zusammenhanges zwischen wirtschaftlicher und geistiger Kultur gleichbedeutend mit einer Erklärung dieser. Wovon natürlich keine Rede ist.

Nun also: worauf ich zunächst die Aufmerksamkeit des Lesers lenken möchte, sind die greifbaren Wirkungen, die die Entstehung der Masse, dieses vornehmsten Wahrzeichens des Jahrhunderts, auch auf die geistige Kultur unseres Volkes ausgeübt hat. Die anschwellende Volksmenge und der zunehmende Reichtum haben zunächst eine Verbreiterung der Kulturbasis ermöglicht, wie sie in gleichem Umfange in keinem der früheren Jahrhunderte erreicht worden ist. Was man auch so ausdrücken kann: daß die extensive Kulturentwicklung in diesem Zeitraume von nie dagewesener Stärke war.

Dazu hat schon die beträchtliche Vermehrung der Kulturspender das Ihrige beigetragen, ich meine die Vermehrung derjenigen Leute, die sich für Gelehrte, Künstler, Dichter, Musiker halten und (weil sie nicht eine bürgerliche Nahrung zu ergreifen brauchen) der Welt die Erzeugnisse ihres Geistes zum besten geben. Es ist klar, daß nur der zunehmende Reichtum einer Nation es ermöglicht, ein wachsendes Heer von Nichtstuern zu ernähren. Zu Jesu Zeiten war Palästina so arm, daß jeder Gelehrte nebenbei ein Handwerk treiben mußte; auch die Mönche des früheren Mittelalters mußten

Hand anlegen, um ihren Unterhalt wenigstens zum Teil selbst zu erwerben, und wer später nicht als Minnesänger von den Arbeitserträgen seiner Bauern leben konnte, mußte als Meistersänger Schuster sein. Das hemmt den Strom des geistigen Schaffens, und es ist klar, daß jemand der nichts zu tun hat, mehr dichtet oder schriftstellert als jemand, der nebenbei einer nützlichen Beschäftigung obliegen muß.

Leider besitzen wir keine zuverlässige Statistik über die Zahl unserer Dichter, Musiker, Künstler und Schriftsteller, wenigstens keine, die einen Vergleich zwischen verschiedenen Zeitepochen zuließe. Aber die ungeheure Steigerung der literarischen und künstlerischen Produktion in unserem Jahrhundert vermögen wir doch an einer Reihe von Symptomen ziemlich genau zu ermessen.

Ob es eine Statistik der Beschickung von Kunstausstellungen gibt, weiß ich nicht. Aber ein Gang durch die „Große Berliner Kunstausstellung" genügt, um uns völlige Gewißheit darüber zu verschaffen, daß die Produktion an Werken der bildenden Kunst heute einen unvergleichlich viel größeren Umfang haben muß als vor hundert Jahren.

Was aber an Druckwerken erscheint, darüber belehren uns genau die bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zurückreichenden jährlichen Bücherlisten. Nach dem Codex nundinarius erschienen in Deutschland im Jahre 1801 nur 3900, 1811 3176, 1821 4375 Drucke. Im Jahre 1850 betrug ihre Zahl nach dem Börsenblatt für den deutschen Buchhandel 9053. Und seitdem hat sich die Zahl noch einmal mehr als verdreifacht: im Jahre 1900 erschienen 24792, 1911 32998 neue Bücher. Wurde also vor hundert Jahren auf je etwa 8000 Einwohner ein selbständiges Werk in jedem Jahre neu gedruckt, so jetzt schon auf je etwa 2000. Damit aber nicht genug: offenbar ist die durchschnittliche Auflage der Bücher heute viel größer, als ehedem. Das vermögen wir daran zu erkennen, daß das Geschäft des Büchervertriebes (der Buchhandel) noch viel rascher sich ausgedehnt hat, als die Bücherschreiberei. Im Allgemeinen Adreßbuch für den deutschen Buchhandel von O. A. Schulz werden im Jahre 1839 an Buchhändlern jeder Art 1348, 1878 deren 3838, 1900 9360 aufgeführt, während die Berufszählung von 1907 10284 a-Personen im Buchhandel ausweist. Das sind die Ziffern für die selbständigen Buchhändler. Nun können wir aber ferner feststellen, daß die einzelne Buchhandlung größer geworden ist: im preußischen Staat wurden (nach der Allg. Gewerbetabelle) 1840 im Buchhandel überhaupt

beschäftigte Personen 1146 ermittelt, 1895 (ebenfalls im Kgr. Preußen alten Bestandes, nach der Berufszählung) dagegen 15341, 1907 beschäftigten die ca. 10000 selbständigen Buchhändler rund 56000 Hilfspersonen. Noch krasser tritt diese Vermehrung der Büchervertreiber natürlich in die Erscheinung, wenn man die großen Städte (diese „Entstehungsherde" der modernen Bildung) für sich in Betracht zieht. Hatte doch Berlin im Anfange des Jahrhunderts nur etwa 30 Buchhandlungen, jetzt fast 800. Und was für kleine Kabüschen mögen das zur Zeit, als die Nicolai und Konsorten sich hier das Material für ihre Aufklärung zusammensuchten, gewesen sein! Nehmen wir nun die durchschnittliche Auflage vor 100 Jahren mit 500, jetzt nur zu 1000 an, so würde damals für jeden 16., heute schon für jeden 2. Menschen jährlich ein Bücherexemplar hergestellt werden!

Daß sich die Bücher- — und zum Teil wohl auch, daß sich die Bilder- — Produktion während der letzten hundert Jahre so mächtig entfaltet hat, müssen wir ganz gewiß auch dem Kapitalismus unmittelbar mit zugute halten. Seit der Bücher- und Bilderverlag für immer mehr Verleger ein Geschäft geworden ist, wie der Verlag von Hosennähterinnen und Spielzeugverfertigern, ist die ungebändigte Triebkraft des Gewinnstrebens den idealeren Strebungen zu Hilfe gekommen. Es scheint mir sogar, daß ein immer größerer Teil unserer Verlagswerke lediglich einem Geschäftsinteresse sein Dasein verdankt. Man braucht nur an die Konversationslexika, an die tausend Lieferungswerke, oder an alle die Sammlungen zu denken, zu denen die Tatsache des Jahrhundertschlusses die Anregung geboten hat.

Aber es hieße nun den Umfang unserer modernen Bildung immer noch gering anschlagen, wollte man ihn lediglich an der gesteigerten Literatur- und Bilderproduktion messen. Bedenken müssen wir vielmehr, daß mit der Erzeugung auch auf vielen Gebieten die Verbilligung der Leistungen gleichen Schritt gehalten hat. Die 10-, 20-, 25-, 50-Pfennig-Kollektionen, die billigen Klassikerausgaben, legen dafür ebenso deutliches Zeugnis ab, wie die unausgesetzt während des verflossenen Jahrhunderts vervollkommneten und wohlfeiler gewordenen Wiedergaben von Bildwerken: Photographie, Photogravüre, Heliogravüre und wie sie alle heißen, werfen heute billige (und unter Umständen sogar gute) Wiedergaben jeglicher Natur- und Kunsterscheinung in die ärmste Hütte hinein.

Bedenken müssen wir dann vor allem, daß unser Jahrhundert neben der Massenproduktion auch die Methoden der Massenverbreitung von

Bildung erst recht entwickelt hat. Wiederum hat der Kapitalismus als treibende Kraft tüchtig mitgeholfen: wo er konnte, hat er die Fabrikation von Bildung — preiswert! — in den Bereich seiner Tätigkeit gezogen. Daneben ist es die Masse (in Menschenform) selbst, die sich mit zunehmendem Wohlstande den Weg zur Bildung eröffnet und geschickt Stimmung für sich und ihre Interessen zu machen gewußt hat. Es wurden geradezu neue Formen für die Kollektivdarbietung von Bildung geschaffen, wie wir sie für die Darbietung von Gas-, Wasser-, Elektrizität- oder Transportleistungen bereits kennen gelernt haben. Man könnte sagen: das Omnibusprinzip sei in allen Gebieten unseres Kulturdaseins zur Anerkennung gelangt. Ich erinnere nur an einige der wichtigeren Erscheinungen: die Ausbreitung des Volksschulunterrichts: 1822 gab es im Königreich Preußen 20440 öffentliche Volksschulen mit 1427045 Schulkindern, 1911 dagegen 38684 Schulen mit 6572074 Kindern: während die Bevölkerung nur von 11,6 auf 40,2 Millionen (1910) angewachsen ist. Und wie viel mehr Unterricht genießen diese Kinder! Die Zahl der Volksschullehrer (und Lehrerinnen) stieg in dem angegebenen Zeitraume rascher als die Zahl der Schüler: von 22230 auf 117164. Und was ist und leistet ein Volksschullehrer heute im Vergleich mit seinen Kollegen vor hundert Jahren, als man mit Vorliebe ausgediente Feldwebel mit dem Unterrichte der Dorfjugend betraute! Unterdessen sind das Hochschul- und Mittelschulwesen ebenfalls nicht zurückgegangen. Der preußische Etat für Unterricht und Kultus betrug 1850 etwa 10, 1867 etwa 15, 1901 145 und 1911 280 Millionen Mark. Das Universitätsstudium hat namentlich im letzten Menschenalter reißend um sich gegriffen. Und neben den Universitäten sind allerhand andere Hochschulen erwachsen. An den deutschen Universitäten studierten im Jahre 1830 15870, 1899 33000, 1911 68000 Personen. 1835 und 1875 kamen auf 100000 etwa 38 Studenten, 1880 schon 46, 1885 waren es 57, 1899 60 und 1911 über 100 geworden.

Und außer den Universitätsstudenten gab es (1911/12)

an den Technischen Hochschulen	16187	Studierende
„ „ Bergakademien	730	„
„ „ Forstakademien	337	„
„ „ Landwirtschaftlichen Hochschulen .	1758	„
„ „ Tierärztlichen Hochschulen . . .	1329	„

an den Handelshochschulen	7535	Studierende
„ „ Hochschulen für bildende Künste .	3174	„
„ „ Hochschulen für Musik	4584	„
	35634	Studierende.

Aber neben den regelmäßigen Unterrichtsveranstaltungen wächst immer mehr der Umfang der gelegentlichen Darbietungen von Wissensstoff: Vortragende reisen unausgesetzt von Ort zu Ort (eine Folge der verbesserten Transporttechnik!), um ihre Weisheit gegen billigen Entgelt abzulegen; die Hochschulprofessoren tragen in volkstümlichen Kursen die Bildung unter die Masse; Volksbibliotheken, öffentliche Lesehallen schießen in den größeren Städten wie Pilze aus der Erde; belehrende Sammlungen aller Art öffnen einem größeren Publikum ihre Pforten zur Verbreitung naturwissenschaftlicher, ethnologischer und anderer Kenntnisse. Zoologische Gärten gab es wohl vor hundert Jahren überhaupt nicht in Deutschland. Heute hat fast jede Großstadt einen.

Und beinahe hätte ich die Zeitung vergessen, die Tag für Tag „unter" und „über dem Strich" wahre Ströme von Bildung über das Volk ergießt. Es ist gar nicht zu sagen, was dieses Institut für die Verbreitung des Wissensstoffes aller Gebiete leistet. Und seine Entwicklung (endloses Papier seit 1799, Rotationspresse seit 1846, dazu Eisenbahn, Telegraphie, Telephonie!) fällt fast ganz in das neunzehnte Jahrhundert. Im Jahre 1824 gab es in Preußen erst 845 Zeitungen und mit gewiß welch winzigen Auflagen! 1869 waren es 2127 geworden. Die Zahl der im ganzen Deutschen Reiche beförderten Zeitungsnummern ist von 519798000 im Jahre 1885 binnen 15 Jahren auf 1431706000 im Jahre 1900 gestiegen und dann nochmals 1878283590 im Jahre 1910, zu denen (1910) noch 213670400 außergewöhnliche Zeitungsbeilagen kommen. Man denke, man denke! Die Zeitung sitzt heute im Volke, wie die Laus im Pelze.

Und mit der Verbreitung der Wissenschaft wetteifert die Ausstreuung der künstlerischen Gedanken. Auch die moderne Zeitung widmet sich ja höheren Kunstbestrebungen mit Vorliebe: das Feuilleton gilt für fast alle Verleger als wichtiges Attraktionsmittel zur Herbeiziehung von Abonnenten; so werden denn teure Redakteure angeworben, die eigens dazu da sind, den Lesern die Tagesrationen an Literatur, an Kunst- und Musikberichten zuzumessen. Die Illustration hilft nach. Und neben den Tages-

zeitungen die Unsumme von Kunst-, Musik-, und Literaturblättern, die wöchentlich oder monatlich erscheinen und denen ebenfalls die vollendete Reproduktionstechnik ein immer glänzenderes Gepräge verleiht.

Und nun wieder die Kollektivdarbietungen, die „öffentliche" Schaustellung, die immer mehr den Ton bestimmt. Das Museum, das Konzert, das Theater: sie bestanden wohl auch schon vor hundert Jahren, und namentlich das Theater spielte in dem Leben des literarischen Menschen eine vielleicht größere Rolle als heute. Aber was bedeuten die gelegentlich in den Städten auftauchenden Schauspielertruppen verglichen mit den ständigen Theatern, die heute fast in allen größeren Städten angetroffen werden? Auch hier hat unser Jahrhundert erst die Masse gebracht. Heute erst ist das Theater der rechte Literaturomnibus geworden. Das gilt aber gewiß in noch viel höherem Maße für das Konzert, den Musikomnibus und das öffentliche Museum, den Kunstomnibus. Vor hundert Jahren waren nur wenige Militärkapellen vorhanden, die hier und da (wie noch heute in Italien!) auf öffentlichen Plätzen ihre Weisen ertönen ließen. Und bei festlichen Gelegenheiten spielten die Stadtmusikanten. Musikmachen galt als etwas Intimes. Heute herrscht an allen Orten die Konzertpest, könnte man sagen, wenn damit nicht ein abfälliges Urteil verbunden wäre. Konzerte früh, mittag und abend; schlechte, mittlere und gute; leichte und schwere; drinnen und draußen. Erwerbstätige Personen, die sich mit Musikmachen, Theaterspielen und Veranstaltung sonstiger Schaustellungen ihr Brot verdienen, gab es 1882 in Deutschland 46508, ihre Zahl ist bis 1895 auf 65565, also um 41%, bis 1907 nochmals auf 90699, also um 38% gestiegen, während die Bevölkerung nur um 14% und 20% sich vermehrte. Ob Deutschland vor hundert Jahren schon ein öffentliches Bilder- oder Skulpturenmuseum hatte, weiß ich nicht. Bedeutend war es gewiß nicht. Heute gilt auch hier die Devise: Omnibus!

Wird man aber Zusammenhänge suchen dürfen zwischen den durch die neue Wirtschaft veränderten Lebensbedingungen der Menschheit und dem inneren Wesen der neuen Kultur?

Es liegt nahe, auch hier den Einfluß zu verfolgen, den die zur Herrschaft über das Individuum sich durchringende Masse als solche geübt hat. Man vergleiche etwa die Wahlverwandtschaften mit Germinal, um zu verstehen, was ich meine. Oder Wallenstein und die Weber. Dort die unumschränkt waltende Einzelpersönlichkeit, die nur dem Schicksal unter-

worfen ist; hier die in Empfinden und Handeln zu einem Ganzen zusammengeschlossene Gesamtpersönlichkeit, in der das Individuum nur noch ein von allen andern abhängiges Glied bildet: die soziale Klasse als Held! Man erinnert sich auch der modernen Geschichtsauffassung, die ebenfalls an Stelle von Einzelpersonen Massen zu Trägern des geschichtlichen Prozesses gemacht hat. Man denkt unwillkürlich daran, daß es dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten war, zum entscheidenden Siege zwei Forschungsmethoden zu führen, in denen recht eigentlich die Massenhaftigkeit zum obersten Prinzip erhoben ist: die induktive und die statistische Methode. Es ist beiden Verfahrungsweisen eigentümlich, daß sie uns die Erkenntnis durch die Menge vermitteln wollen; daß sie uns zwingen wollen, etwas für wirklich zu halten, weil es in großer Masse auftritt. Gerade wie die Demokratie auf der Fiktion beruht, daß etwas gut oder richtig sei, weil es viele oder die meisten wollen. Gedanken, die man beliebig weiter spinnen kann.

Man darf ihnen auch nicht entgegenhalten, daß es keineswegs die Gesamtheit der Kulturträger sei, die in der bezeichneten Richtung ihre Leistungen entfalten. Man wird doch sagen dürfen, daß es typische und unsere Zeit kennzeichnende Erscheinungen sind, auf die ich eben hier hinwies. Und daß Reaktionsbewegungen, wie die an den Namen Nietzsche sich anknüpfende, einstweilen nur beweisen, daß das Gegenteil von dem, was sie erstreben, die Grundstimmung der Zeit bildet.

Aber ich möchte hier meinen Gedanken eine ganz andere Richtung geben. Ich möchte den eigentlich bedeutsamen Einfluß der wirtschaftlichen Umwälzungen auf unser Geistesleben vielmehr in dem Siege erblicken — nicht, den die Masse über das Individuum, sondern — den über Masse und Individuum gleichermaßen, also über den lebendigen Menschen der tote Stoff davongetragen hat, mit dem das verflossene Jahrhundert, wie wir sahen, die Kulturländer in so reichem Maße überschüttet hat. Was wir selbst erst mit so viel Aufwand von Geist und Kraft aus uns heraus geschaffen haben, zwingt uns bedingungslos, wie es scheint, unter seine Herrschaft. Also daß wir mit einer kleinen Variante auf unsere Zeit den Spruch anwenden können: Am Ende hängen wir doch ab von Sachen, die wir selber machten.

Wir sind „reich“ geworden, haben wir gesehen: so reich an Gütern dieser Welt, wie noch keine Zeit vor uns gewesen ist. Aber gerade dieser Reichtum ist es, der uns zum Sklaven unserer Bedürfnisse gemacht hat. Wuchsen die

Fähigkeiten, unsern Bedarf an Sachgütern zu befriedigen, so ist dieser Bedarf selber immer um eine Nasenlänge den Mitteln zu seiner Befriedigung voraufgeeilt. Das Viel hat den Wunsch nach mehr geweckt. Und ein ungestilltes Sehnen nach äußeren Gütern zog in die Menschenherzen ein und füllt sie immer mehr ganz und gar aus. Eine hohe und bald eine übertriebene Wertung des Materiellen hat Platz gegriffen und in hoch und niedrig das Streben nach Besitz, das Jagen nach dem Genusse erzeugt. Denn es scheint ein psychologisches Gesetz zu sein, daß durch die Vermehrung der Sinnenreize, die uns die Nutzung der Sachgüter gewährt, eine Öde in unserm Innern entsteht, die wir zunächst (bis die große Umkehr kommt, die in die Wüste führt!) durch Häufung jener Reize auszufüllen trachten. So erzeugt der Reichtum aus sich heraus jene Grundstimmung, die wir als materialistische zu bezeichnen uns gewöhnt haben. In der Fülle der Genußgüter, die um uns emporwachsen, finden die idealen Regungen des Herzens ihr natürliches Grab.

Mehr. Die Eigenart unserer Technik, die Eigenart unseres gesellschaftlichen Beieinanderwohnens in großen Steinschluchten und auf Hügeln von Stein, Glas und Eisen haben es mit sich gebracht, daß zwischen uns und der lebendigen Natur, da Gott den Menschen schuf hinein, sich ein Berg von toten Stoffmassen aufgetürmt hat, der unserem Geistesleben recht eigentlich sein charakteristisches Gepräge verleiht. Es ist damit eine neue Kulturbasis geschaffen: das Steinpflaster; es ist daraus eine neue Kultur entstanden: die Asphaltkultur. Sie geht schon hinaus vor die Tore der Stadt. Sie breitet sich über die Felder aus, auf denen die intensive moderne Landwirtschaft betrieben wird — am Ende mit Feldbahnen und einem Netz elektrischer Drähte über der grünenden Saat. Sie dringt in die Wälder ein, in denen die rationelle Forstkultur die letzten Reste von Urwüchsigkeit verdrängt, bis schließlich die Masse, die Masse wiederum so anwächst, daß ganze große Waldgebiete mit Wegen und Ruheplätzchen, mit Warnungstafeln und Wegweisern, mit Kneipen und Bedürfnisanstalten bedacht, mit einem Worte: in einen „Volkspark" umgewandelt werden. Sie nistet sich mit jeder Fabrik, mit jeder Eisenbahn, mit jeder Telegraphenstange auch auf dem flachen Lande weiter ein. Aber einstweilen ist doch ihr Herrschaftsgebiet die Stadt, die große Stadt, die viele Menschen ihr ganzes Leben lang nicht mehr aus sich entläßt, die fast alle aber, die in ihr wohnen, in den Bann ihrer verführerischen Reize zieht. So wächst ein Geschlecht von Men-

schen heran, das sein Leben ohne rechte Fühlung mit der lebendigen Natur verbringt; das die Sonne nicht mehr grüßt, das nicht mehr in den Sternenhimmel hineinträumt, das nicht mehr die Stimmen der Singvögel kennt und nicht die weiße Winternacht, wenn der Vollmond auf den Schneefeldern glitzert. Ein Geschlecht mit Taschenuhren, Regenschirmen, Gummischuhen und elektrischem Licht: ein künstliches Geschlecht. Ein Geschlecht, das in seiner Kindheit Frühling, Sommer, Herbst und Winter in der Schule im Anschauungsunterricht durchnimmt, ohne im späteren Leben von diesen Kenntnissen viel Gebrauch machen zu können. Denn auch die vier Wochen lang, während deren sich die Massen einmal im Jahre aus ihren Steinschluchten heraus „in die Sommerfrische" wälzen, treten sie mit der Natur kaum noch in eine innerliche Beziehung: sie empfinden (wenn sie feinere Naturen sind) ihre Reize, ihre eigene Schönheit mehr, viel mehr als die Landbewohner selbst; denn der sogenannte „Natursinn" ist ja recht eigentlich ein Erzeugnis der Städte; aber mit der Natur zu leben, haben sie verlernt. Und die große Mehrzahl verlangt auch während jener vier Wochen überhaupt nicht mehr nach Natur. Sie sind erst zufrieden, wenn sie auch draußen auf der Digue, an der Bergeslehne oder an den Ufern des Alpensees Asphalt unter ihren Füßen fühlen.

Aber seltsam: aus diesen Steinwüsten, in denen die Menschheit (wie es scheint: immer) den Kreislauf ihres Daseins beschließt — „il filosofo non vi vede altro che tanti sepolcri sontuosi che una moribonda nazione innalza ed ingrandisce per riporvi con decenza e con fasto le sue ceneri istesse", meinte vor hundert Jahren schon Filangieri, der Sohn des Städtelandes Italien — blüht eine Blume hervor, die man nicht anstehen darf, als eine der köstlichsten menschlicher Kultur zu preisen: die Kunst in ihrer höchsten und vollendetsten Form, als schöne Sinnlichkeit, als bildende Kunst. Ländliche Kulturen haben wohl die Philosophie, die Dichtung, die Musik geboren: die Kunst in ihrer hohen Vollendung nie. So viel wir von der Menschheitsgeschichte wissen, haben nur städtische Kulturen die Blüte der bildenden Kunst getrieben. Erst in der Entfernung von der Natur, so scheint es, wird jene Freude am Sinnlichen, wird jene Fähigkeit zur Gestaltung erzeugt, die den Nährboden der bildenden Kunst abgibt. So lange die Menschen in Sinnlichkeit leben, inmitten der tausendfach lebendigen Natur, bauen sie viel eher mit ihren Gedanken sich eine unsinnliche Geisterwelt auf, eine Welt der philosophischen oder dichterischen Ideale, zu der sie

sich erheben. Erst wenn sie in die Städte kommen, aller Ursprünglichkeit bar werden, empfinden sie das Bedürfnis nach bildender Kunst, nach selbstgestalteter Sinnlichkeit. Es ist beides eine Art von Reaktion gegen das unmittelbar Gegebene, von Kontrasterscheinung. Denn gerade die bildende Kunst stellt sich als höchstes Ziel: die Wiedergabe der Natur, man könnte sagen: die Wiedereroberung der verlorenen Natur.

Damit beginnt denn nun eine ganz neue Kulturepoche: die Epoche der sinnlich-künstlerischen Kultur. Das leitende Prinzip der bildenden Kunst: die Anschaulichkeit wird zum herrschenden Kulturprinzip überhaupt. Das geistig-philosophisch-ästhetisch-literarische Wesen verschwindet, das ehedem nicht nur die geistigen, sondern auch die bildenden Künste beherrscht hatte. Ehedem — in Deutschland sicher noch vor hundert Jahren, trotz Goethe! — waren nicht nur Musik und Dichtung, sondern selbst die bildende Kunst sinnig gewesen; jetzt werden auch Musik und Dichtung sinnlich.

Ein wesensanderes Schicksal hat unsere intellektuelle Kultur gehabt. Auch auf sie sind die ungeheuren Stoffmassen, die das verflossene Jahrhundert aufgetürmt hat, nicht ohne Einfluß geblieben. Aber während die lebendige Persönlichkeit in den Künsten von dem toten Stoffe, der sie zu erdrücken drohte, durch die schöne Gestaltung gleichsam sich zu befreien unternahm — als ein solches Befreiungswerk ist auch die Wiederbelebung des Kunstgewerbes in unserer Zeit anzusehen — hat in der Wissenschaft das Stoffliche immer mehr das Persönliche sich unterjocht. Sind die Künste in unserm Jahrhundert versinnlicht, so ist unterdessen, könnte man sagen, die Wissenschaft versachlicht. Von der Überwertung der quantitativen Forschungsmethoden, die wie wir an anderer Stelle (im achten Kapitel) sahen, die Naturwissenschaften ausschließlich beherrschen, war eben schon die Rede. Dank dieser Hochschätzung der Menge auch im Gebiete der Erkenntnis ist nun aber im Laufe des Jahrhunderts eine solche Fülle an Wissensstoff zusammengetragen worden, daß unter ihm die Persönlichkeit des geistigen Arbeiters erstorben ist. Zu seiner Verarbeitung ist ganz nach dem Vorgange der Wirtschaft der arbeitsteilig-kooperative Betrieb in die Wissenschaft eingeführt worden, der (um den Vergleich zu Ende zu führen!) die eigenschaffenden Handwerker in Teilverrichtungen versehende Fabrikarbeiter verwandelt hat. Unsere hochentwickelte Technik hat aber zudem für viele Wissenszweige eine so vollkommene Ausrüstung mit sachlichen Produktionsfaktoren geschaffen, daß der wissenschaftliche Arbeiter von heute vielfach

geradezu zum Maschinenarbeiter geworden ist. Daß es diesem Entwicklungsgange, den die Wissenschaft in unserm Jahrhundert genommen hat, vornehmlich zugute zu halten ist, wenn gerade wir Deutschen heute die Führung auf zahlreichen Wissensgebieten bekommen haben — es sind in der Tat meist solche Gebiete, auf denen der fabrikmäßig-maschinelle Betrieb die höchsten Erfolge verspricht: Geschichte, Philologie, Naturwissenschaften, Medizin —, wurde an anderer Stelle bereits gebührend gewürdigt.

Wo nun aber Massenhaftigkeit und Wechselhaftigkeit sich paaren, da wird der Einfluß ganz besonders deutlich, den die Neugestaltung unserer äußeren Lebensbedingungen auf Wesen und Art unseres kulturellen und individuellen Daseins ausgeübt hat.

Ich denke zunächst an die ziffermäßig schon gewürdigte Tatsache, daß die Wanderhaftigkeit unserer Gesellschaft deren Bestandteile in einer Weise durcheinandergewürfelt hat, wie es in keiner früheren Zeit auch nur annähernd geschehen ist. In den neuen Kulturzentren, den Großstädten, insbesondere, dann aber auch in den Industriegegenden, ist ein buntes Gemisch der verschiedensten Volksbestandteile entstanden, von dem man einstweilen noch nicht zu sagen vermag, was es an Rassentüchtigkeit leistet. Sogar vielversprechend ist das Gemengsel, das die Vororte unserer großen Städte bevölkert, einstweilen noch nicht. Es hält auch nicht von ferne einen Vergleich aus mit der Bevölkerung in wohlhabend-bäuerlichen Gegenden. Und wer den krummbeinigen, bleichwangigen, rasselosen Nachwuchs auf den Sandhaufen der großstädtischen Spielplätze mustert, kann leicht auf den Gedanken kommen, daß auch auf dem Gebiete der Rassenbildung der Ersatz der Qualität durch die Quantität das eigentümliche Merkmal unserer Zeit sei. Aber ich wiederhole: wissenschaftlich begründete Aussagen über die ethnologischen Wirkungen des Durcheinanderheiratens in Deutschland lassen sich heute noch ebensowenig machen wie Feststellungen der Wirkungen, welche die Stadt als solche auf die Qualität der Rassen auszuüben imstande ist. Muß man doch immer die soziale Lage: die Ernährungsweise, die Wohnverhältnisse und Arbeitsbedingungen — also ganz variable Umstände — als wesentlich bestimmenden Faktor mit in Rechnung stellen.

Mit Sicherheit aber läßt sich eine andere, mehr psychologische Wirkung der örtlichen Neuschichtung, sowie der Wanderhaftigkeit unserer Bevölkerung nachweisen: das ist die Nivellierung der ehemals vorhandenen kulturellen Eigenarten des einzelnen Landesteils, äußerer wie innerer.

Die lokalen Trachten, die Volkslieder, die bestimmten Sitten und Gebräuche einzelner Gegenden verschwinden immer mehr und machen den aus den Großstädten eingeführten Gewohnheiten Platz. Das großstädtische Konfektionshaus schreibt jetzt ebenso die Kleidermode auf dem Lande vor, wie der großstädtische Tingeltangel die Gassenhauer angibt, die in den Dorfstraßen gesungen werden. Eine weitgehende und allgemeine Neuformung des Denkens und Empfindens über das ganze Reich hinweg hat Platz gegriffen. Daß in den Städten, die, wie wir wissen, einen immer größeren Teil der Bevölkerung in sich aufnehmen, eine Art von Durchschnittsmensch erwächst, ist selbstverständlich; aber auch in den Kreisen des Landvolks wird dieser Typus immer häufiger. An die Stelle des wurzelhaften, konkreten Ortsmenschen tritt mehr und mehr der wurzellose, abstrakte Allerweltsmensch.

Mit dieser Kennzeichnung ist aber auch schon angedeutet, worin denn nun die innere Eigenart des also vereinheitlichten Stadtmenschentypus besteht, wenn wir ihn mit dem homo sapiens quo ante in Vergleich stellen.

Eine Anzahl charakteristischer Züge des neuen Geschlechtes kennen wir schon, nämlich diejenigen, die aus der überragenden Bedeutung der Menschen- und Gütermasse sich ergeben. Hier gilt es, uns klar zu machen, welchen entscheidenden Einfluß auf die Neugestaltung der Volkspsyche die Paarung der Masse mit dem Wechsel auszuüben imstande ist.

Ich denke, man wird zunächst feststellen können, daß die Unbeständigkeit aller äußeren Lebensbedingungen auch im Innern die Menschen unstet, unruhig und hastend gemacht hat. Die stille Beschaulichkeit, die sichere, in sich ruhende Behaglichkeit der früheren Zeit sind verschwunden. Die Sorge um das Morgen, die Unsicherheit des Heute haben eine stete Anspannung aller Kräfte, eine unausgesetzte Aufmerksamkeit nötig gemacht. So ist der Schlendrian dem Tätigkeitsdrange gewichen; wo ehedem der Friede im Innern war, ist heute der Kampf. Dieser verschärfte Kampf ums Dasein aber hat das Geschlecht härter gemacht. Die weicheren Regungen des Herzens sind zurückgetreten, die Willensfunktionen stärker entwickelt.

Aus diesem verschärften Kampfe ums Dasein erklärt sich auch die Intensivierung, das heißt die Beschleunigung unserer Lebensführung: die Notwendigkeit, in einer gegebenen Zeit mehr Energie auszugeben, um eine höhere Nutzwirkung zu erzielen. Und dieses Intensitätsstreben erhält neue

Nahrung aus dem massenhaften Einstürmen immer neuer Eindrücke auf unser Geistesleben, das in uns das Bedürfnis nach immer stärkeren Reizen mit Notwendigkeit weckt. So erzeugen Masse und Wechsel selbst wieder das Bedürfnis nach Masse und Wechsel, in denen sich das objektive wie das subjektive Dasein der modernen Kulturvölker zu erschöpfen scheint.

Aber das Hasten und Drängen unserer Zeit wird dann wieder bestimmend für andere wichtige Züge unseres Kulturlebens. Es nimmt uns die Muße zur intellektuellen und gemütlichen Vertiefung, und man wird nicht fehl gehen, wenn man behauptet, daß unser Geistesleben in dem Maße flacher geworden ist, wie es breiter wurde. Der rasche Wechsel massenhafter Eindrücke nimmt dem einzelnen die Möglichkeit, die individuelle Eigenart in gleicher Weise, wie ehedem, zur Geltung zu bringen, gegen die Außenwelt durchzusetzen. Wir haben keine Zeit mehr, gegen die auf uns einstürmenden Reize tief zu reagieren, den massenhaft auf uns eindringenden Stoff ganz zu verarbeiten. Das ist wohl die Erklärung für die Tatsache, daß unsere Zeit ärmer geworden ist an Originalen, an charakteristischen Persönlichkeiten.

Auch auf das Gebiet der kulturschaffenden Tätigkeit greifen diese Einflüsse hinüber. Der Künstler, der Schriftsteller: sie erhalten so tausendfache Eindrücke von außen her, sind so von Anregungen heimgesucht, daß auch sie immer schwerer ihre persönliche Eigenart zur Entfaltung zu bringen vermögen. Wenn es unserer reichen, glänzenden Zeit beispielsweise nicht gelingen will, einen eigenen Baustil zu entwickeln: hängt es nicht mit der Tatsache zusammen, daß ein Stil gar nicht mehr die Zeit hat, sich auszuwachsen ...?

Einer Frage möchte ich zum Schlusse noch Ausdruck verleihen, der Frage, die sicher vielen Lesern auf der Zunge schwebt: gibt es denn überhaupt eine gemeinsame Kulturbasis in dem Deutschland des ausgehenden neunzehnten Jahrhunderts? Sind die äußeren Lebensbedingungen, sind geistige Kultur und Seelenveranlagung nicht so wesensverschiedene bei dem ostelbischen Gutsbesitzer und dem großstädtischen Proletarier, bei dem armen Instensohn des östlichen Deutschlands und dem Bankier im Berliner Tiergartenviertel, daß man gar nicht das Recht hat, von einer und derselben Kultur zu reden? Die Frage ist gewiß naheliegend und ich halte die in ihr gemachten Einwendungen zum Teil für berechtigt. Aber trotz aller Verschiedenheiten läßt sich doch gewiß nicht bestreiten, daß bestimmte Kennzeichen der Kultur für alle, oder fast alle, oder doch wenigstens sehr weite Kreise der Bevölkerung

die gleichen sind. Und auf diese Gleichheit wollte ich in diesem Kapitel die Aufmerksamkeit des Lesers lenken. Indem ich nun aber alsobald versuche, den gewaltigen Unterschieden nachzugehen, wie sie die einzelnen Bevölkerungsschichten, von denen ich schon einige nannte, in ihrer äußeren Lage und ihrem inneren Wesen unzweifelhaft aufweisen. Auf die Betrachtung des Volksganzen soll nun die Schilderung der einzelnen Volksbestandteile und ihrer Schicksale während des verflossenen Jahrhunderts folgen.

Sechzehntes Kapitel: Beruf und Besitz

1. Die Gliederung der Bevölkerung nach dem Berufe

Seit der Menschen so viele geworden sind, beschäftigt man sich gern damit, sie nach allen möglichen Unterscheidungsmerkmalen zu rubrizieren, in Gruppen zu ordnen. Es gibt eine eigene Wissenschaft, die gleichsam die Registratur einer Volksmasse besorgt. Der Gesichtspunkte, nach denen die Gruppierung vorgenommen wird, hat man so viele, als ein Mensch Eigenschaften besitzt. Ob er alt, ob jung, ob Mann, ob Frau, ob Jude, ob Christ, ob Deutscher, ob Pole, ob Lediger, ob Ehemann, ob Verrückter, ob Gesunder, ob Verbrecher, ob wohlgesitteter Bürger, ob Rundkopf, ob Langkopf: alles kann einen Anlaß zur Registrierung und Klassifizierung des einzelnen bieten. Und offenbar gibt es nun auch ökonomisch bedeutsame Eigenschaften, die die Bürger eines Landes voneinander unterscheiden und nach deren Vorhandensein oder Nichtvorhandensein man die Bevölkerung in Gruppen einteilen kann. Wir können in diesem Falle von sozialen oder wirtschaftlichen Gruppen sprechen.

Das erste Unterscheidungsmerkmal, nach dem man die sozialen Gruppen sondert, ist die Berufszugehörigkeit. Von ihr ist ja im Verlaufe des dritten Buches häufig die Rede gewesen, und dort sind auch (oder in den dazugehörigen Anlagen) die erforderlichen statistischen Angaben gemacht worden. Hier will ich nur noch eine Gesamtübersicht über die Gliederung der Bevölkerung nach dem Berufe geben, in dessen Ziffern gleichsam der gesellschaftliche Niederschlag der uns bekannten ökonomischen Umgestaltungen zum greifbaren Ausdrucke kommt. Ich teile zunächst die Ergebnisse der Berufszählung von 1882 und 1895 für das Deutsche Reich mit. Danach gehörten von je tausend Personen der Gesamtbevölkerung zu der Berufsabteilung

	1882	1895	1907
A. Landwirtschaft, Gärtnerei und Tierzucht, Forstwirtschaft und Fischerei	425	357	287
darunter: Landwirtschaft allein . . .	414	344	
B. Bergbau und Hüttenwesen, Industrie und Bauwesen	355	391	428
C. Handel und Verkehr	100	115	134

	1882	1895	1907
D. Häusliche Dienste (einschl. persönliche Bedienung), Lohnarbeit wechselnder Art . .	21	17	13
E. Armee-, Hof-, Staats-, Gemeinde-, Kirchendienst, freie Berufsarten	49	55	55
F. Ohne Beruf und Berufsangabe	50	64	84
	1000	1000	1000

Aus diesen Ziffern vermögen wir die uns bekannten Tendenzen der volkswirtschaftlichen Entwicklung ohne weiteres abzulesen:

Verringerung der landwirtschaftlichen Bevölkerung; Vermehrung der Erwerbstätigen in Gewerbe, Handel und Verkehr; Anwachsen der Gruppe E und F: Beamte aller Art, denn die Menge in Ordnung zu halten, wird immer schwieriger; freie Berufsarten und Rentiers: denn die Gesellschaft wird immer reicher.

Noch deutlicher treten diese Grundzüge unserer gesellschaftlichen Umschichtung zutage, wenn wir entfernte Zeiträume miteinander vergleichen. So gehörten im Königreich Preußen (ich stelle die Ziffern für das Königreich alten und neuen Bestandes zusammen, weil die Verschiebungen in dem Anteilsverhältnis unbedeutend sind) von je hundert Personen zu den Berufsgruppen (nach den amtlichen Zählungen)

	1843	1907
A. Landwirtschaft	60,84—61,34	28,59
B. Gewerbe	23,37	42,76
C. Handel und Verkehr	1,95	13,17
D. Häusliche Dienste	(in den übrigen Berufsgruppen mitgezählt)	1,48
E. und F. Beamte, freie Berufe und Berufslose	4,5—5	14,00
	100	100

Betrachten wir nun aber die Gliederung der Bevölkerung nach Berufen im einzelnen etwas genauer, so fällt uns zunächst die Tatsache auf (die sich ebenfalls als ein Ergebnis uns bekannter Entwicklungsreihen darstellt), daß die Zahl der verschiedenen Berufe — durch Differenzierung namentlich der gewerblichen Tätigkeit — in fortwährendem Wachsen begriffen ist.

Aber das wichtige ist dieses: welchem Berufe jemand angehört, wird

immer gleichgültiger; anders ausgedrückt: die Ausübung eines bestimmten Berufes verliert unausgesetzt an gesellschaftbildender Kraft, weil die Berufsgruppe immer mehr an Festigkeit einbüßt. Und das hat einen doppelten Grund: es wird nämlich sowohl die äußere als auch namentlich die innere Beziehung des einzelnen zu dem Berufe, den er ausübt, immer lockerer.

Wer aufmerksam meinen Ausführungen gefolgt ist, dem muß klar geworden sein, daß das neunzehnte Jahrhundert eine Epoche unerhört zahlreicher beruflicher Neubildungen gewesen ist. Das gilt vor allem für die Sphäre der gewerblichen Produktion. Hier sind die alten Handwerke großenteils durch gänzlich anders geartete Industrien ersetzt; ehemals zusammengehörige Tätigkeiten sind zerlegt, wesensverschiedene Verrichtungen zu einem einheitlichen Produktionsprozesse zusammengefügt, zahlreiche Berufe (man denke nur an die chemische Industrie oder an die Surrogatindustrie!) überhaupt neu geschaffen worden. Aber es ist nicht nur eine Eigenart der kapitalistischen Wirtschaft, daß sie berufliche Neubildungen hervorruft; nicht minder bezeichnend ist es für sie, daß sie die neugeschaffenen Gewerbezweige einer unausgesetzten weiteren Umbildung unterwirft. Die Berufsbildung kommt also niemals zur Ruhe. Warum das der Fall ist, wissen wir. Es ist in der Eigenart der kapitalistischen Interessen und der ihr dienstbar gemachten Technik und Betriebsorganisation gleichermaßen begründet.

Die alte handwerksmäßige Produktionsweise beruht auf der Gruppierung einer bestimmten Anzahl von Arbeitsverrichtungen um die Persönlichkeit eines technischen Arbeiters. Diese Gruppierung war das Ergebnis eines langen, organischen Anpassungsprozesses und mußte ihrer inneren Natur nach die Neigung zur Beständigkeit besitzen: die empirische Technik enthielt dafür die Gewähr. Denn was diese an Änderungen brachte, floß doch immer wieder nur aus dem Born des persönlichen Könnens eines lebendigen Arbeiters. Heute werden die einzelnen Verrichtungen nach sachlich-rationalistischen Gesichtspunkten, ohne jede Rücksicht auf eine organische Persönlichkeit zu einem einheitlichen Arbeitsprozeß zusammengefaßt, der seine Gestalt mit jeder neuen (auf wissenschaftlichem Wege gewonnenen) Verbesserung des Verfahrens verändert.

Diese sachlich-rationalistische Gruppierung der einzelnen Tätigkeiten, die in ihrer Gesamtheit einen Beruf bilden, führt also ebenso notwendig zu einem steten Wechsel, wie die persönliche Gruppierung die Stereotypierung

der Berufe im Gefolge haben muß. Der einzelne Produzent hat demnach heutzutage aus rein äußerlichen Gründen gar keine Zeit mehr, mit einer bestimmt umgrenzten Berufstätigkeit zu verwachsen. Die einzelnen Berufe laufen fortwährend durcheinander.

Aber noch bedeutsamer ist wohl die Tatsache, daß die Möglichkeit, mit seinem Denken und Fühlen ein festes Verhältnis zu einem bestimmten Berufe zu gewinnen, immer geringer geworden ist. Zweifellos wird das Bewußtsein der Berufszugehörigkeit um so stärker sein, je eigenartiger die ausgeübte Tätigkeit ist, dagegen muß das Berufsgefühl auf ein Minimum herabsinken, wenn die Tätigkeit ihre qualitative Färbung so gut wie verloren hat. Berufsgefühl entfaltet sich zum Berufsstolz, der Berufsstolz erzeugt eine bestimmte Berufsehre. Hat ein Beamter noch eine spezifische Berufsehre? Hat sie insbesondere der niedere Beamte? Als solcher? Oder in dem Verwaltungszweige, in dem er gerade beschäftigt ist? Aber diesen kann er beliebig vertauschen: er kann aus dem Staatsdienst in den Gemeindedienst treten — und umgekehrt, und hier wiederum aus einem Bureau ins andere kommen. Hat der Händler ein spezifisches Berufsbewußtsein? Als solcher? Oder innerhalb seiner Branche? Aber er handelt heute mit Fellen und morgen mit Kohle. Auch wird die Beziehung des Kaufmanns zu seiner Ware, wie wir sahen, immer loser. Er bekommt sie oft gar nicht mehr zu Gesicht; das Handelsgeschäft ist nur noch quantitativ bestimmt. Hat ein Getreidehändler in Mannheim oder ein Warenhausbesitzer noch einen ausgeprägten Berufsstolz? Oder fühlen sie sich nicht vielmehr beide in erster Linie als kapitalistische Unternehmer? Jedenfalls kann es nur immer der Schatten eines Berufsbewußtseins sein von dem, was etwa im Mittelalter ein Handwerksmeister hatte, der sich mit seinen Berufsgenossen um die Embleme seines Gewerkes scharte wie der Soldat um die Fahne. Nun sind aber, wie die Statistik lehrt, alle jene, sagen wir einmal qualitätslosen Berufsarten im Vordringen begriffen, die Erwerbszweige also, die gar keine oder nur geringe berufsbildende Kraft besitzen, werden immer zahlreicher. Aber auch in der Sphäre solcher Berufe, die ehemals ein ganz besonders starkes Zugehörigkeitsgefühl in denen, die sie ausübten, erzeugt haben, also namentlich auch in der Sphäre der gewerblichen Produktion (für die Landwirtschaft hat sich, außer an den wenigen Stellen, wo sie rein kapitalistisch betrieben wird, wenig gegen früher geändert) sind Berufsbewußtsein, Berufsstolz, Berufsehre heute stark verringert. Und es wäre wunderbar, wenn es anders wäre

Das ist zunächst wieder die neue Technik, die das Aufkommen eines Berufsgefühls in den meisten Fällen schlechterdings ausschließt. Die Tätigkeit erscheint ja gar nicht mehr als Ausfluß einer Persönlichkeit, sondern als Abwicklung eines Prozesses: sie ist versachlicht. Was kann der einzelne aus ihr an persönlichem Eigenartsbewußtsein ableiten? Ein Schneider, ein Schlosser, ein Bäcker, ein Gerber: sie alle haben einen wohlumschriebenen Kreis von Tätigkeiten, deren Ausübung ihnen einen Lebensinhalt gewähren und mit Stolz erfüllen kann. Wie aber soll ein Arbeiter in einer Insektenpulverfabrik oder in einer Hühneraugenringefabrik oder in einer Schwefelsäurefabrik ein innerliches Verhältnis zu seiner Berufstätigkeit gewinnen?

Weiter: die empirische Technik beruhte auf einem persönlichen Können und persönlichen Erlernen; die moderne Technik auf einem objektiven Wissen. Der Handwerker umgab seine Tätigkeit gern mit dem Nimbus des Geheimnisvollen, dessen innerstes Wesen nur ihm und seinen Genossen offenbar ward. Man erinnere sich der fast mystischen Verschleierung, deren beispielsweise die alten Baugewerbe teilhaftig wurden. Der heutige Produktionsprozeß wird paragraphenweise in den Lehrbüchern beschrieben und kann von jedermann gegen Entrichtung der Kosten erlernt werden. An die Stelle des mit den Schauern der Mystik umkleideten Berufsgeheimnisses tritt das ordnungsgemäß erteilte D. R. P. Nr. soundso. Auch das Fabrikgeheimnis wird zum Geschäft.

Mit der neuen Technik ist, wie wir wissen, die neue Betriebsorganisation gekommen: der arbeitsteilig-kooperative und großenteils der automatische Betrieb. Nun ist es aber ersichtlich, daß auch die neueren Betriebsformen der Entfaltung eines spezifischen Berufsgefühls hinderlich sind. Der einzelne Arbeiter hat nichts mehr mit der Gesamttätigkeit seines Produktionszweiges zu tun, sondern ist zu einem wesenlosen Teilfunktionär in dem gesellschaftlichen Produktionsprozeß geworden. Soll die Knopflochnähterin in einer Schuhfabrik sich als Schusterin fühlen? oder der Bursche, der eine Nägelmaschine bedient, als Schmied? Dazu kommt, daß die hochentwickelte moderne Berufsorganisation immer mehr Raum für die sogenannte „ungelernte“, besser qualitätslose Arbeit bietet, oder aber die ehemals „gelernte“ Handarbeit zu einer (unter Umständen sehr schwierigen und darum nach wie vor „gelernten“) Maschinenarbeit umwandelt. In diesen Fällen ist aber wiederum die Beziehung des Arbeiters zu dem inneren Wesen der gesamten

Produktionstätigkeit loser geworden, die Arbeit ist wiederum um ein weiteres Stück versachlicht.

Aber der wichtigste Umstand ist doch vielleicht dieser: im Rahmen der kapitalistischen Wirtschaftsform ist der technische Arbeiter, in dem doch vor allem die bestimmt gefärbte Berufsarbeit das Berufsbewußtsein erzeugen muß, an dem wirtschaftlichen Erfolge seiner Tätigkeit nicht mehr interessiert. Der Produktionsleiter jedoch, der allein noch ökonomisch an dem Produktionserfolge ein Interesse hat, ist nicht mehr technischer Arbeiter, hat also gar kein qualitativ gefärbtes Verhältnis mehr zu dem Inhalt seiner produktiven Tätigkeit. Er entwickelt immer mehr seine abstrakte Händlernatur. Daß er gerade Leder statt Eisen, Mehl statt Garn herstellt, ist doch für seine Eigenschaft als kapitalistischer Unternehmer vollständig gleichgültig. Morgen wird er das Leder mit dem Eisen, das Garn mit dem Mehl vertauschen: der Inhalt seines Produzententums ist beliebig auswechselbar. Wie sollte er ein Berufsbewußtsein entwickeln? Höchstens einmal bei der Berechnung der Unfallrenten oder bei der Beratung des Zolltarifs. Aber darauf kann doch keine feste Berufsgliederung fußen. Zu den seltsamsten Gedanken unserer an seltsamen Gedanken so reichen Zeit gehört deshalb auch der: die Verfassung eines modernen Staates auf der Grundlage etwa der Berufsgenossenschaften, also in „Berufsständen", aufbauen zu wollen.

2. Die Einkommensverteilung in alter und neuer Zeit

Der zweite Gesichtspunkt, unter dem man soziale Gruppen unterscheiden kann, ist der Besitz oder richtiger: das Einkommen. Leider sind die zuverlässigen Ziffern, die uns über Besitz- oder Einkommensverteilung in Deutschland zur Verfügung stehen, so gering und reichen vor allem so kurz zurück, daß die Betrachtung, die weit auseinanderliegende Zeiträume in Vergleich stellen will, vielfach auf die Wertung symptomatischer Erscheinungen, auf allgemeine Stimmungsbilder und Gesamteindrücke angewiesen ist. Dadurch empfängt sie aber begreiflicherweise leicht eine subjektive Färbung und kann zu Bedenken Anlaß geben. Ich werde deshalb auch nur mit aller Reserve in den folgenden Zeilen, soweit nicht völlig einwandfreie und vergleichbare Zahlen vorliegen (was nur für die letzten Jahrzehnte der Fall ist), mein Urteil abgeben über die Veränderungen, welche die Einkommensschichtung in Deutschland während des neunzehnten Jahrhunderts und danach erfahren hat.

Man kann diese Veränderungen unter einem zweifachen Gesichtspunkte betrachten: man kann entweder den Zustand vor hundert Jahren mit dem heutigen vergleichen und feststellen, worin sich die beiden unterscheiden; oder man kann die Verschiebungen in Betracht ziehen, denen der alte Stand der Dinge während der hundert Jahre unterworfen worden ist. Wir werden sehen, daß diese beiden Betrachtungsweisen zu wesentlich verschiedenen Ergebnissen führen.

Was jedermann, dem die vergangenen und die gegenwärtigen Einkommens- und Vermögensverhältnisse auch nur einigermaßen vertraut sind, bei einem Vergleiche sofort und vor allem auffallen muß, ist die Tatsache, daß heute eine Gruppe von Einkommensbeziehern eigentlich ganz neu hinzugetreten ist: die Gruppe der reichen Leute. Anders und etwas genauer ausgedrückt: das hervorstechende Merkmal der modernen Einkommensverteilung (im Gegensatz zu der vor hundert Jahren) ist der (private) Geldreichtum als Massenerscheinung. Reichtum war vor hundert Jahren in Deutschland nur bei dem grundbesitzenden Adel zu finden. Dessen Reichtum ist aber (von ganz wenigen Gebieten abgesehen) bei uns niemals ein sehr beträchtlicher gewesen und vor allem, er war in damaliger Zeit gewiß noch ein vorwiegend naturaler. Außerhalb des Adels jedoch gab es reiche Leute nur in verschwindender Anzahl. Wir dürfen das ohne weiteres schließen, wenn wir sehen, daß noch um die Mitte des Jahrhunderts ihre Zahl selbst in den reichen Städten Westdeutschlands ganz außerordentlich gering ist. Wobei man die Reichtumsgrenze sehr niedrig ziehen kann: etwa bei 10000 Mark Einkommen. Wenn ich sage: es gab (außerhalb des grundbesitzenden Adels) im Jahre 1800 keine tausend Personen in ganz Deutschland, die ein Einkommen von 10000 Mark und darüber bezogen, so kann ich das ziffermäßig nicht belegen. Es ist ganz freie Schätzung. Aber ich habe doch einige Anhaltspunkte. Ich kenne die Einkommensverhältnisse der 1840er Jahre aus Aachen, Köln, Düsseldorf und einigen andern rheinischen Städten, der 1850er Jahre aus Berlin, Breslau und andern norddeutschen Städten, und diese bieten folgendes Bild, dem ich gleich immer zum Vergleiche das Gegenwartsbild gegenüberstellen will.

In Aachen hatten vor sechzig Jahren nur 133 Personen ein Einkommen von mehr als 2400 Talern, das sich durchschnittlich auf 4950 Taler belief. Aachen war aber damals eine der reichsten Städte des preußischen Staates, viel reicher als das gleich zu erwähnende Köln. Trotzdem gab es 1900

schon mehr als zehnmal so viel Leute mit jenem Einkommen (über 6000 Mark 1573), die etwa das dreifache Gesamteinkommen bezogen; 1910 hatten 1790 Personen ein Einkommen von über 6000 Mark und bezogen etwa das vierfache Gesamteinkommen. In Köln gab es (1846) nur 533 Personen mit einem Einkommen von mehr als 1800 Taler, deren Durchschnittseinkommen etwa 3000 Taler betrug. 1900 hatten 4233, 1910: 6191 Personen mehr als 6000 Mark Einkommen. Und während die „reichen" Leute im Jahre 1846 ein Gesamteinkommen etwa von 4½—5 Millionen Mark zu verzehren hatten, verfügte dieselbe Gruppe 1900 über ein solches von 90 bis 100 Millionen Mark; es betrug also das Durchschnittseinkommen in dieser Sphäre 20 bis 25000 Mark. 1910 hatte die gleiche Gruppe ein Gesamteinkommen von 130 bis 140 Millionen Mark.

Über diese besitzen wir genauere Angaben für die Zeit nach 1851, also nach erfolgter Reform der preußischen Einkommensteuer. Ich wähle Berlin zum Vergleiche, weil sich hier die Eigenart der modernen Entwicklung wohl am deutlichsten beobachten läßt. Im Jahre 1853 bezogen in Berlin ein Einkommen von mehr als 3000 Taler rund 1000 Personen, denen 1900: 13503 und 1910: 13497 Personen mit mehr als 9500 Mark gegenüberstehen. Mehr als 20000 Taler Einkommen hatten vor fünfzig Jahren nur 23, mehr als 40000 Taler gar nur 6. Also in ganz Berlin gab es damals 6 Talermillionäre. 1900 dagegen 639 und 1910: 720 Personen mit einem Einkommen von mehr als 100000 Mark, während sich jene 23 Anderthalbmarkmillionäre auf 1392 im Jahre 1910 vermehrt hatten. Welch ein Szenenwechsel: das ganze Tiergartenviertel ist in dem letzten halben Jahrhundert aus dem Erdboden gestampft! Ich sagte: es sei die Gruppe der reichen Leute in dem verflossenen Jahrhundert den übrigen Einkommensbeziehern neu hinzugefügt worden. Das ist, wie man sieht, richtig, wenn man die Menge ihrer Vertreter in Rücksicht zieht. Da es ja aber vereinzelte reiche Leute schon vor hundert Jahren gab, so kann man die Veränderung, die sich vollzogen hat, auch so ausdrücken: die Gruppe der Reichen ist ganz gewaltig, viel viel rascher als irgendeine andere Einkommenskategorie, in diesen hundert Jahren angewachsen.

Am Ende des Jahrhunderts gibt es in Preußen rund 7000 Talermillionäre, rund 34000 Markmillionäre und angehende Talermillionäre und immerhin rund 166000 Personen, die reichlich zu leben haben (Einkommen über 9500 Mark). Viel ist es noch nicht, was wir an wohlhabenden Leuten

besitzen (wie die Vergleiche mit der Gesamtzahl der Bevölkerung noch deutlicher erkennen lassen werden). Ich glaube sogar, es gibt in ganz Deutschland noch keinen einzigen Markmilliardär, denn Krupp scheint doch nicht mehr als etwa 200 Millionen Mark zu besitzen. Während beispielsweise Carnegie seinen Anteil am Stahltrust mit 300 Millionen $ (über 1200 Millionen Mark) bar ausgezahlt erhielt.

Eine zweite Eigenart, die die heutige Einkommensgestaltung zum Unterschiede der früheren aufweist, ist der Ausfall einer Gruppe von Einkommensempfängern am entgegengesetzten Pol: der ganz Elenden und schlechterdings Notleidenden. Wie auf der einen Seite der Reichtum als Massenerscheinung neu aufgetreten ist, so ist auf der andern Seite das graue Elend als Massenerscheinung verschwunden. Wir besitzen keine Einkommensstatistik aus der früheren Zeit. Aber wer die Schilderungen der zeitgenössischen Literatur auch nur anblättert, kann nicht zweifeln daran, daß sich ein großer Teil der arbeitenden Bevölkerung, ja man darf vielleicht sagen, die große Masse des niederen Volkes in Stadt und Land, zumal während der 1830er und 1840er Jahre, in Deutschland in einem Zustande chronischer Not befand. Positiver Mangel am Allernotwendigen, Hunger sans phrase waren die ständigen Begleiter zahlreicher Familien, und der Hungertyphus in Oberschlesien und die Weberunruhen sind deutliche Wahrzeichen des allgemeinen, tiefen Elends jener Zeit. Man wird nun aber, denke ich, noch nicht der Schönfärberei beschuldigt werden, wenn man behauptet, daß heute von wirklicher Not weniger zu spüren ist als vor fünfzig oder hundert Jahren. Was man auch so ausdrücken könnte: eine massenhafte Besetzung von Einkommensstufen (daß es vereinzelte Fälle schlimmster, nackter Not immer noch geben wird, ist selbstverständlich) beginnt heute bei einem höheren Einkommensbetrage, als ehedem: sagen wir (um eine Zahl zu nennen) bei 300, statt bei 150 Mark Familieneinkommen. Die ganze Masse der Einkommensempfänger ist also um ein paar Grade in die Höhe geschoben und ist dafür nach oben hin, wie wir sahen, um einige Striche über ihr früheres Ende hinausgewachsen.

Fragt sich: wie sieht es in den Mittelschichten aus, also um wiederum Ziffern anzugeben: in den Einkommensstufen zwischen 300 und 10000 Mark, also bei der Masse der Bevölkerung? Ist diese in ihren Einkommensverhältnissen wesentlich anders gegliedert als vor hundert oder fünfzig Jahren? Wohlverstanden, die Frage lautet: haben von je tausend Personen

ebensoviel heute wie damals 300—400, 500—600 Mark Einkommen und so fort? Ich möchte fast antworten: ja, die Schichtung ist heute annähernd dieselbe. Jedenfalls sind wesentliche Verschiebungen nicht nachweisbar und auch wahrscheinlich nicht vorgekommen. Wenn sich etwas mit einiger Sicherung aussagen läßt, so ist es dieses, daß die niedrigen Einkommen — unter 600 Mark und unter 900 Mark — eine Tendenz zur Verringerung aufzeigen, d. h. also, daß die Personen, die solche kleinen Einkommen beziehen, von der Gesamtbevölkerung einen immer geringeren Prozentsatz bilden. Dafür lassen sich einige Ziffern als Beweis anführen: so machten beispielsweise in Breslau diejenigen Personen, die ein Einkommen über 900 Mark bezogen, im Jahre 1858 erst 4,8 %, 1900: 11,8 %, 1910 dagegen 20,5 % der Gesamtbevölkerung aus. Nach einer Zusammenstellung Ernst Engels vermehrten sich je 100 Steuerzahler in Preußen von 1852 bis 1873 in der Einkommensstufe unter 400 Taler auf 122,8, in derjenigen von 400—1000 Taler auf 175, dagegen in derjenigen über 1000 Taler auf 225,7.

Nach einer Berechnung Soetbeers, die ich in der Anlage 37 mitteile, wäre diese Abnahmetendenz in den untersten Einkommensstufen (bis 525 Mark) während der 1870er und einem Teile der 1880er Jahre nicht zu beobachten gewesen; im Gegenteil: es hätte 1876 jene Gruppe von allerkleinsten Einkommensempfängern nebst Angehörigen nur 25,65 %, 1888 dagegen 29,20 %, 1890 wieder nur 28,62 % ausgemacht. Sicher dagegen ist, daß die Verminderungstendenz, die auch Soetbeer für das Ende der 1880er Jahre beobachtet, seitdem in Preußen nicht wieder stillgestanden hat, sondern scheinbar sogar stärker geworden ist. Und seit 1892 besitzen wir doch erst recht eine leidlich brauchbare Statistik. Nach dieser ergibt sich, daß 1892 noch 70,27 %, 1900 noch 62,41 %, 1910 nur noch 42,84 % der Bevölkerung ein Einkommen von weniger als 900 Mark beziehen. Im Königreich Sachsen bildeten 1879 die Personen mit einem Einkommen von weniger als 500 Mark 51,51 %, 1894 36,59 %, 1900 28,29 %, 1910 nur noch 20,79 %, diejenigen mit einem Einkommen von weniger als 800 Mark machten in den genannten Jahren 76,39, 65,30, 55,69, 46,80 % aus. Im großen ganzen ist die Veränderung, die die Einkommensverteilung im neunzehnten Jahrhundert erfahren hat, herzlich unbedeutend. Von dem Zuwachs an Reichtum, den wir ja auf ein Mehrfaches des Bevölkerungszuwachses glaubten ansetzen zu dürfen, ist ein Teil verwandt,

um Millionäre oder Millionärsanwärter in größeren Mengen zu züchten: eine Spezies des homo sapiens, die früher nur in vereinzelten Exemplaren, gleichsam nur in Probeexemplaren vorkam; ein anderer Teil ist dazu benutzt worden, um die untersten Einkommensstufen auszukaufen, die Slums der Gesellschaft zu sanieren. In den Rest teilt sich die so viel stärkere Bevölkerung annähernd zu gleichen Teilen wie ehedem.

Man wird auch wohl sagen dürfen, die Einkommensverteilung sei heute differenziierter als vor hundert oder vor fünfzig Jahren. Denn sicher ist zwischen den Ärmsten und den Reichsten heute ein größerer Abstand als damals, nicht etwa weil die Ärmsten ärmer geworden wären, sie sind vielmehr weniger arm, sondern weil die Reichsten um so viel rascher an Reichtum gewachsen sind.

Aber im großen ganzen ist das Bild, das die deutsche Bevölkerung in ihrer Einkommensschichtung darstellt, nach wie vor so ziemlich das nämliche. Es ist dieselbe breite Bettelsuppe armer und kümmerlicher Existenzen, auf der die paar Reichen wie Fettaugen schwimmen. Vielleicht ist die Mehlsuppe etwas konsistenter und sicher sind die Fettaugen zahlreicher geworden. Oder paßt der Vergleich etwa nicht, wenn man sieht, daß in Preußen (1900) nur 6,1 vom Hundert der Gesamtbevölkerung ein Einkommen von mehr als 3000 Mark beziehen, noch nicht 1 Prozent aber ein solches von mehr als 9500 Mark?

Ich sagte vorhin: das Bild, das uns die Einkommensverteilung gewähre, verändere sich, wenn wir — statt den Status quo ante mit dem Status quo hodie zu vergleichen — die Verschiebung des vormaligen Zustandes selber ins Auge faßten. Dann müssen wir offenbar von der Annahme ausgehen: die Bevölkerung habe sich während der letzten hundert Jahre nicht vermehrt, und müssen fragen: was ist aus den Bewohnern Deutschlands vor hundert Jahren und ihren Nachkommen geworden? Bei dieser Fragestellung ergibt sich, daß die Steigerung des Wohlstandes in allen Schichten eine beträchtliche gewesen sein muß. Im Jahre 1910 bezogen 19 Millionen in Preußen ein Einkommen von mehr als 900 Mark. Das Königreich Preußen alten Bestandes hatte 1816 rund 10 Millionen Einwohner, in seinem heutigen Umfange also wohl wenig mehr als 11 Millionen. Heute würde also kein Preuße weniger als 900 Mark Einkommen beziehen. Sicher hätten diejenigen, die ehedem 900—3000 Mark bezogen, jetzt zwischen 3000 und 10000 Mark, diejenigen, die schon damals auskömmlich zu leben

hatten, würden jetzt ein reichliches Einkommen (über 10000 Mark) beziehen usw.

Diese Fiktion bedeutet mehr als eine Spielerei. Nicht nur, daß sie uns die Leistungen des Jahrhunderts klarmachen hilft. Sie gibt uns auch die Handhabe, um für eine ganze Reihe von Fällen die tatsächlichen Wandlungen richtig zu beurteilen. Das sind diejenigen Fälle, in denen die Einkommensbezüge gleichsam schematisch mit dem steigenden Wohlstande gewachsen sind. Also namentlich bei den besoldeten Berufen. Diese haben tatsächlich während des neunzehnten Jahrhunderts eine Veränderung in ihrer Lage erfahren, wie ich sie eben für die (als unverändert angenommene) Gesamtbevölkerung andeutete: was ehemals dürftig lebte, lebt jetzt in bescheidenen aber leidlichen Verhältnissen; wer früher ein bescheidenes Einkommen hatte, bezieht jetzt ein auskömmliches usw. Ganz interessante Studien lassen sich zum Beispiel über die materielle Lage der Volksschullehrer heute und vor hundert Jahren anstellen. Wir besitzen eine genaue Übersicht über die Gehaltsbezüge der kurmärkischen Landschullehrer um das Jahr 1800 (vgl. Krug, Nationalreichtum 2, 395). Daraus ergibt sich, daß der Höchstgehalt 250 Taler betrug. Diesen erreichten jedoch von insgesamt 1650 Lehrern noch nicht 3 (die 220—250 Taler „jährliche Einkünfte" — also wohl einschließlich der Naturalbezüge? — hatten), nur weitere 2 hatten ein Einkommen aus ihrer Stelle von mehr als 200 Taler. 195 insgesamt bezogen mehr als 100 Taler, 1455 Lehrer also hatten weniger als 100 Taler Gehalt, 421 zwischen 20 und 40 Taler, 236 zwischen 10 und 20 Taler, 184 zwischen 5 und 10 Taler. Demgegenüber ist festzustellen, daß im Jahre 1896 das durchschnittliche Gesamteinkommen der Landschullehrer in der Provinz Brandenburg 1395 Mark, also 465 Taler betrug.

Derselbe Gewährsmann berichtet uns, daß in Schlesien durch den Studien- und Erziehungsplan von 1801 jedem katholischen Landschullehrer, der im Seminarium gewesen war, jährlich als Minimum seines Einkommens versprochen (!) wurde:

50 Taler bar Geld;
15 Scheffel Getreide;
3 Scheffel Küchenspeise;
frei Holz und Wohnung;
1 Scheffel Aussaat an Gartenland;
Gräserei für 2 Stück Rindvieh und 1 Stück Schwarzvieh.

Wie man sieht, wurde als selbstverständlich angenommen, daß der Volksbildner nebenher Landwirtschaft betrieb. Im Jahre 1896 betrug das durchschnittliche Gesamteinkommen für Landschullehrer in Schlesien 1287 Mark.

Ganz ähnliche Vergleiche ließen sich für die meisten übrigen Beamtenkategorien anstellen.

Wie man schon aus diesen wenigen Andeutungen, die ich über die Einkommensverteilung im neunzehnten Jahrhundert gemacht habe, ersehen haben wird, schaut die Sache ganz anders aus, je nach dem Standpunkte, von dem aus man sie betrachtet. Das hat es bewirkt, daß in der Diskussion über dieses Problem die verschiedensten und häufig entgegengesetzten Meinungen vertreten sind, und zwar zweifellos in vielen Fällen mit vollem Recht.

Sagt einer: die pekuniäre Lage der Volksschullehrer ist heute viel günstiger als vor hundert Jahren, so ist das richtig; sagt einer: die arbeitenden Klassen beziehen heute durchschnittlich ein höheres Einkommen als vor hundert Jahren, so ist das richtig; sagt einer: der gesteigerte Wohlstand ist vornehmlich den Reichen zugute gekommen, so ist das richtig; sagt einer: die Einkommensverteilung ist heute ungleicher als vor hundert Jahren, so ist das richtig; sagt einer: die ganze ökonomische Entwicklung ist für die Katze gewesen, denn im großen ganzen lebt die Menge heute noch ebenso kümmerlich wie ehedem, oder auch: denn es gibt heute viel mehr armselige Existenzen (sage Leute mit weniger als 900 Mark Einkommen), so ist das richtig. Und so ließen sich die richtigen, sich scheinbar widersprechenden Urteile noch nach Belieben vermehren. Je nach dem größeren oder geringeren Taschenspielergeschick kann man die Dinge genau in der Gestaltung zeigen, wie man es für den gerade vorliegenden Zweck möchte. Nur freilich sind in der Hitze des Gefechtes einige Irrtümer untergelaufen, die sich im Laufe der Zeit zu hartnäckigen Irrlehren ausgewachsen haben und die ich doch wenigstens registrieren will. Also:

1. Es ist sicher nicht wahr, daß die Armen ärmer geworden sind; im Gegenteil: die Ärmsten sind heute „reicher" als vor hundert Jahren, ganz gleich ob man die ärmsten Hunderttausend oder die ärmsten Zehnmillionen nimmt.

2. Es ist sicher nicht wahr, daß die mittleren Schichten des Einkommens — sage zwischen 900 und 3000 Mark — schwächer geworden seien; im Gegenteil: sie werden (durch raschen Zuzug von unten) immer kräftiger. So waren in diesen Schichten in Preußen 1892—1893 81,89%, 1900

87,47 %, 1910 88,7 % aller Zensiten veranlagt; im Königreich Sachsen stieg ihre Zahl (800 bis 3300 Mark) von 20,94 % im Jahre 1879 auf 31,14 % im Jahre 1894 und 40,35 % im Jahre 1900; in Bremen machten die Steuerzahler zwischen 1500 und 3000 Mark Einkommen 1874 12,89 %, 1895 14,32 % aus; in Hamburg bezogen 1895 (vorher nicht vergleichbar) zwischen 1000 und 2000 Mark Einkommen 39,85 %, 1899 dagegen 52,21 % aller Zensiten usw. Diese Ziffern sind für denjenigen nicht auffallend, der weiß, daß eine der Eigenarten der kapitalistischen Entwicklung gerade darin besteht, Existenzen mit einem mittleren Einkommen in unübersehbarer Fülle ins Leben zu rufen: kleinkapitalistische Unternehmer, hochgelohnte Qualitätsarbeiter, höhere Angestellte, Agenten, besser situierte Ladeninhaber, Wirte u. dgl.

3. Es ist sicher nicht wahr, daß die Zahl der Reichen immer mehr zusammenschrumpfe; im Gegenteil: man mag die Grenze ziehen, wo man will: bei 10000, 20000, 50000, 100000 Mark: immer wird das Ergebnis sein, daß die Leute mit derartigen Einkommen sich rascher vermehren als irgendeine andere Spezies der Einkommensbezieher. Und sich vermehren gerade etwa im Verhältnis zu dem Anwachsen des von ihnen zusammen bezogenen Einkommens, so daß also jeder von ihnen immer gleich reich im Durchschnitt bleibt. Greifen wir — zum Beweis — das reiche Hamburg heraus, und zwar gerade die Aufschwungsperiode 1895 bis 1899. Da hatten 1895 ein Einkommen zwischen 10000 und 25000 Mark 3443 Personen, 1899 schon 4082. Jene bezogen zusammen 53,5 Millionen Mark, diese 63,1 Millionen Mark, jene hatten also ein Durchschnittseinkommen von 15853 Mark, diese von 15750 Mark. Zwischen 25000 und 50000 Mark lag das Einkommen 1895 von 1054, 1899 von 1322 Hamburgern; jenen fielen insgesamt 36,9 Millionen Mark, diesen 46,0 Millionen Mark jährlich in den Schoß, dem einzelnen also 1895 35987 Mark, 1899 nur noch 35384 Mark. Zwischen 50000 und 100000 Mark Einkommen bezogen 1895 484 Personen, 1889 585; das Gesamteinkommen dieser besser situierten Leute betrug im einen Falle 33,1 Millionen Mark, im andern 40,4 Millionen Mark. Durchschnittseinkommen 68390 Mark und 69060 Mark. Endlich lebten in guten Vermögensverhältnissen (mehr als 100000 Mark Einkommen) in den beiden Jahren 250 und 311 Personen. Sie vereinnahmten durchschnittlich 210000 und 219646 Mark. Mit „der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten" ist es also ein für allemal nichts: man

mag die Ziffern der Statistik drehen und wenden, wie man will. Je näher wir dem Augenblicke des „Zusammenbruchs" des kapitalistischen Wirtschaftssystems kommen, desto mehr „Expropriateurs" wimmeln herum. Das Geschäft der „Expropriation" wird immer schwieriger werden!

Hat nun die Einkommensstatistik schon genug Unfug angerichtet bei der Aufstellung von allgemeinen Theorien der ökonomischen Entwicklung, so ist sie gar verhängnisvoll geworden für alle Sozialethiker, also für diejenige Spezies von Nationalökonomen, die es nicht lassen können, die Bilanz eines Wirtschaftssystems zu ziehen und irgendeinen Debit- oder Credit-Saldo herauszurechnen. Man hat sowohl zur Verherrlichung als zur Verunglimpfung des Kapitalismus gleichermaßen die Entwicklung der Einkommensverteilung herangezogen, und seit Jahrzehnten kommt regelmäßig alle paar Jahre ein Buch heraus, welches ziffermäßig nachweist, daß das kapitalistische Wirtschaftssystem in der Wurzel faul sei: Beweis die zunehmende Ungleichheit der Vermögensverteilung; wodurch dann einer Gegenschrift zum Leben verholfen wird, in der zu lesen steht: im Gegenteil, das herrschende Wirtschaftssystem ist das beste aller Wirtschaftssysteme: Beweis die Hebung der unteren Volksklassen usw. usw.

Ist es nun schon (nach meiner Meinung) im allgemeinen unstatthaft und der Wissenschaft unwürdig, sich an solchen Kannegießereien: ob es in der Welt immer besser oder immer schlechter werde, zu beteiligen, so ist es geradezu gefährlich, als Waffe in diesem Meinungskampfe sich der Einkommensstatistik zu bedienen, was ich doch noch mit einigen Worten dartun möchte.

Zum ersten: wenn man die Frage entscheiden will, ob ein Wirtschaftssystem günstig oder ungünstig auf die Einkommensverteilung eingewirkt habe, so wird sich der klaren Beantwortung entgegenstellen, daß während des Zeitraums, dessen Ende und dessen Anfang man ins Auge faßt, eine Veränderung im Stande der Bevölkerung Platz gegriffen hat. Was verlangt man denn von einem Wirtschaftssystem: daß es eine vermehrte Bevölkerung ebensogut ernähre wie die vorher kleine Menge? oder daß es nur der anfangs vorhandenen Bevölkerung ein gleiches Auskommen ermögliche? Zumal für das neunzehnte Jahrhundert ist diese Frage, wie ersichtlich, von besonderer Bedeutung, für ein Jahrhundert, in dem sich die Bevölkerung in Deutschland verdoppelt hat. Ich meine nun: wenn ein Wirtschaftssystem es fertig bringt, die doppelte Anzahl Einwohner eines Landes nicht nur ebenso reichlich, sondern reichlicher mit „Glücksgütern" auszustatten, wenn

es ihm — in Ziffern gesprochen — gelingt, vierzig Millionen Menschen mehr zu erhalten, ohne das Existenzniveau der großen Massen wesentlich zu senken, so ist dieses eine Leistung, die beispiellos in der Geschichte dasteht. Ich muß sagen, daß diese Tat für mich an das Wunderbare grenzt, und daß ich — wenn ich lediglich die Entwicklung des Reichtums, auch des Teils des Reichtums, der auf die niederen Volksschichten entfällt, ins Auge fasse — die Bastiat und Genossen verstehe, wenn sie die kapitalistische Ordnung der Dinge als die von Gott in eigener Person gesetzte Ordnung ansehen. Daß heute in Deutschland nicht Jahr für Jahr ein paarmal hunderttausend Menschen Hungers sterben, ist geradezu erstaunlich und der höchsten Bewunderung wert. Es ist seltsam, daß man immer gerade aus der ungünstigen Entwicklung der Einkommensverteilung dem Kapitalismus den Strick hat drehen wollen. Ich kann mir denken, daß man ohne viel Mühe ein Sündenregister des Kapitalismus zusammenstellt, groß genug, um gegen dieses Wirtschaftssystem in manchem Herzen Abscheu und Haß zu erzeugen. Der Kapitalismus hat uns die Masse beschert, er hat unser Leben der inneren Ruhe beraubt, er hat uns der Natur entfremdet, er hat uns den Glauben unserer Väter genommen, indem er die Welt in ein Rechenexempel auflöste und eine Überwertung der Dinge dieser Welt in uns wach rief; er hat die große Masse der Bevölkerung in ein sklavenartiges Verhältnis der Abhängigkeit von einer geringen Anzahl von Unternehmern gebracht. Aber dafür hat er eines gerade in bewundernswürdiger Weise geleistet: er hat eine riesig angewachsene Menschenmenge auf das beste mit Unterhaltsmitteln zu versehen vermocht, er hat gerade das Futterproblem meisterhaft gelöst, besser als irgendeine Wirtschaftserfassung vor ihm. Stellt man sich auf den Standpunkt der reinen Quantität — und fast alle Beurteiler stehen auf ihm — so ist der Kapitalismus tatsächlich mit einem Glorienscheine umgeben, aus dem sich mit flammender Schrift die Worte abheben: Vierzig Millionen Menschen mehr!

Nun ist aber das andere Bedenken, das jeder Versuch erweckt, aus den Ziffern der Einkommensstatistik Material für die Wertung eines Wirtschaftssystems zu gewinnen, dieses: daß die Zahlen, weil rein quantitativ bestimmt, sich so vorzüglich zum Abmessen zu eignen scheinen und doch in Wirklichkeit diese Eignung nicht besitzen. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß hinter den meßbaren Zahlengrößen die völlig unmeßbaren Qualitäten der subjektiven Bedarfsbefriedigung stehen.

Es muß dringend vor dem Irrtum gewarnt werden: man könne nach irgendeinem Umrechnungsschematismus schließlich doch zu reinen Quantitäten der Bedarfsbefriedigung gelangen; oder man dürfe etwa den Brotpreis oder den Preis sonst eines einzelnen Konsumartikels zugrunde legen, um daraufhin die Bedeutung eines bestimmten Einkommens in verschiedenen Zeiten zu ermessen. Nein, es bleibt bei der vollständigen Unvergleichbarkeit, denn die unwägbaren und unmeßbaren Umstände bei der Verwendung des Einkommens sind das Entscheidende. Die Lage des Städters oder des Landbewohners, des Verzehrers von Mehlsuppe oder Kartoffeln, von Schnaps oder Zeitungen, von Wolle oder Baumwolle ist eine so grundverschiedene, daß man sie niemals in ein reines Quantitätsverhältnis zueinander bringen kann. Wie will man feststellen, ob 1000 Mark Einkommen in der kleinen Stadt vor hundert Jahren und 1000 Mark Einkommen heute in der Großstadt mehr oder weniger für den einzelnen bedeuten? Was nützt es zu sagen: damals kostete das Brot soviel, heute soviel? Jener aß ja Roggenbrot, dieser ißt Weizenbrot; jener aß früh Mehlsuppe, dieser trinkt Kaffee mit Zucker und Milch; jener hatte eine gleich große Wohnung wie dieser zum halben Preise, auch noch ein Gärtchen vor dem Hause, während dieser im Hof vier Treppen hoch wohnt. Aber dafür bekommt der Großstädter mit einem Einkommen von 1000 Mark viel billigere Hemden (wenn sie auch nicht mehr so lange halten), gut gebrautes Bier, den „Vorwärts" und alle Sonntage Freikonzert für sein Geld, kann auch ein paarmal in der Woche in der Straßenbahn fahren und kann zehnmal so viel Briefe für den gleichen Portobetrag absenden. Seine Kinder werden ihm umsonst unterrichtet, während sein Vorgänger vor hundert Jahren sich ein Schwein mästen konnte; nachts wenn er betrunken aus der Kneipe kommt, läuft er nicht Gefahr, im Sumpfe stecken zu bleiben, denn die Straßen sind wohlgepflastert und gut beleuchtet, während der Kleinstädter vor hundert Jahren doppelt so viel Fleisch essen konnte und halb so viel Steuern zahlte. Wer hat denn nun mehr?

Die bloße Zahl besagt noch gar nichts; erst was dahinter steckt, gibt uns Aufklärung über Wesen und Wert einer wirtschaftlichen Kultur, und deshalb scheint mir auch, als sei (dank der allgemeinen, auf quantitative Betrachtungsweise gerichteten Zeittendenz) der Erörterung der Einkommensverteilung in der Diskussion über das Wesen und den Wert der wirtschaftlichen Entwicklung oft ein zu breiter Raum angewiesen worden. Ich will

einmal geradezu sagen: es ist für die Beurteilung eines gesellschaftlichen Zustandes sehr wenig bedeutungsvoll, ob eine Gruppe von Personen 1000 oder 2000 Mark Einkommen bezieht, ob sich ihr Einkommen gesteigert oder verringert hat, so lange ich von den sonstigen Veränderungen, den veränderten Qualitäten nichts weiß. Selbstverständlich (aber das meine ich gar nicht) vom allgemein menschlichen Standpunkte aus. Aber auch in rein ökonomisch-sozialer Betrachtungsweise, wie aus den eben gemachten Andeutungen ohne weiteres hervorgeht. Und deshalb wird man auch, wenn man die Veränderungen untersucht, denen die Schichtung einer Gesellschaft unterworfen worden ist, sein Augenmerk nicht sowohl auf die Verschiebungen in der Einkommensverteilung richten müssen, als vielmehr auf die Veränderungen der Lage in qualitativer Hinsicht. Sie werden die eigenartige Struktur einer Gesellschaft viel besser zum Ausdruck bringen, als jene rein quantitativen Verschiebungen. Eine wichtige Qualitätsveränderung unserer Gesellschaft lernten wir schon kennen: die berufliche Neugestaltung. Wir sahen aber auch, daß diese wenigstens für die Gruppenbildung in der Gesellschaft ihre Bedeutung mehr und mehr verloren hat. Unsere Sorge muß deshalb sein, nach Verschiebungen in der Lage der einzelnen Bevölkerungsteile Deutschlands Ausguck zu halten, die für die wirtschaftliche Lage des einzelnen entscheidend (weil qualitativ bestimmt) und gleichzeitig für die soziale Schichtung bedeutsam (weil gruppenbildend) sind. Das hiermit gestellte Problem soll das letzte Kapitel erörtern, das von den sozialen Klassen handelt.

Siebzehntes Kapitel: Die sozialen Klassen

1. Allgemeines. Die gesellschaftliche Gliederung Deutschlands vor hundert Jahren

Das Geburtsland der modernen Gesellschaftsklassen ebenso wie der Theorie der sozialen Klassen ist Frankreich. Hier hatten schon die Vorgänge der großen Revolution, noch viel mehr aber hernach die Ereignisse während der Restauration und dann die Julirevolution wie die Vorführung von Schulbeispielen gewirkt, um den Geschichtschreibern die Augen über die Bestandteile der modernen Gesellschaft zu öffnen. In den Werken der Guizot, Mignet, Louis Blanc steht schon alles zu lesen, was wir heute noch vom Wesen und Werden der sozialen Klassen auszusagen vermögen. Ihre Darstellung ist vorbildlich geworden auch für die Theoretiker fremder Zunge, und bis auf die Terminologie herab wandeln auch wir Deutsche noch heute in den Bahnen der großen französischen Historiker und ihrer deutschen Verkünder, unter denen Lorenz von Stein und Karl Marx die einflußreichsten gewesen sind.

Danach unterscheiden wir in der **modernen Gesellschaft vier soziale Klassen**:

1. die Gentilhommerie, den parti féodal, zu deutsch etwa die Feudalaristokratie (wenn man dieses Wort für ein deutsches zu halten geneigt ist), kürzer und schlichter: die Junker;
2. die Bourgeoisie, unübersetzbar;
3. die petite bourgeoisie, allenfalls übersetzbar mit Kleinbürgertum, von mir als Handwerkertum (im weiteren Sinne) bezeichnet;
4. das Proletariat. Dieser Ausdruck, der anfangs noch schwankend ist und z. B. noch in der Histoire des dix ans abwechselnd mit peuple gebraucht wird, setzt sich im Laufe der Zeit als Fachausdruck zunächst in der französischen Literatur fest und wird auch im Deutschen füglich als solcher beibehalten. Derjenige, der ihn in die deutsche Wissenschaft eingeführt hat, ist, soviel ich sehe, Lorenz von Stein (1842).

Nicht ganz so klar wie die Gliederung der sozialen Klassen selbst ist das Merkmal, nach dem man sie unterscheidet. Offenbar ist dies nicht der Beruf, denn ein Proletarier kann ebensogut Schuster sein wie ein Kleinbürger; noch der Besitz, denn ein Gentilhomme kann ebensoviel besitzen wie ein Bourgeois; noch eine Kreuzung von Besitz und Beruf, denn ein kleinbürger-

licher Schlosser kann ebenso vermögend sein wie ein Monteur in einer Maschinenfabrik. Aber auch die von den Franzosen eingeführte, von Stein und andern übernommene Einteilung nach dem Besitze der Produktionsmittel ist zu einseitig auf Bourgeoisie und Proletariat zugeschnitten. Wenn Louis Blanc definiert: par bourgeois, j'entends l'ensemble des citoyens qui possèdent des instruments de travail ou un capital travaillant avec des ressources qui leur sont propres, et ne dépendent d'autrui que dans une certaine mesure — so dürfte es schwer fallen, danach den bourgeois vom gentilhomme zu unterscheiden. Endlich ist es ganz und gar irreführend, wenn man mit Marx den Gegensatz der sozialen Klassen mit dem Worte „kurz" in den Gegensatz von „Unterdrücker und Unterdrückte" verflüchtigt. Ganz abgesehen davon, daß dieser Gegensatz, wo er besteht, noch nichts über die Wesenheit einer sozialen Klasse aussagt, so muß vor allem in Rücksicht gezogen werden, daß der Gegensatz gar nicht für alle Geschichtsepochen zutrifft, wie Marx annimmt. Das städtische Mittelalter in den Klassengegensatz von „Zunftbürger und Gesell" auflösen wollen, widerspricht allen historischen Tatsachen; der handwerksmäßigen Organisation gegenüber versagt das Merkmal des Unterdrücktseins, übrigens ebenso wie alle vorher genannten.

Im Gegensatz zu diesen mißglückten Versuchen möchte ich als soziale Klasse diejenige Gesellschaftsgruppe betrachtet sehen, die ihrer Idee nach ein bestimmtes Wirtschaftssystem vertritt. Wobei ich unter einem Wirtschaftssystem eine bestimmte Wirtschaftsordnung mit einen (oder mehreren) hervorstechenden Wirtschaftsprinzipien verstehe, wie der Leser ja wohl weiß. Danach wäre die Gentilhommerie diejenige Klasse, die die feudal-bodenständige oder patriarchalische Gutswirtschaft repräsentiert, die Bourgeoisie wäre die Vertreterin der kapitalistischen Verkehrswirtschaft, das Kleinbürgertum diejenige der handwerksmäßigen Wirtschaftsorganisation, während das Proletariat eine historisch noch nicht gewordene, also nur ideale Zukunftswirtschaft, nennen wir sie der Einfachheit halber die sozialistische, zu vertreten hätte. Was dann im einzelnen noch zu erläutern sein wird.

Hier möchte ich nur noch einige Bemerkungen allgemeinen Inhalts machen, um Mißverständnissen vorzubeugen. Zum ersten: in dem auch von mir angenommenen Klassenschema fehlt das Bauerntum, also der in den meisten Ländern noch heute wichtigste Bestandteil der Gesellschaft. Das beruht nicht etwa auf einem „Übersehen", sondern entspricht der richtigen Grundauf-

fassung, wonach die sozialen Klassen nach ökonomischen Gesichtspunkten unterschieden werden. „Bauer“ ist aber kein ökonomischer, sondern ein technischer Begriff: ein Mann, welcher Ackerbau und Viehzucht treibt. Als solcher ist er aber ökonomisch farblos, kann also den verschiedensten Wirtschaftssystemen angehören — und hat es getan. Ebenso wie ein „Schuster“ in der Feudalwirtschaft, im Handwerk, in der kapitalistischen Wirtschaft, kurz überall zu finden ist, wo Stiefeln gemacht werden, so ein „Bauer“ in allen möglichen ökonomischen Milieus. Die Erfahrung lehrt, daß es kaum irgendwo größere Unterschiede wirtschaftlichen Wesens gibt, als zwischen Bauer und Bauer. Das Richtige ist also, ihn je nach seiner ökonomischen Färbung dem einen oder andern Wirtschaftssysteme zuzurechnen.

Zum andern: was noch heute dem Verständnis der sozialen Klasse häufig hindernd im Wege steht, ist ihre Verwechslung mit der politischen Partei. Ganz unklar wird die Sache, wenn man von sozialen Parteien redet. Partei und Klasse sind vielmehr ganz und gar nicht dasselbe. Die politische Partei verdankt ihre Entstehung einer etwelchen zufälligen Verumstandung. Sie wird zusammengehalten durch eine der augenblicklichen geschichtlichen Lage entspringende treibende Idee. Diese kann ebensogut eine nationale, eine religiöse, eine verfassungsrechtliche wie eine ökonomische sein. Wenn auch zuzugeben ist, daß eine gewisse innere Beziehung zwischen sozialer Klasse und politischer Partei obwaltet, so ist doch mit aller Entschiedenheit zu betonen, daß ebenso häufig die Parteibildung ohne allen Zusammenhang mit der sozialen Klassenzugehörigkeit erfolgt.

Es ist möglich und oft genug der Fall, daß gleiche politische Grundsätze (z. B. die Forderung politischer Freiheitsrechte) von ganz verschiedenen sozialen Klassen (z. B. der Bourgeoisie und dem Proletariate) vertreten werden; ebenso bestimmte religiöse Auffassungen: etwa die Orthodoxie von Gentilhommerie und Kleinbürgertum, unter Umständen auch von der Bourgeoisie. Es ist ferner ein durchaus nicht seltener Fall, daß ein und dieselbe politische Partei verschiedene soziale Klassen in sich schließt: man denke an das Zentrum oder an die Nationalliberalen in den 1870er Jahren! Und es ist endlich gang und gäbe, daß dieselbe soziale Klasse von verschiedenen politischen Parteien vertreten wird: das reaktionäre Kleinbürgertum in Deutschland von Zentrum und Konservativen.

Und wie die politische Partei, so haben auch noch andere Gesellschaftsgruppen neben den sozialen Klassen ihr eigenes Leben. Freilich es scheint,

als ob die soziale Klasse in der Gegenwart alle übrigen gesellschaftlichen Gruppenbildungen überwuchern wolle: aus Gründen, die ich noch anführen werde. Aber um so notwendiger ist es, sie in ihrem selbständigen Wesen zu erkennen und von verwandten Gebilden zu unterscheiden: eine Aufgabe, zu deren Lösung diese kurzen theoretischen Auseinandersetzungen, die leider wieder nicht ganz zu vermeiden waren, einen bescheidenen Beitrag liefern sollten. Eine selbständige und ausgeführte Theorie der sozialen Klassen wird mein Kapitalismus in einem der folgenden Bände enthalten. Hier kommt es ja nur darauf an, daß wir eine ungefähre Vorstellung davon gewinnen: welcherart die Bildung der sozialen Klassen sich während des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland vollzogen hat.

* *

*

Ich glaube, wenn man nach den sozialen Klassen Umschau halten wollte, die Deutschland im Anfange des vorigen Jahrhunderts aufzuweisen hatte, so würde man nur zwei gewahr werden: das Feudalagrariertum (nebst seinen Hintersassen) und das Handwerkertum (nebst seinen Hilfspersonen). Wenigstens waren die übrigen noch zu keiner selbständigen Geltung gekommen. Wir dürfen dies aus mehreren Anzeichen schließen. Daraus wohl zunächst, daß wir aus der Zeit der liberalen Reformen, die doch in erster Linie der Bourgeoisie hätten nützen sollen, von irgendwelchen Lebensäußerungen dieser Klasse so gut wie gar nichts vernehmen. Wir hören wohl gelegentlich von Petitionen der Handwerker und Gewerberealberechtigten gegen die Einführung der Gewerbefreiheit in Preußen, aber von einer Gegenbewegung der Bourgeoisie verlautet meines Wissens nichts. Wir erinnern uns dann der Mühe, die es Friedrich List kostete, ein paar Leute auf die Beine zu bringen, die seine Industrie- und Verkehrspläne unterstützen sollten.

Wir denken aber vor allem an das Spiegelbild, das die damalige deutsche Gesellschaft in den Schilderungen der Dichter, in den Theorien der sozialen Theoretiker findet.

Soviel ich sehe, ist bis in die Mitte des Jahrhunderts allen Darstellungen unserer sozialen Zustände eine Dreiteilung der Bevölkerung eigentümlich, die wohl unter dem Einflusse der französischen Lehre von den trois états

zustande gekommen ist, aber eine eigenartige, den deutschen Verhältnissen angepaßte Umgestaltung erfährt. Es ist die Einteilung in Adel, Volk und Mittelstand oder Mittelklasse. Im Adel haben wir die Gentilhommerie zu suchen, in der wohl der größte Teil des alten städtischen Patriziats aufgegangen war; im Volke vor allem das Handwerkertum als Hauptbestandteil und was sich etwa an Proletariat schon vorfand. Letzteres galt als quantité negligeable. Noch Bluntschli konnte es als die Aufgabe des Staatsmanns bezeichnen, „das Proletariat möglichst in den übrigen Ständen oder Klassen unterzubringen (!) und so sein besonderes Wachstum zu hemmen". Das, meint er, sei nicht schwer, denn „das Proletariat besteht zumeist aus den Abfällen (!) der andern Berufsklassen. Die vermögenslosen und vereinzelten (!) Teile der Bevölkerung, die sich deshalb auch der befestigten Ordnung sicher entziehen, heißen wir das Proletariat". Will man auch von dieser Darstellung ein gut Teil der Seichtheit ihres Verfassers zugute schreiben, so bleibt doch sicher noch ein Rest, der sich aus der damaligen Gesellschaftsstruktur erklärt.

Im Mittelstande aber vereinigte sich in der Auffassung jener früheren Zeiten alles, was nicht zum Adel und nicht zum niederen Volk gehörte. Er trug in unserem Sinne kein ausgesprochenes Klassengepräge, sondern erschien bald mehr als Gruppe aller mittelmäßig begüterten Personen, bald mehr als die der Gebildeten. So sahen die Goethe, Niebuhr, Humboldt, Hegel ihre Zeit an, wenn beispielsweise Goethe (im „Bürgergeneral") von dem „hübschen, wohlhabenden Mittelstand" als von der Schlippermilch spricht, die übrig bleibt, nachdem der saure Rahm (die Reichen) abgeschöpft ist; oder (in seinen Bemerkungen über „Deutsche Literatur") von den „Bemühungen" (um die deutsche Sprache), „welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einem gewissen Mittelstande zugute gehen, wie ich ihn im besten Sinne des Wortes nennen möchte". „Hierzu gehören", fährt er dann fort, „die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt. Alle Beamten mit Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabrikanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, sofern sie Erzieher sind an Personen, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhäbigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden." Das ist derselbe Mittelstand, „in welchen (nach dem Ausdruck Hegels) die gebildete Intelligenz und das rechtliche Bewußtsein des Volkes fällt", der nur entstehen kann „durch die Berechtigung besonderer Kreise,

die relativ unabhängig sind, und durch eine Beamtenwelt, deren Willkür sich an solchen Berechtigten bricht."

Unentwickelt, wie die modernen Klassen selber waren, trat auch ihr Gegensatz noch nicht merkbar hervor und wurde von den Unterschieden der Bildung, des Besitzes, des Berufes, des politischen oder religiösen Glaubensbekenntnisses überwuchert. Gewiß hatte Lorenz von Stein recht, wenn er im Jahre 1842 schrieb, daß man in Deutschland eine Theorie der Gesellschaft noch nicht besitze oder auch ihren Mangel nicht fühle, „weil das Leben der Gesellschaft und der Kampf ihrer Elemente noch zu keiner selbständigen Entwicklung gekommen" sei. In den Märztagen des Jahres 1848 ging dann ein erstes Ahnen von den gewaltigen Umgestaltungen auf, die in dem Bau der Gesellschaft sich zu vollziehen eben begonnen hatten.

Im Grunde bringen diese Feststellungen demjenigen nichts Neues, der dieses Werk aufmerksam gelesen hat. Denn ein großer Teil seines Inhalts erschöpft sich ja in dem Nachweise, daß erst dem neunzehnten Jahrhundert, genauer: dessen zweiter Hälfte, es vorbehalten war, das kapitalistische Wirtschaftssystem in Deutschland zu allgemeiner Verbreitung zu bringen. Also konnten auch bis um die Mitte des Jahrhunderts jene sozialen Klassen noch nicht hervortreten, die Positiv und Negativ dieses Wirtschaftssystemes bilden. Während mit der Schilderung des Werdens und Wachsens des Kapitalismus, wie sie im voraufgehenden Buche zu geben versucht wurde, auch schon der Nachweis geführt ist, daß nun der wesentliche Inhalt der gesellschaftlichen Neugestaltung, die das letzte halbe Jahrhundert Deutschland brachte, eben die Herausbildung der beiden modernen sozialen Klassen: der Bourgeoisie und des Proletariats, gewesen ist.

Ich muß nun aber der Phantasie des Lesers doch wohl noch mit einigen weiteren Angaben zu Hilfe kommen, damit die toten Ziffern, die ihn über Zunahme der Kapitalinvestierungen, Tendenz zur Vergrößerung der Unternehmungen usw. unterrichtet haben, Leben für ihn gewinnen und er Menschen von Fleisch und Blut, lebendige Bourgeois und Proletarier hinter ihnen erblicke.

2. Bourgeoisie und Proletariat

Was die deutsche Bourgeoisie noch in den 1840er Jahren kennzeichnet, war, wenn ich so sagen darf, ihre Unfertigkeit.

Hier stand sie noch mit einem Fuße in der Feudalwirtschaft, dort im Hand-

werk. Mit der halbfeudalen Färbung meine ich nicht einmal die landwirtschaftliche Bourgeoisie, die natürlich ebenfalls noch mehr als heute sich vielfach im Puppenstande befand: auch die industrielle Bourgeoisie trug vielfach noch die Eierschalen des Feudalsystems an sich. So berichtet beispielsweise von Oberschlesien Peter Mischler: „Der Grundherr ist hier Eigentümer der Eisenerze und verhüttet jährlich nur so viel, als bei jenen Holzvorräten möglich ist, die für ihn auf anderem Wege nicht verwertbar sind." Welch ein seigneurial-unbourgeoiser Zug! Aber noch deutlicher haftete der vormärzlichen Bourgeoisie ihr handwerksmäßiger Charakter an. Der Bergbau wurde noch größtenteils von Gewerkschaften betrieben, die Unternehmungen in den meisten Wirtschaftszweigen waren, wie wir gesehen haben, klein, ihre Inhaber stellten nicht mehr als das dar, was wir kleinkapitalistische Unternehmer nennen. Dazu kam, daß auch persönlich die Herkunft der Fabrik- und Handelsherren viel mehr als jetzt — angesichts des geringen Ausmaßes der Betriebe — aus den niederen Ständen erfolgte, also noch keine eigentliche bourgeoise Überlieferung vorhanden war. Einzelbelege für diese Zustände bringt mein Kapitalismus im zwanzigsten Kapitel des ersten Bandes. Heute ist zwar, wie wir wissen, der kleinkapitalistische Unternehmer keineswegs verschwunden, er gibt doch aber nicht mehr den Ton an, den vielmehr der neue Typ des Großbourgeois bestimmt.

Ebenso wie noch vor fünfzig Jahren die Bourgeoisie unfertig war, war sie undifferenziert in dem Sinne, daß die Vertreter der verschiedenen Anlagesphären des Kapitals vielfach noch in einer und derselben Person vereinigt waren. Das Bankkapital war, wie wir sahen, noch nicht durchgängig verselbständigt, also fehlte auch noch der reine Bankiertyp; das Industriekapital ebensowenig, denn in der hausindustriellen Organisation sind Kaufmann und Industrieller identisch. Seitdem ist nun der Großindustrielle, jener Mann mit der schweren, klirrenden Rüstung, als selbständiger Darsteller auf der Schaubühne erschienen. An der Richtigkeit der Beobachtung, daß die Bourgeoisie sich differenziert habe, ändert auch nichts die uns bekannte Tatsache, daß seit einiger Zeit eine Tendenz des Bankkapitals besteht, in die Produktionssphäre hinüberzugreifen. Denn trotz ihrer ist bisher von einer Personalunion der beiden Kapitalistentypen nur wenig zu beobachten gewesen. Vielmehr wird man getrost behaupten können, daß es heute ebensoviele unterschiedliche Bourgeoistypen gibt, als das Kapital Anlagesphären hat: den Bankier, den Kaufmann, den Transportunternehmer, den In-

dustriellen, den Landwirt, über denen gleichsam in wesenlosem Sinne der Vertreter des abstrakten, des unradizierten Kapitals: der Börsianer, der Spekulant einherschwebt.

Welch eine reizvolle Aufgabe, diese verschiedenen Typen in ihrer psychologischen Eigenart zu schildern! Wie vieles ließe sich auch trotz Zola noch darüber schreiben. Aber es ist hier doch wohl nicht der Ort, sich der Lösung dieser Aufgabe zu unterziehen. Später einmal! Im allgemeinen habe ich ja eine kurze Seelenanalyse des perfekten Unternehmers oben, im vierten Kapitel, zu geben versucht. Das, was sie alle eint, ist: die Vorherrschaft des Erwerbstriebes, ist der ökonomische Rationalismus, ist das Interesse an einer freiwirtschaftlichen Organisation im Innern des Landes. Die wichtigsten Differenzen in ökonomischer Hinsicht ergeben sich aus der verschiedenen Stellung zur Warenzirkulationspolitik. Hier gehen auch die Industriellen je nach ihren Branchen auseinander. So beobachten wir Spaltungen in den Reihen der Bourgeoisie, sobald die Politik der Börse und namentlich die Politik des auswärtigen Handels in Frage kommt. Gerade jetzt lassen sich wieder lehrreiche Studien anstellen über die Scheidung in Schutzzöllner und Freihändler. Freihändler von Natur sind: die Vertreter des Bank- und Börsen-, sowie des Handelskapitals, zusammengeschlossen im Augenblicke im Handelsvertragsverein, dem Verein der Kommerzienräte. Sie erhalten Zuzug aus der Industrie, sofern diese: 1. stark an der Ausfuhr ihrer eigenen Erzeugnisse, 2. stark an der Einfuhr fremder Roh- und Hilfsstoffe oder fremder Halbfabrikate interessiert ist. Schlechthin freihändlerisch ist natürlich diejenige Industrie, die fremde Produkte für ihre eigenen Ausfuhrartikel verarbeitet, was beispielsweise für die chemische Industrie im weiten Umfange zutrifft. Im allgemeinen ist die Industrie um so freihändlerischer, je mehr sie sich der Fertigfabrikation nähert, während die typischen Vertreter der Schutzzollinteressen die Halbfabrikatindustrien, namentlich die Garn- und Eisenindustrie sind. Solange in unserer Handelspolitik der Grundsatz aufrecht erhalten wird, Rohstoffe zollfrei hereinzulassen, muß die Tendenz der Schutzzöllnerei in den Reihen unserer Industriellen immer stärker werden. Denn wie wir gesehen haben, wird der Verarbeitungsprozeß der Rohstoffe immer ausschließlicher in das Inland verlegt, während die Bedeutung des Exports für die meisten und wichtigsten Industrien verhältnismäßig immer mehr abnimmt.

Es fragt sich, ob irgendeine Möglichkeit besteht, wenigstens die quanti-

tative Bedeutung*) der Bourgeoisie für die moderne Gesellschaft einigermaßen zu bestimmen. Man wird zunächst daran denken, ihren Umfang ziffermäßig festzustellen. Das ist nicht so leicht, wie es scheinen möchte. Was sich ermitteln läßt, ist die Zahl der Betriebe in den verschiedenen Sphären des Wirtschaftslebens. Doch gibt diese nur ein sehr unvollkommenes Bild. Wir wissen, wie weit Wirtschaftseinheit und Betriebseinheit auseinanderfällt; wir wissen aber ferner, daß bei der unpersönlichen Gesellschaft überhaupt kein nachweisbarer Zusammenhang zwischen Betrieb und Kapitalist mehr besteht. Immerhin gewährt die Betriebsstatistik eine annähernde Vorstellung von der Stärke unserer Klasse. Als Kern der Bourgeoisie sind die großkapitalistischen Unternehmer selbst anzusehen, d. h. diejenigen, die durch eigenes Sachvermögen in den Stand gesetzt sind, die Idee der kapitalistischen Wirtschaft rein und selbständig zur Durchführung zu bringen. Man wird ohne weiteres die Inhaber von Betrieben mit mehr als 50 Personen in allen Zweigen der Bourgeoisie, wie sie hier zunächst gemeint ist, zurechnen dürfen. Das waren 1895 im Gebiete der von der Gewerbestatistik umfaßten Wirtschaftszweige, also von Industrie, Handel und Verkehr, also wesentlich allen mit Ausnahme der Landwirtschaft: 18953. Ihre Zahl hat sich seit 1882 verdoppelt; damals betrug sie erst 9974. Nun stecken aber Vollblutbourgeois massenhaft auch schon unter den Inhabern von Betrieben mit 11 bis 50 Personen. Man wird beispielsweise die Leiter von Handelsunternehmungen dieser Größe sämtlich dahin rechnen können, das wären (1895) 10023; aber auch in den übrigen Gewerbezweigen fängt der Bourgeois oft genug schon unter 50 Arbeitern an; man denke an großstädtische Müller und ähnliche Leute. Rechnen wir also nochmal ein Drittel, rund 23000 bourgeoise Existenzen in dieser Gruppe heraus. Wieviel Prozent der Großlandwirte der Kapitalistenklasse zuzurechnen sind, entzieht sich jeglicher Schätzung; sagen wir ebenfalls ein Drittel, also rund 8000. Dann erhielten wir als Gesamtsumme für die Kerntruppe der Bourgeoisie rund 60000 Köpfe im Jahre 1895, am Schlusse des Jahrhunderts also vielleicht 70—75000. Diese Schätzung findet in der Einkommensstatistik ihre Bestätigung. In Preußen hatten über 12500 Mark Einkommen (1901) 54959 Personen, in ganz Deutschland also rund 90000 Personen. Von diesen sind

*) Die Ziffern sind dieselben wie in den früheren Auflagen, da diejenigen der Zählung von 1907 nicht verwertbar waren. Angesichts der rein illustrativen Bedeutung der Ziffern ist es auch ziemlich gleichgültig, welchem Zählungsjahr sie angehören.

die Vertreter der Gentilhommerie, sowie die der liberalen Berufe abzurechnen. Man würde dann eher noch auf eine niedrigere Summe kommen. Einschließlich ihrer Angehörigen gäbe es also in Deutschland am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts etwa 200—250000 Vollblutbourgeois, die somit knapp ein halbes Prozent der Bevölkerung ausmachen würden.

Nun wäre es aber ganz und gar verkehrt, mit dieser Ziffer die gesamte Bourgeoisklasse umfassen zu wollen. Denn wenn wir unter der Bourgeoisie alle am kapitalistischen Wirtschaftssysteme als solchem und nur an diesem interessierten Wirtschaftssubjekte verstehen wollen, so gibt es deren offenbar sehr viele auch außerhalb der Reihen der großkapitalistischen Unternehmer. Man kann sie als bourgeoisoide Elemente bezeichnen. Es gehören hierher:

1. Alle wirtschaftlich selbständigen Existenzen oder diejenigen, die es sein möchten, und zwar unter Anerkenntnis des Erwerbsprinzips, des ökonomischen Rationalismus und einer freiwirtschaftlichen Rechtsordnung. Also das, was ich kleinkapitalistische Unternehmer nenne, auch ein kleiner Teil der äußerlich als Handwerker auftretenden Personen, viele Krämer, die meisten Hausbesitzer, Agenten, zahlreiche Wirte, Börsenjobber usw., endlich auch ein je nach Lage der Dinge größerer oder geringerer Bestandteil des Bauerntums, sagen wir: diejenigen Bauern, die Farmer geworden sind.

2. Alle wirtschaftlich unselbständigen Existenzen, die aber gleichsam als Gefährten des kapitalistischen Unternehmers, als seine Stellvertreter wirken, in der Regel auch unmittelbar an dem wirtschaftlichen Erfolge der Unternehmung beteiligt sind. Also die Tantiemedirektoren, die Tantiemeprokuristen, die Tantiemepremiers in den großen Magazinen und ähnliche.

Wie viele das tatsächlich sind, wird sich kaum mit einiger Zuverlässigkeit feststellen lassen, namentlich weil der Prozentsatz des kapitalistisch gefärbten Bauerntums ganz unbestimmbar ist. Nur um einen Anhalt zu haben, werden wir etwa die Zahl der Personen mit mehr als 3000 Mark Einkommen hier einsetzen dürfen. Das waren in Preußen (1901) abzüglich der schon verrechneten Personen mit mehr als 12500 Mark Einkommen 380737, in Deutschland also rund 650000 Personen, mit ihren Angehörigen rund 2 Millionen, die also jener Viertelmillion Vollblutbourgeois noch zuzuzählen wären. So daß wir die gesamte Bourgeoisklasse auf etwa 2¼—2½ Millionen Köpfe, etwa 3—5% der Bevölkerung, zu veranschlagen hätten.

Auf welche Weise es dieser kleinen Minderheit gelingt, sich eine so einflußreiche Stellung in den modernen Staaten zu erobern, ist hier nicht dar-

zustellen. Ich will nur darauf hinweisen, daß, wenn in Deutschland die Bedeutung der Bourgeoisie im politischen und öffentlichen Leben eine so sehr viel geringere ist als in anderen Staaten, dies seinen Grund gewiß auch in dem noch zu erwähnenden Prestige der von den maßgebenden Monarchien nach wie vor gepflegten und gehegten Gentilhommerie hat. Vor allem aber doch wohl darin, daß der deutschen Bourgeoisie zur vollen Entfaltung ihrer Kraft zwei Bedingungen fehlen, die sie anderswo erfüllt findet oder fand: zunächst die Bundesgenossenschaften des Kleinbürgertums und des Proletariats, die sich bei uns zu selbständiger Interessenvertretung durchgekämpft haben (hier ist der spätere Zeitpunkt der kapitalistischen Entwicklung in Deutschland von großem Einfluß gewesen!), sodann die geringere Durchschlagskraft des Geldes in unserem öffentlichen Leben. Wo, wie in Amerika, der Dollar alles vermag, muß notwendig diejenige Klasse unumschränkt herrschen, die über die meisten Dollars verfügt. Es kommt hinzu, daß breite Schichten der deutschen Bourgeoisie in ihrer verständlichen Angst vor völliger Vereinsamung die von ihr ökonomisch abhängigen Arbeiter durch eine blinde Gewaltpolitik sich dienstpflichtig erhalten möchten (indem man die Fiktion aufzustellen sucht: das proletarische Arbeitsverhältnis sei dasselbe wie das patriarchalische der Feudalwirtschaft, bei dem allerdings der Arbeiter der geborene Vasall seines Gutsherrn ist) und daß sie damit sich die Sympathien weiter Kreise des gebildeten Bürgertums verscherzt hat. Dadurch ist es gekommen, daß auch die Intelligenz des Landes bei uns der Bourgeoisie viel fremder gegenübersteht als anderswo.

* * *

Positiv und Negativ der kapitalistischen Organisation nannte ich Bourgeoisie und Proletariat. Dieses entwickelt sich also mit Notwendigkeit im gleichen Maße wie jene. Und das Ergebnis des neunzehnten Jahrhunderts in sozialer Hinsicht ist ebenso die Entstehung einer Bourgeosie wie eines Proletariats, das heißt also einer in den kapitalistischen Unternehmungen beschäftigten Lohnarbeiterklasse, einer „Klasse der nichtbesitzenden Arbeiter", wie schon Lorenz von Stein richtig definierte nach dem Vorgange Louis Blanc, der das „peuple" bezeichnete als „l'ensemble des citoyens qui ne possédant pas de capital dépendent d'autrui complètement, et en ce qui touche aux premières nécessités de la vie". Wir können etwas genauer es dahin ausdrücken: es entstand die Klasse der auf reinen und

festen Geldlohn gestellten, ohne oder mit ganz kurzer Kündigungsfrist für eine bestimmte Arbeit angeworbenen Nurlohnarbeiter. In diesem eng umschriebenen Sinne ist das Proletariat in Deutschland erst während der zweiten Hälfte des Jahrhunderts zur Entwicklung gelangt.

Ähnlich wie die Bourgeoisie hat es einen Zustand der Unfertigkeit, des Übergangs erlebt, der für die gewerblichen Arbeiter um die Mitte des Jahrhunderts, für andere Gruppen erst später sein Ende findet und der in der Sphäre der Landwirtschaft heute noch nicht völlig verschwunden ist. Er wird dadurch gekennzeichnet, daß der Lohnarbeiter in einem Handwerk oder einem kleinen Landwirtschaftsbetriebe eine Nebenbeschäftigung hat, daß aber das Arbeitsverhältnis selbst die Eierschalen der feudalen oder handwerksmäßigen Wirtschaftsverfassung noch an sich trägt. In der Landwirtschaft finden wir bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts fast allein (außer dem jugendlichen Gesinde) den Insten oder den Dreschgärtner, deren Arbeitsverfassung gleichermaßen dadurch gekennzeichnet wird, daß sie auf langfristigen Verträgen und einem Anteilsverhältnis zur Gutswirtschaft beruhte. Näheres siehe im Kapitalismus: im fünften Kapitel des zweiten Bandes. Oder wo kein Anteilsverhältnis, keine förmliche Eingliederung in die Gutswirtschaft bestand, besaß doch der ländliche Arbeiter der Regel nach ein kleines Anwesen zu eigen oder in Pacht wie der westfälische Heuerling. Ebenso wie es auch der Schiffer an der Küste oder der gewerbliche Arbeiter zu besitzen pflegte. Das Arbeitsverhältnis dieses letzteren wird dann insbesondere durch seine noch ganz und gar handwerksmäßige Gestaltung gekennzeichnet. Überall: bei Papier und Eisen, bei Leder und Geweben begegnen wir bis um die Mitte des Jahrhunderts dem „Meister" mit seinen „Gesellen", die wohl zuweilen noch als Knechte bezeichnet werden. Naturallöhnung und langfristige Kontrakte sind auch in den Gewerben nichts Seltenes, namentlich finden wir sie in der Montanindustrie, die überhaupt am zähesten an den alten Formen gehangen und sie erst in den 1860er Jahren ganz abgestreift hat.

Wie sich dann die Lage des Arbeiters, namentlich aber des gewerblichen Lohnarbeiters unter dem Einflusse des zu seiner Entfaltung drängenden Kapitalismus gestaltet, ist so oft dargestellt, das Lied von Elend und Jammer, von Mißhandlung und Ausbeutung, denen er oft genug ausgesetzt wurde, ist von so vielen vor mir in ergreifenden Tönen gesungen worden, daß ich den Leser zu langweilen fürchten müßte, wollte ich an dieser Stelle abermals eine Schilderung von dem „Gange zwischen den Mauern" geben,

den das Proletariat zurückgelegt hat und noch immer weiter wandelt. Was hier zur Vollziehung gelangt ist, sind in der Tat allgemeine Erscheinungen internationalen Charakters und deshalb doppelt bekannt. Sie heißen: Kinderarbeit, Frauenarbeit, Nachtarbeit, überlanger Arbeitstag, ungesunde Arbeitsräume, Unfallgefahr, Lohndruck, Arbeitslosigkeit und wie sonst noch! Will man jedoch der Wahrheit die Ehre geben, so wird man bei einer Darstellung deutscher Arbeiterzustände immer hinzufügen müssen: daß bei uns die Elendserscheinungen nicht in gleichem Umfange und in gleicher Schärfe aufgetreten sind, wie beispielsweise in England und Frankreich. Das hat wohl vor allem seinen Grund wiederum in der Tatsache, daß der Kapitalismus in Deutschland soviel später zur Entfaltung gelangt ist wie in jenen Ländern und deshalb die Reaktionsbewegungen gegen die Ausbeutung der Arbeiter durch den Kapitalismus verhältnismäßig früher in die Erscheinung getreten sind als in den wirtschaftlich weiter fortgeschrittenen Staaten. Wir dürfen nicht vergessen, daß Deutschland seine kapitalistische Laufbahn erst antrat, nachdem die Erfahrungen der Chartistenbewegung, der französischen Revolten und Revolutionen der 1830er und 1840er Jahre vorlagen, nachdem der Carlylismus Gemeingut vieler Gebildeten geworden war, nachdem die Ideen des Arbeiterschutzes in jahrzehntelangen Kämpfen bereits sich siegreich zur Anerkennung durchgerungen hatten.

Aber wenn das Bild von der Lage des Proletariats in Deutschland auch niemals ganz so düstere Töne aufzuweisen hat wie in anderen Ländern, so bleibt es doch in seinen Grundlinien dasselbe wie überall. Und diese sind derart, daß jeder, der Augen zu sehen und ein Herz zum Fühlen hat, es begreiflich finden wird, wenn jene, die das neue Leben führen sollen, mehr Schattenseiten als lichte Stellen darin erblicken. Zwei Nöte hat der Kapitalismus der arbeitenden Bevölkerung gebracht, die bisher nicht in der Welt gewaltet hatten: die Entgeistung der Arbeit und die bedingungslose Unterwerfung des rechtlich Freien unter den Willen eines anderen: die ökonomische Sklaverei, wie man es nennen mag. Entgeistigt aber mußte die Arbeit werden, wie wir an tausend Stellen gesehen haben, um die Anwendung der modernen Technik und der höchst entwickelten Betriebsorganisation dem Unternehmer zu ermöglichen. Die Verrichtung mechanischer Handgriffe unter hygienisch oder ästhetisch widerlichen Arbeitsbedingungen war das Gegenteil von dem, was der lebendige Mensch zur Betätigung seiner Gesamtpersönlichkeit bedurfte. Und damit wurde es zur furchtbaren Gewißheit, daß die

technische Arbeit im Rahmen der Wirtschaft ihre ethisch und ästhetisch segensreichen Wirkungen eingebüßt, daß die Arbeit des Proletariers für ihn aufgehört hatte, das Heiligste und Kostbarste zu sein, was ein Mensch auf Erden besitzen kann. Ich möchte es als das gewaltigste und folgenreichste Ergebnis aller Wirkungen der kapitalistischen Entwicklung auf die Arbeiterschaft bezeichnen, daß sie dieser die Arbeit als höchstes Gut genommen hat. Wogegen selbst jene Abhängigwerdung, jene Unfreiheit, von der ich sprach, an Bedeutung zurücktritt.

Das bewußte Streben, diesen Wirkungen zu entfliehen, findet in der modernen Arbeiterbewegung seinen Ausdruck. Diese Bewegung kann als Ganzes in der Anschauungswelt des Proletariats nur ein Ziel haben: die Befreiung vom Kapitalismus durch die Schaffung einer neuen Wirtschaftsorganisation, die technisch auf höchster Stufenleiter steht (um die Masse ernähren zu können), aber der kapitalistischen Spitze entbehrt, also einer Bedarfsdeckungswirtschaft mit Gemeineigentum an den Produktionsmitteln, derjenigen, die wir als sozialistische oder genossenschaftliche Wirtschaft zu bezeichnen gewohnt sind. Ob ein solches Wirtschaftssystem das Sehnen des Proletariats stillen würde, ob insonderheit Arbeit und Freiheit, auf deren Wiedereroberung sein Trachten gerichtet ist, ihm darin beschieden sein möchten, steht dabei gar nicht in Frage und mag berechtigten Zweifeln bei allen Ungläubigen begegnen. Genug, daß das Proletariat diese höchste Form wirtschaftlicher Ordnung als Ideal notwendig braucht, wenn es überhaupt mit seinem Denken und Streben an irgendeiner Stelle ausruhen will und (wie hinzugefügt werden muß) dieses Denken und Streben über diese Welt hinaus fortzusetzen nicht mehr vermag, also des religiösen Trostes in seinen Leiden beraubt ist.

Vor fünfzig Jahren war die Arbeiterschaft jung genug, um zu träumen, daß die Stunde ihrer Befreiung geschlagen habe. Im Jahre 1847 sprach Karl Marx gewiß nicht nur seine und seiner näheren Freunde Meinung aus, sondern gab den Hoffnungen Tausender Ausdruck, wenn er schrieb: „Auf Deutschland richten die Kommunisten ihre Hauptaufmerksamkeit, weil Deutschland am Vorabend einer bürgerlichen Revolution steht und ... weil ... die deutsche bürgerliche Revolution ... nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein kann." Heute lesen die Arbeiter selber, wo sie nicht noch ganz im Banne irgendwelcher gewissenloser Verführer stehen, solche Worte mit einem wehmütig-resignierten Lächeln. Ein halbes Jahrhundert des vergeblichen Harrens hat hingereicht, um das Proletariat

immer mehr davon zu überzeugen, daß der ersehnte Zustand nicht erträumt, auch nicht ertrotzt werden kann, sondern erarbeitet werden müsse. Das hat einer großen, politischen Arbeiterpartei ihre Daseinsberechtigung verschafft, das hat der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung, wie wir sie nennen, zu kräftigem Leben verholfen.

Millionen folgen heute bei den Wahlen dem Rufe der Sozialdemokratie, die ja doch immer die Arbeiterpartei schlechthin bleiben wird, um Männern ihre Stimme zu geben, die in mühseligem Ringen Gesetzgebung und Verwaltung im Interesse des Proletariats umzugestalten bemüht sind. Der Zauber des ersten leidenschaftlichen Aufstrebens ist freilich dahin. Den Geist, der von einer kleinen Schar begeisterter Revolutionshelden ausging, vermag eine Reformpartei, die nach Millionen zählt, nicht mehr aufzubringen. Auch hier hat die Quantität die Qualität ersetzen müssen. Auch die „soziale Bewegung" ist dem allgemeinen Schicksale zum Opfer gefallen und ist langweilig geworden, in dem Maße wie sie praktisch wurde. Wollte sie etwas erreichen, in dem heutigen technisch komplizierten Gesellschaftsleben, so mußte sie alle Spitzen abbrechen, alle großen Prinzipien fahren lassen. Sie mußte die geistreichen Leute unschädlich machen, um tüchtige Routiniers an ihre Stelle zu setzen: was sollte Marx heute in der Redaktion der „Neuen Zeit" oder gar der „Sozialistischen Monatshefte", was sollte Lassalle im Reichstage anfangen! Ob „orthodox", ob „revisionistisch": aus der alten Sekte der Utopisten, Revolutionäre und Prinzipienreiter ist die große Partei der Opportunisten und Akkommodisten geworden.

Der beste Beweis dafür ist das sieghafte Vordringen der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung, allen Beschwörungen der alten Schule zum Trotz. Zu hunderttausenden strömen die Arbeiter heute unter die Fahne ihrer Gewerkschaft, mag diese von Sozialdemokratie, Zentrum oder Freisinn errichtet sein, um ihre Rechte im ehrlichen Kampfe mit dem Unternehmertume zu verteidigen. Die Arbeiterberufsvereine sind in Deutschland erst vor etwa einem Menschenalter entstanden. Man kann, wenn man von gelegentlichen, unbedeutenden Vereinigungen absieht, als ihr Geburtsjahr das Jahr 1868 bezeichnen. Ihre Eigenart besteht darin, daß sie im Schlepptau der verschiedenen, um die Gunst der Arbeiter buhlenden, politischen Parteien sich befinden. Dieser Umstand verringert die Durchschlagskraft der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung in Deutschland, weil es zu keiner rechten Einigkeit zwischen den politisch gefärbten Verbänden kommt.

Die heute in Deutschland bestehenden Organisationen sind diese:

a) Die sozialdemokratischen Gewerkschaften, auch „freie“ Gewerkschaften geheißen, die wiederum entweder (überwiegend) Zentralverbände sind, d. h. Gewerkschaften, die der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands“ angeschlossen sind, oder (in geringem Umfange) Lokalorganisationen.

b) Die „fortschrittlichen“, „freisinnigen“ Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereine.

c) Die zentrumsparteilichen (wenn auch formell paritätisch-christlich) „christlichen Gewerkschaften“, entweder dem „Gesamtverbande der christlichen Gewerkschaften Deutschlands“ angeschlossen oder nicht; dann: „unabhängige“ (christliche) Gewerkschaften.

d) Unabhängige Vereine.

e) Von den Unternehmern begünstigte, sog. gelbe Gewerkschaften. (Keine Gewerkschaften im eigentlichen Sinne.)

Die Statistik siehe in Anlage 38.

Diese Bewegung aber beruht der Idee nach recht eigentlich auf einem Kompromiß zwischen Sozialismus und Kapitalismus, oder, wenn man den Ausdruck vorzieht, auf einer Verwirklichung des Sozialismus bei Lebzeiten des Kapitalismus. Wie denn der Konflikt zwischen Kapital und Arbeit seiner Lösung, wie die Gegensätze zwischen Sozialismus als Ideal und Kapitalismus als Wirklichkeit ihrem Ausgleiche offenbar ganz allgemein immer näher geführt werden sollen durch eine langsame Einfügung sozialistischer Gedanken in das Gebäude des kapitalistischen Wirtschaftssystems: Gewerkvereine, Arbeiterschutz, Arbeiterversicherung, Genossenschaftsbildungen, Verstaatlichung und Verstadtlichung haben eine Epoche der sozialen Entwicklung eröffnet, die man vielleicht nicht ganz unzutreffend als Sozialkapitalismus bezeichnen kann. Wobei Kapitalismus Hauptwort und sozial Beiwort ist.

Die „soziale Frage“, die unsern Vätern so viel Kopfzerbrechen machte: wie eine kapitalistisch-sozialistische Gesellschaft zu organisieren sei, ist tatsächlich am Ende des 19. Jahrhunderts gelöst. Das heißt: die Prinzipien sind festgelegt. Ihre Ausführung wird das mühsame Werk der staatsmännischen Technik sein müssen.

Wiederum macht uns die Frage Pein, ob sich der Bestandteil, den die Klasse des Proletariats von der Gesamtbevölkerung ausmacht, ziffermäßig wenigstens annäherungsweise bestimmen lasse. Wiederum möchte

ich zwischen echtem Proletariat und proletaroiden Existenzen unterschieden wissen, wenn ich die Beantwortung jener Frage unternehme.

Vollblutproletarier sind alle diejenigen Lohnarbeiter, die in rein- — gleichgültig diesmal im Gegensatz zu oben: ob klein- oder groß- — kapitalistischen Unternehmungen beschäftigt sind. Bei welcher Betriebsgröße man diese anfangen lassen will, ist freilich wieder zweifelhaft. Man wird einen Spielraum lassen und sich mit Höchst- und Mindestziffern begnügen müssen. Sicher kapitalistisch sind alle Unternehmungen, in deren Betrieben mehr als 20 Personen beschäftigt sind. In solchen Betrieben ermittelte (1895) die Gewerbestatistik — also in Industrie, Handel und Verkehr — 265317 Angestellte und 3656254 Arbeiter, zusammen 3921571 Personen. Will man hiervon 21571 Angestellte bourgeoisoiden Charakters in Abzug bringen, so ergäben sich 3,9 Millionen rein proletarische Existenzen, wobei allerdings die Staats- und Gemeindearbeiter den übrigen Lohnarbeitern gleichgestellt sind. Wollte man auch diese noch abrechnen, so blieben etwa 3½ Millionen einwandfreier Vollblutproletarier übrig, die mit ihren Angehörigen 13 bis 14 % der Gesamtbevölkerung ausmachen würden. Zu diesen sind nun aber noch die in landwirtschaftlich kapitalistischen Unternehmungen beschäftigten Arbeiter hinzuzuzählen. Wie viele das sind, entzieht sich jeder Schätzung. Ich will einmal annehmen etwa ein Drittel der landwirtschaftlichen Arbeiter — rund 1½ Millionen. Das wären insgesamt rund 5 Millionen oder einschließlich der Angehörigen etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. Nun gehören aber sicher auch viele „gewerbliche" Betriebe unter 20 Personen zu kapitalistischen Unternehmungen. In solchen mit 6—20 Personen, die wohl größtenteils noch in Frage kommen, waren (1895) 126220 Angestellte und 1224006 Arbeiter zusammen 1350226 Personen gegen Lohn beschäftigt. Will man diesen etwa noch rund 650000 landwirtschaftliche Arbeiter zurechnen, so ergäben sich rund 2000000, die die Ziffer jener obigen zweifellosen Vollblutproletarier auf 7000000 erhöhen würden. Von der Gesamtbevölkerung würden es dann etwa 33⅓ % sein. So daß man sagen kann: die Klasse des echten Proletariats macht von der Gesamtbevölkerung ein Fünftel bis ein Drittel aus. Und sicher sind diese Bestandteile der Bevölkerung so gut wie ganz ein Erzeugnis des letzten Jahrhunderts. Ein Fünftel bis ein Drittel heute! Während Marx schon im Jahre 1847 meinte: „Die proletarische Bewegung ist die selbständige Bewegung der ungeheuren Mehrzahl im Interesse der ungeheuren Mehrzahl." Das war wohl zu jener

Zeit, selbst für die westeuropäischen Länder, eine „ungeheure" Übertreibung, wenigstens wenn man das Proletariat in seinem strikten Verstande faßt, wie es Marx doch tat. Ganz anders natürlich gestaltet sich das Bild, sobald man jenen Vollblutproletariern das zahllose Halbblut zuzählt. Darunter verstehe ich also alle, sagen wir einmal, Habenichtse, die besitzlose Bevölkerung, den peuple in jenem umfassenderen Sinne, wie ihn Louis Blanc wohl nicht meinte, aber doch in Wirklichkeit bezeichnete, wenn er diejenigen Bürger darunter verstand, qui ne possédant pas de capital dépendent d'autrui complètement, einschließlich der ganz winzigen, wir sagen richtig proletarischen, Existenzen unter den „selbständigen" Landwirten und Gewerbetreibenden.

Indem ich die bereits gezählten Vollblutproletarier noch einmal mit berücksichtige, ergibt sich aus den Ziffern der Berufs- und Gewerbezählung von 1895*) folgende Rechnung der proletarischen und proletaroiden Existenzen in Deutschland:

1. Alle gegen Lohn beschäftigten Personen in Industrie, Handel, Verkehr und Landwirtschaft, einschließlich der Angestellten	13438377
deren Angehörige	12327571
2. Lohnarbeit wechselnder Art, häusliche Dienste usw.	432491
deren Angehörige	453041
3. Alle Unterbeamten (die c Personen der Gruppe E der Berufszählung) einschl. der Unteroffiziere u. Gemeinen d. Heeres	769822
deren Angehörige	270249
4. Dienstboten	1339316
5. Alleinmeister im Gewerbe	1035580
deren Angehörige	1671468
6. Einzelselbständige („Betriebe mit einer Person") im Handel und Verkehr	453805
deren Angehörige	791372
7. Einzelselbständige („Betriebe mit einer Person") in der Hausindustrie	232033
deren Angehörige	258232
8. Landwirte mit einer Wirtschaftsfläche von weniger als 2 ha	525297
deren Angehörige	1107659
Insgesamt: „niederes Volk", „arbeitende Bevölkerung"	35106313

*) Siehe die Anmerkung auf Seite 448.

oder 67,5 %, etwas über zwei Drittel der Gesamtbevölkerung. Dazu kommen dann noch ein paar tausend Gärtner und Fischer.

Das ist zwar immer noch nicht die „ungeheure", aber doch die große Mehrzahl der Bevölkerung: etwa der Zuschuß, den das neunzehnte Jahrhundert Deutschland an Einwohnern gebracht hat, zumal wenn wir die in jener Ziffer mitgezählten, bei der Feststellung der bourgeoisiden Existenzen bereits berücksichtigten Personenkategorien (höhere Angestellte usw.) und die vielleicht noch darin enthaltenen kleinbürgerlichen Elemente wiederum in Abzug bringen.

Wir hätten übrigens müheloser zu annähernd denselben Ziffern gelangen können, wenn wir uns der Einkommensstatistik als Führerin anvertraut hätten. Jene 35 Millionen sind nämlich ungefähr diejenigen Personen, die weniger als 900 Mark Einkommen beziehen. Im Jahre 1895/96 waren das in Preußen 21 165 032 oder 68,7 % der Gesamtbevölkerung.

3. Handwerker und Junker

Was aber, so werden wir nun fragen, ist aus den alten Klassen geworden, die wir am Anfange des Jahrhunderts Deutschlands Gesellschaft bilden sahen, während solchergestalt, wie es jene Zahlen zum deutlichen Ausdrucke bringen, zwei neue Klassen mächtig emporgewachsen sind? Hat sich bewahrheitet, was Karl Marx im Jahre 1847 voraussagte: daß die Epoche der Bourgeoisie die Klassengegensätze vereinfachen werde? Hatte er recht, wenn er ausrief: „Die ganze Gesellschaft spaltet sich mehr und mehr in zwei große feindliche Lager, in zwei große einander direkt gegenüberstehende Klassen: Bourgeoisie und Proletariat?" Ich glaube nicht. Man wird vielmehr sagen müssen, daß eher das Gegenteil eingetroffen ist. Auch das Klassenverhältnis in der modernen Gesellschaft hat sich differenziiert. Es ist gerade eher ein Merkmal früherer Geschichtsepochen, daß sich jeweils ein großer Klassengegensatz heraushebt, während heute sich die Klassengegensätze häufen, die Strebungen sich mannigfach nuancieren. Man wird diese Tatsache damit in Verbindung bringen dürfen, daß der gesamte historische Vorgang der gesellschaftlichen Neubildung heute so rasch sich abspielt, daß die bestehenden Klassen gar keine Zeit zu einem langsamen natürlichen Tode haben, sondern noch — mag auch ihre ökonomische Basis stark erschüttert sein — die Kraft zur Geltendmachung ihrer Interessen in Politik und Gesellschaft sich bewahren, wenn neue Klassen längst emporgetaucht sind und ihren Entwicklungsgang begonnen haben.

Genug: im neuen Deutschland sind die Klassen der vorkapitalistischen Zeit ganz und gar nicht verschwunden. Auch von der „neuen Gesellschaft" bildet zunächst das Kleinbürgertum alten Schlages einen nicht zu unterschätzenden Bestandteil. Zu diesem werden wir rechnen müssen alles, was handwerkerhaften Charakters geblieben ist. Also alle jene Wirtschaftssubjekte, die auf der Grundidee der „Nahrung" ihre Existenz aufbauen oder aufzubauen das Streben haben. Deren ganzes wirtschaftliches Denken und Wollen von der Vorstellung beherrscht wird: die Organisation des Wirtschaftslebens müsse derart sein, daß mittlere Persönlichkeiten mit eigenem Sachvermögen auf der Grundlage eigenen technischen Könnens durch Erzeugung oder Austausch einer nach Menge und Art von jeher bestimmten Warenmenge ihr gutes Auskommen finden. Wobei dann die Frage nach der konkreten empirischen Gestaltung der Wirtschaftsordnung im einzelnen verschieden beantwortet werden kann, nur daß wohl immer als gemeinsamen Zug die jenem Wirtschaftsideale entsprechenden Rechtssysteme den Grundgedanken der Bindung enthalten werden: er wird sie von dem aus kapitalistischen Geiste geborenen Rechte, das auf der Idee der wirtschaftlichen Freiheit sich aufbaut, immer grundsätzlich unterscheiden.

Dieser Klasse der Handwerker gehören aber an: 1. die Handwerker im engeren Sinne; 2. die Krämer; 3. die Bauern — sämtlich soweit sie nach der von uns angewandten Methode nicht den bourgeoisoiden oder proletaroiden Existenzen zuzuzählen sind. In diesem Verstande, glaube ich nun, hat die Klasse der Handwerker, wenn wir ihre Zusammensetzung heute mit der vor hundert Jahren vergleichen, an ziffermäßiger Stärke und auch an ökonomischer Kraft keine Einbuße erlitten.

Daß die Bauernschaft in ihrem Bestande so gut wie unverändert während des neunzehnten Jahrhunderts erhalten geblieben ist, haben die Darlegungen im dreizehnten Kapitel erwiesen. Aber auch die Vertreter des gewerblichen Handwerks sind an Zahl, wie wir gesehen haben, während dieser hundert Jahre eher gewachsen. Und wenn auch ein immer größerer Teil der äußerlich als Handwerker auftretenden und von der Statistik als solche erfaßten Existenzen dem Handwerkertum nicht mehr zuzurechnen ist, so sind diese absplitternden Elemente überreichlich ersetzt worden durch Zuzug aus dem dritten Gebiete handwerkerlichen Daseins: aus der Krämerei. Denn diese ist, wie wir ebenfalls gesehen haben, während des verflossenen Jahrhunderts recht eigentlich erst zur Entfaltung gelangt und hat natürlich neben

massenhaften proletaroiden und bourgeoisoiden Existenzen auch großen Massen echter Handwerkerseelen zum Leben verholfen. Also, daß man fast sagen möchte: den Kern der Handwerkerklasse bilden heute die handwerksmäßigen Krämer.

Das Zahlenbild, das wir auf Grund der Berufszählung von 1895*) von der heutigen Zusammensetzung der Handwerkerklasse empfangen, ist folgendes:

1. landwirtschaftliche Handwerker: selbständige Bauern mit einer Wirtschaftsfläche von 2—100 ha	1995212
deren Angehörige	6920028
2. gewerbliche Handwerker: a) selbständige Gewerbetreibende für eigene Rechnung in Betrieben mit 2—5 Personen . . .	586014
deren Angehörige	1715129
b) selbständige Gewerbetreibende für fremde Rechnung in Betrieben mit 2—5 Personen (vielleicht proletaroid?) .	50038
deren Angehörige	140522
3. kommerzielle und transportierende Handwerker: selbständige Krämer, Wirte, Fuhrleute usw. in Betrieben mit 2—5 Personen	314836
deren Angehörige	817699
Insgesamt Handwerkerklasse, „Kleinbürgertum"	12539478

Ich äußerte vorhin die Meinung, daß die Handwerkerklasse, wenn wir sie in dem oben umschriebenen Sinne als Klasse der „Selbständigen" fassen, in Deutschland während des neunzehnten Jahrhunderts wohl kaum an Umfang eingebüßt habe. Ziffermäßig dies zu erweisen, ist allerdings fast ein Ding der Unmöglichkeit. Dem Statistiker von Fach werden sich die Haare sträuben, wenn ich im folgenden doch einen Vergleich anstelle, der natürlich nichts anderes bezweckt, als in ganz groben Umrissen das ehemals und heute nebeneinander zu zeigen.

Freiherr von Reden (der übrigens selbst, im Vorübergehen sei es bemerkt, in einer für moderne Begriffe unerhört „genialen" Weise mit den Zahlen der Statistik umspringt) gibt uns auf Grund der Gewerbetabelle und anderen Ziffern für das Jahr 1849 eine Art von Berufsstatistik des damaligen Königreichs Preußen. Daraus entnehme ich die sämtlicher Ziffern

*) Siehe die Anmerkung auf Seite 448.

der selbständigen „Mechaniker, Künstler und Handwerker“, der „Gast- und Speisewirte“, der Handeltreibenden aller Art, der Müller, der Schiffer und Fuhrleute, der Brauer, Brenner usw., sowie ihrer Angehörigen: das sind offenbar mehr Personen als zum gewerblichen und kommerziellen Handwerk, wie ich es für das Jahr 1895 bestimmt habe, gehören: es befinden sich darunter eine Anzahl bourgeoisoide und zahlreiche proletaroide Existenzen (alle Einzelselbständigen!). Ich möchte deshalb einen Abschlag von 25% von den Ziffern machen. Die landwirtschaftlichen Handwerker bestimmte ich nach der in Anlage 28 abgedruckten Statistik: Inhaber von Besitzungen zwischen 5 und 300 Morgen. Auch hier sind mehr berücksichtigt als 1895, da erheblich stärker die Kategorie der Besitzer zwischen 1¼ und 2 ha als die zwischen 75 und 100 ha besetzt ist. Es möge deshalb auch hier ein Viertel weniger gerechnet werden. Die Redenschen Ziffern sind aber folgende:

1. landwirtschaftliche Handwerker	890172
deren Angehörige (nicht angegeben, berechnet mit) rund . .	3500000
2. gewerbliche Handwerker	523308
deren Angehörige	2093232
3. kommerzielle usw. Handwerker	156039
deren Angehörige	624056
Insgesamt Handwerkerklasse	7786807

Hiervon aus den angeführten Gründen 25% abgerechnet, ergibt eine mit den Ziffern für 1895 vergleichbare Summe der Angehörigen der Handwerkerklasse von rund 5,8 Millionen. Das damalige Königreich Preußen hatte rund 16 Millionen Einwohner, das deutsche Reichsgebiet hatte im gleichen Jahre 35 Millionen Einwohner: die preußischen Ziffern würden also rund drei Siebentel der deutschen ausmachen. Von den für das Jahr 1895 berechneten 12½ Millionen Handwerkerköpfen entfallen also auf das Preußen alten Bestandes rund 5,4 Millionen. Berücksichtigt man, daß die bäuerliche Handwerkerklasse in den neupreußischen Provinzen und den außerpreußischen Landesteilen etwas stärker ist als in Altpreußen, so würde sich ergeben, daß in der Tat der Umfang der Handwerkerklasse Deutschlands in den Jahren 1849 und 1895 annähernd der gleiche gewesen sei.

Damit ist denn nun aber auch schon ausgesprochen, daß diese Bevölkerungsklasse innerhalb der neuen Gesellschaft nicht mehr die gleiche Bedeutung hat wie früher. Sind sich die absoluten Zahlen gleich geblieben, so bildet

die heutige Ziffer natürlich einen erheblich geringeren Prozentsatz der Bevölkerung als die frühere. Nach den hier angestellten Berechnungen hätten um die Mitte des Jahrhunderts noch beinahe zwei Fünftel zur Handwerkerklasse gehört, 1895 nur noch ein knappes Viertel. Nun ist aber die ganze Art der Vergleichung (auch abgesehen von ihrem sehr zweifelhaften statistischen Wert), so wie sie hier vorgenommen wurde, falsch. Es muß nämlich in Rücksicht gezogen werden, daß ehedem (solange der Kapitalismus noch keine herrschende Stellung im deutschen Wirtschaftsleben einnahm) zur Handwerkerklasse noch zahlreiche Elemente gehörten, die wir heute mit Recht ihr nicht mehr zurechnen. Für die frühere Zeit muß man auch den Alleinmeister zum Handwerk rechnen, denn er hatte ja noch keine andere Klasse wie heute, deren Mitläufer er werden konnte. Dasselbe gilt vom Gesellen: dieser gehört, solange der ganze Bau der Gesellschaft ein handwerksmäßiger ist, zur Handwerkerklasse: er ist nichts anderes als angehender Meister. Erst wenn das Proletariat zu einem ausschlaggebenden Faktor im öffentlichen Leben geworden ist, tritt er als Hospitant bei diesem ein.

Ist durch die Absplitterung der Gesellenschaft und der proletarischen Alleinmeister die Stellung des gewerblichen Handwerks ziffermäßig derart geschwächt worden, daß auch der Zuwachs an kommerziellen und anderen Handwerkern den Schaden nicht zu heilen vermochte, so hat die Gesamtklasse offensichtlich noch mehr an Bedeutung für die Gesellschaft in qualitativer Hinsicht verloren. Die ökonomische Stellung aller nicht landwirtschaftlichen Handwerker ist, wie wir wissen, stark erschüttert. Der Kapitalismus hat ringsum das Feld erobert und sich auch im Gebiete der alten handwerksmäßigen Tätigkeit häuslich eingerichtet. Vor hundert Jahren war die handwerksmäßige Organisation (neben der feudalen) die herrschende, der Kapitalismus trat daneben völlig zurück, heute dominiert er und die Handwerker sind nicht viel mehr als Überbleibsel aus einer früheren Periode. Dementsprechend war es wohl selbst für die Mitte des Jahrhunderts noch zutreffend, wenn Marx schrieb: „in Deutschland bildet das . . Kleinbürgertum die eigentliche gesellschaftliche Grundlage der bestehenden Zustände", während man heute dasselbe vom Kapitalismus aussagen kann. Diese Verschiebung des Schwerpunktes der wirtschaftlichen Organisation äußert sich nun aber naturgemäß in einer entsprechenden Verschiebung des gesellschaftlichen Schwergewichts aus der Handwerkerklasse in die das kapitalistische Wirtschaftssystem vertretenden Klassen, was Wohlhabenheit, Bildung und

soziale Geltung überhaupt anbetrifft. Worüber ich das Nähere im 28. Kapitel meines ersten Bandes nachzulesen bitte.

An dieser Tatsache, daß das Handwerkertum, zumal das städtische und hier wiederum insonderheit das gewerbliche deklassiert, von anderen Klassen an Bedeutung für die Gesellschaft überholt ist, kann auch das heiße Bemühen nichts ändern, durch allerhand Fiktionen sein Ansehen künstlich aufrecht zu erhalten. Dahin rechne ich die Spielerei mit dem Worte „Mittelstand". Während man nämlich, wie wir sahen, bis um die Mitte des Jahrhunderts unter Mittelstand die Bourgeoisie und das gebildete Bürgertum verstand, und zwar unter Ausschluß der gesamten Handwerkerklasse (zur Ergänzung der bereits angeführten Zitate diene noch das folgende aus Wilhelm von Humboldts Werken: „es hat sich ein Mittelstand erhoben, der weder zu den ehemaligen Zünften noch zum Adel gehört" usw. „der Mittelstand drängt an der einen Seite in den Bauernstand, auf der andern in den Adel, indem er bäuerliche und adelige Güter kauft . . ."), ist es seitdem Mode geworden, gerade die Handwerkerklasse in Stadt und Land als Mittelstand anzusprechen und zu verherrlichen. Zum ersten Male in den Mittelstand einbezogen, finde ich das gewerbliche Handwerk in einer Rede Bismarcks vom 18. Oktober 1849: „während der Handwerkerstand den Kern des Mittelstandes bildet". Indem man sich nun aber über das Merkmal, nach welchem man einen Mittelstand solcherart schaffen wollte, nicht klar war, kam es dahin, daß man in dem Maße wie die Einkommenstatistik sich vervollkommnete statt einer sozialen Klasse eine Besitz- oder Einkommensschicht — Leute mit mittleren Einkommen — darunter verstand. Da diese nun, wie wir wissen, nicht weniger werden, ja sogar eine leise Tendenz zur Vermehrung aufweisen, so übertrug man diese Beobachtung auf die sozialen Klassen, die man eben als „Mittelstand" zu bezeichnen sich gewöhnt hatte und sagte: der Mittelstand habe an Bedeutung in der modernen Gesellschaft nicht verloren. Indem man wohl hinzufügte: es sei ein „neuer" Mittelstand neben dem alten erwachsen. Man sieht, daß diese Betrachtungen an Klarheit zu wünschen übrig lassen. Weil das Wort „Mittelstand" so vieldeutig ist, verwendet man es nach Belieben à deux mains und verdunkelt dadurch den Tatbestand. Am besten ist es, den ganzen schwammigen Begriff „Mittelstand", der schon alles mögliche bedeutet hat und alles mögliche bedeuten kann, überhaupt nicht zu verwenden; jedenfalls nicht dort, wo von sozialen Klassen die Rede ist.

Wie gefährlich es werden kann, mit solchen unklaren, verschwommenen und namentlich vieldeutigen Begriffen wie es der des Mittelstandes ist, zu operieren, zeigt der Wirrwarr, der in unserm öffentlichen Leben während der letzten Jahre mit dem Schlagworte der „Mittelstandsbewegung“ und „Mittelstandspolitik“ angerichtet worden ist. Die hiermit geschaffene Konfusion ist dadurch noch vergrößert worden, daß die politischen Träger dieser sogenannten Mittelstandsbewegung zwei Parteien sind, die die heterogensten sozialen Elemente in sich vereinigen: Zentrum und Konservative. Dem Umstande, daß die beiden mächtigsten Parteien Deutschlands es sich angelegen sein ließen, unter dem Aushängeschilde einer Mittelstandspolitik die Beförderung der Handwerkerinteressen in den Vordergrund des politischen Lebens zu stellen, ist es wohl vornehmlich zu danken, wenn in der öffentlichen Meinung dem Handwerk als sozialer Klasse neuerdings eine größere Bedeutung beigemessen ist als ihm zukommt. Meine Darlegungen werden, wie ich hoffe, dazu beitragen, die Meinungen zu klären und wieder richtigere Größenvorstellungen zu verbreiten. Sie ergeben, daß unzweifelhaft heute das Handwerk dank vor allem dem Niedergange des gewerblichen und kommerziellen Handwerks als soziale Klasse in die zweite Linie gerückt ist, daß es aber gewiß verkehrt wäre, seine noch immer vorhandene Bedeutung zu verkennen oder gar seine Existenz zu leugnen. Daß ihm noch heute rund ein Viertel der Bevölkerung zugehört, ist eine keineswegs unwahrscheinliche Annahme, wie unsere Berechnung erwiesen hat. Ein Viertel aber ist viel. Zumal wenn man sich so einflußreicher Gönner erfreut wie das Handwerkertum.

* *

*

Ebensowenig wie dieses ist nun aber die feudale Klasse, die Gentilhommerie durch die Entwicklung des verflossenen Jahrhunderts zu Staub gerieben. Ganz im Gegenteil, wird man auch in bezug auf sie sagen dürfen, steht sie in einer Mächtigkeit am Ausgange des Jahrhunderts da, die uns angesichts der ökonomischen Revolution in Erstaunen setzen muß.

Wer sind denn nun eigentlich diese Feudalagrarier, diese Gentilhommes, diese Junker, wie wir der Kürze halber sagen wollten? Es sind in der Regel wohl Grundadlige, aber die Eigenschaft des Adels möchte ich nicht einmal als ein bestimmendes Merkmal ihrer Klasseneigenart betrachtet

wissen. In dem Sinne, wie ich hier die Classe féodale verstehe, können auch Leute zu ihr gehören, die nicht die drei inhaltsschweren Buchstaben vor ihrem Namen stehen haben. Um was für Elemente es sich vielmehr handelt, haben wir schon andeutungsweise erfahren, als wir uns den antikapitalistischen Charakter der Landwirtschaft klar zu machen suchten.

Die Junker als soziale Klasse sind nämlich nichts anderes als die Vertreter einer vor- oder antikapitalistischen Großgutswirtschaft, anders ausgedrückt: einer Bedarfsdeckungs- oder Überschußwirtschaft mit abhängigen Leuten. In dieser Begriffsbestimmung ist im einzelnen folgendes enthalten:

Ausgangpunkt für das Dasein des Junkers ist sein Besitz an Grund und Boden, der in seiner Familie von Geschlecht auf Geschlecht überkommen ist – so wenigstens dort, wo die Art noch rein erhalten ist. Die „Mobilisierung" des Grundbesitzes ist eine der feudalen Welt fremde Erscheinung; und daß man mit Grund und Boden wie mit alten Kleidern handelt, gar erst unerhört. Die der Idee der Classe féodale gemäße Grundeigentumsordnung ist deshalb die Bindung des Eigentums. Das Fideikommiß ist recht eigentlich die Form des vorkapitalistischen Grundbesitzes.

Der angestammte Grund und Boden bildet nun die Unterlage für eine gewohnt-standesgemäße Lebensführung des Besitzers und seiner Familie. Natürlich muß er zu diesem Behufe auch bewirtschaftet werden; das ist im Grunde schon ein Mißbrauch, aber es läßt sich nicht vermeiden. Das Wirtschaften selbst ist etwas, mit dem man sich selbst am liebsten gar nicht befaßt: es wird vom Vogt und seinen Leuten besorgt. Es ist eine ars sordida, die sich für das niedere Volk und Krämerseelen schickt, nicht aber für den Junker. Dieser steht also auf dem Standpunkte, auf dem während des ganzen Altertums die herrschende Klasse stand: daß man nicht mit Wolle handeln oder Bänder ausschneiden und dabei ein vornehmer Mann sein könne. Nichts kennzeichnet die einzelnen sozialen Klassen besser als ihre innerliche Beziehung zur Wirtschaft: der Bourgeois liebt sie, der Proletarier haßt sie, der Kleinbürger verehrt sie, der Junker verachtet sie. Ist schon alles Wirtschaften mit einem Makel behaftet, so nun ganz besonders das moderne Erwerben. Der Junker von echtem Schrot und Korn wird den Erwerb hassen als etwas Krämerhaftes, etwas Unfeines. Die Idee, um des Erwerbes willen tätig zu sein, muß ihn abstoßen. Er hat das, was er braucht, das versteht sich von selbst. Es ist für ihn gegeben, wie sein Name, seine soziale Stellung; es genügt für sein standesgemäßes Auskommen: mögen die

Ritter von der Elle also dem Erwerbe nachgehen. Man kann das auch so ausdrücken: die Bourgeoiswirtschaft ist vor allen Dingen Einnahmewirtschaft, nach der Höhe der Einnahmen bemessen sich die Ausgaben; diejenige des Gentilhomme dagegen Ausgabewirtschaft, nach der Höhe der Ausgaben haben sich die Einnahmen zu richten und richten sie sich. Entsteht ein Ausfall, so haben von jeher nicht das krämerhafte Rechnen oder Gutehaushalten für seine Deckung gesorgt, sondern die Macht, die man im Staate besaß. Vor fünfhundert Jahren nahm man den Pfeffersäcken ohne viel Bedenken ihre Ladung aus dem Stegreif ab. Heute tun ein Branntweinsteuergesetz, ein Zolltarif, wenn's nötig ist, dieselben Dienste.

Ist der Erwerb dem Edelmann verhaßt, so nicht minder die Form, in der er sich abzuspielen pflegt: das Geschäft. Alles Rechenhafte, alles Rationalistische, alles Geldmäßige stößt ihn ab.

Deshalb mag er auch die Beziehungen zu „seinen" Leuten, d. h. dem Volke, das im Dienste des Vogts seine Güter bestellt, nicht gern als rein geschäftliche betrachtet sehen. Fremd dem inneren Wesen nach sind der feudalen Wirtschaft der Lohnvertrag über bestimmte Leistungen, der Lohnvertrag mit kurzer Kündigungsfrist, der Lohnvertrag mit reiner oder auch nur vorwiegender Geldlöhnung. Weil die Wirtschaft noch keine ausgesprochene Saisonwirtschaft ist, wie die moderne Landwirtschaft, weil sich die Technik in den alten gewohnten Bahnen bewegt, darum braucht man ständige, womöglich angesessene, am liebsten schollenpflichtige Arbeiter, die das ganze Jahr über zur Verfügung stehen, hat also an einem gebundenen Arbeitsverhältnis — ganz im Gegensatze zum kapitalistischen Unternehmer auch in der Landwirtschaft — ein Interesse. Weil aber die Geldeinnahmen gering sind, so ist es selbstverständlich, daß man den Arbeiter in Gebrauchsgegenständen entlohnt. Am liebsten beteiligt man ihn an dem Ertrage durch eine Anteillöhnung, wie sie die Insten alten Schlages hatten, gliedert ihn also in die eigene Wirtschaft ein, mit der er verwachsen soll, er und seine Familie, Geschlecht auf Geschlecht. Dann tritt der Arbeiter zum Gutsherrn wirklich in eine Art Vasallenverhältnis, in ein Verhältnis gegenseitiger Treue, es entsteht aus innerer Notwendigkeit eine patriarchalische Arbeitsverfassung, die der kapitalistische Unternehmer in Industrie und Handel als traurige Karikatur zu wiederholen bemüht ist. Weshalb man auch dort, wo das alte Arbeitsverhältnis seinen Charakter bewahrt hat, die Arbeiterschaft ebenso zur Gentilhommerie als Klasse rechnen muß wie den Gesellen alten

Schlages zum Handwerk. Die Beziehungen zwischen Feudalherrn und Arbeiter, könnte man auch sagen, behalten eine qualitative Färbung, sie lösen sich nicht in das reine Quantitätsverhältnis der proletarisch-kapitalistischen Arbeitsverfassung auf.

Dasselbe gilt von den Beziehungen des Edelmanns zu der Güterwelt. Auch diese bewahren einen ausgesprochenen qualitativen Zug: der Wald, die Felder, das Schloß, die Jagd, die Pferde, das Silbergeschirr, in denen der Reichtum des Gutsherrn begründet ist, verschließen sich einer rein quantitativen Bestimmtheit in dem Sinne wie der Geldbesitz des Bourgeois. Darum aber auch der abwägenden Vergleichung, ihrer Wertung in Geld. Hier liegt das Geheimnis, weshalb seigneurialer Luxus stets einen Zug von Vornehmheit bewahrt, während bourgeoiser Luxus alsobald in Protzerei ausartet, weil er mit dem Makel der Quantität behaftet bleibt. Wozu noch bei der Gentilhommerie die Selbstverständlichkeit des Reichtums kommt, von dem man also nicht spricht, den man nicht zur Schau zu tragen braucht, wie der Bourgeois, bei dem man ja gar nicht wissen kann von vornherein, ob er reich ist oder nicht. Selbstverständlichkeit und qualitative Färbung des Reichtums machen das besondere Vornehme im äußeren Auftreten des Edelmanns aus, das dem Bourgeois versagt ist, auch wenn er zehnmal reicher als jener geworden ist.

Es fragt sich, wie hat die Classe féodale (deren Vertreter ich hier in einem reinen Typus geschildert habe, wie er natürlich in Wirklichkeit nicht immer vorzukommen braucht) das für alle Qualität und alle Singularität und Vornehmheit so gefährliche neunzehnte Jahrhundert überstanden? Nun, mir scheint: über Erwarten gut, wenigstens in ihrer äußeren Geltung. Deklassiert ist die Gentilhommerie freilich, wenn man nur auf die Quantität des Besitzes Rücksicht nimmt. Vor hundert Jahren gehörte so gut wie alles, was Vermögen besaß, zu ihr. Heute ist nicht nur eine neue Klasse reicher Leute neben ihr entstanden, sondern diese Parvenüs sind auf ihren Kontorstühlen und Hauptbüchern so sehr in die Höhe geklettert, daß sie die feudale Klasse überragen.

Irgendwelche ziffermäßige Angaben über diese, ihren Umfang, ihren Reichtum zu machen, ist noch viel schwieriger wie bei der Bourgeoisie. Man mag ihr etwa alle adligen Großgrundbesitzer im Osten der preußischen Monarchie zuzählen, über deren Anteilverhältnis ich im dreizehnten Kapitel einiges mitgeteilt habe. Sicher ist, daß wir die Gentilhommerie auf

dem Lande und im Osten zu suchen haben. Dann lassen sich aber über ihren Reichtum im Verhältnis zum bourgeoisen Reichtum wenigstens einige Andeutungen machen, und zwar auf Grund der preußischen Einkommensstatistik, wobei zu berücksichtigen bleibt, daß diese nur Stadt und Land, nicht soziale Klasse unterscheidet. Auf dem Lande, auch in der Landwirtschaft, gibt es aber natürlich auch vermögende Leute von Kapitals Gnaden.

Immerhin! Im Jahre 1910 wurden in Preußen an Einkommensteuer aufgebracht von den Zensiten mit 9500—30500 Mark Einkommen

in den Städten 24,9 Millionen Mark,
auf dem Lande 4,8 " "

mit 30500—100000 Mark

in den Städten 19,2 Millionen Mark,
auf dem Lande 4,0 " "

mit mehr als 100000 Mark Einkommen

in den Städten 21,6 Millionen Mark,
auf dem Lande 5,3 " "

Aber mag die Classe féodale in dem verflossenen Jahrhundert auch an Reichtum verloren haben: an politischer Macht und gesellschaftlicher Geltung hat sie keine Einbuße erlitten. Man darf vielleicht sagen: am Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird in Deutschland oder wenigstens in Preußen, wo die Gentilhommerie ja ihren Hauptsitz hat, feudaler regiert als im Anfang, als Thaer, Schön und Hardenberg die Gesetze machten. Und das soziale Ansehen, das unser Junkertum heute noch genießt, könnte nicht größer sein. Wie erklärt sich dieses eigentümliche Phänomen?

Ich glaube zunächst wohl aus zufälligen Verumstandungen, wie sie sich in den letzten Jahrzehnten ereignet haben. Man erinnert sich aus meiner früheren Darstellung, daß in diese Zeit der Ausbruch der sogenannten Agrarkrisis fällt, die sich in einer allgemeinen Verschlechterung der Rentabilität der Landwirtschaft äußert. Wir sahen auch, worin die schwierige Lage vieler Landwirte ihren Grund hatte, nämlich in der übermäßig hohen Grundrente, die aus früheren Perioden her auf den einzelnen Gütern lastet. Deshalb hat sich wie in allen westeuropäischen Ländern, so auch in Deutschland eine lebhafte Bewegung zur Hochhaltung der Grundrente entfaltet, die in Deutschland ihren Mittelpunkt in der grandiosen Organisation des Bundes der Landwirte findet. Diese Bewegung trägt als solche

ganz und gar keinen Klassencharakter, wie denn auch in dem genannten Bunde friedlich oder richtiger kampffreudig nebeneinander sitzen: landwirtschaftliche Handwerker, kapitalistische Unternehmer und Junker reinsten Geblüts. Trotzdem haben diese die Führung in die Hand bekommen und das ist nicht zufällig geschehen. Zunächst ist der Junker in Deutschland allüberall der geborene Führer: dafür sorgt schon der pflichtschuldige Respekt, den die andern vor ihm haben. Dann aber sollte man bedenken, daß der Geist, aus dem die Forderungen unserer agrarischen Bewegung geboren sind, ein ausgesprochen seigneurialer ist, ob nun die einzelnen Träger der Bewegung sich dessen bewußt werden oder nicht. Vom Staate verlangen, daß er einen bestimmten Vermögensstand, in diesem Falle eine bestimmte Höhe der Grundrente erhalte, heißt eben, ein bestimmtes Auskommen als gegeben, als natürliches betrachten und nun Machtmittel in Bewegung setzen, um seine Verringerung zu verhüten. Es ist unkaufmännisch, unkapitalistisch im innersten Kern. Der Kaufmann, der kapitalistische Unternehmer bestimmt den Wert eines Vermögensobjektes nach dessen Ertragsfähigkeit und schreibt von diesem Werte so lange Beträge ab, bis das Vermögensobjekt den veränderten Erträgen entsprechend zu Buche steht: das bekannte Wort des Grafen Caprivi, an das ich bereits erinnerte: „schreiben Sie ab, meine Herrn" war aus dem Geiste des Kontors geboren, es war ganz und gar unjunkerlich gedacht. Was deshalb augenblicklich in Deutschland in Frage steht, ist nicht das äußerliche: Agrar- oder Industriestaat; sondern das innerliche: kapitalistischer oder seigneurial-handwerkerhafter Geist der Wirtschaftsführung. Ich sage seigneurial-handwerkerhafter Geist, denn in der Tat begegnen sich Gentilhommerie und Handwerkertum in diesem Grundgedanken: daß das Auskommen eine gegebene Größe sei und notfalls von den Staatsgewalten auf künstlichem Wege gesichert werden müsse. Es ist nun aber ersichtlich, daß diese Zuspitzung der Gegensätze, wie wir sie in den letzten Jahrzehnten erleben, das Prestige derjenigen Klasse, die die Führung der großen, in ihrem Geiste organisierten Defensivbewegung aller antikapitalistischen Elemente und auch aller landwirtschaftlich-kapitalistischen Unternehmer übernommen hat, gewaltig steigern mußte.

Aber diese zufällige Gestaltung der Lage genügt doch wohl noch nicht, um das politische und gesellschaftliche Ansehen unserer Junkerklasse (wenigstens in Preußen) zu erklären. Dieses hat seinen Grund, wie mir scheinen will, vor allem in der traurigen Rolle, die die Bourgeoisie in unserm öffent-

lichen Leben gespielt hat, in deren Unfähigkeit, ein selbständiges Klassenbewußtsein zu entwickeln, in deren gänzlichem Mangel an Willen zur Macht. Ich deutete schon an, womit die Verkümmerung bourgeoisen Wesens in Deutschland in Zusammenhang zu bringen ist. So ist es denn überhaupt nicht dazu gekommen, ein anderes Ideal einer herrschenden Klasse bei uns herauszubilden als dasjenige der Gentilhommerie. Und unserer Bourgeoisie höchstes Ziel ist es geblieben, — Junker zu werden, d. h. sich adeln zu lassen und (soweit es geht!) seigneuriale Denkweise und ritterliche Allüren anzunehmen. Dadurch aber ist die feudale Klasse einem unausgesetzten Verjüngungsprozeß unterworfen. Sie empfängt immer neuen Zuzug aus bourgeoisen Kreisen, den sie rasch assimiliert. Bei dem Kreuzungsvorgange zwischen Gentilhommerie und Bourgeoisie erweist sich bei uns jene immer als das stärkere Element. Ihre Töchter heiraten Klassenangehörige, ihre Söhne führen der Klasse frisches Blut durch Verheiratung mit reichen Erbinnen zu. Die reich gewordenen Bourgeois aber suchen so bald wie möglich ihre Herkunft zu vergessen und in dem Grundadel oder wenigstens dem feudalen Grundbesitzertum aufzugehen. Das kapitalistische Unternehmen, das den Reichtum der Familie begründet hatte, wird veräußert; die Söhne und Enkel kaufen sich im Lande an, stiften ein Majorat, verschwägern sich mit altadeligen Familien, lassen ihre Nachkommen bei der Gardekavallerie dienen und bei den Saxoborussen eintreten und denken nicht mehr daran, einen Sohn etwa als Lehrling in ein kaufmännisches Geschäft zu geben. Ein Blick in die Rangliste und das Hof- und Staatshandbuch, schrieb unlängst ein in dieser Literatur offenbar sehr bewanderter Anonymus in einem bekannten Berliner Blatte, bestätigt diese Wahrnehmung. Wer weiß heute noch, daß die Wiege der Löbbecke, Nathusius, Loesch, Wallenberg, Magnus, Kramsta, Lieres und Wilkau, Bethmann Hollweg usw. usw., wenn nicht gerade in einem Kontor, so doch sehr nahe dabei stand?

Die Richtigkeit der hier vertretenen Auffassung wurde durch eine Reihe anderer interessanter Fälle in demselben Aufsatz bestätigt, in dem es weiter heißt:

„Wie schnell der Prozeß der Verschmelzung zwischen dem jungen Geldadel und dem alten Grundadel vor sich geht, sei an zwei Beispielen gezeigt, deren eines eine preußische, das andere eine bayerische Familie betrifft. Den Kölner Bankier Simon Oppenheim, preußischen Geheimen Kommerzienrat, baronisierte Österreich 1867, und Preußen erkannte die Erhöhung

ein Jahr später an. Dieses ersten Freiherrn von Oppenheim Enkelinnen – Töchter seiner beiden ältesten Söhne — haben sämtlich in altadelige Familien geheiratet: sie heißen Baronin Planey, Gräfin Bredow, Frau von Frankenberg, Freifrau von Hammerstein, Gräfin Arco, Gräfin Matuschka, Gräfin Pocci, und von ihren Brüdern ist der eine mit einer russischen Gräfin, der andere mit einer Freiin aus altem bayerischen Rittergeschlechte vermählt.

In Bayern verlieh König Max Josef I. seinem Hofbankier Aaron Elias Seligmann den freiherrlichen Namen „von Eichtal". Dessen Nachkommen – von einem nach Paris gelangten Zweige abgesehen — sind vollständig im alteingesessenen Adel Bayerns aufgegangen. Sie sind Kammerherren, Gutsbesitzer, Offiziere und den Grafen Khuen, Otting, Armansperg, Bossi, den Freiherren von Rummel, Podewils, Seckendorff, Godin, Moreau, Imhof, Gumppenberg durch Heiraten eng verbunden."

4. Schlußbetrachtung

So wäre denn das Endergebnis der sozialen Revolution des neunzehnten Jahrhunderts für Deutschland dieses: in den Niederungen des Volkes ist eine grundstürzende Veränderung zu verzeichnen: eine große Klasse, das Proletariat, ist neu entstanden und bildet jetzt die breite Basis des gesellschaftlichen Baues. Das Handwerkertum hat sich annähernd in seinem Bestande erhalten, ist aber in die Defensive gegenüber dem Kapitalismus gedrängt. Auf den Höhen der Gesellschaft wandeln statt der ehedem einzigen Klasse jetzt zwei. Zwischen diesen ist eine Art von Teilung der äußeren Güter eingetreten: die eine hat das Geld, die andere Macht und Ansehen. Und es ist eine Eigentümlichkeit der deutschen Verhältnisse, daß nicht, wie in Amerika und andern Ländern das Geld auch Macht und Ansehen kauft, sondern Macht und Ansehen das Geld sich untertan machen, indem sie seinen Vertretern den Stachel des kapitalistischen Wesens aus dem Leibe ziehen.

Die großen Ideale, die noch unsere Väter und Großväter begeisterten, sind verblaßt: die nationale Idee ist verbraucht, nachdem in mächtig aufflammender Begeisterung das neue Deutsche Reich errichtet ist. Was uns heute an Nationalismus geboten wird, ist ein schaler zweiter Aufguß, der niemand mehr so recht zu erwärmen vermag. Die hohle Phrase muß die innere Öde verdecken.

Dasselbe gilt von den großen politischen Idealen, um die unsere Vor-

fahren in den Tod gegangen sind. Teils sind sie verwirklicht, teils in ihrer Belanglosigkeit erkannt worden. Die junge Generation lächelt überlegen, wenn sie von dem Kampfe um die politischen Freiheitsrechte liest und die Erinnerungsfeiern der großen Begeisterungszeiten werden zu lächerlichen Farcen. Neue politische Ideale sind aber nicht erstanden. Von der unsäglichen Armut unserer Zeit an idealem Schwunge legt die bemerkenswerte Tatsache Zeugnis ab, daß die soi disant revolutionäre Partei der Gegenwart, die Vertreterin einer aufstrebenden Klasse, die Sozialdemokratie ihren ganzen Bedarf an politischen Schlagworten aus dem Arsenale der alten liberalen Parteien bezieht: noch heute weiß man dem Volke nichts Besseres oder nichts anderes zu bieten als die Parole, unter der schon die Bastille gestürmt wurde: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!

Aber auch die religiösen Ideale in ihrer heutigen Fassung scheinen ihre herrschende Kraft zum großen Teile eingebüßt zu haben; sie entbehren der Frische und Ursprünglichkeit, aus denen allein die hinreißende Begeisterung zu entspringen vermag. Daß sie aber niemals durch ein paar ethische Postulate humanitären Inhalts ersetzt werden können, hat die Erfahrung der letzten Jahrzehnte wieder ergeben. So endigt das neunzehnte Jahrhundert mit einem ungeheuren Defizit an idealer Begeisterung, an der gerade die letztvergangenen Zeiten so überreich gewesen waren.

Und nun, in dem Maße, wie die idealen Güter schwinden, treten naturgemäß die materiellen Interessen in den Vordergrund, und die Massen, die von keiner Idee mehr gefesselt werden, scharen sich um die Fahne der sozialen Klasse, wenn sie nicht vorübergehende wirtschaftliche Interessen zu gelegentlichen Sonderverbänden zusammenführt, wie augenblicklich die „Agrarier" im Bunde der Landwirte, der mit der ungünstigen Konjunktur auf dem Agrarproduktenmarkte entstanden ist und verschwinden wird. Aber auch diese gewaltige Massenorganisation ist doch aus rein ökonomischem Geiste geboren.

Wie sehr die Klasse an Stelle aller ehemals, wenn ich so sagen darf, idealen Gemeinschaften getreten ist, zeigt am deutlichsten der Umstand, daß sie selbst als Ersatz für die fehlenden Ideale dienen muß. In dem kämpfenden Proletariate, in dem zweifellos heute noch der meiste Idealismus steckt, muß das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu der verfolgten Kampfespartei selbst das nicht vorhandene objektive Ideal ersetzen. Der Sozialdemokrat, der noch wahrhafter Begeisterung fähig ist (und es gibt deren gewiß viele),

hat nichts anderes mehr, wofür er sich erwärmen kann, als die Klasse, der er angehört und die Partei, die für sie kämpft. Das rein Formale: „Proletarier aller Länder vereinigt euch!" enthält alles, was das Proletariat an objektiven, eigenen Idealen besitzt. Den Rest borgt es, wie wir sehen, von dem Bürgertume. Aber naturgemäß: das Bleigewicht der ökonomischen Interessen, auf denen doch die soziale Klasse sich aufbaut, wird immer den hohen idealen Flug verhindern, zumal wenn ihm kein klar umschriebenes Ziel winkt. Und so kommt es denn, daß auch unsere des Idealismus noch fähigste Bevölkerungsgruppe ohne Schwung, ohne Begeisterung armselig und verkümmert dahinlebt. Oder will man etwa das Gerede auf einem sozialdemokratischen Parteitage in Vergleich stellen mit der begeisterten Stimmung, die die Zusammenkünfte der Demagogen beherrschte, die noch in der Paulskirche einen goldenen sonnigen Schimmer verbreitete?

Also nicht vereinfacht hat sich die Klassenbildung im neunzehnten Jahrhundert, sondern kompliziert. Und damit haben sich natürlich auch die Klassengegensätze nicht verringert, sondern vermehrt. Die Entwicklung ist nicht die gewesen, daß sich die Streitkräfte immer mehr in zwei feindliche Armeen zusammengeballt hätten, die nun in geschlossener Schlachtordnung sich gegenüber ständen, sondern sie hat umgekehrt die einzelnen Teile der Gesellschaft in mannigfache Gegnerschaft zueinander gebracht. Gerade in den letzten Jahrzehnten ist der Gegensatz von Kapital und Arbeit längst nicht so deutlich hervorgetreten wie etwa die Feindschaft der vorkapitalistischen Klassen gegen die kapitalistischen. Unausgesetzt verschiebt sich die Frontstellung, neue Gegnerschaften entstehen und vereinigen feindliche Klassen zu vorübergehender Bundesbrüderschaft, die in dem Augenblicke ihr Ende findet, wenn das gemeinsame Interesse hinter den Interessengegensatz zurücktritt. Heute kämpft das Proletariat an der Seite der Bourgeoisie für Erhaltung des Kapitalismus, den Handwerkertum und Gentilhommerie angreifen. Morgen stehen Junkertum und Bourgeoisie verbündet da im Kampfe gegen das Proletariat, das vielleicht Zuzug aus dem Kleinbürgertum erhält, um irgendein demokratisches Prinzip zur Durchsetzung zu bringen. Während am nächsten Tage das Junkertum gegen Bourgeoisie und Kleinbürgertum irgendeine Arbeiterschutzbestimmung oder ein Verstaatlichungsprojekt zur Annahme zu bringen strebt.

Aber was bei allem Wechsel der zeitweisen Gegensätzlichkeiten sich doch immer wieder durchsetzt und was recht eigentlich die Eigenart der modernen

Gesellschaft ausmacht, ist das immer deutlichere Hinneigen der einzelnen Bevölkerungselemente nach einer bestimmten sozialen Klasse überhaupt. Mit andern Worten: die Gesellschaft zerfällt immer mehr in einzelne soziale Klassen, die sich ihrer eigentümlichen Interessen immer deutlicher bewußt werden und diese mit Nachdruck zu vertreten immer mehr die Neigung zeigen. Die soziale Klasse saugt alle übrigen Gegensätze mehr und mehr auf und in diesem Sinne hat man vielleicht das Recht von einer Vereinfachung der gesellschaftlichen Gegensätze überhaupt und sicherlich von einer Verschärfung dieser Gegensätze in unserer Zeit zu sprechen. In diesem Sinne wird man auch sagen dürfen: das neunzehnte Jahrhundert sei eine Epoche gewesen, in der die soziale Klasse in ihrer gesellschaftbildenden Kraft deutlicher als in andern Geschichtsperioden hervorgetreten sei. Und zwar aus offen zutage liegenden Gründen.

Die soziale Klasse wird immer dann der Einigungspunkt für die einzelnen Bestandteile der Bevölkerung sein, wenn große ökonomische Revolutionen das alte Gesellschaftsgefüge zertrümmert haben und eine innere Neubildung der sozialen Beziehungen noch nicht hat stattfinden können, insbesondere, wenn diese Umwälzung zu starker Reichtumsvermehrung geführt und damit den materiellen Interessen das Übergewicht über die idealen Strebungen verschafft hat. Das alles aber ist, wie wir wissen, vom neunzehnten Jahrhundert in früher ungeahntem Radikalismus geleistet worden.

Die alten Gemeinschaften, wie sie die Blutsverwandtschaft oder die Ortsangesessenheit erzeugten, sind aufgelöst: die Bevölkerung ist wie ein Haufen Sandkörner in dem neuen großen Gemeinwesen zusammengeschüttet worden, wo kein Band einen mehr an den andern bindet.

Und wie es nicht anders zu erwarten war: mit der Fähigkeit, sich für große Ideale zu begeistern, ist in unserm öffentlichen Leben auch die Freude an der Vertretung großer politischer Grundsätze geschwunden. Ein prinzipienloser, öder Opportunismus, eine schwunglose Geschäftsmäßigkeit haben die Herrschaft über unsere Politik errungen. Wer mag heute noch über die prinzipielle Berechtigung des Staatsbetriebes, des Arbeiterschutzes, der Gewerbefreiheit, der Genossenschaftsorganisation, des Freihandels mit Feuer streiten? Die Masse, die als Subjekt auftritt, hat die Diskussion verflacht; die Masse, die als Objekt zu leiten ist und eine früher unerhörte Kompliziertheit der Gesetzgebung und Verwaltung erzeugt hat, hat die Politik zu einer schwierigen Berufstätigkeit gemacht, die der geschulte Teilarbeiter mit möglichst wenig

Geist am geschicktesten auszuüben vermag. Und wenn man dazu nimmt, daß der Inhalt dieser entgeistigten Tätigkeit zum größten Teile der Streit um ökonomische Vorteile ist, so wird man sich nicht mehr wundern, wenn man sieht, wie tief das Niveau des politischen Lebens am Ende des neunzehnten Jahrhunderts unter das aller früheren Jahrzehnte gesunken ist. Man möchte es fast für unmöglich halten, daß dasselbe Volk, in dem vor hundert Jahren die Stein, Hardenberg, Schön und Thaer Gesetze machten, in dem in den 1820er und 1830er Jahren Männer wie Nebenius, Humboldt, List den Ton angaben, in dem vor einem halben Jahrhundert eine Versammlung wie die der Männer in der Paulskirche die Geschicke der Nation berieten, in dem vor einem Menschenalter noch ein Treitschke und ein Lassalle am politischen Horizonte wetterleuchteten, in dessen Parlamente vor wenigen Jahrzehnten Männer wie Bennigsen, Lasker, Bamberger, Windhorst, Reichensberger mit einem Bismarck die Klingen kreuzten, daß dasselbe Volk, sage ich, einen solchen Tiefstand des politischen Lebens erreicht hat, wie ihn uns die Gegenwart erleben läßt.

Eine Folge dieser Verödung unserer Politik, die also, wie man es auch ausdrücken kann, in eine Klassenguerilla ausartet, ist es, daß sich die Gebildeten wieder mehr als während des verflossenen Menschenalters von allem öffentlichen Leben zurückziehen und das Interesse an politischen Vorgängen verlieren, was naturgemäß wieder eine weitere Senkung des Niveaus der Politik zur Folge hat. Es ist doch auch in der Tat nicht zu verlangen, daß jemand, den es nicht persönlich angeht, oder der nicht einen Beruf daraus macht, für die Erhöhung der Garnzölle oder für die Reform der Branntweinsteuer oder des Krankenkassengesetzes oder für das Zustandekommen der Brüsseler Zuckerkonvention sich interessieren soll. Ob noch einmal die Zeiten wiederkehren werden, in denen der Kampf um große ideale Güter, um große politische Prinzipien die Leidenschaften erregt und auch die Gebildeten, ökonomisch Unbeteiligten in seinen Bann zieht? Wer möchte es voraussagen?



Anlagen



Anlagen zum neunten Kapitel: Banken und Börsen

Anlage 1

Die Organisation des Geld- und Kredithandels in zehn deutschen Großstädten in den Jahren 1858, 1895 und 1907

	1858		1905		1907	
	Zahl der Geschäfte	Zahl der darin beschäftigten Hilfspersonen	Zahl der Gewerbebetriebe	Zahl der darin beschäftigten Personen	Zahl der Gewerbebetriebe	Zahl der darin beschäftigten Personen
Aachen	10	16	17	127	20	244
Berlin	140	244	865	7448	888	16943
Breslau	39	99	90	632	75	1237
Cöln	41	227	76	501	92	917
Danzig	7	19	22	75	37	253
Düsseldorf . . .	14	36	25	162	36	594
Elberfeld . . . }	6	60	17	207	17	420
Barmen . . . . }			21	92	19	250
Königsberg . . .	33	22	38	149	33	297
Magdeburg . . .	10	11	41	251	65	526
Stettin	6	17	22	108	36	154
	306	741	1254	9752	1318	21835
	Auf ein Geschäft entfallen 2,4 Hilfspersonen. Der Anteil Berlins beträgt 32,9%		Auf einen Gewerbebetrieb entfallen 7,9 Personen. Der Anteil Berlins beträgt 76,2%		Auf einen Gewerbebetrieb entfallen 16,6 Personen. Der Anteil Berlins beträgt 77,6%	

Anlage 2

Die Kapitalkonzentration in den deutschen Aktienbanken

(Berechnet nach den Zusammenstellungen des „Deutschen Ökonomist")

Zahl der Banken	Geschäftsjahr	Aktienkapital Millionen Mark	Reserven Millionen Mark	Gesamtsumme des werbenden Kapitals Millionen Mark	Auf eine Bank entfiel ein Kapital von Millionen Mark
203	1911	3990,2	1316,4	5306,6	26,1
210	1910	3829,0	1213,5	5042,5	24,0
182	1905	3166,7	835,7	4002,4	22,0
165	1900	2761,8	632,3	3394,1	20,5
135	1895	1810,1	368,3	2178,4	16,1
136	1890	1621,6	303,5	1925,1	14,2
113	1885	1272,2	181,8	1454,0	12,8

Anlage 3

Die Kapitalkonzentration in den deutschen Kreditbanken

(Berechnet nach den Zusammenstellungen des „Deutschen Ökonomist")

Zahl der Banken	Geschäftsjahr	Aktienkapital Millionen Mark	Reserven Millionen Mark	Gesamtsumme des werbenden Kapitals Millionen Mark	Auf eine Bank entfiel ein Kapital von Millionen Mark
158	1911	2928,89	801,66	3730,55	23,6
165	1910	2784,25	718,96	3503,21	21,2
137	1905	2223,58	479,56	2703,14	19,7
118	1900	1959,55	390,93	2350,48	19,9
94	1895	1134,82	210,62	1345,45	14,3
92	1890	1054,33	187,88	1242,21	13,5
71	1885	723,95	93,24	817,19	11,5

Anlage 4

Übersicht über die bestehenden Bankgruppen

Deutsche Bank, Berlin, mit Filialen in: Augsburg, Bremen, Brüssel, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Konstantinopel, Leipzig, London, München, Nürnberg, Wiesbaden.

Depositenkassen:

in Berlin	und Umgebung	45
„ Dresden	„ „	9
„ Frankfurt a. M.	„ „	4
„ Hamburg	„ „	15
„ Leipzig	„ „	7
„ München	„ „	1
„ Meißen	„ „	1

Kommanditen der Deutschen Bank: G. E. Heydemann, Bautzen, Löbau und Zittau und Rosenfeld & Co., Wien.

Institute, zu denen die Deutsche Bank in näheren freundschaftlichen Beziehungen steht: Anhalt-Dessauische Landesbank, Dessau, mit Niederlassungen in Ballenstedt, Cöthen, Finsterwalde, Zerbst, Torgau und Wittenberg; Depositenkassen in Coswig, Dahme, Jeßnitz, Raguhn, Roßlau, Kirchheim (N.-L.).

Bayerische Handelsbank, München, mit Niederlassungen in Ansbach, Aschaffenburg, Bamberg, Bayreuth, Gunzenhausen, Hof, Immenstadt, Kempten, Kronach, Kulmbach, Lichtenfels, Marktredwitz, Memmingen, Mindelheim, Münchberg, Neuburg a. D., Nördlingen, Regensburg, Rosenheim, Schweinfurt, Traunstein, Würzburg.

Bayerische Vereinsbank, München, mit Niederlassungen in Augsburg, Bayreuth, Erlangen, Kempten, Bad Kissingen, Kitzingen, Landshut, Nürnberg, Passau, Regensburg, Straubing, Würzburg.

Bergisch-Märkische Bank, Elberfeld, mit Niederlassungen in Aachen, Barmen, Berncastel-Cues, Bocholt, Bonn, Coblenz, Crefeld, Düsseldorf, M.-Gladbach, Hagen i. W., Hamm, Köln, Mülheim (Rhein), Paderborn, Remscheid, Rheydt, St. Johann-Saarbrücken, Solingen, Trier; Depositenkassen zu Cronenberg, Goch, Hilden, Lippstadt, Mörs, Neuß, Opladen, Ronsdorf, Schlebusch, Schwelm, Soest, Wald, Warburg; mit Kommanditen: Max Gerson & Co. in Hamm und Soest und D. Fleck & Scheuer in Düsseldorf.

Braunschweiger Privatbank, Braunschweig, Depositenkassen in Braunschweig, Helmstedt und Wolfenbüttel.

Braunschweigische Bank und Kreditanstalt, Braunschweig, Depositenkassen in Goslar, Blankenburg und Oschersleben.

Chemnitzer Bank-Verein, Chemnitz, mit Niederlassungen in Aue, Burgstädt, Crimmitschau, Eibenstock, Frankenberg i. S., Hohenstein-Ernstthal, Olbernhau i. S., Limbach, Werdau; Kassenstellen in Kirchberg i. S., Ölsnitz i. Erzgeb., Schwarzenberg i. S.

Commerz-Bank, Lübeck, mit Depositenkasse in Lübeck.

Danziger Privat-Actien-Bank, Danzig, mit Niederlassungen in Stolp, Graudenz, Marienburg, Posen; Depositenkassen in Culmsee, Lauenburg i. P., Köslin i. P., Neustadt, Pr.-Stargard, Zoppot, Danzig-Langfuhr; Agenturen in Belgard, Berent, Bublitz, Dirschau, Dt.-Eylau, Karthaus, Lessen, Mewe, Neidenburg, Riesenburg, Rummelsburg, Rügenwalde, Schlawe, Schwetz, Straßburg W.-Pr., Treptow a. R.

Deutsch-Ostafrikanische Bank, Berlin, mit Niederlassung in Daressalam.

Deutsche Treuhand-Gesellschaft, Berlin.

Deutsche überseeische Bank, Berlin, mit Niederlassungen unter der Firma: Banco Aleman Transatlantico in Argentinien, Bolivien, Chile, Peru, Spanien, Uruguay.

Deutsche Vereinsbank, Frankfurt a. M., mit Filiale in Darmstadt und Depositenkasse in Offenbach a. M.

Essener Bankverein, Essen-Ruhr, mit Niederlassungen in Borbeck, Bottrop, Oberhausen; mit Depositenkassen in Altenessen und Essen-Rüttenscheid.

Essener Credit-Anstalt, Essen, mit Niederlassungen in Altenessen, Bocholt, Bochum, Dorsten, Dortmund, Duisburg, D.-Ruhrort, Gelsenkirchen, Hamborn, Herne, Homberg, Iserlohn, Lünen i. W., Mülheim (Ruhr), Münster, Oberhausen, Recklinghausen, Schalke, Wanne, Wesel, Witten.

Hannoversche Bank, Hannover, mit Niederlassungen in Celle, Hameln, Harburg a. E., Lüneburg, Verden; Depositenkassen: Linden, Stade.

Hildesheimer Bank, Hildesheim, mit Filialen in Goslar, Göttingen, Harzburg und Lamspringe; Kommanditen: Einbeck und Duderstadt.

Lübecker Privatbank, Lübeck, mit Depositenkasse in Schlutup.

Mitteldeutsche Privat-Bank in Magdeburg mit Niederlassungen: Aken a. E., Aue i. E., Barby a. E., Bismark i. A., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egeln, Eibenstock, Eilenburg, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Frankenhausen a. K., Gardelegen, Genthin, Halberstadt, Halle a. S., Helmstedt, Hersfeld, Hettstedt, Ilversgehofen, Kamenz, Klötze i. A., Langensalza, Leipzig, Lommatzsch, Meißen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldensleben, Nordhausen, Oederan, Oschersleben, Osterburg, Osterwiek a. H., Perleberg, Quedlinburg a. H., Riesa, Salzwedel, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen, Sebnitz, Sondershausen, Stendal, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torgau, Wanzleben, Weimar, Wernigerode, Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt, Wurzen i. Sa., Zeitz.

Mecklenburgische Hypotheken- und Wechselbank in Schwerin mit Filiale in Güstrow.

Niederlausitzer Kredit- und Spar-Bank, Cottbus, mit Niederlassung in Guben und Lübben, mit Agentur in Weißwasser O.-L.

Norddeutsche Creditanstalt, Königsberg, mit Niederlassungen in Danzig, Posen, Stettin, Elbing, Insterburg, Thorn, Culmsee, Tiegenhof, Kolberg, Gumbinnen, Langfuhr, Neustadt i. W.-Pr., Oliva, Zoppot.

Oldenburgische Spar- und Leih-Bank Oldenburg, mit Niederlassungen in Brake, Delmenhorst, Jever, Lohne, Nordenham, Ovelgönne, Varel, Wilhelmshaven.

Osnabrücker Bank, Osnabrück, mit Niederlassungen in Aurich, Emden, Esens, Herford, Leer, Lingen (Hann.), Meppen, Münster, Norden, Salzuflen, Weener; mit Agenturen in Boekzetelerfehn, Bunde in Ostfriesland, Carolinensiel, Haren, Ihrhove, Jemgum, Lathen, Nordhorn, Remels, Sögel, Spetzerfehn, Velde, Westrhauderfehn, Wittmund.

Privatbank zu Gotha mit Filialen in Leipzig, Erfurt, Weimar, Arnstadt, Mühlhausen (Thür.).

Rheinische Creditbank, Mannheim, mit Niederlassungen in Baden-Baden, Bruchsal, Freiburg i. Br., Furtwangen, Heidelberg, Kaiserslautern, Karlsruhe, Konstanz, Lahr i. B., Lörrach, Mülhausen i. E., Neunkirchen, Offenburg i. B., Pforzheim, Pirmasens, Rastatt, Speyer, Straßburg i. E., Triberg, Villingen, Zell, Zweibrücken i. Pfalz; Kommanditen: G. F. Grohé — Henrich & Co. in Saarbrücken, B. Burger & Co. in Wolfach.

Mannheimer Bank in Mannheim.

Bayerische Disconto- und Wechselbank in Nürnberg, Augsburg, Würzburg, Schweinfurt, Regensburg, Bayreuth, Kulmbach; Depositenkassen in Lauff, Hersbruck, Roth, Uffenheim, Neumarkt i. O., Schwabach, Pfaffenhofen.

Magdeburger Bankverein in Magdeburg mit Filialen in Aschersleben, Braunschweig, Burg, Dessau, Hildesheim, Naumburg a. S., Nordhausen, Peine, Stendal; Kommandite: G. Vogler in Quedlinburg.

Oberlausitzer Bank, Zittau. Filiale in Neugersdorf.

Stahl u. Federer, A.-G. in Stuttgart, Heilbronn, Reutlingen, Pfullingen.

Brasilianische Bank für Deutschland in Hamburg mit Zweigniederlassungen in Rio de Janeiro, Sao Paulo, Santos und Porto Allegre.

Bank für Chile und Deutschland in Hamburg mit Zweigniederlassungen in Valparaiso, Santiago, Concepcion, Temneo, Autofagasta, La Paz, Oruro, Victoria, Valdivia.

Deutsch-Asiatische Bank in Shanghai mit Zweigniederlassungen in Berlin, Tientsin, Tsingtau, Hongkong, Hankow, Calcutta, Tsinanfu, Peking, Yokohama, Kobe, Singapore.

Banca Generala Romana in Bukarest mit Zweigniederlassungen in Braila, Crajova und Constantza.

Deutsche Afrika-Bank in Hamburg, Windhuk, Swakopmund, Lüderitzbucht.

Deutsche Palästina-Bank in Berlin. Niederlassungen in Hamburg, Jerusalem, Jaffa, Haiffa, Beirut, Damaskus.

Compagnie Commerciale Belge, anc. H. Albert de Bary & Co. in Antwerpen.

Banque de Crédit in Sofia.

Revisions- und Vermögens-Verwaltungs-A.-G. Berlin mit Filialen in Leipzig und München.

Dresdner Bank mit Filialen: Bremen, Breslau, Cassel, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Leipzig, Mannheim, München, Nürnberg, Stuttgart; Niederlassungen: Augsburg, Beuthen O.-S., Chemnitz, Freiburg i. Br., Fürth, Gleiwitz, Lübeck, Plauen i. V., Stettin, Zwickau, Altona, Bautzen, Bückeburg, Bunzlau, Cannstadt, Corbach, Detmold, Emden, Eschwege, Frankfurt a. O., Fulda, Göttingen, Greiz, Heidelberg, Heilbronn, Königshütte O.-S., Leer, Liegnitz, Meißen, Spandau, Tarnowitz, Ulm, Wiesbaden, Zittau.

Nahestehende Institute:

Rheinische Bank in Essen, Mülheim a. Ruhr, Duisburg, Meiderich, Hochfeld und Dinslaken.

Märkische Bank in Arnsberg, Bochum, Beckum, Neubeckum, Herne, Gelsenkirchen, Langendreer, Recklinghausen, Witten, Münster i. W., Castrop, Dortmund sowie deren Wechselstube in Wanne und Agentur in Buer i. W., Oelde.

Westfälisch-Lippische Vereinsbank in Bielefeld, Detmold, Herford, Lemgo und Minden, sowie Depositenkasse Bad Oeynhausen, Rüteln, Salzuflen.

Oberschlesische Bank in Beuthen mit Filiale in Tarnowitz und Wechselstube in Königshütte O.-S.

Oldenburgische Landesbank in Oldenburg, Brake, Eutin, Varel, Vechta, Wilhelmshaven, Burg (Fehmarn), Lohne, Nordenham, Ovelgönne, Delmenhorst, Jever mit zahlreichen Agenturen.

Mecklenburgische Bank in Schwerin und Neubrandenburg, mit 50 Agenturen in mecklenburgischen Städten, affiliert a) Rostocker Gewerbe-Bank in Rostock, b) Neuvorpommersche Spar- und Creditbank in Stralsund.

Landgräflich Hessische conc. Landesbank in Homburg v. d. Höhe und Nauheim, Friedberg.

Rheinische Bank in Ludwigshafen a. Rh., mit Filialen in Frankfurt a. M., München, Alzey, Bad Dürkheim a. H., Bamberg, Bensheim a. d. B., Frankenthal, Kaiserslautern, Landau (Pfalz), Mannheim, Neustadt a. H., Nürnberg, Pirmasens, Speyer, Worms, Zweibrücken; Agenturen in Donaueschingen, Germersheim, Gümstadt, Osthofen; Depositenkassen 4 in Frankfurt a. M., 3 in München, je eine in Homburg (Pfalz), Lambrecht, Lampertheim, Landstuhl.

Schlesischer Bankverein, Breslau, mit Filialen in Beuthen (O.-Schl.), Glatz, Gleiwitz, Glogau, Görlitz, Hirschberg i. Schl., Königshütte, Leobschütz, Liegnitz, Neiße, Rybnick, Sprottau, Waldenburg. Ferner beteiligt durch Aktienbesitz am Oberschlesischen Creditverein in Ratibor, am Kattowitzer Bankverein und an der Niederlausitzer Credit- und Sparbank in Cottbus. Kommanditen: Georg Fromberg & Co., Berlin, Richard Vogt & Co. in Frankenstein i. Schl., H. C. Weiß & Co., Königshütte, Hugo Scherzer, Schweidnitz.

Siegener Bank für Handel und Gewerbe, Siegen.

Süddeutsche Bank, Mannheim, mit Niederlassung in Worms.

Württembergische Vereinsbank, Stuttgart, mit Niederlassungen in Aalen, Heilbronn, Reutlingen, Schwäbisch-Gmünd, Tübingen, Ulm; mit Kommanditen in Cannstatt, Ebingen, Eßlingen, Gerabronn, Göppingen, Heidenheim, Isny, Leutkirch, Mergentheim, Tauberbischofsheim, Wangen i. A.

Disconto-Gesellschaft mit Niederlassungen in Berlin, Potsdam, Frankfurt a. M., Bremen, London, Mainz, Hamburg (unter der Firma Norddeutsche Bank mit Depositenkassen in Altona und Harburg), Wiesbaden, Höchst a. M., Homburg v. d. H., Offenbach a. M., Frankfurt a. O. und 23 Depositenkassen in Berlin und Charlottenburg beteiligt an folgenden Instituten:

Allgemeine Deutsche Kredit-Anstalt in Leipzig mit Zweigniederlassungen in Dresden, Altenburg, Annaberg, Zittau, Chemnitz, Gera, Greiz, Oschatz, Limbach, Meerane, Meuselwitz, Riesa, Schkeuditz, Markranstädt, Grimma, Bautzen, Schmölln, Pirna, Bernberg und Leopoldshall. Depositenkassen in Dresden, Blasewitz, Löbtau, Freiberg, Glauchau beteiligt an: Vogtländische Bank, Oberlausitzer Bank und Vereinsbank Zwickau, A. Busse & Co., Berlin.

Barmer Bankverein in Barmen mit Filialen in Bonn, Bielefeld, Dortmund, Düsseldorf, M.-Gladbach, Hagen i. W., Hamm i. W., Iserlohn, Cöln, Crefeld, Remscheid, Rheydt, Soest, Solingen, Ohligs, Osnabrück, Lüdenscheid, Lennep, Wermelskirchen. Depositenkassen: Barmen-Rittershausen, Düsseldorf, Hohenlimburg, Uerdingen.

Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft in Aachen mit Zweigniederlassungen in Cöln, Coblenz, Bonn, Godesberg, Viersen, Traben, Bochum, Bielefeld, Neuwied, Dortmund, Düsseldorf, Neuß, M.-Gladbach, Ratingen, Recklinghausen, Remscheid, Lippstadt, Gütersloh; Depositenkassen in Cöln (3), Kalk, Malmedy, Kreuznach, Erkelenz, beteiligt an Dürener Bank, Eschweiler Bank, Eupener Creditbank, Volksbank Geilenkirchen, Bergische Creditanstalt, Hardy & Co., G. m. b. H. in Berlin (deren ganzes Stammkapital sie besitzt).

Geestemünder Bank.

Bank für Thüringen vorm. B. M. Strupp in Meiningen mit Niederlassungen in Gotha, Hildburghausen, Jena, Ruhla, Salzungen, Sonneberg, Apolda, Pößneck, Eisenach, Neustadt a. Orla, Saalfeld.

Schlesische Handelsbank in Breslau.

Süddeutsche Disconto-Gesellschaft in Mannheim, Pforzheim, Lahr, Freiburg i. Br., Heidelberg, Landau, Bruchsal.

Schwarzburgische Landesbank in Sondershausen.
Märkischer Bankverein in Gevelsberg, Haspe und Hattingen (Ruhr).
Aktiengesellschaft von Speyr & Co. in Basel.
Deutsch-Westafrikanische Bank in Berlin, Lome und Duala.
Treuhand-Vereinigung A.-G. in Berlin, Dresden.
Deutsche Orientbank in Berlin mit Niederlassungen in Hamburg, Konstantinopel, Brussa, Adrianopel, Dedeagatch, Aleppo, Minich, Tenteh, Beni-Souet, Mamsourah, Alexandrien, Kairo, Tanger, Casablanca.
Deutsch-Südamerikanische Bank in Berlin, Hamburg, Buenos Aires, Mexiko.
A. Schaaffhausenscher Bankverein, Berlin-Köln, mit Niederlassungen in Bonn, Cleve, Duisburg, Dülken, Düsseldorf, Emmerich, Godesberg, Grevenbroich, Kempen, Krefeld, Moers, Neuß, Neuwied, Odenkirchen, Rheydt, Ruhrort, Viersen, Wesel. Depositenkassen in Berlin und Vororten 19, Köln und Vororten 3, Krefeld 1.
Mittelrheinische Bank in Coblenz, Duisburg, Meiderich, Metz, affiliiert mit Mülheimer Bank in Mülheim a. Ruhr, Oberhausen, Hamborn und Sterkrade.
Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) in Berlin und Darmstadt mit Filialen in Frankfurt a. M., Düsseldorf, Halle a. S., Hannover, Leipzig, Mannheim, München, Nürnberg, Stettin, Straßburg i. E. Ferner Niederlassungen: Bamberg, Cottbus, Forst i. L., Frankfurt a. O., Freiberg i. B., Fürth (Bayern), Gießen, Greifswald, Guben, Landau (Pfalz), Neustadt (Haardt), Offenbach a. M., Prenzlau, Quedlinburg, Sorau, Spremberg, Stargard i. P., Wiesbaden. Außerdem 29 Depositenkassen in Berlin und Vororten.

Naheſtehende Institute:

Breslauer Disconto-Bank in Breslau mit Filialen in Glatz, Gleiwitz, Kattowitz, Ratibor, Oppeln, Myslowitz, Zabrze, Görlitz, Lauban, Neustadt O.-Schl., Ziegenhals und ist kommanditiert mit Oppenheim und Schweizer in Breslau und steht in Interessengemeinschaft mit H. M. Fliesbachs Wwe. in Glogau und Grünberg.
Ostbank für Handel und Gewerbe in Posen mit Filialen in Graudenz und Landsberg a. W., Königsberg, Danzig, Tilsit, Thorn, Allenstein, Konitz, Stolp, Memel; Depositenkassen in Schneidemühl, Posen, Braunsberg, Eydtkuhnen, Lissa, Krotoschin, Ostrowo, Rawitsch i. P., Gnesen, Insterburg, Lyk, Hohensalza, Kaukehmen, Koeslin, Konitz, Kulm a. W., Neustettin, Rastenburg, Rawitsch, Osterode, Marienwerder und Schwerin a. W.
Vereinsbank in Wismar.
Wechselstuben-Aktien-Ges. „Mercur" in Wien mit Filialen in Budapest, Prag, Pilsen, Böhm.-Leipa, Brünn, Mähr-Schönberg, Neutitschein und Zwittau.
Banque Marmorosch, Blank & Co., Soc. anonyme in Bukarest.
Kommanditen: Herm. Arnhold & Co. in Halle a. S., Rümelin & Co. in Heilbronn, Schmitz Heidelberger & Co. in Mainz und Wingenroth, Scherr & Co. in Mannheim.
Mitteldeutsche Credit-Bank in Berlin und Frankfurt a. M. mit Filialen in Wiesbaden, Fürth, Nürnberg, Gießen, Essen-Ruhr, Hanau;
Depositenkassen in Berlin 14, in Frankfurt a. M. 7, Wetzlar, Marburg, Friedberg, Büdingen, Fulda;
Beteiligt an Bankkommandite Meyer & Diß in Baden-Baden, Kommandit-Ges. Bernhard Weimann in München, Weiß, Herz & Co. in Mainz.
Nationalbank für Deutschland in Berlin und Umgegend mit 18 Depositenkassen.
Beteiligt an der Deutschen Orientbank und der Deutsch-Südamerikanischen Bank.

Commerz- und Disconto-Bank in Berlin, Hamburg, Altona, Hannover und Kiel; Depositenkassen in Berlin und Umgebung (44), in Hamburg und Umgebung (14). Beteiligt bei J. Dreyfuß & Co. in Frankfurt a. M., S. Kaufmann & Co. in Berlin, Credit- und Sparbank in Leipzig, Waren-Commissionsbank in Hamburg und „Revision" Treuhand-A.-G. in Berlin und London and Hanseatic Bank Ltd.

Die Berliner Handels-Gesellschaft hat sich bekanntlich an der Gruppenbildung nicht beteiligt, sie hat weder Filialen noch Depositenkassen noch Interessengemeinschaften mit anderen Banken. Frühere Verbindungen dieser Art sind aufgelöst worden.

(Nach der Zusammenstellung im „Deutschen Ökonomist")

Anlage 5

Die Kapitalkonzentration in den Banken

(Nach den Zusammenstellungen des „Deutschen Ökonomist")

Die in der Verwaltung der sämtlichen 165 Kreditbanken befindlichen eigenen und fremden Gelder beliefen sich am Jahresschluß auf:

1883	1961,7	Millionen Mark
1890	3149,9	" "
1900	6958,0	" "
1910	15015,2	" "

Trennen wir die Berliner Banken von den Provinzbanken, so ergibt sich folgende Übersicht (Millionen Mark):

	Berliner Banken	Provinzbanken
	Millionen Mark	
1890	1607	1543
1900	3821	3137
1910	7757	7258

Anlage 6

Der Status der Kreditbanken in den Jahren 1883 und 1910

(Nach den Zusammenstellungen des „Deutschen Ökonomist")

	Aktiva					
	Kasse	Wechsel	Lombard	Effekten, Hypotheken, Konsortial-Beteiligung	Debitoren u. Diverse	Immobilien u. Mobilien
	Tausende Mark					
165 Banken 1910	690577	3060570	2528231	1621363	6838188	276273
71 „ 1883	100947	453327	223276	247406	886360	50428

	Passiva						
	Aktien-Kapital	Kreditoren	Depositen	Akzepte, Schecks	Reserven	Rein-gewinn	Summe beiderseits
	Tausende Mark						
165 Banken 1910	2784251	5882010	3240921	2098797	718962	290261	15015202
71 „ 1883	705600	498506	250522	346795	90847	–	1961744

	Gewinn- und Verlust-Konto							
	Brutto-gewinn	Zinsen	Pro-visionen	Unkosten	Dividende Betrag	Dividende %	Abschreib. u. Reserv.-Zugang	Tantiemen
	Tausende Mark							
165 Banken 1910	492783	222628	123463	165167	212185	7,75	41874	37009
71 „ 1883	83956	–	–	12376	49326	6,99	3210	3475

Anlage 7

Die Vertretung der Berliner Großbanken in den Aktiengesellschaften

nach den Zusammenstellungen des „Deutschen Ökonomist“ (im Jahre 1910)

Industrie nach Branchen geordnet	Deutsche Bank Zahl der Aufsichtsrats-St.	Disconto-Gesellschaft. Zahl der Aufsichtsrats-St.	Dresdner Bank Zahl der Aufsichtsrats-St.	Schaaffhaus. Bankverein. Zahl der Aufsichtsrats-St.	Berl. Handels-Gesellschaft Zahl der Aufsichtsrats-St.	Bank für Handel u. Ind. Zahl der Aufsichtsrats-St.	Nationalbank für Deutschl. Zahl der Aufsichtsrats-St.	Commerz- und Disconto-Bank Zahl der Aufsichtsrats-St.
Bergbau, Hütten und Salinen	13	21	13	26	18	10	13	1
Industrie der Steine und Erden	1	2	2	2	1	4	4	2
Metallverarbeitung	3	2	3	4	8	2	3	2
Industrie der Maschinen und Instrumente	27	10	14	16	10	16	18	8
Chemische Industrie	1	7	1	2	7	3	3	1
Leuchtstoffe, Seifen, Fette, Öle	5	4	–	1	1	2	3	–
Textilindustrie	6	–	2	5	–	5	–	1
Papierindustrie	1	–	1	–	–	2	–	–
Gummiindustrie	1	–	–	–	–	–	1	–
Nahrungs- und Genußmittel	3	1	2	1	3	7	7	3
Baugewerbe	2	–	–	4	2	–	2	1
Künstlerische Gewerbe	2	–	–	1	–	–	4	–
Handelsgewerbe	34	43	40	27	19	30	25	9
Versicherungsgewerbe	8	2	3	1	–	3	1	2
Verkehrsgewerbe	6	4	12	16	12	10	9	3
Ausländische Gesellschaften	21	25	8	6	20	6	6	1
Gast- und Schankwirtschaft	–	–	1	–	–	–	–	1
Holz- und Schnitzstoffe	–	–	–	–	–	1	–	–
Schaustellungsgewerbe	–	1	–	–	–	–	–	–
Plantagen-Gesellschaften	–	2	–	–	–	–	2	–
	134	114	102	112	101	101	101	35

Anlage 8

Der Berliner Effektenmarkt 1870—1910

(Mitteilung der Korp. der Kaufm.)

	Anzahl der Werte, amtlich notiert im Berliner Kurszettel am 31. Dezember				
	1870	1880	1890	1900	1910
Deutsche Fonds- und Staatspapiere einschließlich Deutsche Städte und Rentenbriefe . . .	64	114	125	279	587
Ausländ. Fonds- und Staatspapiere	35	89	197	252	373
Eisenbahn-Aktien und Obligationen	175	294	224	209	213
Deutsche Kleinbahnen-Aktien und Obligationen	—	—	—	62	73
Schiffahrts-Aktien und Obligationen	—	—	9	19	21
Bank-Aktien und Obligationen	43	98	113	134	147
Industrie-Aktien und Obligationen	9	41	300	753	1101
Versicherungs-Aktien	—	—	—	48	51
Wechsel, Gold- und Silber-Banken	33	26	46	52	59
Hypotheken-Pfandbriefe	—	—	—	—	204
Wechsel-Diskonte	—	—	—	—	15
	359	662	1014	1808	2844

Anlagen zum zehnten Kapitel: Der Handel

Anlage 9

Verzeichnis derjenigen deutschen Börsen, an denen im Jahre 1892 ein Terminhandel in Produkten bestand

(Nach der amtlichen Darstellung in den Drucksachen der Börsenenquete-Kommission)

I. Königreich Preußen

Berlin: in Rohspiritus, Weizen, Roggen, Hafer, Mais, Roggenmehl, rohem Rüböl, raffiniertem Petroleum;
Breslau: in Roggen, Hafer, Spiritus, Rüböl;
Danzig: in Spiritus, Weizen, Roggen;
Köln: in Weizen, Roggen, Rüböl;
Königsberg: in Spiritus;
Magdeburg: in Rohzucker, granuliertem Zucker;
Posen: in Spiritus;
Stettin: in Weizen, Roggen, Rüböl, Spiritus.

II. Königreich Sachsen

Leipzig: in Kammzug.

III. Großherzogtum Baden

Mannheim: in Getreide.

IV. Hansastädte

Hamburg: in raffiniertem amerikanischen Petroleum, gutem rohen Kartoffelspiritus, goodaverage Santos-Kaffee, Rübenrohzucker, erstes Produkt granul. u. Kristallzucker.
Bremen: in Baumwolle.

Anlage 10

Nachweisung der von 1837 bis einschließlich 1839 zu den Messen im Zollvereine gebrachten Güter

(Nach Dieterici)

Jahr	Messe	Güter: fremde Ztr.	Güter: in- und resp. vereinsl. Ztr.	Güter: Summe Ztr.	Es beträgt für jedes Jahr das Gewicht der fremd. Waren Ztr.	der in- und resp. vereinsl. Waren. Ztr.	Summe Ztr.	Verhältnis nach Prozenten: der fremd. Waren	der in- und resp. vereinsl. Waren
	Messe in Frankfurt a. d. O.								
1837	Reminiscere	8315	44858	53173					
	Margarethe	13018	65586	78604	32084	164412	196486	16,3	83,7
	Martini	10751	53968	64719					
1838	Reminiscere	9958	54170	64127					
	Margarethe	13844	65587	79431	32416	171834	204250	15,9	84,1
	Martini	8615	52077	60692					
1839	Reminiscere	6656	49986	56642					
	Margarethe	10128	69599	79727	25114	172847	197961	12,7	87,3
	Martini	8330	53262	61592					
	Messe in Naumburg a. d. Saale								
1837	Petri-Paulsmesse	85	7313	7398	85	7313	7398	1,1	98,9
1838	" "	72	5999	6071	72	5999	6071	1,2	98,8
1839	" "	53	6755	6808	53	6755	6808	0,8	99,2

Anlage 11

Die Entwickelung der Konsumvereine in Deutschland

Rechnungsjahr	Berichtende Vereine	Mitglieder	Verkaufserlös in 1000 Mark im eigen. Geschäft und durch Lieferanten
1865	34	6 647	925
1870	111	45 761	9 008
1880	195	94 366	30 368
1890	263	215 420	57 044
1900	568	522 000	126 900
1910	1333	1 310 000	370 063

Anlage 12

Warenhaus A. Wertheim G. m. b. H., Berlin

(Private Mitteilung)

Neben dem Hauptgeschäft in Berlin, Leipziger Straße, unterhält die Firma noch drei Filialen in Berlin und zwei außerhalb Berlins.

Von den Abteilungen, die im Hauptgeschäft eingerichtet sind, sind folgende zu erwähnen:

1. Kleiderstoffe, Leinen- und Baumwollwaren,
2. Wäsche,
3. Putz, Schleier, Damenhüte,
4. Trikotagen und Tapisserie,
5. Kurzwaren und Posamenten,
6. Handschuhe,
7. Möbelstoffe und Teppiche,
8. Damen- und Mädchengarderobe,
9. Herren- und Knabengarderobe,
10. Schirme,
11. Pelzwaren,
12. Schuhwaren,
13. Galanterie- und Lederwaren,
14. Bijouteriewaren,
15. Uhren,
16. Wirtschaftsartikel, Nickelwaren,
17. Spielwaren,
18. Sportartikel,
19. Bücher und Musikalien,
20. Parfümerien, Seifen,

21. Möbel,
22. Tapeten,
23. Lebensmittel, Wein, Fleischwaren, Obst und Gemüse,
24. Stadtküche,
25. Gold- und Silberwaren,
26. Schreibwaren,
27. Optische Artikel,
28. Drogen und Apothekerwaren,
29. Verbandstoffe,
30. Porzellan, Glas und Steingut,
31. Konfitüren,
32. Antiquitäten,
33. Kunstmöbel,
34. Kunstgewerbe,
35. ständige Volkskunst-Ausstellung,
36. Erfrischungsraum,
37. Bankgeschäft mit Tresoranlage,
38. Photographische Ateliers.

Zahlstellen sind insgesamt 110 im Verkaufsraum vorhanden.

Im Hause befinden sich ferner: ein Putzatelier, eine Schneiderwerkstatt und eine Werkstatt für Haushandwerker.

In den Berliner Geschäften sind insgesamt tätig über 8000 Personen:

	männlich	weiblich
Geschäftsleiter (Filialleiter)	13	11
Verwaltungs-, Kontor- und Bureaupersonal	140	2050
Technisches Aufsichtspersonal	8	—
Verkäufer und Expedienten	400	3300
Hilfskräfte für Expedition, Lagerräume und Fuhrwesen	1070	—
Hilfskräfte für Maschinen, Beleuchtung und Reinigung	290	46
Gewerbliche Arbeiter	360	550
Summe:	2281	5957

Außerdem unterhält die Firma eine eigene Kleider- und eine Wäschekonfektion, in denen 250 Personen tätig sind.

In dem Geschäftshause Leipziger Straße befinden sich:

1 Maschinenanlage für 3000 KW., 150 Bogenlampen, 30000 Glühlampen, 24 Personen-, 9 Lastenfahrstühle, 5 Hebebühnen, 2 Paternosterwerke, 120 Elektromotoren für Ventilation und Antriebe, 1 Telephonzentrale mit 300 Anschlüssen, Feuerlöschanlage mit 130 Hydranten und ebensoviel Feuermeldern, eigenes Feuerpersonal usw.

Die Front des Hauses ist in der Leipziger Straße 266 m lang und hat 28 Schaufenster.

Für die Expedition sind durchschnittlich 150 Pferdewagen und 50 Motorwagen in Betrieb.

Anlagen zum elften Kapitel: Der Verkehr

Anlage 13

Entwickelung des Eisenbahnnetzes in Deutschland

Die Länge der Eisenbahnen in Deutschland betrug		Die Zunahme beträgt in dem Jahrfünft	in absoluten Ziffern	im Verhältnis ca.
1845	2 131 km			
1850	5 822 „	1845 bis 1850	2691 km	174 %
1855	7 781 „	1850 „ 1855	1959 „	33 „
1860	11 026 „	1855 „ 1860	3245 „	41 „
1865	13 821 „	1860 „ 1865	2795 „	25 „
1870	18 560 „	1865 „ 1870	4739 „	34 „
1875	27 795 „	1870 „ 1875	9235 „	55 „
1880	33 865 „	1875 „ 1880	6070 „	21 „
1885	37 572 „	1880 „ 1885	3707 „	11 „
1890	41 818 „	1885 „ 1890	4256 „	11 „
1895	45 203 „	1890 „ 1895	3385 „	8 „
1900	49 878 „	1895 „ 1900	4675 „	10 „
1905	54 680 „	1900 „ 1905	4302 „	10 „
1910	59 031 „	1905 „ 1910	4351 „	8 „

Anlage 14

Die Leistungen der deutschen Wasserstraßen und der deutschen Eisenbahnen in den Jahren 1875, 1895 u. 1905

(Nach den Berechnungen des Baurats Sympher)

	1815	1895	1905
I. Deutsche schiffbare Wasserstraßen, ausschließlich der von Seeschiffen befahrenen Flußmündungen:			
Länge	10 000 km	10 000 km	10 000 km
Angekommen . . .	11 000 000 t	25 800 000 t	56 400 000 t
Abgegangen . . .	9 800 000 t	20 900 000 t	37 000 000 t
Netto Tonnenkilometer	2 900 000 000	7 500 000 000	15 000 000 000
Kilometrischer Verkehr	290 000	750 000	1 500 000
Mittlere Transportentfernung	280 km	320 km	290 km
II. Deutsche Eisenbahnen:			
Länge	26 500 km	44 800 km	54 400 km
Tonnenkilometer . .	10 900 000 000	26 500 000 000	44 600 000 000
Kilometrischer Verkehr	410 000	590 000	820 000
Mittlere Transportentfernung	125 km	161 km	151 km
III. Prozentanteil am Gesamtverkehr			
Binnenwasserstraßen	21 %	22 %	25 %
Eisenbahnen . . .	79 %	78 %	75 %
	100 %	100 %	100 %

Anlage 15

Statistik des Schiffsverkehrs in sämtlichen deutschen Häfen von 1873/75 bis 1910

(Nach den amtlichen Ermittelungen)

In allen deutschen Häfen betrugen die Ankünfte:

	alle Flaggen		davon deutsche	
	Schiffe	in 1000 Reg.-Tonnen	Schiffe	in 1000 Reg.-Tonnen
1873/75 durchschn.	46 631	6 228	29 511	2 972
1876/80 "	51 050	7 141	34 721	3 224
1881/85 "	56 517	9 174	41 529	4 500
1890	64 875	13 080	46 942	6 793
1895	66 688	15 183	48 408	7 907
1900	88 379	18 586	66 749	10 798
1905	88 612	22 430	67 089	12 715
1910	111 797	29 930	86 810	17 766

Anlage 16

Entwickelung des Post- und Telegraphenwesens von 1872 bis 1910

(Statistik der Deutschen Reichspost- und Telegraphenverwaltung)

Im Deutschen Reich betrugen:

	1872	1900	1910
Gesamtzahl der Postanstalten . .	7 334	37 146	40 816
Eine Postanstalt kam auf qkm .	73,6	14,6	13,5
Gesamtzahl der durch die Post beförderten Sendungen	972 042 000	5 689 255 309	5 938 600 000 (Briefsendungen und Pakete)
Gesamtzahl der Telegraphenanstalten	4 038	24 456	45 116
Eine Telegraphenanstalt auf qkm	133,6	22,1	12
Gesamtzahl der durch die Reichs- u. Staatstelegraphen beförderten Telegramme	12 165 954	46 008 795	48 235 000 (eingegangene Telegramme)

Anlage 17

Die Entwickelung des Telephonwesens 1881 bis 1910
(Mitteilung des Reichspostamts)

Deutschland (Reichs-Postgebiet, Bayern und Württemberg)

Kalend.-jahr	Zahl der Orte mit Fernsprech-anstalten	Zahl der Sprechstellen	Länge der Leitungen der Stadt-Fernsprech-einrichtungen	Gesamtzahl der vermittelten Gespräche	
1881	7	1 504	3 179	511 354*)	
1890	258	58 183	89 105	249 716 555*)	*) Ausgeführte Verbindungen
1900	15 533	289 647	611 368	690 956 355	
1910	36 665	1 039 200		1 850 700 000	

Anlagen zum zwölften Kapitel: Das Gewerbe

Anlage 18

Roheisenproduktion auf der Erde in den Jahren 1880 bis 1910
(Statistik des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller bzw. Stat. Jahrbuch f. d. Deutsche Reich für 1910, für 1880—1900)

Roheisen

	1880	1890	1900	1910
Vereinigte Staaten von Amerika .	3 896 554	9 349 943	14 009 624	27 742 000
Großbritannien	7 800 266	8 030 374	9 052 107	10 173 000
Deutschland mit Luxemburg .	2 729 038	4 658 451	8 520 390	14 794 000
Frankreich	1 725 293	1 962 196	2 699 494	4 033 000
Belgien	624 302	829 542	1 018 507	1 852 000
Österreich-Ungarn	750 134	945 775	1 475 000	2 056 000
Rußland	448 411	926 482	2 925 000	3 040 000
Schweden	382 108	489 887	526 868	604 000
Spanien	52 000	148 704	294 118	(1909) 389 000
Italien	6 000	8 842	12 200	353 000
Canada	23 100	25 800	88 867	752 000
Japan	7 000	15 000	64 000	65 000
Zus. einschl. d. Produktion and. Länd.	18 484 206	27 460 996	40 836 775	65 853 000

Anlage 19

Die wichtigsten Zweige des früheren Handwerks 1882, 1895 und 1907

(Nach der Gewerbestatistik)

Gewerbearten bzw. Gewerbeklassen	im Jahre	Zahl der Betriebe (Hauptbetriebe)	Zahl der darin beschäftigten Personen	Zahl der Alleinbetriebe ohne Motorbetriebe	Zahl der übrigen Kleinbetriebe	Zahl der in den übrigen Kleinbetrieben beschäftigten Personen
Schneiderei, Kleider- u. Wäschekonfektion .	1907	328 593	648 361	219 039	98 185	247 716
	1895	270 837	501 865	189 187	72 102	194 496
	1882	220 617	355 510	159 522	56 563	142 357
Glatte Holzwaren, Drechslerei; Verfertigung v. Spielwaren aus Holz	1907	137 097	504 774	56 374	66 345	172 440
	1895	145 313	391 573	72 163	62 691	168 406
	1882	—	—	—	—	—
Schuhmacher	1907	200 362	369 606	140 090	56 909	131 936
	1895	237 160	388 443	169 434	64 216	158 740
	1882	247 779	398 757	163 182	81 432	201 851
Bäcker und Konditoren	1907	114 300	348 588	16 335	88 432	234 719
	1895	95 528	261 916	19 315	70 115	188 732
	1882	80 117	174 640	26 442	51 283	127 018
Fleischer und Pferdeschlächter	1907	87 326	238 481	18 247	63 082	166 028
	1895	74 163	178 873	24 109	46 587	126 216
	1882	62 747	123 211	26 668	34 939	86 646
Maurer u. Zementbau .	1907	41 912	204 733	19 447	14 816	39 249
	1895	59 787	284 265	37 442	12 774	36 593
	1882	48 951	169 908	29 079	14 315	40 173
Stubenmaler, Anstreicher, Tüncher und Stubenbohner . . .	1907	51 275	169 211	19 151	25 736	72 544
	1895	40 197	117 016	18 175	17 911	51 355
	1882	30 643	63 869	15 460	14 062	37 443
Stellmacher, Wagner, Wagenbauanstalten .	1907	43 448	165 362	19 372	22 679	49 786
	1895	45 044	118 515	23 280	20 884	47 523
	1882	—	—	—	—	—
Schlosserei, einschließlich Verfertigung v feuerfesten Geldschränken	1907	25 434	154 424	5 458	14 111	43 679
	1895	25 390	104 905	7 112	13 921	43 882
	1882	24 909	63 467	9 110	13 781	38 765
Grob(Huf-)schmiede . .	1907	61 346	151 726	18 382	47 734	120 058
	1895	70 243	142 351	22 231	47 219	112 050
	1882	74 239	138 264	27 134	46 699	107 500

Gewerbearten bzw. Gewerbeklassen	im Jahre	Zahl der Betriebe (Hauptbetriebe)	Zahl der darin beschäftigten Personen	Zahl der Alleinbetriebe ohne Motorbetriebe	Zahl der übrigen Kleinbetriebe	Zahl der in den übrigen Kleinbetrieben beschäftigten Personen
Zimmerer	1907	30 710	124 917	11 220	13 799	37 145
	1895	37 787	133 322	20 664	11 552	32 696
	1882	33 112	98 054	17 102	12 486	34 320
Getreide-, Mahl-, und Schälmühlen . . .	1907	37 905	100 991	383	35 395	66 394
	1895	44 101	110 267	259	41 679	78 596
	1882	52 492	118 513	381	50 471	96 841
Barbiere, Friseure . .	1907	47 382	92 802	19 886	26 957	68 771
	1895	30 230	58 559	13 815	16 180	43 162
	1882	21 593	34 553	12 824	8 699	21 200
Riemer, Sattler Militäreffektenfabrikation .	1907	30 274	77 310	14 166	14 760	37 233
	1895	28 966	63 670	14 339	13 658	35 314
	1882	—	—	—	—	—
Buchbinder	1907	12 630	73 389	4 576	6 276	15 537
	1895	12 073	49 953	5 244	5 604	15 157
	1882	—	—	—	—	—
Klempner	1907	21 567	59 190	7 362	12 629	34 038
	1895	20 640	49 953	8 172	11 315	31 269
	1882	17 583	36 164	7 561	9 612	25 029
Zeug-, Sensen-, Messer- usw. schmiede und schleifer	1907	10 846	55 836	4 473	5 091	12 064
	1895	12 948	35 850	7 044	5 108	12 400
	1882	—	—	—	—	—
Steinmetzen, Steinhauer	1907	5 960	42 598	1 847	2 552	6 989
	1895	8 431	45 574	3 756	2 872	8 533
	1882	—	—	—	—	—
Gerberei	1907	4 104	42 153	960	2 079	5 511
	1895	6 944	43 969	2 016	3 563	10 073
	1882	—	—	—	—	—
Korbmacher und Korbflechter	1907	20 718	41 281	11 736	8 455	19 632
	1895	22 720	37 614	16 207	6 142	15 465
	1882	21 966	32 156	16 421	5 363	12 960
Dachdecker	1907	12 709	38 945	4 853	6 319	17 506
	1895	13 488	32 108	7 779	4 644	13 228
	1882	12 150	22 565	7 457	4 278	11 315

Gewerbearten bzw. Gewerbeklassen	im Jahre	Zahl der Betriebe (Hauptbetriebe	Zahl der darin beschäftigten Personen	Zahl der Alleinbetriebe ohne Motorbetriebe	Zahl der übrigen Kleinbetriebe	Zahl der in den übrigen Kleinbetrieben beschäftigten Personen
Uhrmacher	1907	15 574	37 739	9 457	5 783	13 410
	1895	16 192	33 388	10 296	5 645	13 649
	1882	13 789	26 208	8 518	5 064	12 276
Böttcher	1907	18 667	37 488	11 035	7 113	15 837
	1895	24 150	43 005	15 118	8 513	20 535
	1882	32 639	50 965	21 773	10 489	24 585
Verfertigung von Tapeziererarbeiten . . .	1907	13 489	36 266	5 972	6 462	17 654
	1895	9 910	25 045	4 717	4 467	12 772
	1882	6 529	14 729	3 102	3 135	8 407
Handschuhmacher . .	1907	15 239	32 767	13 424	1 223	3 021
	1895	5 247	16 787	3 934	880	2 508
	1882	—	—	—	—	—
Töpferei	1907	3 928	27 730	1 223	1 881	5 002
	1895	6 351	29 392	2 359	3 091	8 484
	1882	—	—	—	—	—
Glaser	1907	11 115	25 158	4 983	5 507	13 776
	1895	10 756	20 025	5 930	4 539	11 547
	1882	12 021	17 988	7 686	4 268	9 755
Ofensetzer	1907	7 442	19 515	3 543	3 309	8 924
	1895	5 520	13 852	2 871	2 205	6 066
	1882	1 118	1 991	705	384	947
Kürschnerei und Pelzwarenzurichtung . .	1907	4 907	18 232	2 197	2 198	5 812
	1895	6 049	14 487	3 658	2 096	5 478
	1882	7 037	13 345	4 144	2 720	6 939
Seiler	1907	4 678	16 162	2 095	2 346	5 320
	1895	6 352	17 464	3 677	2 492	5 991
	1882	8 371	16 405	4 938	3 269	7 672
Maler und Bildhauer (Künstler)	1907	7 558	11 299	6 581	778	2 050
	1895	5 714	7 004	5 409	221	664
	1882	—	—	—	—	—
Kupferschmiede . . .	1907	2 463	11 097	679	1 368	3 862
	1895	3 357	10 576	1 216	1 790	5 106
	1882	3 559	9 198	1 422	1 936	5 194

Gewerbearten bzw. Gewerbeklassen	im Jahre	Zahl der Betriebe (Hauptbetriebe)	Zahl der darin beschäftigten Personen	Zahl der Alleinbetriebe ohne Motorbetriebe	Zahl der übrigen Kleinbetriebe	Zahl der in den übrigen Kleinbetrieben beschäftigten Personen
Schornsteinfeger . . .	1907	4 160	9 585	741	3 404	8 731
	1895	3 886	8 823	893	2 967	7 759
	1882	3 569	7 782	928	2 617	6 703
Feilenhauer	1907	2 017	9 071	798	953	2 654
	1895	2 689	8 340	1 271	1 158	3 232
	1882	—	—	—	—	—
Brunnenmacher . . .	1907	1 899	5 421	808	926	1 373
	1895	1 979	4 763	1 110	734	1 969
	1882	1 738	2 875	1 170	530	1 377
Kammacher	1907	369	3 324	179	103	266
	1895	754	2 205	539	164	434
	1882	—	—	—	—	—
Büchsenmacher . . .	1907	1 206	3 281	445	675	1 854
	1895	1 123	2 232	649	429	1 185
	1882	—	—	—	—	—
Zinngießer	1907	700	2 246	322	321	746
	1895	877	2 351	454	362	921
	1882	—	—	—	—	—
Zusammen	1907	1 447 309	4 011 189	677 839	676 691	1 709 267
	1895	1 422 896	3 409 729	745 844	592 490	1 532 186
	1882	1 188 775	1 991 117	662 129	508 395	1 167 183
Anteil an sämtlichen beschäftigten Personen	1907	—	—	16 9 v. H.	—	42,6 v. H.
	1895	—	—	21,9 „ „	—	44,9 „ „
	1882	—	—	33,3 „ „	—	58,6 „ „

Anlage 20

Die deutschen Aktiengesellschaften in der Sphäre der gewerblichen Produktion im Jahre 1910

	Berufsgruppen	Bestand im Jahre 1901		Gegründet 1901—10		Anzahl der jetzt bestehenden Gesellschaften	Aktienkapital in Mill. Mark
		Zahl	Kapital	Zahl	Kapital		
	1. Bergbau, Hütten und Salinenwesen						
1.	Erzbergwerke, Erzgruben und Hüttenbetriebe	142	1 173,93	36	446,188	178	1 620,11
2.	Kohlenbergbau, Koksgewinnung, Torfwerke usw.	115	632,75	31	212,130	146	844,88
3.	Salz- und Kaliwerke	24	106,40	28	174,525	52	280,92
	2. Industrie der Steine und Erden						
1.	Marmor-, Basalt- und Schieferbrüche	32	29,60	22	14,595	54	44,19
2.	Zement-, Kalk-, Gips-, Mörtel-, und Ziegelwerke	109	221,29	45	43,086	154	264,37
3.	Tonwaren und Chamottefabriken. Ziegeleien	128	107,84	48	33,365	176	141,20
4.	Steingut und Ofenfabriken, Töpfereien	15	12,28	11	9,950	26	22,23
5.	Porzellanfabriken	23	25,88	12	11,200	35	37,08
6.	Glasfabriken und Spiegelmanufaktur	33	96,71	15	21,770	48	118,48
	3. Metallindustrie						
	Gold- und Silberverarbeitung, Erzgießereien, Fabriken für Kupfer, Neusilber, Nickel, Blech- und Emaillewaren, Messer, Draht, Nadeln usw.	127	212,10	66	110,275	193	322,38
	4. Industrie der Maschinen, Instrumente						
1.	Maschinen- und Armaturenfabriken, Eisengießereien usw.	356	670,14	129	164,132	485	834,27
2.	Schiffsbauanstalten und Dockgesellschaften	18	60,10	6	9,743	24	69,84
3.	Opt. Instrumente, photogr. Apparate, Feinmechanikfabriken für Uhren	17	24,35	10	11,700	27	36,05
4.	Musikinstrumente und Musikwerkfabriken	53	54,00	8	12,950	61	65,95

	Berufsgruppen	Bestand im Jahre 1901		Gegründet 1901—10		Anzahl der jetzt bestehenden Gesellschaften	Aktienkapital in Mill. Mark
		Zahl	Kapital	Zahl	Kapital		
	5. Chemische Industrie und damit verwandte Berufszweige						
1.	Farben- und Bleistiftfabriken	19	96,26	18	43,72	37	139,98
2.	Dünger und Düngerabfuhranstalten	23	36,66	6	8,80	29	45,46
3.	Fabriken für Chemikalien, Kohlensäure	70	174,26	38	86,83	108	261,09
4.	Pulver- und sonstige Sprengstoff- und Zündwarenfabriken	23	51,34	7	9,95	30	61,29
	6. Industrie der Leuchtstoffe, Fette, Öle, Petroleum						
1.	Petroleumindustrie	11	30,51	13	80,97	24	111,48
2.	Öl-, Seifen-, Wachs- und Kerzen	22	41,93	13	29,24	35	71,13
3.	Gesellschaften für Gas, Petroleum- Spiritusglühlicht	126	200,84	71	15,46	197	216,30
	7. Elektrotechnische Fabriken						
	Elektrizitäts- und Hilfsgeschäfte	123	909,09	72	279,60	195	1188,69
	8. Textilindustrie						
1.	Wollwäschereien, Wollkämmereien, Wollgarn-, Streich- und Strickgarnspinnerei	37	93,88	2	4,25	39	98,13
2.	Kammgarnspinnereien und Webereien	35	95,70	5	15,49	40	111,19
3.	Tuch und Filzfabriken	9	12,50	3	2,69	12	16,19
4.	Flachs- und Leinenindustrie	25	43,79	4	1,97	29	45,76
5.	Baumwollenwebereien und Spinnereien	114	247,24	25	34,03	139	271,27
6.	Nähfadenfabriken	13	24,55	5	10,40	18	34,95
7.	Spitzen- und Gardinenfabriken	8	10,70	9	14,70	17	25,40
8.	Verschiedene Spezialfabriken für Textilindustrie	29	55,44	20	28,10	49	83,64

Nr.	Gewerbezweig						
9.	Jutespinnerei und Weberei	19	49,15	2	4,27	21	53,42
10.	Seilerwaren-, Tauwerk- und Segeltuchfabriken	13	19,10	1	1,20	14	20,30
11.	Färbereien, Kattunfabriken, Bleichereien, Appreturen und Stärkereien	29	46,13	6	7,93	35	44,06
	9. Bekleidungsindustrie						
1.	Fabriken für Hüte, Schirme, Militäreffekten, Schuhwaren usw.	14	23,92	10	8,97	24	32,89
	10. Papierindustrie						
	Fabriken für Papier, Pappen, Pergament, Tapeten, Holzstoff, Strohstoff, Kartonnagen	97	160,59	29	51,13	126	211,72
	11. Lederindustrie						
	Fabriken für Leder	32	51,60	9	13,00	41	64,60
	12. Holzindustrie						
	Fabriken für Holzwaren aller Art. Möbel-, Bürsten und Pinselfabriken. Holzhandel	55	68,60	34	39,09	90	107,69
	13. Nahrungs- und Genußmittel						
1.	Brauereien	490	866,62	129	164,13	619	1030,75
2.	Mälzereien	42	42,06	5	3,21	47	45,27
3.	Sprit- und Preßhefefabriken. Branntweinbrennereien	26	39,50	13	15,47	39	54,97
4.	Getreidemühlen, Brotfabriken, Reismühlen	63	87,62	22	30,68	85	118,30
5.	Zuckerfabriken, Raffinerien	184	210,70	11	19,30	195	229,37
6.	Schokoladen- und Teigwarenfabriken	7	7,28	9	32,32	16	39,60
7.	Konservenfabriken	10	8,16	4	2,96	14	11,12
8.	Zichorienfabriken	7	4,57	3	5,80	10	10,37
9.	Stärkefabriken	9	9,80	1	1,20	10	11,00
10.	Molkereien und Molkereibetriebe	13	1,12	1	0,75	14	1,87
11.	Schmalz, Fett und Margarine, Schlächtereien	12	11,08	8	4,22	20	15,20

	Berufsgruppen	Bestand im Jahre 1901		Gegründet 1901—10		Anzahl der jetzt bestehenden Gesellschaften	Aktienkapital in Mill. Mark
		Zahl	Kapital	Zahl	Kapital		
12.	Fischereien und Fischwarenindustrie	9	9,27	15	16,20	24	25,47
13.	Weinbau und Schaumweinfabriken	9	7,91	6	2,90	15	10,81
14.	Zigarren- und Tabakfabriken	6	6,00	6	11,67	12	17,67
15.	Garten-, Obst- und Baumkultur	7	2,04	1	0,32	8	2,36
	14. Eis- und Wasserwerke	29	57,39	5	1,26	34	58,65
	15. Polygraphisches Gewerbe						
	Druckereien. Buch- und Zeitungsverlag, Kunstanstalten, Buchhandel. Annoncen- und Depeschenbureaus	110	75,58	39	19,97	34	95,55
	16 Gummiwarenindustrie						
1.	Gummi, Guttapercha, Zelluloidwaren	26	50,11	11	1,90	37	52,01
2.	Linoleum	8	22,00	2	3,90	10	25,90

Anlage 21

Verteilung der Gewerbetreibenden auf die Betriebsgrößen 1882, 1895 und 1907

(Nach der Gewerbestatistik)

Im Allgemeinen

1. Es waren durchschnittlich beschäftigt im deutschen Reich Personen in:

Jahr	Allein-betrieben	Betrieben mit ... Personen					
		2 bis 5	6 bis 10	11 bis 50	51 bis 200	201 bis 1000	über 1000
1882	1 430 465	1 839 939	358 457	750 671	704 309	644 819	205 003
1895	1 237 349	1 953 776	572 473	1 329 500	1 362 881	1 114 238	430 286
1907	1 094 921	2 105 361	717 758	1 996 906	2 181 735	1 876 887	879 305

2. Von 1000 erwerbstätigen Personen waren somit beschäftigt in Betrieben mit ... Personen:

Jahr	bis 5	6 bis 50	über 50
1882	551	186	263
1895	399	238	363
1907	295	250	455

Anlage 22

Die wichtigsten Zweige der kapitalistischen Großindustrie (Zahl der beschäftigten Personen)

(Nach der Gewerbestatistik)

Gewerbegruppe (Die römischen Ziffern zeigen die Gewerbegruppen an, wie sie die Reichsstatistik 1907 unterscheidet)	überhaupt			In Betrieben mit . . . . Personen 11—50		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907
III Bergbau, Hütten- und Salinenwesen	430 134	536 289	860 903	23 294	18 772	21 549
IV Industrie der Steine und Erden	349 196	558 286	770 563	98 722	187 736	258 879
V Metallverarbeitung (ausgenommen Kupferschmiederei, Klempnerei, Grobschmiederei, Schlosserei)	212 620	331 950	560 583	49 206	76 593	110 860
VIa Fabrikation von Maschinen und Apparaten	160 813	269 036	55 745	33 052	50 270	84 316
VId Schiffsbau	22 524	35 336	49 842	2 235	3 264	6 065
VIh Herstellung von elektrischen Maschinen usw.	1 690	26 321	142 171	488	5 405	22 770
VII Chemische Industrie	71 777	115 231	172 441	15 244	19 208	25 704
VIII Industrie der Leuchtstoffe, Fette, Öle, Seifen	42 705	57 909	93 010	12 980	20 213	29 337
IX Textilindustrie	910 089	993 257	1 088 280	100 728	120 326	153 217
X Papierindustrie	100 156	152 909	230 925	24 753	38 543	55 490
XIII Industrie der Nahrungs- und Genußmittel:						
a4 Rübenzuckerindustrie	67 288	95 162	37 380	866	528	7 309
a5—11 u. c Verschiedene Nahrungsmittelindustrien	22 898	37 541	60 958	8 341	11 380	14 283
e Getränkeindustrie	113 824	156 358	196 006	25 296	45 273	62 065
f Tabakindustrie	113 396	153 080	203 224	30 117	40 776	57 511
XVIa Bauunternehmung	114 290	364 746	834 202	41 874	104 722	250 661
XVIIc Buchdruckerei, auch Stein- und Metalldruck	60 206	111 394	184 751	24 296	42 500	66 966
Insgesamt	2 793 606	3 994 805	6 042 884	491 492	785 509	1 226 982
Von der Gesamtzahl der Gewerbetätigen in obigen Gewerben waren beschäftigt				17,6 v. H.	19,7 v. H.	20,3 v. H

Gewerbegruppe (Die römischen Ziffern zeigen die Gewerbegruppen an, wie sie die Reichsstatistik 1907 unterscheidet.)	In Betrieben mit . . . . Personen								
	51—200			201—1000			über 1000		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907	1882	1895	1907
III Bergbau, Hütten- und Salinenwesen . .	66 100	62 090	91 897	185 544	206 213	288 602	145 723	242 881	451 552
IV Industrie der Steine und Erden . . .	66 204	147 377	222 540	42 587	87 152	161 758	6 768	15 019	20 076
V Metallverarbeitung (ausgenommen Kupferschmiederei, Klempnerei, Grobschmiederei, Schlosserei)	51 995	101 178	184 181	29 124	69 091	160 136	1 081	12 861	37 771
VI a Fabrikation von Maschinen u. Apparaten	46 787	79 791	153 179	55 516	94 544	197 745	13 176	27 441	94 389
VI d Schiffsbau	2 341	2 555	7 951	7 751	9 071	13 225	7 360	18 079	20 303
VI h Herstellung v. elektrischen Maschinen usw.	153	5 405	24 299	668	4 039	24 978	—	8 523	56 313
VII Chemische Industrie	20 155	28 200	42 864	12 615	28 365	46 002	3 803	14 551	31 441
VIII Industrie der Leuchtstoffe, Fette, Öle, Seifen	9 215	15 759	27 415	4 344	7 242	21 203	—	—	—
IX Textilindustrie	160 790	237 283	318 048	167 935	307 539	368 612	18 983	42 777	47 728
X Papierindustrie	26 294	48 163	74 475	16 823	26 525	56 018	—	2 830	4 239
XIII Industrie der Nahrungs- u. Genußmittel:									
a 4 Rübenzuckerindustrie	32 339	36 210	14 510	33 983	57 047	12 388	—	1 345	2 982
a 5—11 u c Verschiedene Nahrungsmittelindustrien	5 680	11 238	18 897	2 629	7 793	14 179	1 126	1 109	5 007
e Getränkeindustrie	10 236	28 891	43 210	1 483	9 475	16 825	—	—	—
f Tabakindustrie	42 474	62 007	77 518	13 181	15 794	23 482	—	1 441	3 714
XVI a Bauunternehmung	36 468	173 609	327 261	20 235	64 093	183 087	1 509	5 297	20 008
XVII c Buchdruckerei, auch Stein- u. Metalldruck	14 237	31 029	57 420	3 535	11 028	25 240	—	1 341	3 303
Insgesamt	591 468	1 070 785	1 685 665	597 953	1 005 011	1 613 780	199 529	395 495	798 826
Von der Gesamtzahl der Gewerbetätigen in obigen Gewerben waren beschäftigt	21,2 v. H.	26,8 v. H.	27,9 v. H.	21,4 v. H.	25,2 v. H.	26,7 v. H.	7,1 v. H.	9,9 v. H.	13,2 v. H.

Anlage 23

Die Entwickelung der Montanindustrie von 1871 bis 1910

(Stat. Jahrb. für das Deutsche Reich)

A. Bergbau-Industrie

Durchschnittl. jährlich, bzw. im Jahr	Zahl der betriebenen Werke (Haupt- und Nebenbetriebe) (für 1910 Hauptbetriebe)	Mittlere Belegschaft Köpfe	Produktion Menge 1000 Tonnen	Produktion Wert 1000 Mark
Steinkohlen				
1871/75	564	172 074	34 485,4	320 667
1881/85	460	204 664	54 460,8	283 092
1891/95	387	293 367	74 970,1	532 577
1900	338	413 693	109 290,2	966 065
1910	318	621 121	152 827,8	1 526 604
Braunkohlen				
1871/75	827	24 872	9 672,2	33 290
1881/85	645	26 708	14 169,3	38 648
1891/95	601	36 568	22 027,1	55 771
1900	569	50 911	40 498,0	98 497
1910	530	73 095	69 547,3	178 618
Eisenerze				
1871/75	1291	34 128	5 261,8	34 374
1881/85	810	38 156	8 556,8	37 264
1891/95	685	34 947	11 679,2	40 748
1900	738	43 803	18 964,3	77 628
1910	521	46 610	28 709,7	106 809
Summe aller Bergwerkserzeugnisse				
1871/75	3 395	277 878	51 056,9	437 620
1881/85	2 489	329 092	80 230,3	423 360
1891/95	2 325	423 275	112 633,8	707 867
1900	2 470	573 078	174 666,8	1 263 244
1910	1 813	810 832	263 167,3	2 008 708

B. Hütten-Industrie

I. Roheisen

Durchschnittlich jährlich, bzw. im Jahre	Zahl der betriebenen Werke (Haupt- und Nebenbetriebe)	Hochöfen waren		Verhüttete Rohstoffe (Erze, Schlacken, Zuschläge)	Mittlere Belegschaft	Produktion	
		vorhanden	in Betrieb	1000 Tonnen	Köpfe	Menge 1000 Tonnen	Wert 1000 Mk.
1871/75	218	—	—	—	24906	1945,7	181042
1881/85	134	—	—	—	22759	3410,5	175650
1891/95	105	264	211	14613,2	24293	5081,8	229314
1900	108	298	274	24291,8	34743	8520,5	551146
1910	99	347	303	41683,6	45324	14793,6	802851

II. Schweißeisen-Betrieb

Durchschnittlich jährlich, bezw. im Jahr	Zahl der betriebenen Werke	Mittlere Belegschaft Köpfe	Verarbeitetes Eisen 1000 Tonnen
1886/90	275	52607	2156,7
1891/95	227	42593	1679,3
1900	174	38145	1347,7
1910	93	14928	552,8

III. Flußeisen-Betrieb

Durchschnittlich jährlich, bezw. im Jahr	Zahl der betriebenen Werke	Mittlere Belegschaft Köpfe	Verarbeitetes Eisen 1000 Tonnen
1886/90	102	42854	2400,2
1891/95	134	65883	4139,4
1900	189	124665	8372,5
1910	227	188861	15566,1

Anlage 24

Zur Statistik der Spinnerei und Weberei im Jahre 1846

(Nach der preußischen Fabrikentabelle bzw. den Zusammenstellungen von Redens)

I. Baumwollspinnerei. Es gab im Jahre 1846:

im	Spinnereien	mit Feinspindeln	Auf eine Spinnerei entfielen Spindeln
Königreich Preußen	153	170 433	1 114
„ Sachsen*)	132	474 998	3 599
„ Bayern	11	50 533	4 585
„ Württemberg . .	12	33 000	2 750
Großherzogtum Baden . . .	2	18 000	9 000
„ Hessen . . .	1	1 800	1 800
Kurfürstentum Hessen	2	1 500	750
Zollverein	313	750 274	2 397

*) Nach der Aufstellung bei Wiek, Ind.-Zust. Sachsens (1840) S. 118ff. betrug die Zahl der Baumwoll-Spinnereien 133, die der Feinspindeln 508 739; das ergäbe also einen Durchschnitt von 3817 Spindeln pro Betrieb.

II. Wollweberei. Der preußische Staat besaß im Jahre 1846:

	Anstalten	Webstühle mechanische	Webstühle Handstühle	Arbeiter
Tuchfabriken (1849)	798	494	9 570	—
Fabriken wollener und halbwollener Zeuge	294	716	4 110	10 117
Shawls-Fabriken	5	13	43	118
Teppich-Fabriken	20	117	314	1 164
Webstühle als Nebenbeschäftigung (teilweise Hausindustrie)	—	—	4 519	—
Gewerbsweise gehende Stühle = Hausindustrie	—	—	22 967	31 779
Strumpfweberei	—	—	2 135	2 281
Zusammen (ohne Tuchfabriken)	319	846	34 188	45 459

Anlage 24a

Die wichtigsten Zweige der Hausindustrie (nach den Angaben der Hausgewerbetreibenden)

Gewerbearten mit mehr als 1000 hausindustriellen Betrieben im Jahre 1907 (Nach der Gewerbestatistik)

Gewerbearten	Zahl der Betriebe	Zahl der in den Hauptbetrieben beschäftigten Personen	Seit 1895 haben zu- (+) oder abgenommen (−)	
			Betriebe	Personen
Glashütten, Glasveredelung, Glasbläserei v. d. Lampe, Spiegelglas und Spiegelfabrikation	1 631	3 749	+ 777	+ 2 014
Sonstige Verarbeitung unedler Metalle, mit Ausnahme von Eisen und sonstige Erzeugung und Verarbeitung von Metallegierungen	1 027	1 433	+ 569	+ 294
Verfertigung von Stiften, Nägeln, Schrauben, Nieten, Ketten, Drahtseilen usw.	1 510	1 822	+ 228	+ 344
Schlosserei, einschl. Verfertigung von feuerfesten Geldschränken, eisernen Möbeln, eisernen Rolläden	1 022	1 542	— 126	— 1 468
Zeug-, Sensen-, Messer-, Scheren-, Gabel-, Waffenschmiede und -schleifer	4 646	9 374	+ 46	+ 4 206
Zieh- und Mundharmonikafabrikation	1 551	1 960	+ 229	+ 451
Verfertigung von sonstigen musikalischen Instrumenten	1 077	1 934	+ 375	+ 700
Seidenweberei	8 411	13 264	— 6 938	— 5 392
Wollweberei	9 227	13 087	— 10 528	— 14 703
Leinenweberei	13 156	14 216	— 11 387	— 12 075
Baumwollweberei	15 824	21 358	— 11 729	— 11 850
Weberei von gemischten und anderen Waren	5 582	8 325	— 7 207	— 9 117
Strickerei und Wirkerei (Strumpfwarenfabrikation)	20 969	22 069	— 2 292	— 5 693
Häkelei und Stickerei (auch Filetarbeitenverfertigung)	7 135	7 611	+ 1 243	+ 1 748
Spitzenverfertigung, Weißzeugstickerei und Spachtelgardinenfabrikation	13 065	20 375	+ 3 680	+ 5 997
Baumwollbleicherei, -färberei, -druckerei und -appretur	1 227	1 086	+ 869	+ 168
Wäscherei, Bleicherei und Appretur für Spitzen und Weißzeugstickereien	4 145	2 329	+ 3 418	+ 1 776

Posamentenfabrikation	9 616	8 253	— 4 118	— 4 301
Verfertigung von Spielwaren aus Papiermaché	1 666	3 981	+ 718	+ 2 067
Buchbinderei	1 277	1 411	+ 321	— 925
Kartonnagenfabrikation	1 044	1 567	+ 405	+ 358
Riemer und Sattler	2 287	3 753	+ 560	+ 738
Verfertigung von groben Holzwaren	1 981	2 248	— 314	+ 79
Tischlerei und Parkettfabrikation	2 095	3 734	— 3 419	— 9 514
Sonstige Tischlerei, Veredelung u. Vergoldung von nicht näher bez. Holzwaren	1 261	1 840	—	—
Korbmacher und Korbflechter	6 780	10 679	+ 1 182	+ 2 285
Strohhutfabrikation	5 136	4 092	+ 2 606	+ 2 993
Drechslerei, Verfertigung, Veredelung und Vergoldung von Dreh- und Schnitzwaren	2 371	3 552	— 216	— 1 367
Verfertigung von Spielwaren aus Holz, Horn und anderen Schnitzstoffen	1 764	2 971	+ 823	+ 1 154
Bürstenmacher, Verfertigung von Pinseln, Federposen	1 555	1 603	+ 581	+ 208
Tabakfabrikation	15 651	19 435	+ 5 914	+ 3 978
Näherei	25 332	29 261	— 14 086	— 11 589
Schneiderei, Kleiderkonfektion[1])	52 288	78 198	+ 9 346	+ 7 882
Wäschekonfektion[2])	6 526	7 412	+ 5 779	+ 4 809
Fertigstellung, Bekleidung und Ausstattung von Puppen	1 698	2 849	+ 779	+ 1 452
Verfertigung von künstlichen Blumen und Federschmuck	6 537	6 757	+ 4 723	+ 4 816
Handschuhmacher	17 427	14 033	+ 13 536	+ 10 128
Verfertigung von Krawatten und Hosenträgern	2 072	2 484	+ 912	+ 1 000
Schuhmacherei, auch Zeug- und Filzschuhe	16 896	18 617	+ 4 796	— 7 936
Wasch- und Plättanstalten (ausgenommen chemische Waschanstalten), Wäscherinnen, Plätterinnen	1 185	1 424	— 2 466	— 3 518
Sämtliche Zweige der Hausindustrie	315 620	405 262	— 26 937	— 52 722

[1]) Die für 1895 untergelegten Zahlen enthalten nicht die Kleiderkonfektion

[2]) Die für 1895 untergelegten Zahlen enthalten außerdem die Kleiderkonfektion

Anlagen zum dreizehnten Kapitel: Die Landwirtschaft

Anlage 25

Die landwirtschaftlichen Betriebe in den einzelnen

Bezirke	Betriebe überhaupt	bis 2 ha		2 bis 5 ha	
		überhaupt	v. H. der landwirtschaftlich benutzten Fläche	überhaupt	v. H. der landwirtschaftlich benutzten Fläche
Ostpreußen	219 245	114 647	2,2	32 525	4,3
Westpreußen	158 437	86 051	2,7	21 033	4,3
Brandenburg mit Berlin	259 428	150 755	3,6	37 897	5,6
Pommern	177 879	104 946	2,6	19 824	3,2
Posen	204 952	112 956	2,7	25 888	4,2
Schlesien	366 849	183 993	4,5	80 566	10,8
Sachsen	318 678	221 412	6,5	34 676	6,7
Schleswig-Holstein	159 010	97 069	1,9	14 994	3,4
Hannover	370 505	219 185	6,6	67 013	12,5
Westfalen	384 074	286 130	9,6	47 492	14,2
Hessen-Nassau	230 270	137 836	11,3	51 820	22,6
Rheinland	538 453	381 699	11,9	82 742	20,0
Hohenzollern	12 364	4 298	5,3	4 444	24,2
Königreich Preußen	3 400 144	2 100 977	4,8	520 914	8,1
Bayern	669 911	241 642	4,0	162 431	12,9
Sachsen	175 428	100 517	5,1	26 904	9,1
Württemberg	314 829	167 878	9,7	83 752	24,6
Baden	260 170	153 635	14,1	67 977	30,7
Hessen	147 078	93 132	12,4	27 920	21,5
Mecklenburg	115 339	89 603	3,5	9 288	2,9
Oldenburg	65 404	35 737	4,5	13 014	12,7
Braunschweig	62 520	48 966	9,6	5 029	7,5
Anhalt	33 103	26 122	7,2	2 201	5,0
Schweizerische Staaten	168 617	104 946	8,3	25 924	12,2
Lippe und Waldeck	45 075	32 847	12,4	5 734	12,5
Lübeck, Bremen, Hamburg	33 516	30 261	8,2	1 140	5,8
Elsaß-Lothringen	244 948	152 246	11,8	54 049	23,1
Deutsches Reich	5 736 082	3 378 509	5,4	1 006 277	10,4

Anlage 25

Landesteilen nach Größenklassen im Jahre 1907

5 bis 20 ha		20 bis 100 ha		100 und darüber		200 und darüber	
überhaupt	v. H. der landwirtschaftlich benutzten Fläche	überhaupt	v. H. der landwirtschaftlich benutzten Fläche	überhaupt	v. H. der landwirtschaftlich benutzten Fläche	überhaupt	v. H. der landwirtschaftlich benutzten Fläche
43 982	17,6	24 795	38,8	3 296	37,1	1 664	28,2
35 910	23,6	13 431	32,9	2 012	36,5	1 057	28,4
48 239	22,8	20 543	35,2	1 994	32,8	1 298	28,5
38 203	19,7	12 228	23,3	2 678	51,2	1 943	45,4
51 065	27,5	12 738	21,5	2 305	44,1	1 640	39,5
84 662	31,4	14 753	20,6	2 875	32,7	1 754	26,2
45 545	26,7	15 428	34,1	1 617	26,0	814	19,5
25 004	19,7	2 101	59,6	922	15,4	361	9,4
64 386	36,7	19 107	37,6	614	6,6	182	3,3
39 664	37,7	10 550	34,4	238	4,1	74	2,1
36 570	43,7	3 791	16,5	253	5,9	64	2,4
66 403	44,6	7 302	20,3	307	3,2	29	0,5
3 327	49,6	289	19,5	6	1,4	1	0,4
583 160	27,7	175 976	31,3	19 117	28,1	10 881	22,6
224 640	52,1	40 663	28,8	535	2,2	106	0,8
37 690	41,5	9 573	30,5	744	13,8	205	6,1
56 372	46,1	6 710	17,9	117	1,7	27	0,5
36 352	43,0	2 087	9,2	119	3,0	17	1,2
24 469	50,7	1 444	10,9	113	4,5	24	1,7
7 950	7,7	6 959	26,2	1 539	59,7	1 263	55,9
12 273	33,8	4 318	46,2	62	2,8	12	0,9
6 241	29,2	2 089	34,4	195	19,3	87	12,6
3 616	23,8	998	25,8	166	38,2	102	31,5
32 194	45,4	5 146	23,5	407	10,6	105	4,7
4 909	34,3	1 523	33,2	62	7,7	20	3,6
1 202	20,5	875	54,5	38	10,9	10	4,4
34 471	39,4	3 830	19,2	352	6,5	28	1,1
1 065 539	32,7	262 191	29,3	23 566	22,2	12 887	17,5

Anlage 26

Besitzstatistik der 7 östlichen preußischen Provinzen

(Nach J. Conrad)

Zahl der	Größenklasse		überhaupt
	unter 1000 ha	1000 ha und darüber	
Besitzer	9 105	1 882	10 987
Güter	9 952	5 682	15 634
Güter mit mehreren Besitzern	549	275	824
vom Besitzer bewohnten Güter	7 794	1 471	9 265
vom Besitzer nicht bewohnten Güter . .	2 158	4 211	6 369
vom Besitzer selbst bewirtschafteten Güter	6 991	1 441	8 432
verpachteten Güter	1 155	2 045	3 200
administrierten Güter	1 806	2 196	4 002

Anlage 27

Zahl und Fläche der landwirtschaftlichen Betriebe nach Größenklassen in den Jahren 1882, 1895 und 1907

(Statistik des Deutschen Reichs)

Größenklassen	Zahl der Betriebe			Landwirtschaftlich benutzte Fläche ha			Gesamtfläche ha		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907	1882	1895	1907
unter 2 ha	3 061 831	3 236 367	3 378 509	1 825 938	1 808 444	1 731 311	2 159 358	2 415 914	2 492 002
2— 5 „	981 407	1 016 318	1 006 277	3 190 203	3 285 984	3 304 878	3 832 902	4 142 071	4 306 421
5— 20 „	926 605	998 804	1 065 539	9 158 398	9 721 875	10 421 564	11 492 017	12 537 660	13 768 521
20—100 „	281 570	281 767	262 191	9 908 170	9 869 837	9 322 103	12 415 463	13 157 201	12 623 011
über 100 „	24 991	25 061	23 566	7 786 263	7 831 801	7 055 018	10 278 941	11 031 896	9 916 531

Größenklassen	Von 100 Betrieben			Von 100 ha landwirtschaftlich benutzter Fläche			Von 100 ha Gesamtfläche		
	1882	1895	1907	1882	1895	1907	1882	1895	1907
unter 2 ha	58,03	58,23	58,90	5,73	5,56	5,44	5,37	5,58	5,76
2— 5 „	18,60	18,28	17,54	10,01	10,11	10,38	9,54	9,57	9,99
5— 20 „	17,56	17,97	18,58	28,74	29,90	32,74	28,60	28,96	31,95
20—100 „	5,34	5,07	4,57	31,09	30,35	29,28	30,90	30,40	29,28
über 100 „	0,47	0,45	0,41	24,43	24,08	22,16	25,59	25,49	23,01

Anlage 28

Zahl und Umfang der landwirtschaftlichen Besitzungen des Königreichs Preußen im Jahre 1849

(Nach amtlichen Ermittelungen; vgl. von Reden, Erwerbs- und Verkehrsstatistik (1853) S. 66/67)

Staat oder Provinz	Fläche in Magdeburger Morgen	Durchschnittlich kommen auf eine ländliche Besitzung Magdeburger Morgen	Zahl der Besitzungen von											Prozentualer Anteil an der Endsumme aller Besitzungen
			600 Magdeburger Morgen und darüber	Proz. Anteil a. d. Bes. des Landesteils	300 bis 600 Magdeburger Morgen	Proz. Anteil a. d. Bes. des Landesteils	30 bis 300 Magdeburger Morgen	Proz. Anteil a. d. Bes. des Landesteils	5 bis 30 Magdeburger Morgen	Proz. Anteil a. d. Bes. des Landesteils	unter 5 Magdeburger Morgen	Proz. Anteil a. d. Bes. des Landesteils	Gesamtzahl der Besitzungen	
Provinz Pommern . .	12 345 400	166	2 275	3,05	1 317	1,76	24 808	33,27	21 489	28,82	24 677	33,10	74 566	4,17
" Preußen . .	25 316 100	153	3 456	2,08	4 232	2,55	82 677	49,91	34 987	21,13	40 307	24,33	165 659	9,25
" Posen . . .	11 529 800	123	2 445	2,61	956	1,00	44 852	47,97	27 190	29,08	18 083	19,34	93 532	5,22
" Brandenburg.	15 708 200	115	1 877	1,38	1 754	1,29	45 346	33,23	36 635	26,85	50 827	37,25	136 439	7,62
" Schlesien . .	15 940 300	64	2 323	0,93	1 241	0,50	43 503	17,40	92 882	37,15	110 040	44,02	249 989	13,97
" Sachsen . .	9 899 100	56	835	0,48	1 153	0,66	36 399	20,80	57 274	32,72	79 345	45,34	175 006	9,77
" Westfalen . .	7 907 600	38	594	0,29	1 447	0,69	45 836	21,98	68 096	32,65	92 579	44,39	208 552	11,66
" Rheinland .	10 468 800	15	886	0,13	1 362	0,19	46 523	6,78	181 669	26,48	455 835	66,42	686 275	38,34
Ganzer Staat . . .	109 115 300	61	14 691	0,82	13 462	0,75	369 950	20,67	520 222	29,06	871 693	48,70	1 790 018	100,00

Anlage 29

Die Steigerung der Ernteerträge im neunzehnten Jahrhundert

Es wurden in der Rheinprovinz geerntet:

im Durchschnitt der Jahre:

	1829 und 1833			1899/1900	
Weizen	76 400,9	Tonnen	Weizen	194 372	Tonnen
Spelz	16 097,2	"	Spelz	3 069,5	"
Roggen	224 808,8	"	Roggen	420 489,0	"
Gerste	57 278,2	"	Gerste	61 560,5	"
Hafer	167 701,0	"	Hafer	463 443,5	"
Kartoffeln	18 035 192	Scheffel	Kartoffeln	2 124 772,5	"
Futterkräuter	11 010 012	?	Wiesenheu	813 685	"

NB. Die Ziffern für 1829/1833 aus v. Reden, Erwerbstatistik, S. 92. Diejenigen für 1899/1900 aus dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich.

Nach der amtlichen Ernteertragsstatistik für das Deutsche Reich wurden geerntet im Durchschnitt der Jahre (berechnet):

	1878—1880 Gesamtmenge Tonnen (zu 1000 kg)	1878/1879 auf dem Hektar dz	1898—1900 Gesamtmenge Tonnen (zu 1000 kg)	1899/1900 auf dem Hektar dz	1910 Gesamtmenge Tonnen (zu 1000 kg)	1901/1910 auf dem Hektar dz
Weizen	2 410 386	13,5	3 765 407	18,9	3 861 479	19,6
Roggen	5 811 542	10,6	8 752 875	14,6	10 511 160	16,3
Gerste	2 176 067	13,6	2 938 390	18,1	2 902 938	19,0
Hafer	4 510 874	12,5	6 909 579	17,2	7 900 376	18,3
Kartoffeln	20 654 539 (1879/1880)	71,1	38 597 376	124,5	43 468 395	135,1
Spelz	467 528	11,6	485 531	14,7	387 931	14,7
Wiesenheu	20 319 939	38,3	24 264 615	39,7	28 250 115	42,6

Anlage 30

Die Vermehrung des Viehstandes von 1860—1907

(Statist. Jahrbuch für das Deutsche Reich)

Es wurden gezählt:

	Pferde	Rindvieh	Schafe	Schweine
Anfang der 1860er Jahre	3 193 700	14 999 200	28 016 800	6 462 600
1873	3 352 231	15 776 702	24 999 406	7 124 088
1883	3 522 545	15 786 764	19 189 715	9 206 195
1892	3 836 256	17 555 694	13 589 612	12 174 288
1897	4 038 485	18 490 772	10 866 772	14 274 557
1900	4 184 099	19 001 106	9 672 143	16 758 436
1907	4 345 047	20 630 544	7 703 710	22 146 532

Anlage 31

Besitzwechsel einer Anzahl Rittergüter in den Jahren von 1835 bis 1864 bzw. 1885

(Aus meinem Kapitalismus Band II, Kap. 5)

In den preußischen Provinzen Kur- und Neumark, Ostpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Sachsen, Westfalen betrug die Zahl der Rittergüter 11 771.

Diese unterlagen in dem Zeitraume von 1835—1864

Vererbungen	7 903
Freiwilligen Verkäufen	14 404
Notwendigen Subhastationen . . .	1 347
Mithin Besitzveränderungen überhaupt	23 654

d. h. 200,9 %, wovon, wie ersichtlich, weit über die Hälfte freiwillige Besitzveränderungen sind. Von den größeren Gütern Ostpreußens gehörten 1885 nur 154 oder 12,8 % zum „alten" Grundbesitz, d. h. waren länger als 50 Jahre in einer Familie. also hatten seit 1835 77,2 % ihren Besitzer gewechselt.

Anlage 32

Ländliche Verschuldungsstatistik für das Königreich Preußen

A) Übersicht der Grundeigentümer im Osten und Westen der Monarchie (Preußen) mit mindestens 60 Mk. Grundsteuer Reinertrag nach Verschuldungsgruppen für das Jahr 1902

(Mitgeteilt im Stat. Jahrb. f. d. preuß. Staat 1910)

	Östliche Landesteile	Westliche Landesteile
Grundeigentümer überhaupt	270 858	357 018
Davon mit Schulden	251 692	192 736
Davon mit mehr als 50 % Schulden vom Gesamtvermög.	78 992	31 621
Davon in der Grundsteuerreinertrags-Klasse von Mk.:		
60–90	12 791	3 807
90–300	36 556	13 069
300–1500	22 781	11 315
1500 und mehr	6 864	3 430

B) Verschuldung berechnet im Verhältnis zum Vermögen

(Stat. Jahrb. f. d. preuß. Staat 1912)

Grundsteuerreinertragsklasse	Schulden in Millionen Mk.	Schulden machen aus vom Bruttovermögen
60–90 Mk.	227,00	18,5 %
90–150 „	446,01	20,1 „
150–300 „	833,05	21,6 „
300–750 „	1339,07	22,8 „
750–1500 „	1025,24	26,5 „
1500–3000 „	906,47	33,1 „
3000 Mk. und mehr	2755,20	31,4 „

Anlagen zum vierzehnten Kapitel: Die deutsche Volkswirtschaft und der Weltmarkt

Anlage 33

Die Entwicklung des Welthandels von 1830—1910*)

Länder	in Millionen Mark								1910		
	1830	1840	1850	1860	1870	1880	1890	1900	Einf.	Ausf.	Zusammen
Großbritannien und Irland	1760	2260	3 380	6 360	9 180	12 122	13 978	16 635	11 719,7	8 779,9	20 499,6
Frankreich	740	1320	1 500	3 340	4 540	7 414	6 634	7 133	5 738,7	4 987,0	10 725,7
Deutschland	660	1120	2 100	3 200	4 240	5 976	7 472	10 376	8 934,1	7 474,7	16 408,8
Rußland	400	500	640	920	2 000	2 420	1 903	2 723	2 342,3	3 130,1	5 472,4
Österreich-Ungarn	320	440	580	1 020	1 660	2 688	2 349	3 091	2 424,9	2 055,8	4 480,7
Italien	220	340	520	920	1 480	1 322	1 930	2 431	2 596,8	1 664,0	4 260,8
Spanien / Portugal	220	280	400	600	820	1 080	1 692	1 624	776,9	764,7	1 541,6
									315,5	162,1	477,6
Niederlande	320	540	880	1 120	1 420	2 420	4 014	6 132	5 497,3	4 455,4	9 952,7
Belgien	280	400	700	960	1 280	2 320	2 518	3 351	3 312,8	2 637,2	5 950,0
Schweden und Norwegen	160	240	340	600	840	1 100	1 138	1 574	1 208,0	984,9	2 192,9
Verein. St. von Amerika	500	860	1 280	2 740	3 420	6 180	7 011	8 565	6 491,9	7 182,4	13 680,3
Südamerika	280	440	760	1 290	1 700	2 020	4 134	4 893	2 659,4	3 074,3	5 733,7
Britische Kolonien	580	1240	1860	3 800	4 820	7 240	6 490	10 743	7 339,3	7 824,1	15 163,4
In diesen Ländern zusammen	6 440	9 980	14 540	26 810	37 420	54 302	61 182	79 301	61 363,6	55 176,6	116 540,2

*) Die Ziffern (für 1830—1880 aus Scherzer: Das wirtschaftliche Leben der Völker [1885]; für 1890 und 1900 aus Neumann-Spallart-Juraschek bezw. Hübner-Juraschek; für 1910 aus dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich) sind namentlich für die frühere Zeit nur als Annäherungswerte zu betrachten.

Anlage 34

Der deutsche Außenhandel vor siebzig Jahren (Nach Dieterici)

I. Die hauptsächlichsten Einfuhrgegenstände. Mehreinfuhr

Laufende Nummer	Benennung der Objekte	Quantitäten	Angenommener Durchschnittspreis Rtlr.	Geldwert in Reichstalern		Prozentsatz der Gesamtsummen für 1937/39	der wichtigsten Objekte des preuß. Staates allein für 1829/31
1.	Baumwollen Garn (weißes, ungezwirntes)	319 000 Zt.	50	. . . . .	15 950 000	22,79	15,43
2.	Zucker	1 012 000 „	10	. . . . .	10 120 000	14,46	19,23
3.	Kaffee	556 000 „	18	. . . . .	10 008 000	14,30	12,55
4.	Drogerie- u. Apothekerwaren	507 000 „	8	. . . . .	4 056 000	5,79	—
5.	Rohe Baumwolle	173 000 „	20	. . . . .	3 460 000	4,94	2,54
6.	Häute und Felle	137 000 „	25	. . . . .	3 425 000	4,89	5,21
7.	Eisen, Kupfer, Messing:						
	a) Roh- und Schieneneisen .	445 000 „	5	2 225 000			
	b) Geschmied. Eisen, Blech, Draht	23 000 „	12	276 000			
	c) Kupfer und Messing . .	30 000 „	30	900 000			
					3 401 000	4,86	—
8.	Indigo	21 000 „	150		3 150 000	4,50	—
9.	Südfrüchte usw.: a) Frische u. getrocknete Südfrüchte . .	132 000 „	10	1 320 000			
	b) Reis	97 000 „	8	776 000			
	c) Gewürze	42 000 „	15	630 000			
	d) Tee	3 500 „	70	245 000			
					2 971 000	4,25	4,79
10.	Seide: a) Rohe Seide . . .	5 700 „	400	2 280 000			
	b) Gefärbte und ungefärbte Seide	700 „	600	420 000			
					2 700 000	3,86	9,77
11.	Vieh: a) Pferde	33 000 St.	50	1 650 000			
	b) Rindvieh	4 700 „	30	1 410 000			
	c) Schweine	278 200 „	2	556 400			
	d) Schafe	114 400 „	$1^1/_2$	171 600			
					2 519 000	3,60	4,13
12.	Tabak: Tabaksblätter . . .	157 000 Zt.	15	2 355 000			
	Davon ab Mehrausfuhr an Tabakfabrikaten	21 000 „	20	420 000			
				bleiben	1 935 000	2,76	5,14
13.	Tran	189 000 „	10		1 890 000	2,70	2,06
14.	Heringe	187 000 t	10		1 870 000	2,67	2,82
15.	Wein und Most	85 000 Zt.	12		1 020 000	1,46	4,92
16.	Flachs, Werg, Hanf, Heede .	57 000 „	10		570 000	0,81	0,91
17.	Butter und Käse: a) Butter .	7 000 „	18	126 000			
	b) Käse	32 000 „	12	384 000	510 000	0,73	2,24
18.	Verschiedene andere Objekte .				445 000	0,63	—
				Summe	70 000 000	100,00	—

II. Die hauptsächlichsten Ausfuhrgegenstände. Mehrausfuhr

Laufende Nummer	Benennung der Objekte	Quantitäten Zentner	Angenommener Durchschnittspreis Rtlr.	Geldwert in Reichstalern		Prozentsatz der Gesamtsummen für 1837/39	der wichtigsten Objekte des preuß. Staates allein für 1826/31
1.	Baumwollen Garn und Waren:						
	a) Baumwollen Garn (gezwirnt, gebleicht, gefärbt)	14 000	100	1 400 000	. . . . . .	2,00	—
	b) Baumwollene Waren .	72 000	200	14 400 000	. . . . . .	20,58	3,58
					15 800 000	22,58	—
2.	Getreide, Hülsenfrüchte, Sämereien und Mühlenfabrikate	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	13 238 500	18,91	20,44
3.	Wollene Waren	44 500	200		8 900 000	12,71	17,71
4.	Leinwand:						
	a) Packleinwand	31 000	8	248 000			
	b) Gebleichte Leinwand .	84 000	100	8 400 000			
					8 648 000	12,35	21,23
5.	Waren aus Eisen, Kupfer, Messing, Zink	. . . . . .	. . . .	. . . . . .	4 206 000	6,01	—
6.	Holz und Holzwaren . . .				3 923 900	5,61	1,56
7.	Seidene u. halbseidene Waren:						
	a) Seidene Waren . . .	2 700	1200	3 240 000			
	b) Halbseidene Waren . .	1 300	400	520 000			
					3 760 000	5,37	13,12
8.	Kurze Waren	18 900	150		2 835 000	4,05	—
9.	Töpferwaren				2 385 000	3,41	—
10.	Bier und Branntwein . . .	158 000	8		1 264 000	1,81	—
11.	Rohe Schafwolle	16 600	70		1 162 000	1,66	11,59
12.	Instrumente aller Art . . .	5 300	200		1 060 000	,51	—
13.	Glas und Glaswaren:						
	a) Grünes Glasgeschirr .	23 700	10	237 000			
	b) Weißes „ .	1 700	30	51 000			
	c) Glas in Verbindung mit unedlen Metallen . .	7 900	80	632 000			
					920 000	1,32	—
14.	Steinkohlen	5 100 000	1/6		850 000	1,21	—
15.	Leder und Lederwaren . .				800 000	1,14	—
16.	Verschiedene andere Objekte .				247 600	0,35	
				Summe	70 000 000	100,00	—

Anlage 35

Der deutsche Außenhandel in der Gegenwart

1. Anteil der wichtigsten Waren am Spezialhandel 1910

a) Einfuhr

Warengattung	Wert in Millionen Mark	% der Werte	Warengattung	Wert in Millionen Mark	% der Werte
Baumwolle, rohe	560,9	6,3	Maschinen aller Art	83,5	0,9
Schafwolle, roh, gekrempelt usw.	389,8	4,4	Reis	80,3	0,9
Weizen	377,3	4,2	Gold, gemünzt		
Gerste	310,0	3,5	Wolle, gekämmte	79,6	0,9
Kautschuk u. Guttapercha	270,4	3,0	Erdöl	73,7	0,8
Gold, roh, auch in Barren			Kalbfelle	73,3	0,8
Kupfer, rohes	216,2	2,4	Braunkohlen	70,3	0,8
Rindshäute	204,0	2,3	Mais	61,6	0,7
Pelztierhäute und -felle	190,1	2,1	Wein in Fässern	59,5	0,7
Palmkerne, Kopra usw.	178,6	2,0	Baumwollenwaren	56,6	0,6
Kaffee, roher	176,5	2,0	Därme, Magen, Blasen	53,9	0,6
Eier von Geflügel, Eigelb	167,1	1,9	Klee-, Luzerne-, Serradellasaat	51,0	0,6
Eisenerze	161,3	1,8	Federvieh, lebendes	50,9	0,6
Steinkohlen	157,8	1,8	Schaf- und Ziegenfelle rohe behaarte	50,0	0,6
Rohseide, ungefärbt	146,7	1,6	Fische, frische	47,8	0,5
Bau- und Nutzholz, gesägt Kanthölzer usw.	139,1	1,6	Hafer	47,2	0,5
Chilesalpeter	133,5	1,5	Seidenwaren	47,1	0,5
Wollengarn	119,9	1,3	Kakaobohnen	45,4	0,5
Kleie, Malzkeime, Reisabfälle usw.	114,9	1,3	Zinn, rohes, Bruchzinn	43,8	0,5
Bau- und Nutzholz, roh	113,7	1,3	Obst und Beeren zum Genusse, frisch	43,7	0,5
Pferde	109,4	1,2	Jute	42,6	0,5
Tabakblätter, umbearbeitet	104,1	1,2	Roggen	42,5	0,5
Baumwollengarn	102,1	1,1	Flachs, roh, gebrochen usw.	41,7	0,5
Leinsaat	100,8	1,1	Sesam	41,2	0,5
Schmalz und schmalzartige Fette	94,9	1,1	Raps, Rübsen	40,1	0,4
Ölkuchen	92,8	1,0	Baumwollabfälle	39,9	0,4
Milchbutter	92,0	1,0	übrige Waren	2743,0	30,7

Gesamteinfuhr: 8934,1 Millionen Mark = 100 %.
Edelmetalle: 375,9 „ „

b) Ausfuhr

Warengattung	Wert in Millionen Mark	% der Werte	Warengattung	Wert in Millionen Mark	% der Werte
Maschinen aller Art . . .	500,4	6,7	Eisenbahnschienen . . .	54,3	0,7
Baumwollenwaren . . .	365,1	4,9	Weizen	51,5	0,7
Steinkohlen	323,3	4,3	Platten und Bleche aus schmiedbarem Eisen . .	50,2	0,7
Wollenwaren	263,3	3,5	Farbendruckbilder, Kupferstiche usw.	49,6	0,7
Zucker	194,5	2,6	Kautschuk u. Guttapercha	49,0	0,7
Seidenwaren	183,4	2,5	Lederwaren, feine . . .	48,0	0,6
Pelztierhäute und -felle .	168,8	2,3	Telegraphenkabel . . .	47,4	0,6
Eisenwaren, feine . . .	165,3	2,2	Luppeneisen, Rohschienen, Ingots	45,0	0,6
Leder, lack., gefärbt. usw. .	132,1	1,8	Roheisen	45,0	0,6
Anilin- und andere Teerfarbstoffe.	125,8	1,7	Wolle, gekämmte . . .	44,9	0,6
Roggen	111,8	1,5	Klaviere usw.	44,2	0,6
Gold, gemünzt			Schafwolle, roh, gekrempelt usw.	43,3	0,6
Eisenwaren, feine . . .	86,5	1,2	Gold- und Silberwaren .	43,2	0,6
Spielzeug aller Art . . .	86,1	1,1	Weizenmehl	43,2	0,6
Koks	84,9	1,1	Zink, rohes; Bruchzink usw.	40,5	0,5
Wollengarn	77,5	1,0	Indigo	39,6	0,5
Kleider und Putzwaren aus Baumwolle, Wolle usw.; Leibwäsche, wollene; Korsette	73,9	1,0	Chlorkalium	39,2	0,5
Fahrräder, Fahrradteile .	72,6	1,0	Porzellan usw., farbig, vergoldet usw.	38,8	0,5
Rindshäute	66,2	0,9	Zellstoff (Cellulose) usw. .	32,6	0,4
Kupfer-, Messing- usw. Waren, feine	63,7	0,8	Artilleriezündungen, Patronen	28,2	0,4
Bücher, Karten, Musikalien	62,2	0,8	Lumpen	28,1	0,4
Baumwolle, rohe	61,9	0,8	Ölkuchen, Ölkuchenmehl .	27,0	0,4
Hafer.	60,9	0,8	Waren, grobe, aus weichem Kautschuk	27,7	0,4
Eisendraht	59,5	0,8	Bier	24,6	0,3
Eisen, schmiedbares, in Stäben usw	57,2	0,8	Silber, roh, auch in Barren	.	.
Eck- und Winkeleisen . .	56,7	0,8	Kalbfelle	18,9	0,3
Baumwollengarn, auch Vigognegarn	54,8	0,7	übrige Waren	2911,4	38,9

Gesamtausfuhr: 7474,7 Millionen Mark = 100%
Edelmetalle: 169,5 „ „

2. Anteil der wichtigsten Länder am Spezialhandel 1910

a) Einfuhr

Länder der Herkunft	Wert in Millionen Mark	% der Werte	Länder der Herkunft	Wert in Millionen Mark	% der Werte
Rußland	1 386,6	15,5	Japan	36,8	0,4
Vereinigte Staaten von			Ceylon	35,4	0,4
Amerika	1 187,6	13 3	Bolivien	29,6	0,3
Großbritannien	766,6	8,6	Uruguay	28,6	0,3
Österreich-Ungarn . . .	759,2	8,5	Kamerun	23,5	0,3
Frankreich	508,8	5,7	Togo	3,2	0,0
Britisch-Indien usw. . .	404,0	4,5	Finnland	26,2	0,3
Argentinien	357,2	4,0	Belgisch Kongo	25,3	0,3
Belgien	325,6	3,6	Mexiko	23,7	0,3
Australischer Bund . . .	267,9	3,0	Türkei in Europa . . .	22,0	0,2
Neu-Seeland	5,1	0,1	Portugal	21,8	0,2
Übriges Britisch Australien	8,7	0,1	Griechenland	21,3	0,2
Brasilien	278,9	3,1	Algerien	20,5	0,2
Italien	274,5	3,1	Guatemala	19,0	0,2
Niederlande	258,5	2,9	Serbien	17,9	0,2
Niederländisch-Indien usw.	187,5	2,1	Venezuela	15,8	0,2
Schweiz	173,9	1,9	Portugiesisch Westafrika .	15,3	0,2
Schweden	163,8	1,8	Peru	14,5	0,2
Dänemark	158,1	1,8	Französisch Westafrika .	14,3	0,2
Chile	154,6	1,7	Columbien	13,0	0,1
Spanien	140,2	1,6	Panama	0,5	0,0
Britisch Westafrika . . .	108,3	1,2	Übriges Britisch Amerika	13,2	0,2
China	94,7	1,1	Madagaskar	11,8	0,1
Ägypten	93,6	1,1	Siam	11,5	0,1
Rumänien	68,9	0,8	Deutsch Ostafrika . . .	10,8	0,1
Britisch Südafrika . . .	59,4	0,7	Ecuador	10,7	0,1
Norwegen	49,7	0,6	Canada	10,6	0,1
Britisch Malakka usw. . .	45,6	0,5	Übrige Länder	104,7	1,2
Türkei in Asien	45,1	0,5			

Gesamteinfuhr: 8934,1 Millionen Mark = 100 %
Edelmetalle: 375,9 " "

b) Ausfuhr

Länder der Herkunft	Wert in Millionen Mark	% der Werte	Länder der Herkunft	Wert in Millionen Mark	% der Werte
Großbritannien	1102,0	14,7	Canada	36,6	0,5
Österreich-Ungarn . . .	821,6	11,0	Ägypten	34,2	0,5
Vereinigte Staaten von Amerika	632,8	8,5	Portugal	33,0	0,4
			Türkei in Asien	31,4	0,4
Rußland	547,1	7,3	Uruguay	28,4	0,4
Frankreich	543,4	7,3	Cuba	22,3	0,3
Niederlande	498,7	6,7	Deutsch Südwestafrika .	19,4	0,3
Schweiz	452,6	6,0	Serbien	19,1	0,3
Belgien	390,7	5,2	Bulgarien	19,0	0,2
Italien	323,5	4,3	Britisch Westafrika . . .	15,2	0,2
Argentinien	240,2	3,2	Griechenland	15,1	0,2
Dänemark	224,7	3,0	Deutsch Ostafrika . . .	13,1	0,2
Schweden	190,5	2,5	Peru	12,8	0,2
Brasilien	121,7	1,6	Columbien	9,5	0,1
Norwegen	119,9	1,6	Panama	2,6	0,0
Britisch-Indien usw. . .	89,8	1,2	Kamerun	8,7	0,1
Japan	89,3	1,2	Togo	2,6	0,0
Finnland	73,8	1,0	Britisch Malakka usw. .	10,2	0,1
Türkei in Europa . . .	73,3	1,0	Portugiesisch Ostafrika .	8,3	0,1
Spanien	71,6	1,0	Philippinen usw. . . .	7,7	0,1
Ausstralischer Bund . . .	63,3	0,8	Bolivien	7,4	0,1
Neu-Seeland	6,0	0,1	Venezuela	6,7	0,1
Übriges Britisch Ausstralien	0,6	0,0	Portugiesisch Westafrika .	5,1	0,1
China	66,5	0,9	Marokko	4,9	0,1
Rumänien	65,7	0,9	Französisch Westafrika .	4,5	0,1
Chile	64,8	0,9	Ecuador	4,5	0,1
Britisch Südafrika . . .	54,0	0,7	Siam	4,3	0,1
Niederländisch Indien usw.	49,8	0,7	Honkong	4,0	0,0
Mexiko	46,9	0,6	Übrige Länder	59,4	0,8

Gesamtausfuhr: 7474,7 Millionen Mark = 100%
Edelmetalle: 169,5 " "

Anlage 36

Unterlagen zu dem Problem der sinkenden Exportquote:

Im Durchschnitt der Jahre	1880-1885	1886-1891	1892-1894	1895-1899	1900-1904	1905-1908
1 Steinkohlen:						
Produktion (1000 t) . .	53 213	65 846	73 988	90 773	112 551	137 319
Mehrausfuhr (1000 t) . .	5 975	5 364	4 827	6 715	9 571	8 730
Anteil der Mehrausfuhr an der Produktion (%) . .	11,2	8,1	6,5	7,4	8,5	6,4
2. Zink:						
Produktion (1000 t) . . .	115	135	142	152	175	232
Mehrausfuhr (1000 t) . .	52	54	45	33	38	37
Anteil der Mehrausfuhr an der Produktion (%) . .	45,3	40,2	31,3	21,3	21,8	15,9
3. Abraumsalze:						
Produktion (1000 t) . . .	—	1 182	1 507	1 990	3 517	—
Mehrausfuhr (1000 t) . .	—	142	184	316	518	—
Anteil der Mehrausfuhr an der Produktion (%) . .	—	12,0	12,2	15,9	14,7	—
4. Chlorkalium:						
Produktion (1000 t) . . .	—	131	137	179	282	440
Mehrausfuhr (1000 t) . .	—	73	80	86	121	169
Anteil der Mehrausfuhr an der Produktion (%) . .	—	56,0	58,6	47,9	42,9	38,4
5. Baumwollwaren:						
Mutmaßliche Produktion von Geweben (1000 t) .	146	200	228	282	316	—
Mehrausfuhr v. Baumwollwaren (1000 t)	21	26	30	31	38	—
Anteil der Mehrausfuhr an der Produktion von Baumwollwaren (%) .	14,4	13,9	13,3	10,8	11,9	—
6 Wollwaren:						
Mutmaßliche Produktion Wollwaren (1000 t) . .	57	72	84	92	85	—
Mehrausfuhr von Wollwaren (1000 t) . . .	21	27	27	28	29	—
Anteil der Mehrausfuhr an d. Prod. v. Wollwaren (%)	37,6	37,4	32,5	31,0	33,9	—

7. Für die Crefelder Samt- und Seidenwaren ergeben sich folgende Exportquoten:

1880—1885	65,7	1895—1899	50,8%
1886—1891	60,7	1900—1904	45,2%
1892—1894	56,2	1905—1908	39,2%

Anlagen zum vierten Buch

Anlage 37

Statistik der preußischen Einkommen und Vermögensverhältnisse

I.

(Nach der Statistik des Preuß. Finanzministeriums)

Im ganzen preußischen Staate bezogen ein Einkommen von weniger als 900 Mark:

1892 = 70,27 % aller Zensiten
1900 = 62,41 % „ „
1910 = 42,84 % „ „

Einkommen zwischen 900 und 3000 Mark bezogen:

1892/93	2 118 969 Zensiten	= 81,89 %	aller Zensiten
1900	2 963 213 „	= 87,74 %	„ „
1910	5 537 741 „	= 88,73 %	„ „

Es waren veranlagt Zensiten (physische Personen) mit einem Einkommen von:

	900 bis 1050 Mark	1050 bis 1200 Mark	1200 bis 1350 Mark	1350 bis 1500 Mark	1500 bis 1650 Mark
1892	658 811	437 003	234 756	193 459	123 133
1900	999 270	591 483	345 466	265 876	152 310
1910	1 341 497	1 111 000	804 709	679 904	436 897

	1650 bis 1800 Mark	1800 bis 2100 Mark	2100 bis 2400 Mark	2400 bis 2700 Mark	2700 bis 3000 Mark
1892	120 331	128 037	106 087	71 024	46 328
1900	150 541	160 619	132 910	97 307	67 431
1910	359 516	326 167	233 807	145 090	99 154

II.

Entwicklung der Vermögensverhältnisse

Es haben sich vermehrt in der Zeit von 1895 bis 1911:

in den Gruppen	die Zensiten um	die Zensiten in %	das Vermögen um Mark	das Vermögen in %
6 000 bis 100 000	555 901	52,8	11 941 780 000	46,8
100 000 „ 500 000	49 291	56,9	10 017 538 000	59,0
500 000 „ 1 000 000	5 425	64,77	3 889 236 000	65,27
1 000 000 „ 2 000 000	2 487	72,52	3 553 898 000	72,43
2 000 000 und mehr	1 598	87,46	9 524 624 000	109,21

Die Zahl der Zensiten und das Durchschnittsvermögen pro Kopf beliefen sich

in den Gruppen	1895 Zensiten	1895 Vermögen	1911 Zensiten	1911 Vermögen
6 000 bis 100 000	1 052 149	24 252	1 608 050	23 295
100 000 „ 500 000	86 552	196 279	135 843	198 802
500 000 „ 1 000 000	8 375	711 475	13 800	713 612
1 000 000 „ 2 000 000	3 429	1 430 700	5 916	1 430 200
2 000 000 und mehr	1 827	4 762 312	3 425	5 321 400

Anlage 38

Statistik der deutschen Gewerkschaftsbewegung

(Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich)

I.

Verteilung aller „organisierten“ Arbeiter unter die einzelnen Organisationen

	Mitgliederzahl Ende 1910
Freie Gewerkschaften	2 128 021
Christliche Gewerkschaften	316 115
Hirsch-Dunkersche Gewerkschaften	122 571
Unabhängige Vereine	705 942
Vaterländische Arbeitervereine	33 284
Gelbe Arbeiterverbände und Werkvereine	79 991
Konfessionelle Arbeiter- und Arbeiterinnenvereine	653 490

II.

Die „freien" Gewerkschaften

Jahr	Zentral-verbände	Mitgliederzahl im Jahresdurchschnitt		Einnahmen		Ausgaben		Vermögensbestand der Zentralverbände
		insgesamt	davon weibliche	in Verbänden	Mark	in Verbänden	Mark	Mark
1891	62	277 659	—	49	1 116 588	47	1 606 534	425 845
1910	53	2 017 298	161 512	57	64 372 190	57	57 926 566	52 575 505

Von den 58 Millionen wurden verausgabt im Jahre 1910 für	Organisationen	Mark
Arbeitslosenunterstützung	39	6 075 522
Reiseunterstützung	38	1 015 984
Umzugsunterstützung	32	316 452
Notfallunterstützung	46	548 567
Arbeitsunfähigen- (Kranken-), Invalidenunterstützung, Beihilfe in Sterbefällen	48	10 417 476
Streikunterstützung: im Berufe	46	19 068 972
Streikunterstützung: für andere Gewerkschaften und Ausland	40	534 633
Gemaßregeltenunterstützung	39	809 738
Rechtsschutz	48	330 322
Stellenvermittlung	17	78 512
Bibliotheken und Unterrichtskurse	41	319 602
Statistiken	17	83 762
Druckschriften, Broschüren usw.	42	463 012
Verbandsorgan	53	2 203 360
Agitation	51	2 503 994
Konferenzen und Generalversammlungen	49	628 808
Sonstige Ausgaben (einschl. Prozeßkosten)	51	2 093 237
Beitrag an die Generalkommission	51	292 447
Beiträge an Kartelle, Sekretariate und intern Verbindungen	48	1 044 730
Verwaltungskosten der Hauptkasse: persönliche	53	1 019 338
Verwaltungskosten der Hauptkasse: sächliche	52	671 264
Verwaltungskosten der Lokal- und Gaukassen	50	7 406 834

III.

Gesamtübersicht der Unterstützungsleistungen und Gesamtausgaben im Jahre 1910 nach den einzelnen Unterstützungsarten

Verbände	Arbeitslosenunterstützung Mark	Reiseunterstützung Mark	Umzugsunterstützung Mark	Streikunterstützung Mark	Gemaßregeltenunterstützung Mark	Sonstige Unterstützungsausgaben Mark	Summe der Unterstützungsausgaben Mark	Summe der Gesamtausgaben Mark
Freie Gewerkschaften .	6 075 522	1 015 984	316 452	19 603 605	809 738	[1]) 10 966 043	38 787 344	57 936 566
Hirsch-Dunker.-Gewerkverein	230 756	19 519	23 647	339 927 (Streik- und Gemaßregeltenunterstützung zusammen)		[2]) 1 025 362	1 639 211	2 817 680
Christl. Gewerkschaften	168 461 (Arbeitslosen- und Reiseunterstützung zusammen)		—	1 239 500		[3]) 871 058	2 279 019	4 916 270

[1]) Davon Arbeitsunfähigen- (Kranken-) Unterstützung 9 028 693 Mark, Invalidenunterstützung 504 771 Mark, Beihilfe in Sterbefällen 884 012 Mark, Notfallunterstützung 548 567 Mark. — [2]) Davon 20 661 Mark Notfallunterstützung, 1 004 701 Mark Unterstützung bei Kranken- und Sterbefällen und Invalidität. — [3]) Davon 634 469 Mark Krankengeld, 205 013 Mark Sterbegeld, 31 576 Mark sonstige Unterstützungen.







